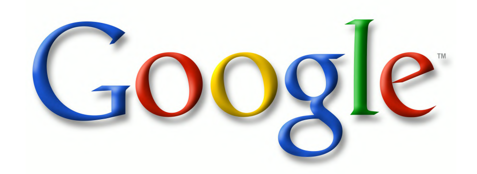
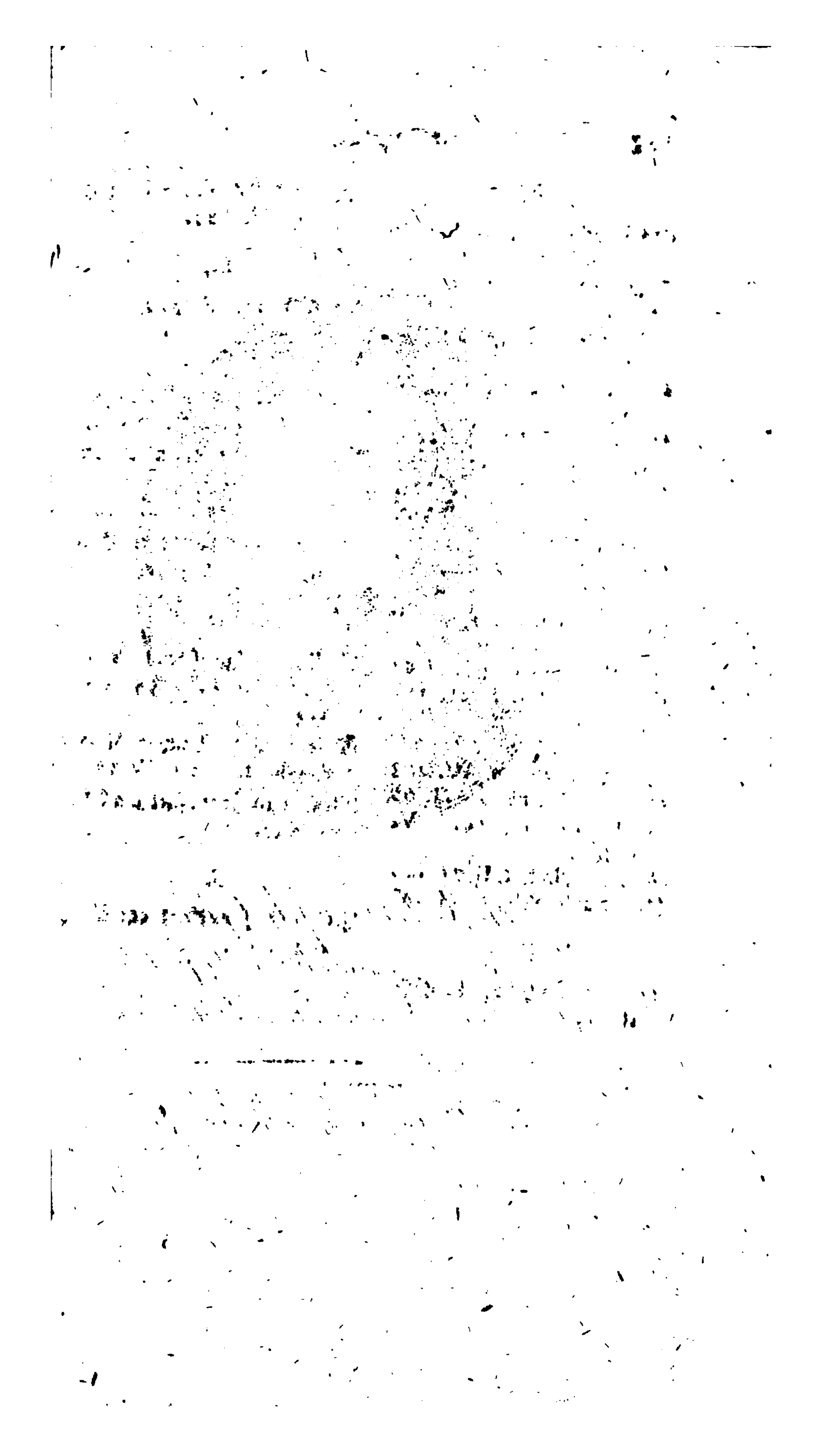










Johan̄ Christoph Gätterer
K: Grossbrittan̄ischer Hofrath
Professor der Geschichte zu Göttingen

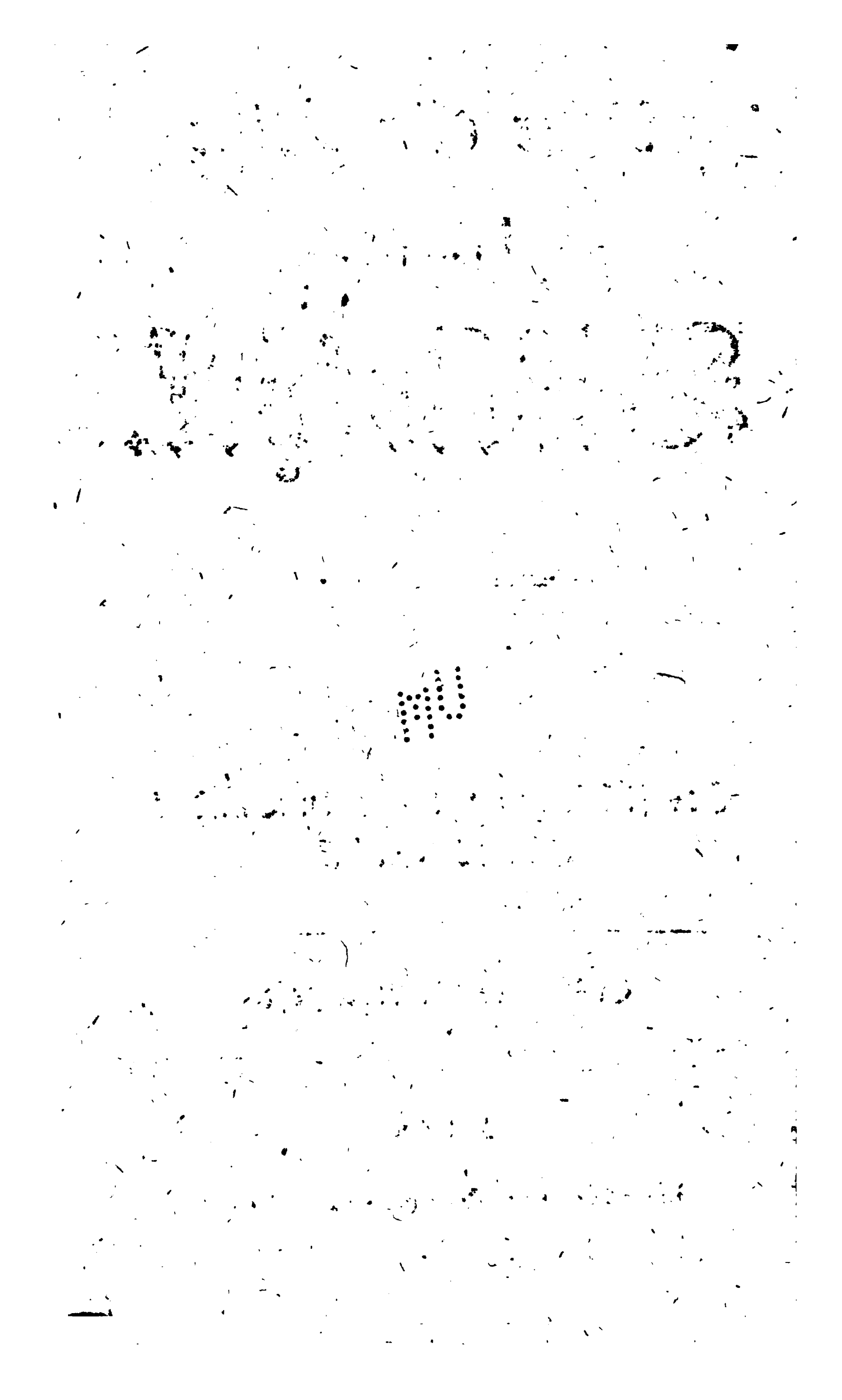
geb: zu Lichtenau in Franken den 13t Juli 1727.
gestorb: zu Göttingen den 4 Apr 1799.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des sechs und vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes bis Viertes Heft.

Kiel,
verlegts Carl Ernst Bohn. 1799.



Verzeichniß

der

im ersten Stücke des sechs u. vierzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Staatsrecht.

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

V. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

VI. Romane.

Aii.

VII. Musik.

VIII. Weltweisheit.

IX. Mathematik.

X. Naturlehre und Naturgeschichte.

XI. Botanik.

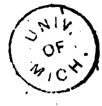
XII. Forst- und Jagdwissenschaft.

che

XIII. Haushaltungswissenschaft.

XIV. Reisebeschreibung.





Johan̄ Christoph Gatterer
K: Grossbrittan̄ischer Hofrath
Professor der Geschichte zu Göttingen

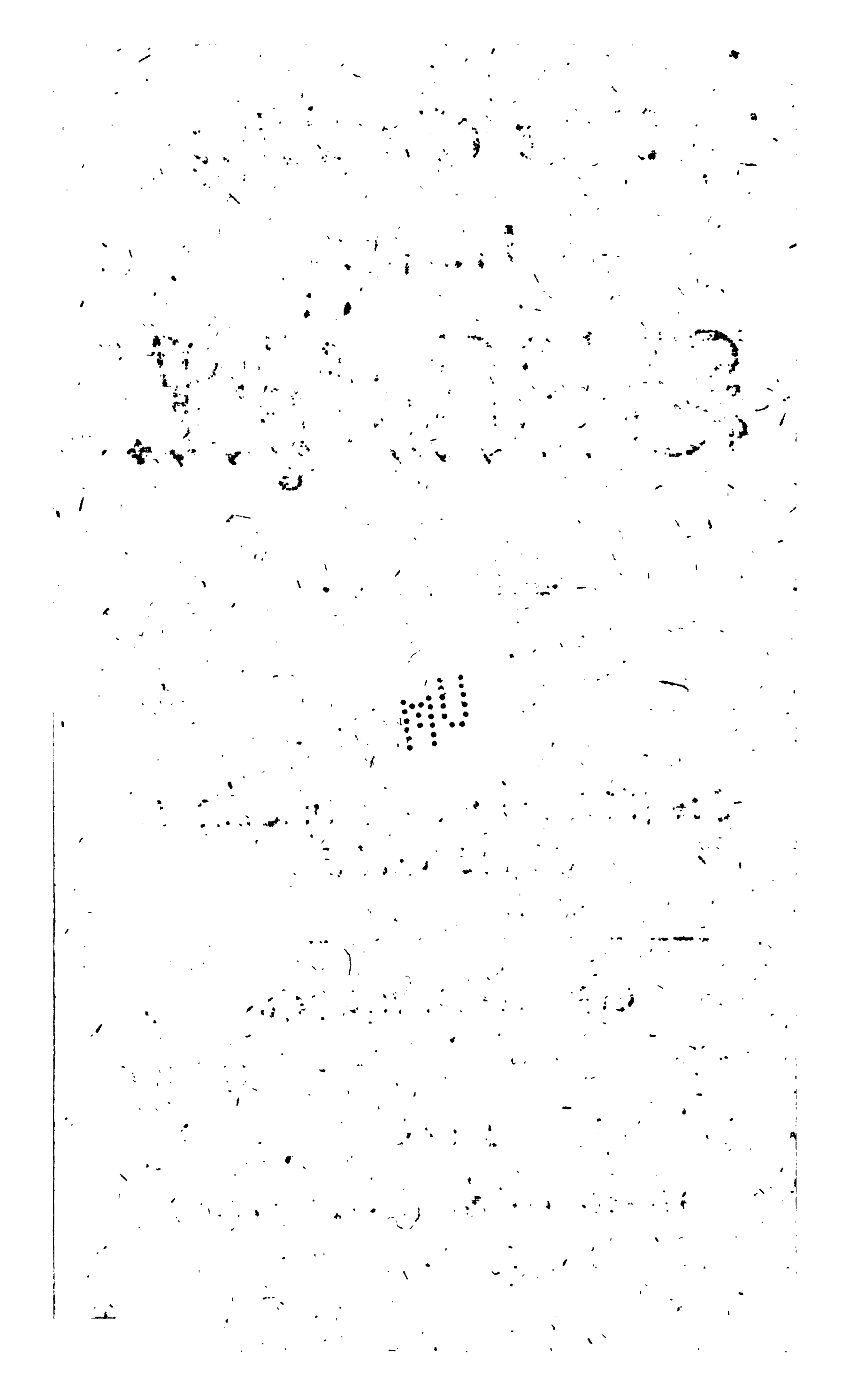
geb: zu Lichtenau in Franken den 13 Juli 1727.
gestorb: zu Göttingen den 5 Apr 1799.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des sechs und vierzigsten Bandes
Erstes Stück.

Erstes bis Viertes Heft.

Kiel,
verlegts Carl Ernst Bohn. 1799.



Verzeichniß

der

im ersten Stücke des sechs u. vierzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Staatsrecht.

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

V. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

VI. Romane.

XII.

VII. Musik.

VIII. Weltweisheit.

IX. Mathematik.

X. Naturlehre und Naturgeschichte.

XI. Botanik.

XII. Forst- und Jagdwissenschaft.

che

XIII. Haushaltungswissenschaft.

XIV. Reisebeschreibung.

XV. Kirchengeschichte.

XVI. Gelehrtengeschichte.

a b.

XVII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterth.

XVIII. Staatswissenschaft.

XVIII.

XIX. Vermischte Schriften.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Intelligenzblatt, No. 31. 1799.

Staatsrecht.

Der Congreß zu Rastadt hat, wie man voraussehen konnte, die Federn unsrer Gelehrten fleißig beschäfftigt, und wir unterlassen nicht, unsern Lesern die Reihe der Schriftsteller, so wie sie uns bisher vor Augen gekommen sind, vorzulegen, ohne dabey eine ängstliche Ordnung zu beobachten, es möchte denn seyn, daß eine so auf die andre folgte, daß sie mit ihr im Zusammenhange wäre.

1.

Zur kritischen Geschichte des Rastadter Friedens, von einem unpartheyischen Beobachter. Braunshorn, bey Jul. Knipperdolling und Peter Ziffer. 1798 alten, und 6 neuen Styls. 8. 31 S. 3 gr.

Der Name Apollonius von Beilstein, unter einer wohlgeschriebenen Einleitung, worin der Verf. seine Absicht, eine Charakteristik der in Rastadt versammelten Gesandten zu liefern, und den Nutzen einer solchen Charakterisirung zeigt, ist erdichtet. Hier ist bloß der erste kaiserliche Gesandte, der Graf von Metternich, nicht ganz zu seinem Vortheile charakterisirt. Wir wollen das Urtheil des Verfs. hersetzen, ohne an demselben Antheil zu nehmen. Der Graf v. Metternich-Winneburg, von kalter verschlossener Besonnenheit und seltner Herzensgüte, zurückhaltend, mißtrauisch, kalt

für Freundschaft. Diese letzten Eigenschaften geben ihm viel Ministerphlegma. Er ist indolent, und kennt keine andre Weisheit, als Ergebung in die Nothwendigkeit, ohne reelle gelehrte Kenntniß, ausser einem handwerksmäßigen Anstriche von deutschem Staatsrechte, selbst ganz Fremdling in der Statistik und Geschichte auswärtiger Länder. Seine Freygebigkeit und Großmuth, aber auch seine Verschwendung hat ihn in große Schulden gestürzet. Marie Therese gebrauchte ihn in den Geschäften der dem Erzherzoge Maximilian zu verschaffenden Coadjuterie, und der Visitation des Reichskammergerichts. Joseph II. hielt ihn überall nicht für brauchbar. Leopold hingegen gab ihm zur Belohnung seiner in Frankfurt gezeigten Pracht den damals doppelt wichtigen Posten eines Ministers in den Niederlanden. Man war mit seinen Amtsverrichtungen daselbst so unzufrieden, daß man ihn keinen Antheil ferner an den Geschäfften nehmen ließ, als er nach Wien zurückkam. Daß man ihn jetzt zum Gesandten auf dem Friedenscongreß gewählt hat, ist eine Folge von dem Kaltsinn des Kaisers gegen dieses Geschäfft, vielleicht auch, weil er zu den Reichsständen gehört, die Güter jenseits des Rheins besitzen. — Am Ende der Schrift wird das wahre Lob des Hrn. v. Albini, edel und kraftvoll, mit wenigen Worten gesagt.

2.

An den Congreß zu Rastadt; von einem Staatsmanne. (Ohne Druckort.) 1797. 8. 186 S. 16 gr.

Es giebt wenige Bücher, in welchen mit einer so vornehmen Mine, und in solchem anmaaßenden Tone Unsinn geschwätzet wird, als in diesem. Der Verf. ist ein großer Gönner der französischen Republik und Oestreichs, so schwer es andern dünken mag, diese beyden Eigenschaften mit einander zu vereinigen. Hingegen sind ihm England und Preußen sehr verhaßt; und es liegt nicht an ihm, wenn diese Mächte nicht für die Schuld aller übrigen büßen. England kann er nicht verzeihen, daß es von jeher darauf gedacht hat, seinen Handel zu erweitern, welches freylich nicht anders geschehen konnte, als daß der Handel andrer

Staaten darunter litt, und daß es jetzt das Monopolium des ost- und westindischen Handels an sich gerissen hat, welches ihm im Frieden nicht bleiben wird, und allerdings ohne Europas großen Schaden nicht bleiben darf. Vermöge dieser Gesinnungen schlägt er nun dem Congresse in Rastadt folgendes Friedenssystem vor. Sein oberster Grundsatz ist: (der allgemein als wahr anerkannte) Staaten werden nur dadurch zu guten Allürten tüchtig, wenn sie kein Interesse und keine Localität haben, sich unter einander zu bestreiten. Vermöge dieses Grundsatzes ist nun der Frieden zu Udine (damals wurden diese Bogen geschrieben) dadurch zum größten Meisterwerke geworden, daß der Breisgau an den H. v. Modena abgetreten ist. Oestreich ist dadurch von den französischen Gränzen entfernt, und wird künftig den Nachdruck seiner Macht gegen Osten richten. Der Verf. vergißt hier, daß die italienischen Staaten an die cisalpinische Republik gränzen; daß es ihr nicht an Verlangen fehlen wird, die Länder dieser Republik, die ihr weggenommen sind, wieder an sich zu bringen; daß Frankreich alsdann dieser Republik beystehen muß; und daß dadurch ein größerer Zunder zum beständigen Kriege zwischen Oestreich und Frankreich bleibt; gesetzt auch, jenes vergäße den Verlust seiner Niederlande, als die Herannäherung durch den unbedeutenden Breisgau geben kann. Ueberall scheint es uns, als wenn man eine zu große Wichtigkeit darin setzet, wenn man durch dergleichen kleine Mächte zwey mächtige Staaten von einander trennet. Die Erfahrung lehrt, daß sie überredet oder gezwungen immer zu einer Parthey herübergezogen werden, und daß die größern Mächte oft um desto weniger Bedenken tragen, den Krieg zu verlängern, wenn diese unglücklichen Länder der Schauplatz desselben sind. Oestreich würde schwerlich den Kampf im siebenjährigen Kriege so lange fortgesetzt haben, wenn seine Erbländer das gelitten hätten, was das verwüstete und ausgesogene Sachsen litt. Unser Verf. will, daß sich Oestreich nun aufrichtig und ernstlich mit Frankreich verbinden soll. „Da es alsdann leicht seinen gerechten Ansprüchen gegen Norden Nachdruck geben, und seine verlornen Provinzen wieder gewinnen kann." S. 16. Denn „nun es durch diesen neuen bundestreuen Freund gegen das westliche Europa gedeckt ist, wird sein Staatsvermögen bald das Vermögen aller östlichen Mächte übertreffen, und seine militärische Stärke wird durch die Gewißheit

republikanischer Treue in Beobachtung der Verträge gestärkt, und durch deren Einfluß vermehrt werden, so daß es bald Schlesien, und was ihm von Rechtswegen zukommt, (was mag das seyn?) wieder erhalten, und ein Damm gegen die Ueberschwemmung asiatischer Barbaren werden kann." S. 20. Es ist sehr zu bedauren, daß das östreichische Ministerium diese Schrift nicht gelesen hat; es würde gewiß bey diesen großen Vortheilen, die ihm sein neuer Freund gewähren konnte, nicht wieder von neuem mit ihm gebrochen haben. Der Verf. „hat wichtige Gründe", den Vorschlag zu thun, daß an Oestreich Bayern, die Oberpfalz und die angränzenden Länder abgetreten werden. Für Preußen hingegen kann er nichts thun. Es ist, „ganz kalt von der Sache zu urtheilen" S. 31, der natürliche Feind von Frankreich, Oestreich und von Deutschland überhaupt. Darum muß es seine westphälischen Länder gegen Mecklenburg austauschen, und alles zugeben, was zum Besten Oestreichs geschehen soll. In diesem Falle sieht der billige Verf. keinen Grund, warum man sich der Arrondirung Preußens in Norden und in Franken widersetzen wollte. Die Gränzen der batavischen Republik müssen bis über Münster ausgedehnt werden, „denn sie ist die erhaltende Mutter aller Staaten, durch ihre Handlung" S. 39. Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich ist ein Opfer, das der Republik über kurz oder lang gebracht werden muß. Geschieht es jetzt nicht, so wird künftig einmal die Elbe die Gränze werden. Da sich der Kaiser nach Verlust von den Niederlanden nicht viel um Norddeutschland bekümmern wird: so wird die Republik dorten keinen Widerstand finden; denn Preußen kann nicht einmal seine Festungen besetzen. S. 66. Es ist also auch Preußens Gewinn, jetzt „seine paar Quadratmeilen, die nicht über 40 betragen" (eigene Worte S. 69) aufzugeben, weil sonst alle seine westphälischen Provinzen einst verloren gehen. Die nördlichen Fürsten haben kein Wort zu diesen Abtretungen zu sagen; denn dadurch, daß sie ihr Reichscontingent und ihre Römermonate nicht geliefert haben, haben sie das Verbrechen der Reichsfelonie begangen, und müssen Gott, dem Kaiser und Reiche danken, wenn sie nicht in die verdiente Reichsacht und ihre sämmtlichen Staaten für verfallen erklärt werden. S. 77. Was die geistlichen Churfürsten betrifft, so wäre es am besten, sie ganz aufzuheben, und die Churwürde an weltliche Fürsten zu geben.

ben. Der Landgr. von Hessencassel schickt sich nicht dazu. Er ist zu schwach. Seine despotischen Grundsätze lassen nicht zu, daß man seine Länder vermehre; sondern es wäre besser, daß man ihm das auch nähme, was er jetzt besitzet, und ihm dafür Länder in Polen gäbe, wo man die Despotie gewohnt ist." S. 94. Aber wir wollen den Unsinn nicht weiter abschreiben, und den übrigen Inhalt des Buchs nur kurz anzeigen. Der Besitz des linken Rheinufers ist der französischen Republik nothwendig, weil es ihre Pflicht ist, den dortigen Einwohnern das Geschenk der Freyheit zu machen, für ihr Commercialinteresse, für ihre militärischen Dispositionen, und in politischer und Finanzhinsicht. Die weltlichen Fürsten, die ein Recht haben, Ersatz zu fordern, wozu aber Preußen und Hessencassel keineswegs gehören, müssen durch Secularisationen entschädigt; aber in Deutschland keine große Fürstenthümer oder kleine Königreiche errichtet werden. Die Reichsstädte müssen bleiben. Vier Bitten an die französische Republik, um Befreyung vom Zwange der Meinungen, um Entfernung der Emigrirten aus Deutschland, auch der cisrhenanischen, die nicht besser sind, als die französischen; um die Versagung des Durchzugs feindlicher Armeen durch Deutschland, und um Entfernung Rußlands von der Garantie des Friedens. Untersuchung der Frage: Hat die Republik Rußland oder eine neue Coalition zu fürchten? Dieser letzte Abschnitt enthält viel Wahres und Treffendes. Aber die jetzigen Begebenheiten werden den Verf. lehren, wie sehr er sich auch hier in seinen politischen Voraussetzungen geirret hat.

3.

Supplement zu der Schrift: An den Congreß zu Rastadt; von einem Staatsmanne. Im Julius 1798. 4 K.

Der Verf. untersucht die Gründe, warum die Reichsdeputation so langsam zu Werke gieng, die Forderungen zu bewilligen, die Frankreich ausser der Abtretung des linken Rheinufers machte, und würdigt diese Forderungen. Die Ursachen der Langsamkeit in den Verhandlungen findet er ganz richtig in dem widersprechenden Interesse derjenigen

Stände, die zu diesen Unterhandlungen bevollmächtigt sind, welches hauptsächlich daraus entstand, daß geistliche Fürsten mit dazu gezogen sind. Wenn er weniger ein Anhänger des Wiener Hofes wäre, so würde er es noch mehr darin erblicken, daß man fast lauter solche Stände gewählt hat, die auf der Seite desselben sind, sogar Oestreich selbst, und Bremen, welchem letztern alles daran gelegen seyn mußte, daß der Friede nicht zu Stande käme, so lange der Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien dauert. Was über die Hindernisse, die das Interesse großer und kleiner Stände in den Weg legte, so wie auch, daß Deutschlands Schicksal mehr in den Kabinetten zu Wien, Paris und Berlin, als einem Friedenscongreß, entschieden werden wird, ist wahr genug. In Absicht des Werths der Forderungen der französischen Republik ist der Verf. partheyischer für dieselbe, als sie selbst. Denn er billigt sie sämmtlich, auch diejenigen, die sie nachher aufgegeben hat.

4.

Die Stimme eines Kosmopoliten an die deutsche Nation und an den Congreß zu Rastadt. Leipzig. 1798. 8. 103 S. 10 gr.

Der Kosmopolit meint es herzlich gut; auch sind die Grundsätze, von denen er ausgeht, vortrefflich, und seinem Verstande und Herzen auf gleiche Art Ehre bringend. Allein, das ist auch alles, was wir zu seinem Lobe sagen können. Denn übrigens hat er wenig Hoffnung, auf die Nation und ihre Repräsentanten auf dem Friedenscongresse zu wirken, da dasjenige, was er sagt, weder mit dem Geiste der Zeit übereinstimmt, noch jetzt in Erwägung gezogen werden wird, da ein ganz anderes Interesse die Gemüther erfüllet. Auch ist es in der That nicht so gesagt, daß es großen Eindruck machen könne. Nach einer Anrede an die Fürsten, Denkfreyheit und Aufklärung zu befördern, sucht er Deutschlands Bewohner dahin zu vermögen, die Religionstrennung zu endigen, und von ihren kirchlichen Systemen zu dem reinen Christenthume zurückzukehren. Er ist ein Protestant, und hat das gute Zutrauen, daß viele aufgeklärte, helldenkende Männer unter den Katholiken sind, die einem beträcht-

lichen

lichen Theile der Lehren ihrer Kirche den Glauben versagen. Er meint, es sey aus mit der Hierarchie, und es sey in der That schon eben so gut, als wenn kein Papst und kein Papstthum mehr existire. Daher sey es jetzt Zeit, daß Deutschland andern Nationen mit einer Religionenvereinigung vorgienge, indem eine Versammlung aufgeklärter, billiger, ächtchristlicher Geistlichen aus allen Partheyen bald Mittel und Wege zur gegenseitigen Annäherung finden würde. Wenigstens wäre es die Pflicht der Lutheraner und Reformirten, ihre Trennung, die jetzt doch nur auf einigen unbedeutenden, nichts sagenden Förmlichkeiten beruhe, zu endigen. Er läßt nun eine Art einer Uebersicht der deutschen Geschichte, die nicht ohne kleine Irrthümer ist; des Einflusses der Geistlichkeit auf die Form desselben und der Entstehung der geistlichen Fürstenthümer, folgen, deren fehlerhafte Verwaltung er so beschreibt, wie man sie gewöhnlich lieset. Mit gleichem Tadel redet er von den Klöstern, und schließt aus dem Unwerthe von beyden auf das Recht und die Befugniß, sie aufzuheben. Da nun zugleich mit der Vertreibung des Papstes von Rom die Wahrscheinlichkeit der Aufhebung des Papstthum's da ist: so freuet er sich der allgemeinen Toleranz, Glaubens- und Gewissensfreyheit, die nun herrschen wird. Dazu verlangt er von den Staaten unbedingte Preßfreyheit, die allenthalben gut, und überall nicht bedeutend böse wirken kann. Sehr eifrig empfiehlt er, vermöge dieser Gewissensfreyheit, ein andres unterdrücktes Volk, die Juden, einer bessern Behandlung. Von ihnen gehet er auf die Beschaffenheit der deutschen Industrie über, die er mehr befördert haben will; aber dazu solche Vorschläge thut, über welche die Kameralisten wohl die Köpfe schütteln möchten, so wie Männer, die den Lauf der Welt und die Lage der Dinge kennen, zu seinem ganzen Buche. Noch eifert er gegen den Luxus, gegen die Zahlenlotterien und gegen die herumziehenden Bettler und Vagabonden, und wünschet auf den letztern Blättern, daß die Postwagen möchten überall bedeckt seyn; daß der Cichorienbau möchte beschränkt werden, weil die Wollenfabrikanten keine Arbeiter erhalten könnten, und schlägt die sonderbare Finanzoperation vor, daß die Fürsten Geld aufleihen, und es zu allerley guten Anstalten, die sich hinlänglich verzinseten, z. B. zu Anlegung von Chausseen, verwenden möchten, damit der Zinsfuß wieder auf 5 P. C. kommen möchte! Er endigt mit dem billigen Lobe des jetzigen Königs

von Preußen, und Segenswünschen für ihn. Der Congreß zu Rastadt kommt in dem Buche nicht vor; auch sehen wir nicht, was für einen Antheil er an allem dem haben könnte, was darin gesagt wird.

5.

Gewinn und Verlust bey der Rastadter Friedensbasis. Nebst Vorschlägen zu einem Entschädigungsplane und zu einer verbesserten Reichsverfassung. April. 1798. 8. 122 S. 8 gr.

Diese Schrift ist weit mehr werth, als die beyden vorhergehenden. Sie zerfällt, wie der Titel besagt, in zwey Theile. Der erste, die Schätzung des Verlustes, ist mit Fleiß und Genauigkeit ausgearbeitet. Was die individuelle Richtigkeit der Angaben betrifft: so ist Rec. nicht im Stande, darüber ein entscheidendes Urtheil zu fällen, da es ihm, bey einer weiten Entfernung von den Rheingegenden, an den dazu nöthigen speciellen Kenntnissen fehlt. Der Vf. berechnet einen dreyfachen Verlust, nämlich Verlust an Land und Leuten, an Einkünften, und an Kriegsmacht. Jeden untersucht er, und giebt ihn an, nach seinen einzelnen Theilen. In Absicht des Verlustes an Land und Leuten macht er die Berechnung von der Arealgröße und der Menschenzahl jedes einzelnen Landes, dessen Abtretung die Franzosen verlangten, auch der kleinsten, so weit man Kenntniß davon hat, z. B. die kleinen Grafschaften und Herrschaften am Rhein und in Westphalen. Nach dieser Aufrechnung würde Deutschland eine Arealfläche von 1209$\frac{3}{7}$ Q. Meilen, und 3,715,000 Einwohner verlieren. Er hat seiner Berechnung diejenige hinzugefügt, welche der französische Volksrepräsentant Roberjot 1795 auf Befehl seiner Regierung aufnahm. Nach derselben betrug der Verlust an Lande nur 1122$\frac{1}{4}$ geographische Q. M., und an Leuten 3,319,000 Seelen. Bey dem Verlust an Einkünften unterscheidet der Verf. zwischen den Einkünften des Reichs und der Stände, und fügt hinzu: es sey falsch, wenn man die jährlichen Einkünfte der Stände, die verloren gehen, zusammenrechnete, und sie für Verlust des Reichs annähme. Das Reich hätte nämlich aus diesen Staaten keine andre Einnahme, als die Kammerzieler,

le, und die Römermonate. Dieses ist, die Worte, Reichseinkünfte, im strengsten Sinne genommen, wahr. Allein, das Reich bestehet aus den Ständen, und der einzelne Verlust derselben an Einnahme wirkt nicht allein unmittelbar, sondern auch mittelbar schädlich auf dasselbe, weil sie dadurch ausser Stand gesetzet werden, mehr für das Reich zu thun, als ihre Reichspflicht erfordert. So fochten Hannover und Hessen im Anfange dieses Krieges mit einer weit stärkern Armee gegen die Franzosen, welches, ob es gleich aus Privat-Bewegungsgründen geschah, gleichwohl dem ganzen Reiche zu gut gekommen wäre. Gehörten aber Hannover und Hessenkassel zu den Ständen, die durch die Abtretung der Länder einbüßten: so wären sie künftig nicht im Stande, solche Kräfte aufzuwenden. In dem jetzigen Kriege hätte dieses unter andern Umständen von der Pfalz gelten können. Der Verlust der Stände kann also allerdings wohl in Rechnung gebracht werden, wenn man vom Verlust des Reichs spricht. Der Verf. berechnet den Verlust der unmittelbaren Reichseinkünfte an Römermonaten zu 6908 fl., und an Kammerzielern zu 5250 Rthlr. In Absicht der Kriegsmacht gilt obige Bemerkung ebenfalls von der Pfalz. Der Verf. berechnet den Verlust, den die eigentliche Reichsarmee durch die Abtretung der Länder leiden würde, zu 4314 Mann. Er bemerkt aber sehr richtig, daß dieses bey weitem nicht ein so wichtiger Verlust sey, als daß die beyden Festungen, Luxemburg und Mainz, in französische Hände fallen, (und Ehrenbreitstein geschleift wird,) und dadurch alle Vertheidigung von der Westseite aufhört, so daß zwischen Mainz und Bremen, oder Hamburg, Magdeburg, Dresden und Prag, kein fester Ort ist, der im Stande wäre, eine mäßige Armee auf-, oder eine Belagerung auszuhalten. Was den Gewinn betrifft, den Deutschland durch den Rastadter Frieden erhalten könnte: so findet der Verf. keinen andern, als daß es durch den Schaden klug werden, sich enger und fester zusammensetzen, und durch diese genauere Vereinigung sich mehrere Stärke geben kann. Die Erfüllung dieses frommen Wunsches wäre freylich sein einziges Hülfsmittel, nicht nur gegen jeden auswärtigen Feind, sondern auch um künftig zu vermeiden, daß es Oestreich nicht zwänge, seine Hauskriege zu Reichskriegen zu machen. Mit vollem Rechte widerspricht der Verf. der Behauptung, daß der Rhein Deutschland eine sichere Gränze gäbe, und was er darüber sagt, ist

durch

durchgedacht und richtig. Nicht minder müssen wir dieses von seinem Entschädigungssysteme sagen; aber wir würden zu weitläufig in der Anzeige dieser Schrift werden, wenn wir es aus einander setzen wollten. Unserm Bedünken nach verdiente er die Aufmerksamkeit derjenigen, die, wenn der von neuem ausgebrochene Krieg nicht eine totale Veränderung in der Lage der Dinge hervorbringt, bestimmt sind, dieses traurige Geschäfft zu ordnen. Zu den hervorstechendsten Bemerkungen in demselben, die sich aber freylich keine Unterstützung versprechen dürfen, gehören S. 74, daß die Stände, welche verlieren, ja das Reich selbst, für ihren Verlust Entschädigung von den eigentlichen Urhebern des Kriegs, denen das Reich nothgedrungen folgen mußte; oder von denen fordern müßte, die durch ihr politisches Verhalten im Laufe des Kriegs (doch aber auch wohl nothgedrungen, wenn nämlich die Endigung und Verbesserung einer unweisen Handlung, dringend ist,) den unglücklichen Ausgang desselben verursacht haben, da man im Gegentheil den schuldlosesten Theil, das Reich, büßen lassen will, weil es das schwächste ist. Ferner, daß Trier am wenigsten Schadloshaltung verdient, da man ihm die Schuld, daß dieser unglückliche Krieg entstand, hauptsächlich mit beymessen muß. — In der ganzen Schrift herrscht Verstand und Einsicht; sie ist mit Mäßigung geschrieben, und hin und wieder giebt ein feiner Spott ihr Leben und Geist. Was er am Ende zur Verbesserung der Reichsarmee sagt, hat viel Bedenkliches, besonders der Vorschlag, Oestreich und Preußen den Schutz von Deutschland allein zu übertragen. Es ist zwar ausgemacht, daß die größern Stände, Sachsen, Pfalzbaiern, Hannover, Hessen, Würtemberg, nie darin willigen würden. Geschähe es aber: so würde es bald um die Unabhängigkeit der deutschen Stände geschehen seyn. Der Verf., der S. 137 eine so treffende Stelle des Thucydides anführt, wird sich erinnern, welches das Schicksal der atheniensischen Alliirten war, als man die Einrichtung traf, daß sie den Atheniensern Reluitionsgelder gaben, anstatt der Truppen, welche die Alliirten ihnen in Natura hätten stellen sollen.

6.

Lettres d'un Voyageur, ecrites de Rastadt a son Oncle a Wolmerstaedt. Imier Cahier. Offenbach sur Mein. 1798. 5 Bogen.

Ein

Ein Reisender, der einen Umweg macht, um zu Rastadt den Friedenscongreß zu sehen, und über das, was er dort hört und sieht, seinem Onkel seine Meinung schreibt, hat nicht die Absicht, eine gelehrte und tiefeindringende Untersuchung anzustellen. Was wir also hier lesen, ist ziemlich oberflächlich. Da indessen der Schriftsteller auch ohne Prätension schreibt, und nichts Uebertriebenes oder Abgeschmacktes sagt: so haben wir diese Blätter mit wenigerm Ueberdruß gelesen, als Nr. 2 und 3. Der erste Brief handelt kurz und allgemein von dem Personale der Gesandten in Rastadt, von den Annehmlichkeiten der Damen, die sie begleiten, und den dortigen Lustbarkeiten. Im 2ten untersucht er die Frage: ob die Ausdehnung der Gränzen bis an den Rhein für die Republik vortheilhaft sey, und verneint sie aus Gründen, die leicht widerlegt werden können. Richtiger widerspricht er im 3ten Br. der Behauptung: daß die Rheingränze ein vorzügliches Hülfsmittel sey, den Frieden unter beyden Nationen zu erhalten. Im 4ten Briefe fängt die Untersuchung über die Natur der Entschädigungen der Stände, die ihre Länder verlieren, und wer sie fordern könne, an. Wenn der Verf. hier gleichfalls Ersatz für das Haus Nassau-Oranien wegen seines Verlustes in den vereinigten Niederlanden fordert: so würde es wohl schwer seyn, zu sagen, mit welchem Rechte man es von dem Reiche verlangen könne, diesen Verlust zu ersetzen.

7.

Der Congreß in Rastadt vor dem Richterstuhle der Vernunft. 1799. 8. 190 S.

Ein Mann, der sein Urtheil für den Ausspruch des Richterstuhls der Vernunft erklärt, erregt für dasselbe eine Erwartung, die schwer zu befriedigen ist. Rec. gehört nicht zu denjenigen, die ein Buch verdammen, weil es anonymisch geschrieben ist, worüber sich der Verf. beschwert. Dem Freunde der Wahrheit ist nur in soferne an dem Namen eines Verfassers gelegen, daß er sich freuet, wenn sie von einem Manne gesagt wird, der Ansehen im Publikum hat. Auch spricht Rec. nicht über Bücher ab, ohne die Gründe seines Lobes und Tadels hinzuzufügen, und dadurch das

Publi-

Publikum zum letzten Richter zwischen ihm und dem Verfasser zu machen. So wird er auch über das vor ihm liegende sein Urtheil, daß in demselben unter vielem Spreu manche Waizenkörner anzutreffen sind, nicht ohne Beweise lassen. Die Dedication an den Großsultan ist nicht ohne Witz; da aber das Buch selbst im ganz ernsthaften Tone geschrieben ist: so scheint dieser Scherz hier nicht ganz am rechten Orte zu stehen. Den Tadel der beyden darin beurtheilten Schriftsteller finden wir ganz recht; er hätte aber vorgetragen werden können, ohne die eingemischten Persönlichkeiten gegen den Hrn. v. A. Das Buch selbst hat folgenden Inhalt: 1) Charakterisirung der jetzigen Deutschen in politischer Hinsicht. Wenn er S. 3 meint, die Deutschen hätten vor der französischen Revolution gar keinen politischen Charakter gehabt: so widerlegen ihn Mosers, Mösers u. a. Schriften, und die nordamerikanische Revolution gab den Deutschen überall Sinn für politische Untersuchungen. „Seit der französischen Revolution, sagt der Verf., sind zwey politische Partheyen entstanden, die eine, die ihren Nutzen und die Erhaltung ihrer Privilegien dem Rechte vorzieht; die andre, die das Recht von dem Nutzen unterscheidet, und diesen jenem nachsetzet. Diese Partheyen feinden sich an, und verfolgen sich mit blutigem Hasse." Es heißt diese zweyte Parthey beleidigen, wenn man sie beschuldigt, sie hasse und verfolge. Das mag zwar wohl von einigen Anhängern der französischen Parthey geschehen, und würde unstreitig noch mehr der Fall seyn, wenn sie mehr Gewalt erhielten. Das sind aber nicht diejenigen, die das Recht ihrem Nutzen nachsetzen; sondern diejenigen, die hoffen, daß eine Revolution Macht und Reichthum in ihre Hände bringen soll; folglich ihren Nutzen dem Rechte vorziehen. Das, was der Verf. S. 25 von den Gesinnungen des Landmanns sagt, ist in vielen Gegenden nur gar zu wahr. Der harte Tadel unsrer Zeitungen ist zu allgemein; die bessern verdienen ihn nicht in dem Grade. Sehr arg geht der Vf. S. 30 mit den Kaufleuten und mit ältern gelehrten Männern um, die er durchaus für Aristokraten und für Menschen erklärt, die nicht gebessert seyn wollen. Hingegen sind die jüngern Gelehrten desto würdigere Männer. „Da sie Kraft und Energie in sich finden, sagt er S. 35, da ihre Liebe zum Guten, und ihre Hoffnungen zur Vervollkommnung der Menschen noch nicht der Eigennutz abgestumpft, oder gar

zerstört

zerstört hat; da noch nicht seelenloser Egoismus die Thätigkeiten gelähmt hat; da die großen Thaten, die uns unser Zeitalter aufstellt, ihr Herz begeistern; und da ihnen die Schandthaten, welche dasselbe entehren, tiefen Abscheu einprägen: so sind sie größtentheils Demokraten." Es wäre für die Menschheit zu wünschen, daß diese Schlußfolge richtig wäre; da aber die Summe der Schandthaten in Frankreich seit der Einführung der Demokratie daselbst offenbar unendlich größer ist, als die Summe edler und großer Thaten: so muß es wohl der Abscheu für jene nicht seyn, die den Demokraten bestimmt, sein System anzunehmen; sondern er muß andre Gründe dazu haben. Die Frage: woher kommt es, daß das Volk jetzt nicht alles so geduldig mehr erträgt, als ehemals? beantwortet der Verf. ganz richtig dadurch, daß jeder den Werth seiner eigenen Person mehr hat kennen lernen. Er prophezeyet schlimme Folgen von der Weigerung, auf diesen Geist der Zeiten zu achten; und es ist eine traurige Wahrheit, welche er S. 66 hinzufügt: „Immer hat man Verbesserungen mit Gewalt durchsetzen müssen, weil eigensinnige (eigennützige) Menschenpeiniger ihren Vortheil bey der alten Einrichtung fanden." 2) Von den Grundsätzen, die Staaten bey ihren Unterhandlungen zum Grunde legen müssen. Diese Grundsätze möchten wohl bey keiner Unterhandlung, die nach Sieg und Verlust erfolgt, gefunden werden. Ueberall ist die Vernunft, die in diesem Abschnitte auf dem Richterstuhle sitzet, weder eine Philosophinn, noch hat sie Erfahrung. Alle Grundsätze der Unterhandlungen, so lautet ihr Richterspruch, müssen theils aus der Tugend, theils aus der Rechtslehre hergenommen werden. Die Tugend will, man soll redlich verfahren; alle Vorschläge müssen deutlich und bestimmt vorgelegt werden; man darf die Unterhandlungen nicht in die Länge ziehen, und muß seine Forderungen auf einmal und vollständig vortragen. Man sieht, daß diese Tugend sich hier ganz nach den Rastadter Bedürfnissen richtet, und sehr ökonomisch weder mehr, noch weniger fordert, als sie dorten brauchen kann. Eben so verfährt das Recht. Denn a) es verbietet jedes Anerbieten einer Schadloshaltung auf Kosten eines Dritten. Dieses gilt auch von der Abtretung einer Provinz der kriegführenden Mächte selbst, in welcher die Einwohner erst ihre Einwilligung zur Abtretung geben müssen, und wenn sie diese verweigern: so muß die Schadloshaltung in Gelde ge-

ſieht, ſagen, daß Polen, und noch weniger, daß Ungarn mit Deutſchland einen Staatenverein ausgemacht hätten. Das erſte bezahlte den deutſchen Königen eine Zeitlang einen Tribut, der faſt immer erſt mit dem Schwerdte abgeholt werden mußte. Wie kurz und unbedeutend die Anerkennung der deutſchen Oberherrſchaft in Ungarn unter K. Peter war, iſt bekannt. Die K. R. Neapel und Sicilien haben niemals zu Deutſchland gehört, wie S. 7 behauptet wird; wenn ſie auch gleich eine Zeitlang mit Deutſchland einerley Oberhaupt hatten. Der Verf. ſcheint ſelbſt zu fühlen, daß er zu viel geſagt habe; denn er fügt S. 9 hinzu: „Ueber manche Völker war die deutſche Oberherrſchaft nur kurzdauernd und ſchwach. Kaum daß ſich die Zeichen derſelben für die Geſchichte mit Gewißheit auffaſſen ließen.“ 2) Durch Veränderung der Conſtitution, die aus einem Erbreiche ein Wahlreich geworden iſt, legen Deutſchland und Polen den Grund zu ihrem Falle. Das hier Geſagte iſt auch zu oberflächlich, als daß es ununterrichteten Leſern deutlich machen könnte, wie Deutſchland und Polen Wahlreiche wurden. Eine genauere Auseinanderſetzung, wie in Deutſchland die Territorialhoheit der Statthalter und Großen ihren Urſprung nahm, und anwuchs, und was es in Polen für eine Wirkung hatte, daß daſelbſt kein Tierſetat entſtand, wäre hier am rechten Orte geweſen, wenn es nämlich überall für rathſam gehalten wurde, davon ſo ausführlich zu handeln. Sehr gut iſt aber, was der Verf. von S. 38 an von den Folgen dieſer Entſtehung der Territorialhoheit in Deutſchland ſagt, durch welche es endlich dahin gekommen iſt, daß „ſeitdem die großen Staaten in Deutſchland mit auswärtigen Reichen eine gemeinſchaftliche Regierung und damit ein gemeinſchaftliches feſt vereinigtes Intereſſe erhalten haben, die Wirkung des Nexus mit dem Reiche, welcher nur eine ſchwache, obgleich dauernde und conſtitutionelle Allianz knüpfte, in der That ganz vernichtet iſt, ſo daß es, um der Verbindung mit dem Reiche ganz ein Ende zu machen, nur einer Erklärung der Regierung bedürfen würde.“ — — „Nur die kleinern Stände, die wegen Abgang einer hinlänglichen Macht ſich auſſer Stand fühlen, ihre Landeshoheit in ihrer ganzen Fülle auszuüben, ſehen ſich genöthigt, ſo oft die ſchwache Reichsregierung, durch fremde Hülfe unterſtützet, ihren Entſchließungen und Forderungen Nachdruck zu geben weiß, nicht ſelten eine wirkliche Oberherrſchaft anzuerkennen.“

nen." S. 41. „Deutschland ist jetzt ein Staatenbund, in welchem Oberherrschaft und Subordination fehlen." S. 42. Eben so wahr ist, was über die Unmöglichkeit bemerket wird, daß in beyden Reichen die neuern Finanz- und Militärsysteme hätten eingeführt werden können. Zum völligen Verderben für Deutschland und Polen bildete sich neben ihnen zur Zeit ihrer Schwäche eine gefährliche Nachbarschaft, Frankreich nämlich, in Hinsicht Deutschlands, Rußland in Hinsicht Polens. Deutschlands Anschluß an Oestreich hat seine endliche Auflösung aufgehalten. (Aber sie auch theilweise herbeygeführt.) Polen hätte die seinige aufhalten können, wenn es sich bey Zeiten an Preußen angeschlossen hätte. Diese Krone hat aber auch ein großes, ja ein zwiefaches Interesse, die deutsche Reichsverfassung aufrecht zu erhalten, und besonders sie gegen Oestreichs Unterdrückung zu schützen. (Eine sehr wahre Bemerkung, die uns die Vertheidiger von Oestreichs Uebermacht nur gar zu gerne aus den Augen rücken möchten.) 4) Kann Deutschland bey seiner gegenwärtigen Lage hoffen, seine politische Existenz lange zu erhalten? und wird die deutsche Nation, wenn es das Schicksal von Polen erfahren sollte, dabey gewinnen oder verlieren? Der westliche Theil Deutschlands, der in hundert kleine Staaten zerstückelt ist, ist schwächer, als Polen war, und würde sich gegen größere Mächte noch weniger vertheidigen können, als dieses. Daß bey einer Theilung eines so schwachen Landes Uebereinstimmung großer Mächte eine mögliche politische Erscheinung sey, lehrt Polens Beyspiel. Oestreich und Frankreich haben ein Interesse, die deutsche Reichsverfassung in diesen Gegenden aufrecht zu erhalten, so lange ihre Privatabsichten nicht das Gegentheil verlangen. Begünstigt das Kriegsglück die Waffen eines der kämpfenden Theile besonders: so entstehet eine große Veränderung daselbst, und Oestreich regiert diese Länder entweder künftig weit weniger beschränkt, oder Frankreich erschüttert daselbst Deutschlands Verfassung von Grunde aus. Irgend eine große Veränderung daselbst ist wahrscheinlich. Deutschland hat aber, wenn es bey seiner schwachen Constitution verharret, nicht nur in Westen von Frankreich, sondern auch mit der Zeit in Osten von Rußland zu fürchten. Die Gebrechen der Reichsverfassung können nicht anders verbessert werden, als wenn Deutschlands Existenz ganz aufhört. Der Verf. geht mehrere einzelne Punkte durch, um zu zeigen,

wie viel die kleinen Länder bey Aufhebung ihrer jetzigen Verfassung gewinnen. Sein Blick ist dabey durchaus allein auf das westliche und südliche Deutschland, nie auf das nördliche gerichtet, das freylich auch nicht so ganz kleine Staaten besitzt. Die obersten Reichsgerichte, die Reichspost, der Reichstag, und das Reichsoberhaupt fielen bey Aufhebung der kleinen Staaten von selbst weg. „Anstatt auf den Karten Deutschland zu finden, würde man dann Preußen, Oestreich, Sachsen, Braunschweig, Pfalzbaiern, Hessen und Würtenberg erblicken. Ohne in einer politischen Verbindung zu stehen, würde die deutsche Nation, wie einst die griechische, allein durch Gemeinschaft der Abstammung, Sitten und Sprache vereinigt bleiben, und eben so durch Literatur und Kunst auf Europa wirken.“ S. 104. Der Verf. bezweifelt nicht, daß die Bewohner der Länder, deren Verfassung aufgehoben werden soll, an Sicherheit, Ruhe, Wohlstand und Cultur gewinnen würden; schätzet aber in der That das Opfer, das er von den Regenten dieser Länder fordert, aus diesem Stande eines Regenten in den Stand eines unterworfenen Particuliers zu treten, zu geringe: so wie auch die militärische Conscriptions- und Cantonsverfassung nicht so wenig drückend ist, als er sie vorstellet. Was aber die bessern oder schlechtern Finanzumstände in größern oder kleinern Staaten betrifft; so kommt es wahl allein auf gute oder schlechte Wirthschaft der Regierung an. 5) Vorschläge, wie die mindermächtigen Stände in Schwaben, Franken und am Rhein durch einen freywilligen Schritt, die Inconvenienzen einer Theilung Deutschlands entweder verhüten, oder doch vermindern können. Die Auflösung des gegenwärtigen Systems des westlichen Deutschlandes, schnell oder allmählig, ist unvermeidlich. Um einer unwillkührlichen Verbindung auszuweichen, ist kein anderes Mittel da, als eine Vereinigung der jetzt getheilten Kräfte zu einer großen, innig verbundenen Macht. Dieses kann entweder geschehen durch eine merkliche Vermehrung der Gewalt des Reichsoberhaupts, oder durch Vereinigung der Länder in Schwaben, Franken und am Rhein zu einem großen Kreisbunde; oder durch freywillige Ergebung der mindermächtigen Stände an die großen Stände. Wir können dem Verf. in Aufzählung der Gründe, warum er sich für dieses letzte erklärt, nicht nachfolgen; ungeachtet wir gerne dasjenige, was er S. 145 f. von der Bundespflicht und der billigen Beschränkung derselben,

hen, durch die Pflichten eines jeden Bundesgenossen gegen sich selbst, so treffend, als für unsre jetzigen Zeiten unterrichtend, sagt. Man würde von Preußen und dem nördlichen Deutschlande weniger falsche Urtheile fällen, wenn man dieses in gehörige Erwägung zöge.

9.

Kritik des Jahres 1797. Ein Taschenbuch für 1798. Altona, bey Hammerich. kl. 8. 348 S. 1 Rh. 4 gl.

Auch dieses Buch ist mit durch den Rastadter Congreß hervorgebracht. Es enthält Betrachtungen über verschiedene Begebenheiten, und untersuchungswürdige Gegenstände der Zeit; kein zusammenhängendes Werk, sondern eine Sammlung poetischer und prosaischer Aufsätze, einige von großem, kein einziger von ganz schlechtem Werthe, wenn nämlich gesunder Menschenverstand, und richtiges Gefühl vom Rechten und Guten Gedanken Werth giebt, die oft ohne vielem Aufwand von Mühe und Anstrengung hingeworfen sind. Die in Nr. 1. den Anfang machenden Gedichte: der Geist der Zeit; und: der tiefste Schmerz des Weisen; enthalten starke Züge in einer edlen Sprache und natürlichen harmonischen Versification. Hier ist der Anfang des ersten:

Es fährt ein neuer Geist daher;
Und alte Festen wanken
Beym Hauche der Gedanken.
Noch ist die Luft von Nebeln schwer;
Bald jagt sie rasch sein Flügel
Zum Sitz der sieben Hügel.

Das Volk ersteht mit Ungestüm;
Doch Millionen schauen
Die Flucht der Nacht mit Grauen.
Ein schadenfrohes Ungethüm!
So heißt des Lichtes Rächer
Dem Schwächling und Verbrecher.

Sehr viele herbe Wahrheiten stehen in: II. Geist eines Cahiers für einen Repräsentanten auf dem Congresse zu Rastadt. Es ist nur gar zu sehr zu fürchten, daß es von diesem und von vielem andern, das in dieser Zeit geschrieben ist, nach dem Ausspruche des Dichters heißen wird:

Quis leget haec? Nemo
Vel duo vel nemo.

Und daß die dritte Alternative, die der Verf. S. 77. aufzählt: Es bleibt beym Alten; eintrifft. „Der edle deutsche Reichspolyp wird, wie er daselbst sagt, auch nach Absonderung der Theile jenseits des Rheins fortleben, wie ein Ganzes. Die alte Gleichgültigkeit kehrt auf den Sopha zurück mit ihrer Zofe, der Selbstsucht, welche den Gemeingeist, als wäre es eine Fledermaus, von ihrer Gebieterinn abzuwehren weiß.“ Uebertrieben sind die Foderungen, die der Verf. S. 25. an die Fürsten macht, im Ganzen nicht; aber so weit sind unsre Zeiten nicht fortgerückt, daß wir hoffen könnten, sie würden erfüllt werden. Wir wollen zufrieden seyn, wenn sie das thun, „was schön ist;“ wenn sie ihre Macht nicht misbrauchen, — und das, „was schöner, edler, gerechter ist, freywillige Beschränkung dieser Macht;“ von einer folgenden Zeit, von einer zweckmäßigern Erziehung, die ihnen künftig gegeben wird, oder die sie sich selbst geben, erwarten. Wir haben gleichwohl ein solches edles Beyspiel einer freywilligen Beschränkung der Macht, in des Herzogs von Braunschweig Entsagung des Rechtes, die Kammergüter ohne Einwilligung der Stände mit Schulden zu belasten. Buonaparte ist des Vfs. Held; er lobt ihn III.) in einem Gedichte, und in Buonapartens Charakter, schwärmerisch, und daher wird nicht jedermann in dieses hohe Lob einstimmen. Daß „die Französische Demokratie durch diesen ihren größten Helden den Völkern einen ewigen Frieden geben könne;“ S. 86. zweifeln wir sehr. Sie ist nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern Streit. IV.) Cytherens Verheißung; ein schöner Gesang, hergenommen von der Abtretung der Insel Cythere (Cerigo), wo die Göttinn der Schönheit und Liebe zuerst aus den Wogen ans Land trat; und der Abbildung der Göttinn mit Waffen und Geschoß. Auch hier Buonapartes Ruhm am Ende des Gedichts. Wo sonst Cytherens Tempel stand:

Steige

Zeige dem irdischen Zeus Eleutherius, den Aphrodite
Weihte zu Hellas Befreier, dereinst auf Felsen ein Denkmal,
Würdig der That, die umsonst der Römer versucht und die Scythin.

T. Q. Flaminius nämlich und Catharine II. V.) Der Rhodan, ein malerisches phantasiereiches Gedicht. VI.) Über die in der Cabinetsordre des K. v. Preußen v. 23. Nov. 1797. beobachtete Schreibart. VII.) Miscellen über den Geist der Zeit. Aus den Schriften lebender Gelehrten genommen. VIII.) Lolch oder Tollkraut unter dem Weitzen der französischen Revolution, nach der Parabel Matth. XIII, 24. IX.) Fortgesetzte Teufeleien jesuitisch-obscurantischer Kakodämonen. Besonders gegen die elende Eudämonia, über die Verfolgung der Illuminaten, und Hrn. Regierungs-Direktors Grollmann unwürdiges Verfahren bey dem Austritt aus diesem Orden. X.) Kritik der vornehmsten deutschen periodischen Schriften im J. 1797. Zu oberflächlich, als daß es hier hätte Platz finden sollen. XI.) Fragmente der Lehre für die Gegenwart und die kommenden Zeitalter. Unter dieser etwas vornehmen Aufschrift abermals Gedanken andrer Schriftsteller. XII. Republikanism und Moskovitism. Der letzte ist dem ersten nicht furchtbar. „Aber es giebt eine andre Macht, die auch dem Republikanism Schranken setzt, nämlich die Macht derjenigen Staaten Europens, welche weniger durch die Verfassung, als durch die treffliche Verwaltung ihrer Kräfte bürgerliche Freyheit besitzen. Der preußische Staat, und alle, die ihm gleichen, werden ein dauerndes Bollwerk wider den Moskowitism und Republikanism seyn." S. 243. Wahr, und gut gesagt. XIII. Kant. Großes Lob des Vaters der neuen Philosophie. Dieser Aufsatz ist einer der besten und durchgedachtesten in der Sammlung. Wir unterlassen ungerne, einige Stellen daraus abzuschreiben. XIV. Freye Nachahmung der Verwünschungen der Franzosen, gesungen von Haschka. Sie ist nicht ohne Witz; allein, von allen poetischen und politischen Sünden Haschka's ist doch diese immer noch eine der kleinsten. Auch beging er sie, als das Gefühl über Ludwigs XVI. Ermordung noch neu und heftig war. XV. Ueber Göthens Hermann und Dorothea. Mit Auseinander-

darsetzung der Schönheiten des Gedichts sehr gelobt. XVI. Einzelne Striche zu Darstellungen aus unsrer Zeit. Deutschland — die Juden — der nordamerikanische Freystaat — Pitt und andre. XVII. An den jetzigen König, und XVIII. an die jetzige Königinn von Preußen. Kleine Lobgedichte. XIX. Die lyrische Poesie der Deutschen. Der Deutsche schickt sich vorzüglich zu dieser Art der Dichtkunst. XX. Epigrammen. An — —

Keiner rief dich doch auf, zu dem edlen Fürsten zu reden;
Sprachst du, so war es Verrath, daß du das Höchste verschwiegst.

Der Mann, den dieses trifft, spricht, unaufgerufen, überall viel. XXI. Nachschrift. Sie enthält satyrische Nachrichten, unter denen einige treffend genug sind.

C. d.

Rechtsgelahrheit.

Zweyter Nachtrag zu den im 6. Hefte des 2. St. des XXXV. Bandes befindlichen Anzeigen der die Berlepsche Rechtssache betreffenden Schriften.

29) Memoire addressé à l'auguste Congrés, qui se trouve assemblé à Rastadt pour conclure la paix entre etc., par le President de la cour de Justice provinciale, et Conseiller provincial des Duchés de Calemberg et Göttingue, Fred. Louis de Berlepsch. à Hannovre. 1798. 4. 26 S. 2 gr.

Die Frage, welche jedem Leser bey Erblickung dieses Memoire natürlich einfallen muß, was der Hr. v. B. für eine Absicht bey Ueberreichung desselben an den Congreß zu Rastadt gehabt haben könne, wird erst auf den letzten Seiten der Schrift beantwortet. Der Hr. v. B. bittet daselbst den Congreß: 1) die Landesconstitution der Hannöverischen Länder in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht zu erhalten, und in das Friedensinstrument einen ausdrücklichen und besondern

dem Artikel einzurücken, welcher die Hannöverische Nation gegen allen Einfluß von Großbritannien sichert, auch die zweckmäßigsten Maaßregeln zu nehmen, um diesen Artikel des Friedens in seine unzweifelhafte, thätige und lebhafte Ausübung zu bringen. 2) In demselben Friedensinstrumente festzusetzen, daß das priv. elect. fori des Braunschweigischen Hauses dasselbe nicht berechtige, sich während zwey Monaten, und ehe die Wahl des Gerichtshofes geschehen sey, der Gerichtsbarkeit und dem Urtheilsspruche der Tribunale des Reichs zu entziehen; sondern daß jeder dieser Gerichtshöfe das Recht habe, in einer vor ihm gebrachten Klage so lange Recht zu sprechen, bis die Wahl des Gerichtsstandes nach der Rechtsform geschehen sey; so wie auch, daß der Ausspruch des angerufenen Gerichtshofs so lange in Ausübung gebracht werde, bis der gewählte Gerichtshof denselben aufhöbe. 3) Festzusetzen, daß in Deutschland eine allgemeine und uneingeschränkte Amnestie für alle diejenigen einzelnen Personen eintreten solle, die wegen politischer Meinungen in dem gegenwärtigen Kriege verfolgt oder abgesetzet sind, so daß dieselben in dem Besitze ihrer Güter und Staatsämter verbleiben; und endlich 4) ausdrücklich in den Friedensschluß einzurücken, a) daß der Hr. v. B. diese Amnestie desto mehr genießen müsse, da seine politischen Meinungen sehr constitutionsmäßig und auf den wahren Vortheil seines Vaterlandes abzweckend gewesen, auch für solche von dem Reichskammergerichte erkannt wären; b) daß er reichlichen Ersatz für alle Kosten, Verlust und Beschwerden erhalten solle, welche seine Entsetzung ihm und seiner Familie verursacht hätten. Um den Congreß zur Bewilligung dieser Bitten zu bewegen, zählt er zuerst die Vorrechte der Landschaften in den Hannöverischen Ländern auf, und rechnet darunter, das stets bestrittene Recht, daß der Landesherr ohne ausdrückliche und förmliche Einwilligung der Stände weder ein Bündniß schließen, noch Krieg führen dürfe. Er bemühet sich darauf, zu zeigen, wie nothwendig es die Staatsklugheit mache, diese Constitution aufrecht zu erhalten, da durch sie allein die Gefahr gemildert werden könne, welche aus der Verbindung zwischen England und Hannover unter einem Oberhaupte entsteht. Der Churfürst wird, nach seiner Behauptung, allein von Großbritanniens Interesse geleitet; und ließ er sich als Churfürst nicht eher in den Streit ein, bis Großbritannien Frankreich den Krieg angekündigt hatte.

Hier-

Hierauf legt der Hr. v. B. dem Congresse den Gang der Begebenheiten vor, die seine Absetzung herbeyführten, und zählt die Verdienste auf, die er um das Land und die Stände hat, welches alles aus der Häberlinschen Geschichtserzählung und andern Schriften bekannt ist. Er schont dabey die Ausdrücke nicht, und besonders nicht S. 21, wo er von dem Verfahren der Calenbergischen Stände in Absicht seiner spricht. Die Einwilligung der Stände in seine Absetzung, sagt er, sey geschehen: de faire compliment à la Regence d'Hannovre, et de seconder en même tems une affaire de famille en faisant entrer Mr. de Bremer dans les charges du Soussigné. Man muß gestehen, daß, wenn dem Hrn. v. B. Unrecht geschehen ist, er an seinen Gegnern durch Aufstellungen dieser Art vor dem Publikum, wogegen sie sich bisher nur schwach vertheidigt haben, keine geringe Rache ausübt. Er fügt nun hinzu, daß, da die Verbindung zwischen Hannover und Großbritannien die Aufrechthaltung der Hannöverischen Landesconstitution für ganz Deutschland, ja selbst für Frankreich nothwendig mache; und da er wegen politischer Meinungen verfolgt sey, das ehrenvolle und weise Verfahren von der französischen Republik bisher auch in jedem Friedensschlusse denjenigen eine unbeschränkte Amnestie ausbedungen habe, er kein Bedenken trüge, diese Angelegenheit dem Congresse vorzulegen, für welchen sie unstreitig gehöre. Alsdann geht er zu seinen Bitten über. Dieses Memoire ist vom 1. Februar 1798. Am 19. März that er folgendes hinzu:

20) Supplément au Mémoire du 1. Février 1798 addressé à l'auguste Congrés de Rastadt par le President etc. F. L. de Berlepsch. 4. 7 S. 1 B.

In demselben zeigt er dem Congresse an, daß das Reichskammergericht den 29. Jan. 1798 ein Decret gegeben, in welchem unter Androhung einer Strafe von 10 Mark Goldes dem Könige von Großbritannien, als Herzog von Calenberg und Göttingen, befohlen wird, gegen den Hrn. v. B. nicht thätlich, sondern gerichtlich zu verfahren; ihn sogleich in alle seine Aemter wieder einzusetzen; ihm sowohl für das vergangene, als für das künftige, seine Besoldungen und Dienstnutzungen zu bezahlen; ihm die zu seiner Vertheidi-

theidigung nothwendigen Actenstücke und Schriften nicht vorzuenthalten; ihm die Kosten zu bezahlen; und alles zu annulliren, was gegen den Inhalt des Decrets des Reichskammergerichts vom 20. Jun. 1797 geschehen sey. Dieses Decret habe der Regierung zu Hannover und den Ständen durch einen Reichskammergerichts-Boten insinuirt werden sollen. Er habe zugleich bey der ersten schriftlich nachgesucht, ihm den Termin seiner Wiederanstellung bekannt zu machen; und von den andern eine pünktliche Befolgung des Decrets verlangt, wenn sie ferner auf den schönen Titel der Repräsentanten der Hannöverischen Nation Anspruch zu machen gedächten; im gegenseitigen Falle habe er sie für die Folgen ihres Ungehorsams persönlich verantwortlich gemacht. Allein, die Regierung in Hannover und die vorgeblichen Stände (les soidisans états) von Calenberg wären gegen den R. K. G. Boten auf eine Art verfahren, die deutlich eine anarchische Regierungsform anzeigte. Sie hätten denselben in Hannover arretiren lassen, ihn gezwungen, die Decrete zurückzunehmen, ihn mit Wache eine Meile von Hannover wegführen, und ihn mit der härtesten Behandlung bedrohen lassen, wenn er wiederkehrte; ihm auch eine Resolution der Regierung aufgedrungen, durch welche eine jede Insinuation eines kaiserl. R. G. Decrets cassirt und annullirt wird. Hr. v. B. findet die wahre Ursache dieses unerhörten Verfahrens gegen die gute Ordnung und der dem Kaiser schuldigen Ehrfurcht darin, daß das „anglo-hannöverische" Ministerium es dem Kaiser nicht verzeihen kann, daß er den Frieden zu Campo-Formio geschlossen hat!! Er bittet also den Congreß, denjenigen, welchen die Execution des neuen Friedensschlusses übertragen wird, auch den Auftrag zu geben, dieses Decret des R. K. Gerichts gleichfalls zur Execution zu bringen. Die Schlußworte dieses Memoires sind äusserst hart und gewagt. „Unterzeichneter — wagt um desto mehr die Vollziehung dieses eines Decrets zu reclamiren, da es die Freyheit und Unabhängigkeit eines guten und tapfern Volks sichert, welches mit lauter Stimme die erste aller politischen Wahrheiten aufrecht zu erhalten verlangt. Diese, nicht von einer Faction seiner Repräsentanten verrathen zu werden, die keinen andern Zweck hat, als es einem fremden Vortheile aufzuopfern, und es, in der Abwesenheit seines regierenden Fürsten, der seinen deutschen Unterthanen nicht erreichbar, und folglich übel unterrichtet ist, dem abscheulich-

sten

Hierauf legt der Hr. v. B. dem Congresse den Gang der Begebenheiten vor, die seine Absetzung herbeyführten, und zählt die Verdienste auf, die er um das Land und die Stände hat, welches alles aus der Häberlinschen Geschichtserzählung und andern Schriften bekannt ist. Er schont dabey die Ausdrücke nicht, und besonders nicht S. 21, wo er von dem Verfahren der Calenbergischen Stände in Absicht seiner spricht. Die Einwilligung der Stände in seine Absetzung, sagt er, sey geschehen: de faire compliment à la Regence d'Hannovre, et de seconder en même tems une affaire de famille en faisant entrer Mr. de Bremer dans les charges du Soussigné. Man muß gestehen, daß, wenn dem Hrn. v. B. Unrecht geschehen ist, er an seinen Gegnern durch Aufstellungen dieser Art vor dem Publikum, wogegen sie sich bisher nur schwach vertheidigt haben, keine geringe Rache ausübe. Er fügt nun hinzu, daß, da die Verbindung zwischen Hannover und Großbritannien die Aufrechthaltung der Hannöverischen Landesconstitution für ganz Deutschland, ja selbst für Frankreich nothwendig mache; und da er wegen politischer Meinungen verfolgt sey, das ehrenvolle und weise Verfahren von der französischen Republik bisher auch in jedem Friedensschlusse denjenigen eine unbeschränkte Amnestie ausbedungen habe, er kein Bedenken trüge, diese Angelegenheit dem Congresse vorzulegen, für welchen sie unstreitig gehöre. Alsdann geht er zu seinen Bitten über. Dieses Memoire ist vom 1. Februar 1798. Am 19. März that er folgendes hinzu:

20) Supplément au Mémoire du 1. Février 1798 addressé à l'auguste Congrés de Rastadt par le President etc. F. L. de Berlepsch. 4. 7 S. 1 Kr.

In demselben zeigt er dem Congresse an, daß das Reichskammergericht den 29. Jan. 1798 ein Decret gegeben, in welchem unter Androhung einer Strafe von 10 Mark Goldes dem Könige von Großbritannien, als Herzog von Calenberg und Göttingen, befohlen wird, gegen den Hrn. v. B. nicht thätlich, sondern gerichtlich zu verfahren; ihn sogleich in alle seine Aemter wieder einzusetzen; ihm sowohl für das vergangene, als für das künftige, seine Besoldungen und Diensnutzungen zu bezahlen; ihm die zu seiner Ver-

theidi-

theidigung nothwendigen Actenstücke und Schriften nicht vorzuenthalten; ihm die Kosten zu bezahlen; und alles zu annulliren, was gegen den Inhalt des Decrets des Reichskammergerichts vom 20. Jun. 1797 geschehen sey. Dieses Decret habe der Regierung zu Hannover und den Ständen durch einen Reichskammergerichts-Boten insinuirt werden sollen. Er habe zugleich bey der ersten schriftlich nachgesucht, ihm den Termin seiner Wiederanstellung bekannt zu machen; und von den andern eine pünktliche Befolgung des Decrets verlangt, wenn sie ferner auf den schönen Titel der Repräsentanten der Hannöverischen Nation Anspruch zu machen gedächten; im gegenseitigen Falle habe er sie für die Folgen ihres Ungehorsams persönlich verantwortlich gemacht. Allein, die Regierung in Hannover und die vorgeblichen Stände (les soidisans états) von Calenberg wären gegen den R. K. G. Boten auf eine Art verfahren, die deutlich eine anarchische Regierungsform anzeigte. Sie hätten denselben in Hannover arretiren lassen, ihn gezwungen, die Decrete zurückzunehmen, ihn mit Wache eine Meile von Hannover wegführen, und ihn mit der härtesten Behandlung bedrohen lassen, wenn er wiederkehrte; ihm auch eine Resolution der Regierung aufgedrungen, durch welche eine jede Insinuation eines kaiserl. K. G. Decrets cassirt und annullirt wird. Hr. v. B. findet die wahre Ursache dieses unerhörten Verfahrens gegen die gute Ordnung und der dem Kaiser schuldigen Ehrfurcht darin, daß das „anglo-hannöverische" Ministerium es dem Kaiser nicht verzeihen kann, daß er den Frieden zu Campo-Formio geschlossen hat!! Er bittet also den Congreß, denjenigen, welchen die Execution des neuen Friedensschlusses übertragen wird, auch den Auftrag zu geben, dieses Decret des R. K. Gerichts gleichfalls zur Execution zu bringen. Die Schlußworte dieses Memoires sind äusserst hart und gewagt. „Unterzeichneter — wagt um desto mehr die Vollziehung dieses eines Decrets zu reclamiren, da es die Freyheit und Unabhängigkeit eines guten und tapfern Volks sichert, welches mit lauter Stimme die erste aller politischen Wahrheiten aufrecht zu erhalten verlangt. Diese, nicht von einer Faction seiner Repräsentanten verrathen zu werden, die keinen andern Zweck hat, als es einem fremden Vortheile aufzuopfern, und es, in der Abwesenheit seines regierenden Fürsten, der seinen deutschen Unterthanen nicht erreichbar, und folglich übel unterrichtet ist, dem abscheulichsten

sten aller Despotism, einer, mit der verächtlichen Bureau-kratie der Hannöverischen Regierung amalgamirten, aristokratischen Oligarchie zu überliefern."

Uebertreibungen dieser Art bedürfen keiner tadelnden Auseinandersetzung; sie sind Wirkungen einer ungezähmten Leidenschaft, die man mit demjenigen, was dem Hrn. v. B. widerfahren ist, wohl entschuldigen, aber nicht rechtfertigen kann. Allein, schwer ist die Frage zu beantworten, was für Gründe den Hrn. v. B. zu dem sonderbaren Schritte bewogen haben können, dem Congresse zu Rastadt diese Schriften zu überreichen. Er scheint ein zu kluger Mann zu seyn, und muß, vermöge seines Standes und seiner Geschäffte, zu gut von dem Laufe der Welt unterrichtet seyn, als daß er sich die entfernteste Hoffnung machen könnte, daß man von Seiten der Reichsdeputation darauf reflectiren würde. Höchstens konnte er sich (freylich eben so vergeblich) schmeicheln, daß dieses von Seiten der französischen Gesandten geschehen möchte, und man kann nicht läugnen, daß die ganze Tendenz seines Memoire auch dahin gerichtet ist. Ungerne bemerken wir das! Denn seinem Vaterlande, ja ganz Deutschland, seiner Privatsache wegen, wir wollen nicht einmal sagen, zur Befriedigung seiner Rachgier, Schwierigkeiten von feindlicher Seite erregen zu wollen, oder auch nur Gelegenheit zur Verlängerung der Unterhandlungen zu geben, ist ein so verwerflicher Gedanke, daß uns der Mann keiner Nachsicht würdig scheinen würde, der im Stande wäre, ihn mit Ueberlegung zu verfolgen und auszuführen, so daß hier abermals die einzige Entschuldigung für diesen Schritt des Hrn. v. B. seyn möchte, daß er in dem Augenblicke, wo er handelte, seiner Leidenschaft mehr Gehör gab, als seiner Vernunft, und der Pflicht gegen sein Vaterland. Denn beyde mußten ihm sagen, daß, wenn bey der Ueberreichung dieser Memoiren die Erhaltung der Constitution seines Vaterlandes sein Haupt-, und die Erhaltung eigner Genugthuung nur sein Nebenzweck sey, er kein Mittel dazu wählen dürfe, das seinem Vaterlande die Gefahr zubereitete, die fremde, und noch dazu Feindes Einmischung in die innern Angelegenheiten eines Landes immer zubereitet. Eine andre Vermuthung von der Absicht des Hrn. v. B. bey Einreichung dieser Memoiren hat der Verf. folgenden Buchs:

21) Re-

21) Reflexion sur un Mémoire daté du 1. Fevr. 1798 et suivi d'un Supplément en date du 29. Mars 1798, que M. Fr. L. de Berlepsch a addressé au Congrés assemblé à Rastadt, p. G. Fr. de Martens, 20. Avr. 1798. 6 Gr.

Das Hannöverische Ministerium hat nicht das Glück gehabt, gute Vertheidiger zu finden; auch da nicht, wo seine Sache gut war. Wenn der Hr. Hofrath v. Martens den Hrn. v. B. wegen der Uebergebung des Memoires an den Congreß heftig tadelt: so stimmt Rec. mit ihm völlig überein. Aber er kann nicht eben so zufrieden mit der Art und Weise seyn, wie dieses geschieht. Man kann den Hrn. v. M. in dieser Angelegenheit nicht anders betrachten, als einen Recht und Unrecht, Wahrheit und Trug untersuchenden Gelehrten. Da er nicht zu dem Hannöverischen Ministerium gehört: so hat er auch nicht den mindesten persönlichen Antheil an dem Streite des Hrn. v. B. mit demselben, und wenn er öffentlich als Richter darin auftritt: so kann man ihm höchstens etwas Hitze verzeihen, wenn er als Hannöverischer Unterthan glaubt, daß das Ministerium verläumdet und beleidigt ist. Aber diese ganze Vertheidigung desselben ist mit einem Ungestüm geschrieben, der sich beynahe auf allen Seiten sogar in Schimpfwörtern äussert. Selbst da, wo er erklärt, daß er gerne mit Schonung gegen den Hrn. v. B. verfahren wollte, geschieht dieses in einer Sprache, die beleidigender ist, als der Tadel, weil sie arroganter ist. S. 5. Das würde man von des Hrn. v. M. Schrift sagen müssen, wenn er mit dem Hrn. v. B. in keinem andern Verhältnisse stände, als Schriftsteller mit Schriftsteller. Aber was soll man urtheilen, wenn der Hr. v. M. S. 5, nachdem er versichert hat: qu'il n'est guidé par aucun motif de haine privée, hinzufügt: Il s'est honoré autre fois de ses liaisons personelles avec Mr. de Berlepsch! und nachdem er in einem Tone, wie ein Professor, es bedauert, daß ein Student die Hoffnungen, die er von ihm gefaßt hat, nicht erfüllet, sein bitteres Mißvergnügen bezeigt, daß der Hr. v. B. das nicht geworden ist, was er hätte werden können, hinzufügt: que c'est avec douleur qu'il se determine à relever publiquement les procedés de cet homme, *dont* il aurait mieux aimé couvrir les torts du voile d'un oubli éter-

éternel. Und was ist es, das ihn zwingt, dieses zarte Mitleiden zu unterdrücken, diesen Schmerz nicht zu achten? Wer kann danach noch fragen! Seine aufrichtige Anhänglichkeit an ein Land, dessen Regierung der Weisheit einer gemäßigten Constitution entspricht, vermöge der er nicht ohne die lebhafteste Bewegung sehen konnte, daß diese Regierung unwürdigerweise von einem Particulier verlästert wird, der die Schonung, die man gegen ihn beweiset, (wo hat man diese bewiesen?) mit Undank bezahlt." Ein andrer würde nun freylich wohl gedacht haben, daß noch viele, gleich geschickte und unterrichtete Männer im Hannöverischen wären, die sich vorher nicht durch die persönlichen Verbindungen mit dem Hrn. v. B. geehrt gefunden, und den Schmerz, den Hr. v. M. bey der Aufdeckung des Verfahrens desselben fühlt, nicht nöthig gehabt hätten, zu überwinden, und daß er diesen das Geschäfft, die Fehler desselben zu zeigen, überlassen könne. Da wir indessen aus Mangel persönlicher Bekanntschaft mit dem Hrn. v. M. nicht wissen, wie heftig eine vive emotion auf ihn zu wirken pflegt: so wollen wir ihm gerne glauben, daß er ihr nicht habe widerstehen können. Er mochte also den Hrn. v. B. immer über sein Verfahren zurechtweisen. Aber wenigstens mußten diese ehemaligen persönlichen Verbindungen, wenn er auf andre Gründe nicht hörte, ihn von Ausdrücken abhalten, die nicht Eifer für die gute Sache, sondern heftigen Haß gegen den Hrn. v. B. andeuten. Die Worte hypocrite, hypocrisie, calomnies les plus criminelles, malveillance, ridicules et absurdes projets, rougir d'une inverſion groſſiére, effronterie, opinions politiques, qui avoient une tendance ſi abſurde, ineptes expreſſions; und so viele andre, konnten recht gut mit Worten aus der feinen Welt umgewechselt werden, ohne daß dadurch die Wahrheit, oder auch die Stärke des Vortrags gelitten hätte. Daß der Hr. v. B. sich ebenfalls tadelhafter Ausdrücke gegen das H. Ministerium bedient habe, kann Hr. v. M. nicht entschuldigen; besonders da die Gründe zu einer so leidenschaftlichen Sprache bey beyden sehr verschieden sind. Was die Bemerkungen über das Berlepsche Memoire selbst betrifft: so ist Hr. v. M. §. 1. der Meinung, daß der Hr. v. B. recht gut eingesehen habe, daß der Congreß weder das Recht habe, sich in seine Streitsache zu mischen, noch sich darum bekümmern werde; sondern daß er nur, um seinem Hasse gegen das Ministerium ein Genüge

zu

zu thun, diesen Vorwand ergriffen habe, um das Hannöverische Ministerium, dessen Weisheit, Mäßigung und Rechtschaffenheit überall anerkannt sey, bey dieser erlauchten Versammlung anzuschwärzen. Daß Rachgier bey diesem Entschlusse mitwirkte, möchte wohl nicht können geläugnet werden. Im §. 2. bemüht sich der Verf. zu zeigen, daß dem Hrn. v. B. keine, auch noch so allgemeine Amnestie zu gute kommen könne, weil er nicht seiner politischen Meinungen, sondern der Uebertretung seiner Amtspflichten wegen abgesetzet sey. Es werden hier die bekannten Vorwürfe gegen ihn wiederholt. Im 3. §. will sich zwar der Hr. v. M. im Texte nicht auf die Frage einlassen, ob die Art und Weise, wie der Hr. v. B. verabschiedet wurde, gerechtfertigt werden könne; behauptet aber in der eben so langen Note den Satz, über welchen wohl jedermann, dem es mehr um Wahrheit, als um Recht haben zu thun ist, lächeln muß, daß dieses bey der Stelle eines Hofrichters recht gut angegangen sey. Denn dieser sey eigentlich nur der Repräsentant des Churfürsten in dem Hofgerichte; und es werde niemanden einfallen, zu verlangen, daß ein Fürst länger, als er es gut findet, sich von jemand repräsentiren lasse! Mit welcher Benennung aus dem obigen Wörterbuche würde Hr. v. M. das belegen, wenn es Hr. v. B. gesagt hätte? Die Absetzung des Hrn. v. B. als Schatzrath vertheidigt er mit Wiederholung der alten Behauptung, daß der König dabey die nachfolgende Einwilligung der Stände vorausgesetzet hätte. Der größte Theil dieser Schrift besteht aus dergleichen Wiederholungen von Anklagen und Beweisen, die nichts entscheiden, weil die Gegenparthey ihre Wahrheit und Richtigkeit abläugnet, und darüber eine richterliche Entscheidung fordert. Das Argument S. 18, daß Hr. v. B., wenn er seine Sache selbst für gerecht hielte, sich nicht weigern würde, dem Ministerium vor den Reichshofrath zu folgen, kann füglich auch gegen das Ministerium angewandt, und gesagt werden, daß es bey der Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache dem Hrn. v. B. auch vor den Gerichtshof des R. K. Gerichts folgen würde. Die Wiederholungen alter Anklagen gehen im 4ten §. fort. Sogar wird bey dem Beyspiele, daß die Stände 1626 Antheil an dem Rechte, Krieg oder Frieden zu beschließen, gehabt, abermals, und noch dazu cursiv gedruckt, wiederholt, daß der Krieg gegen den Kaiser geführt sey, welches ein Mann von Hrn. v. M. Kenntnissen gar nicht, und am wenigsten

nach dem, was in der Stimme eines Staatsbürgers darüber bemerkt ist, hätte sagen sollen. Es verdient selbst gelesen zu werden, wie er den Hrn. v. B. anklagt, daß der Plan desselben gewesen sey, die Calenbergischen Stände dahin zu leiten, dem Churfürsten nur den Namen des Regenten zu lassen, und sich aller Gewalt zu bemächtigen, die Stände der übrigen schwächern Provinzen zu einer unterwürfigen Nachfolge und Zustimmung zu bringen, und dann alle Gewalt und Rechte des allgemeinen Landtags auf den größern und kleinern Ausschuß herüber zu tragen, in welchen dieser schlaue Mann alsdann herrschen wolle. Hr. v. M. nennt dieses ein projet absurde, und eine Oligarchie absurde; darin hat er völlig Recht. Es kommt nun nur noch darauf an, daß er beweist, daß der Hr. v. B. es erfunden hat. Das, was §. 5. über des Hrn. v. B. Neutralitätssystem gesagt wird, ist richtig. Es war weder der Theorie, und noch weniger der Erfahrung nach richtig. Der Hr. v. M. sucht zu zeigen, daß die Calenbergischen Stände und der Hr. v. B. auf den Entschluß des Hannöverischen Ministeriums, der Neutralität des nördlichen Deutschlandes beyzutreten, nicht gewirket haben, und in Absicht der Bewaffnung dieser Neutralität hält er dafür, daß Hannover bessere Bedingungen von Preussen erlangt haben würde, wenn die Stände weniger zudringlich zu Werke gegangen wären. Er wirft im §. 6. dem Hrn. v. B. die Beleidigungen vor, die er sich gegen den preußischen Hof dadurch zu Schulden kommen läßt, daß er in dem Supplemente sagt, die genaue Beobachtung der Tractaten von der französischen Republik mache das preußische Observationscorps in den Hannöverischen Landen unnöthig; und diese Länder böten Großbritannien viele Landungsplätze dar. Nach seiner Meinung ist zwischen Großbritannien und Hannover gar keine beständige politische Verbindung, und diese Verbindung ist Großbritanniens Feinden wenig schädlich; auch kann der Churfürst aus den Hannöverischen Ländern höchstens nur jährlich 50,000 Pf. Sterl. nach Großbritannien ziehen. Er schließt mit billigem Spott über den Einfall des Hrn. v. B., daß der Verdruß über den Frieden zu Campo-Formio die Hannöverische Regierung abgehalten habe, den Wetzlarschen Decreten Folge zu leisten, und über andre schwache Stellen des Memoire, deren es freylich so viele enthält, daß es nicht nöthig gewesen wäre, den Weg zu seiner Widerlegung einzuschlagen, den der Hr. v. M. ergrif-

ergriffen hat. Der übrigens wegen seiner Gelehrsamkeit die größte Hochschätzung verdienende Mann hatte das Beyspiel des Hrn. v. B. vor sich, daß Leidenschaft immer zum Unrecht führt.

22) Ueber die vom K. Kammergericht in der Berlepschen Rechtssache ausgeübte Gerichtsbarkeit, und den von Sr. Majestät zu Großbritannien deßhalb an die Reichsversammlung ergriffenen Recurs in Rücksicht auf das dem Hause Braunschweig zustehende Privil. elect. fori. Ein unpartheyischer Versuch von C. F. J. Frankfurt und Leipzig. 1799. 8.

Diese ungemein gründliche und dabey in einer natürlichen Ordnung der Sachen, mit vieler Deutlichkeit, und, einige Provinzialism ausgenommen, in einer guten Sprache geschriebenen Untersuchung des Verfahrens beyder Partheyen in der Berlepschen Rechtssache verdient vor andern, daß wir ihr Schritt vor Schritt nachgehen. Der Vf. schickt §. 1 und 2. eine Erzählung der Geschichte der Dienstentlassung des Hrn. v. B. voraus, und sieht die Ablegung des Votums desselben den 20. Nov. 1794, das Verhalten der Calenbergischen Landstände bey dem Kriege mit Frankreich betreffend, als die hauptsächlichste Ursache der Entlassung an. Diese Erzählung ist ganz einfach, ohne hinzugefügte Betrachtungen, und geht, bis auf die gewaltsame Wegführung des Kammerbotens aus Hannover. Im §. 3. wird die Geschichte des Privilegii elect. fori ziemlich ausführlich und genugthuend erzählt. §. 4. Als der Hr. v. B. diesem Privilegium gemäß dem König super foro requirirte: so wurde ihm sein Schreiben als unförmlich zurückgegeben. Der Vf. verwirft beyde angeführte Gründe dieser Zurückgebung, sowohl daß es unstatthaft sey, die Requisition über die Austräge mit der über die Wahl des Gerichtsstandes zu verbinden, als auch daß die Requisition respektwidrig abgefasset sey. Die Verbindung beyder Requisitionen ist nirgends verboten; und es ist nicht abzusehen, was für ein Nachtheil für den Beklagten daraus entstehen kann. Der Verstoß gegen die Curialien konnte den König nicht berechtigen, die

Requisition zurückzugeben, weil er in dieser Sache nicht als Landesherr, sondern als Parthey verfahren mußte, welche über die Gültigkeit eines Actenstücks sich nicht zum Richter aufwerfen kann. Sind in einem solchen Actenstücke von der Gegenparthey geflissentlich einige ihm gebührende Titulaturen und Curialien hintangesetzet: so ist das eine von dem künftigen Richter zu ahndende Injurie; aber die Folgen der geschehenen Requisition treten dennoch ein, so wie ein Schuldner interpellirt bleibt, den sein Gläubiger ohne gehörige Beobachtung der Curialien um die Bezahlung gemahnet hat. Hängt es von dem Gegentheil ab, eine Schrift unter dem Vorwande vernachläßigter Titulaturen als nichtig zu behandeln: so würde auch Hr. v. B. die Resolution mit der ihm sein Requisitionsschreiben zurückgegeben wurde, als nichtig verwerfen können, da ihm darin der Titel als Land- und Schatzrath nicht gegeben wurde, der ihm damals noch ohne Zweifel gebührte. Die Frage: ob eine Parthey gebührend requirirt sey, kann überhaupt ihrer Entscheidung nicht überlassen werden, indem sie unter dem Vorwande, es sey nicht geschehen, die Gegenparthey so lange hinhalten kann, wie sie will; sondern der Richter muß darüber den Ausspruch thun. Da nun das R. K. Gericht dieses für die Gültigkeit der Requisition des Hrn. v. B. gethan hat: so kann sich Churbraunschweig auch nicht beschweren, daß dieses Gericht decretirt habe, ohne das Privilegium zu beobachten. — Wir haben dieses ausführlich ausgezogen, weil, unserm Bedünken nach, deutlich daraus erhellet, daß Hannover in dieser Sache von dem Priv. elect. fori keinen weitern Gebrauch machen könne, da es die zwey Monate, die ihm dasselbe zur Wahl eines Gerichtsstandes verstattet, hat verstreichen lassen, ohne sich über diese Wahl zu erklären. §. 5. Eben so muß die Frage bejahet werden: ob, weil die Stände Mitbeklagte des Königs sind, die Competenz des von jenem (diesem) noch nicht gewählten Kammergerichts, begründet war. Die Continentia caussae wird hier gut bewiesen, so wie auch, daß der König die Stände nicht vertreten konnte. Eben so deutlich ist gezeigt, daß die continentia caussae das priv. elect. fori nothwendig aufheben müsse, weil sonst die Nichtprivilegirten das Privilegium mit genössen. Da nun in der Berlepschen Sache continentia caussae eintritt: so war es nicht einmal nöthig, daß dem Könige zwey Monate Zeit zur Wahl eines Gerichtsstandes einge-

eingeräumt wurden; sondern die Klage konnte sogleich vor das Kammergericht gebracht werden. §. 6. Hingegen irret der Verfasser der: Prüfung des Hannöverischen Recursschreibens u. s. w. (S. N. Allgem. deutsche Bibl. B. 36. St. 2. S. 408) wenn er glaubt, daß der Gebrauch des Privilegiums auch aus dem unclausulirten Mandatsproceß und der übereilten Wahl eines neuen Landraths unzuläßig geworden sey. Das erste ist dadurch widerlegt, daß schon auf dem Reichstage 1654 der Streit: ob das Privil. elect. fori in caussis mandatorum s. c. anwendbar sey, für Braunschweig entschieden ist. Die andre Behauptung scheint uns nicht widerlegt zu seyn. Der Verf. der Prüfung u. s. w. meint, das Privilegium könne in den vier Mandatsfällen nicht Statt haben, weil sonst die Herz. v. Braunschweig sich zwey Monate lang alle Gewaltthätigkeiten erlauben könnten, ohne daß der Benachtheiligte ihnen durch die Reichsgerichte Einhalt thun könne. Unser Verf. antwortet hierauf §. 7, daß es denn doch nicht so gefährlich um den Frieden und Ruhestand in Deutschland stände. Denn jeder Kläger könne sich sogleich an ein Reichsgericht wenden, und dieses könne sogleich alle gerichtliche Vorkehrungen gegen die Herzoge machen, die sie alsdann so gut träfen, als jeden andern Beklagten; und ihr Privilegium geht nicht weiter, als daß sie den Proceß von diesem Gericht abrufen, und vor das andre bringen können. Aber er gestehet erstlich selbst, daß die Vertheidiger des unbeschränkten Gebrauchs des Privilegiums diese Sätze nicht zugeben; und zweytens haben wir ja das Beyspiel vor Augen, daß es gerade so schlecht um die Gerechtigkeit in Deutschland stehe, daß die stärkere Parthey sich wenig um die Erklärung bekümmert, die ihr Privilegium beschränkt, und die Boten, die das Gericht dieser Erklärung gemäß an sie schickt, mit Gewalt aus ihrem Lande treibt, auch die Professores Juris auf ihrer Universität immer bereit findet, dieses Verfahren zu vertheidigen. Der Verf. untersucht §. 8. die Gründe, aus denen man den Satz erweisen will, daß jedes nicht gewählte Reichsgericht incompetent, und eine Requisition über den Gerichtsstand vor angestellter Klage nothwendig sey. Sehr gründlich wird gegen den Verfasser der: Darstellung der gesetzmäßigen Beschaffenheit des dem Hause Braunschweig zustehenden Priv. elect. fori (S. ebend. S. 413) und den Verf. der Rhapsodischen Bemerkungen (ebend. 35. B. 2. St. 6. Heft) gezeigt, daß aus

einem abstrakten Begriffe eines Priv. elect. fori gar nicht argumentirt werden könnte, da ein solcher abstrakter Begriff nicht eher möglich sey, bis vorher ausgemacht sey, worin der Charakter jedes einzelnen der Privilegien, aus denen er abgezogen werden soll, bestehe, und dieses ja gegenwärtig der Streit sey. Wenn man also keinen Zirkel im Definiren begehen wolle, müsse man, um den abstrakten Begriff von dem Braunschw. Priv. elect. fori zu geben, erst über die einzelnen Rechte desselben übereinkommen, da sich eine Menge Modifikationen bey einem solchen Privilegio denken lassen. Daß aber die größten Staatsrechtslehrer in der Bestimmung dieser Modifikationen bey dem Braunschw. Privilegium von einander abweichen, wird hier ausführlich bewiesen. Auch sey es irrig, zu behaupten, daß ein vom Beklagten nicht gewähltes Gericht in dieser Sache überall ein incompetentes Gericht sey, das gar nichts darin entscheiden könne; sondern durch das Privilegium würde nur bewirket, daß der Beklagte die Sache von diesem Gerichte weg, und vor ein andres ziehen könne. Wäre dieses nicht, und erhielten die Reichsgerichte erst eine Competenz durch die Wahl des Beklagten: so würde der Benachtheiligte bis zu dieser Wahl, die der Beklagte immer durch Chikanen verschieben könnte, ohne Schutz der Gesetze seyn. Der Verf. führt alsdann noch sieben Argumente an, die für die Verfechter der Ausdehnung des Privilegiums sprechen sollen, und widerlegt sie. Da sie in der That von geringer Wichtigkeit sind, und kein einziges von ihnen feststeht, wenn das vorgehende gegründet ist: so übergehen wir sie. Im 9. und 10. §. sucht der Vf. zu beweisen, daß es ganz auf die Willkühr des Klägers ankommt, ob er vor der Klage, über den Gerichtsstand requiriren, oder seine Klage sogleich vor eins der beyden hohen Reichsgerichte bringen will, da er bey dem letzten weiter keine Gefahr läuft, als daß der hohe Beklagte vermöge seines Privilegiums die Klage von dem von dem Kläger gewählten Gerichtshofe ab, und vor den andern ruft. Er thut dieses erstlich aus der Veranlassung und dem Zwecke des Privilegii dar. Die Protestanten perhorrescirten den Reichshofrath, und suchten alle das Priv. elect. fori zu erhalten. Es wurde ihnen verweigert, und nur Schweden und das Haus Braunschweig erhielten dieses Vorrecht. Da es ausdrücklich dabey auf Beschränkung der Gewalt des Kaisers angesehen war: so kann man wohl nicht voraussetzen, daß dieser es so weit habe aus-

dehnen

dehnen wollen, daß diese Häuser zwey Monate hindurch aller Gerichtsbarkeit des Reichs dadurch entzogen würden. Auch fiel es dem Hause Braunschweig nicht ein, dieses zu verlangen; sondern in dem eignen Projekte desselben über seine Satisfaction begehrt es bloß das Recht zu wählen, ob es sich vor dem Reichshofrath wolle belangen lassen, oder berechtigt seyn solle, die Sache von demselben abzurufen, und vor ein andres Reichsgericht zu bringen. Der Verf. beweiset seinen Satz zweytens aus dem Inhalt des Privilegiums selbst. Es wird darin ausdrücklich gesagt, daß, wenn der Kläger sich schon an ein Reichsgericht gewandt hätte: so sollte auf der Herzoge einkommende exceptio fori declinatoria die Klage an das von ihnen gewählte Gericht gewiesen werden. In den sogenannten Ingredientiis privilegii wird sogar gesagt: Sollte dem Gegentheile vor angestellter Klage die Herzoge testato zu requiriren und zu befragen gefällig seyn. In dem Privilegium selbst sind die Worte, gefällig seyn, zwar weggelassen; aber der ganze Bau und Sinn der Periode ist geblieben. Es ist ferner darin die Rede von Wahlen in ausgezogenen Processen, welche eine Klage voraussetzet. Braunschweig-Wolfenbüttel erkannte endlich die Rechtmäßigkeit einer Klage vor der Requisition auf dem Reichstage selbst; indem es am 21. Febr. 1654 darauf antrug; es solle dem Reichsabschiede einverleibet werden, exceptiones fori declinatoriae als electionis fori etc. müßten nicht mit der Haupthandlung verbunden werden. Wir können dem Verf., ohne diese Anzeige über Gebühr zu verlängern, nicht in demjenigen nachfolgen, was er §. 11. von den Wirkungen der Wahl eines andern Reichsgerichts nach dem von dem einen bereits ausgezogenen Processe; §. 12. von der vorgeschriebenen Form der Vollziehung einer solchen Wahl; §. 13. von den auf das Braunschw. Privil. elect. fori sich beziehenden reichsgerichtlichen Präjudicien und Folgerungen aus denselben; sehr gründlich gegen die Erklärungen dieser Dinge derjenigen sagt, welche Braunschweig bis zur Wahl des Gerichtsstandes von aller Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte lossprechen. Aus allem diesem zieht nun der Verf. §. 14. den Schluß, daß der Hr. v. Berlepsch seine Klage bey dem R. Kammergericht allerdings habe anbringen können; daß dieses Gericht sich keines fehlerhaften Schrittes schuldig gemacht habe, und daß der Reichstag den Recurs als ungegründet zurückweisen müsse. J.u.

Arzneygelahrheit.

Krankenbuch. Ueber die Erhaltung des menschlichen Lebens, Verhütung und zweckmäßige Behandlung der Krankheiten, von D. Christian August Struve, ausübendem Arzte zu Görlitz, rc. Erster Band. Breslau, Hirschberg und Lissa, bey Korn dem ältern. 1798. 1 Alph. 7½ Bog. 8. 1 Rg. 8 gr.

Schon wieder eine medicinische Volksschrift von diesem Vf., nur in einer etwas andern Form; wir sollten daher wohl meinen, daß er etwas zu rasch diese seine Schriften zum Abdrucke bearbeite, so löblich auch sein Eifer, die Gesundheit der Mitmenschen zu befördern, seyn mag. Ungern vermissen wir an diesem sonst so wichtigen Buche hin und wieder die genaueste Darstellung und gehörig durchdachte Bearbeitung der in demselben abzuhandelnden Materien; und in einigen Stellen scheinet es sogar, daß Leidenschaft den Verf. zu sehr zu einer Herzenserleichterung gebracht habe, wozu er vielleicht durchs Gefühl einer unverdienten Verkennung angereizt worden ist. Dieß mußten wir von dieser Schrift im voraus erinnern, wenn wir ganz unpartheyisch darüber urtheilen wollen. Nun von dem Plane und dem Inhalte der Schrift selbst.

Ein Buch, welches das Nöthigste enthielte, was Kranken, Krankenpflegern und Allen, die mit Kranken umgehen, nützlich seyn könnte, schien dem Verf. in unsern Tagen noch ein Bedürfniß zu seyn. Ein großer Theil dieses Buches soll aber auch die Verhütung der Krankheiten betreffen; daher es nicht nur Kranken, sondern überhaupt jedem, dem seine Gesundheit nicht gleichgültig ist, zu einem Lesebuche, nicht allein in kranken, sondern auch und dieß vorzüglich in gesunden Tagen, dienen kann; und hiermit unterscheidet es sich von den meisten medicinischen Volksbüchern, die zur groben Empirie oder gar zur Quacksalberey verleiten. Ueberhaupt will der Verf. dieß sein Buch auch mehr den gebildeten Ständen gewidmet haben. In dem zweyten Bande will er nach dem angenommenen Plane die gewöhnlichen Krankheiten der Menschen insbesondere noch abhandeln.

In

In der Einleitung zu diesem Werke handelt der Verf. zuvörderst und überhaupt von der Gesundheit, der Krankheit, der Arzneykunst, dem Arzte und den Arzneymitteln. Hierauf handelt er im ersten Abschnitte von den Ursachen der gewöhnlichen Krankheiten; dahin rechnet er insbesondere die Erblichkeit, eine fehlerhafte physische Erziehung, Aufenthalt und Wohnung in unreiner Luft, übermäßige und ungesunde Nahrung, gesundheitswidrige Kleidung, Unreinlichkeit, sitzende Lebensart und Mangel an Bewegung, gesundheitswidrige Stellungen, Erhitzung und Erkältung, Müßiggang und Unthätigkeit, übermäßige Anstrengung der körperlichen Kräfte und der Denkkraft, erschütternde und niederschlagende Leidenschaften, Ausschweifungen der Wollust, Ansteckung, und Gifte, wo bey letztern auch der berüchtigte Böhmische Liquor nicht vergessen worden, der allerdings in der Hand eines Laien zu einem Gifte wird, welche Wahrheit der Verfertiger desselben mit seinem Tode versiegelt haben soll; denn dieser starb, wie dargethan worden, an einer Quecksilbervergiftung. Im zweyten Abschnitte werden die Verhütungsmittel der Krankheiten nach den im ersten aufgestellten Ursachen derselben angegeben und erörtert, worauf denn zugleich auch mit von den Vorbauungsmitteln und Vorbauungscuren gehandelt wird. Im dritten Abschnitte von den Krankheitsanlagen unter eigenen Verhältnissen, und zu gewissen Krankheiten; und hierbey von dem zweydeutigen Gesundheitszustande. Im vierten Abschnitte, von den Vorboten der Krankheiten, und dem Verhalten dabey. Im fünften Abschnitte, von dem Verhalten in Krankheiten überhaupt, als auch insbesondere nach der Krankendiät. Im sechsten Abschnitte, von der Krankenpflege und von dem Umgange mit Kranken. Im siebenten Abschnitte, von den zu machenden Bemerkungen und Beobachtungen über Kranke, besonders in Beziehung auf den nöthigen Krankenbericht. Im achten Abschnitt, vom Verhalten der Wiedergenesenden. Im neunten Abschnitt, von der Behandlung der Sterbenden. Im zehnten Abschnitte, vom Scheintode; wie man sich bey Scheintodten zu verhalten, und wie solche zu behandeln. Zuletzt im eilften Abschnitte, noch über die Leichenöffnungen. Sehr nahe wird es denen gelegt, die übrigens bey ihrem Leben nicht nützlich in der Welt gewesen sind, daß sie es doch noch nach ihrem Tode durch die Leichenöffnung werden möchten.

Ef.

D. J. J. H. Bückings, praktischen Arztes zu Wolfenbüttel, medicinische und physikalische Erklärung deutscher Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten. Stendal, bey Franzen und Grosse. 1797. 290 Seiten. 8. 20 gr.

Der Verf. bemerkt (Vorr. S. I. Note) mit Recht, man solle Sprüchworte schreiben statt Sprichwörter, weil nicht von einzelnen Wörtern, sondern von Phrasen die Rede sey. (Am richtigsten möchte man sie wohl Sprüche nennen.) Nachdem der Verf. einige ältere und neuere Sammler und Ausleger von Sprüchen angeführt hat, sagt er (Vorr. S. VII.) „Hr. Blum erklärt Sprichwörter, und fügt Moral hinzu; Hr. Eisenhart erklärt sie auch, und gründet Gesetze darauf, oder zeigt, wie sie aus vorhandenen Gesetzen entstanden sind; und ich erkläre nur wenig; lasse sie mir aber zur Grundlage dienen, nothwendige und nützliche Wahrheiten aus den auf dem Titel genannten, im weitläuftigsten Verstande genommenen Fächern darauf bauen, und auf diesem Wege ins Publikum gelangen zu lassen. Es kann daher nicht fehlen, daß der Leser nicht oft ausrufen sollte: diesen Sinn hatte ich in dem Sprüchworte nicht gesucht! Denn er mag wirklich oft nicht darin liegen; ich lege ihn aber hinein, u. s. w.“ Aber, mit Erlaubniß des Verf., auf diese Art ließen sich viele tausend Sprüche zu medicinischen und physikalischen ummodeln, und Folianten darüber schreiben. Eine gewisse Abtheilung hat der Verf. nicht gemacht; sondern die Sprüche nach einem vorgesetzten Verzeichniß nach der Reihe, und nach ihrem Inhalt ernsthaft oder munter (Vorr. S. VIII.) abzuhandeln gesucht. Dieß Verzeichniß enthält 380 Sprüche, wovon die ersten 209 erkläret, die übrigen vielleicht auf einen zweyten Theil verspart sind.

Die Idee, medicinische und physikalische Sprüche zu erklären, ist gut. Aber die Ausführung ist unserm Verf. nicht gelungen. Diätetische Lehren wirken nur dann mit Erfolg auf das lesende Publikum, wenn sie mit dem beredten Ernst eines Hufelands, und mit dem reichen und treffenden Witz eines Krügers und Unzers vorgetragen werden. Hrn. B. Styl und Sprache sind im Ganzen genommen leidlich gut. Aber er weiß die Aufmerksamkeit des Lesers nicht ange-

angenehm zu fesseln, obwohl er, vermuthlich in dieser Absicht, deutsche, französische, lateinische Verse u. s. w. einstreuet. Als eine Probe des Vortrags könnte die schleppende Periode S. 31 dienen: „Krankheiten nämlich — — — mehr auf.“ Sie nimmt beynahe die ganze Seite ein, und ist folglich zu lang, um hieher gesetzt zu werden. S. 46 sagt der Verf.: „es hat auch ein jeder seine eigene Nase; das heißt, eine solche Nase, die nur allein für sein Angesicht paßt, und die er folglich nicht entbehren kann. Vor zwanzig Jahren reisete ein Mensch herum, der sich einer künstlichen Nase und einer Maschine, die ihm seinen Gaumen ersetzte, bedienen mußte. Ich weiß nicht, wars der berühmt gewordene Back, oder nicht — vielleicht erkennt mans daraus, daß er, u. s. w.“ Ich, der Rec., sahe diesen Mann auch. Er hieß nicht Back, sondern Johann Beck, und wollte durch einen heftigen Schlag im 28sten Jahre den kalten Brand und Verlust der Nase erlitten haben, wie eine mit einem Kupfer versehene lateinische Beschreibung sagt, worin die künstliche Nase beschrieben und abgebildet ist. Für den Verf. dieser Beschreibung, die er mir mittheilte, und die ich doppelt auf einem Folioblatt und auf 2 Quartblättern besitze, gab er den Hrn. Hofrath Wrisberg in Göttingen aus. Beck war venerisch, und starb im 40sten Jahre zu Bruchsal an der Schwindsucht. M. s. davon P. C. von Keveling über eine merkwürdige Ersetzung mehrerer, sowohl zur Sprache, als zum Schlucken nothwendiger, aber zerstörter, Werkzeuge, u. s. w. Heidelberg. 1793. 8. mit 2 Kupf. Vergl. Commentar. de rebus in scient. nat. et med. gest. Vol. XXIII. P. I. p. 392. Daß übrigens viele der hier erklärten Sprüche wirklich gar zu weit ausser dem med. und phys. Gebiete liegen, erhellet unter andern aus folgenden: Lange geborgt ist nicht bezahlt; Mit vielem hält man Haus, mit wenigem kommt man aus; Böse Exempel verderben gute Sitten; Gleich sucht sich, gleich findet sich; Wer das kleine nicht achtet, bekommt das große nicht; Spötters Haus brennt auch; Zum Spiel gehören zwey; Was du nicht willst, daß dir geschicht, das thu auch andern Leuten nicht; Wenn es Brey regnet, so hat man keine Schüsseln; (wobey der Verf. Erklärungen über den Blutregen giebt!) Keine Antwort ist auch eine Antwort; (wobey gelehret wird, daß ein Arzt oft besser thue, einer Antwort auf des Kranken Fragen, insonderheit, ob sein Tod bevor-

bevorstehe, auszuweichen; daß, wenn der Kranke phantasiret, dessen Seelenkräfte leiden, und wenn er gar nicht antwortet, er entweder taub geworden ist, oder an Schlafsucht leidet, u. s. w.) Einige Sprüche scheinen auch deßhalb verwerflich, weil sie schmutzig pöbelhaft sind, z. B. 192. „Wem der Teufel in den Hintern will, dem hilft kein Kreuzmachen;" wobey die Krankheiten genannt werden, denen Postillions, Soldaten, Gelehrte, Jäger, Handwerker u. s. w. vermöge ihrer Beschäfftigungen ausgesetzet sind.

Hätte der Verf. etwa den vierten Theil der besten medicin. und phys. Sprüche, nach Maaßgabe ihres Inhalts, mit angenehm eindringendem Ernst und heitrer satyrischer Laune erkläret: so möchte er Beyfall und Dank verdienet haben.

Id.

Ludwig Cornaros erprobte Mittel gesund und lange zu leben. Aufs neue herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von D. Friedrich Schlüter. Ein heilsames Hausbuch für alle, besonders für junge Menschen. Braunschweig, Schulbuchhandlung. 1796. VIII und 208 S. 8. 12 gr.

Cornaro, ein Venetianischer Edelmann aus einem alten und berühmten Stamme, lebte im 15ten und 16ten Jahrhundert. Seine Diät war bis in sein vierzigstes Jahr sehr unordentlich. Er war daher oft krank, und zuletzt so schwach, daß er und alle seine Bekannten seinen baldigen Tod ahndeten. Er erholete sich indeß durch gänzliche Aenderung seiner Lebensweise, und eine strenge Diät ließ ihn, wie er sich in s. Schrift vorhersagte, ein mehr als hundertjähriges Alter, bey gesunder Geistes- und Körperkraft, erreichen. Seine Gattinn, Veronica von Spillberg aus dem Friaul, ward nicht weniger alt. Seine Diät hat er, Andern zur Nachfolge, in diesem Buche beschrieben. Die Urschrift ist unter dem Titel: Luigi Cornaro Discorsi (IV.) della vita sobria. 1616. 8. (zum zweyten- oder drittenmal) gedruckt, und in mehrere Sprachen übersetzt. M. Christ. Ludovici gab eine deutsche Uebersetzung im Englischen Arzneybüchlein, Th. 2. (Leipz. 1715. 8.) D. Christ. Gottl. Schwenke über-

übersetzte sie aufs neue, unter dem Titel: **Ludwig Cornaros Vorstellung von dem Nutzen eines nüchternen und mäßigen Lebens.** (Dresden u. Leipz. 1755. Frankf. u. Leipz. 1766. 8.) Man s. auch von Cornaro Morery Diction. historique, T. II. p 265. Artik. Cornaro. (Amsterd. 1694. fol.) Hannover. Magazin. 1784. St. 44. Hufelands Kunst das menschliche Leben zu verlängern, 1. Th. S. 15. (Zweyte Auflage, Jena, und Wien. 1798.) Hr. Schlüter hat nicht angezeigt, ob er die Urschrift aufs neue verdeutscht habe. Die Worte des Titels: „aufs neue herausgegeben", lassen vermuthen, daß die Schwenkesche Uebersetzung zum Grunde gelegt, und nur hie und da Verbesserungen in der Sprache angebracht sind. Der Rec., der nur die ältere Uebersetzung des Ludovici besitzt, kann solche nicht gegen einander halten. Hie und da stößt man auf Perioden, die man anders gebaut wünschte, z. B. S. 6. „Mein Versprechen zu erfüllen, und zugleich noch manchen andern, die Lust haben, darüber nachzudenken, einen Dienst zu thun: so werde ich die Ursachen nennen, die," u. s. w. Zuweilen ist der Ausdruck verfehlt, z. B. S. 169. „Man kann dabey zwar gesund seyn; aber nie ein ganz ausgebildeter Mensch werden, sowohl (so wenig) am Leibe, als am Geiste." Die angehängten (14) Anmerkungen des Hrn. Schl. nehmen über die Hälfte des Büchleins ein. Sie gehen von S. 91 bis S. 208. Einige biographische und literarische Notizen über Cornaro wären hier, oder in der Vorrede, manchem Leser vermuthlich willkommen gewesen. In der ersten Anmerk. sucht der Verf. den Cornaro, wegen dessen Ausfall auf die Lutheraner, zu entschuldigen. Sie hätte wohl kürzer seyn können. Dieß ist auch bey fast allen Anmerkungen der Fall. Neue Ansichten hat der Rec. nicht darin gefunden. Einigen Behauptungen kann man auch nicht beystimmen, z. B. S. 162, daß durch schnelles und häufiges Trinken des kalten Wassers bey äusserster Erhitzung wohl einige krampfhafte Beschwerden entstehen; die aber nicht viel zu bedeuten haben, und verhütet werden könnten, wenn man langsam trinke, und daß nur nachtheilige Folgen zu erwarten seyen, wenn gerade scharfe Theile in den Säften sind," (woran erkennt aber der Laie dieß? und giebt es nicht mehr Ausnahmen dieser Art?) „und weder die Ausdünstung bald wieder hergestellet, noch der Harnabgang vermehret wird." (Auch unter diesen Bedingun-

dingungen dürfte das Trinken des kalten Wassers bey großer Erhitzung nicht immer ohne Nachtheil seyn.) Der Pocken-Inoculation scheint Hr. Schl. nicht hold zu seyn; er hält sie für etwas Gewaltsames. S. 195 heißt es: „Das Einimpfen der Pocken hat sich lediglich dadurch ein Ansehen gemacht, weil man nur gesunde Kinder einimpft.“. Dieß ist, mit seiner Erlaubniß, nicht richtig. Wenn auch einige Aerzte, z. B. Hoffmann, diese Regel befolgten, und vielleicht dadurch so ausgezeichnetes Glück hatten — Hoffmann verlor von 2000 Inoculirten nicht einen —: so ist dieß doch bey weitem nicht von allen Einimpfern zu verstehen. Viele andere haben kränkliche, Junge und Alte, auch Schwangere, in allen Jahreszeiten inoculiret, und der Vortheil war dennoch auffallend groß auf der Seite der inoculirten Pocken. Oeffentlich bekannt gewordene Thatsachen haben dies bezeugt.

Ur.

D. G. F. Kirchner Uiber (Ueber) Frühstücke einige Medicinalbemerkungen. Mit einer Zeichnung. Mainz, bey Craß. 1797. 3 Bogen. 8. 6 Kr.

Eine unbedeutende Broschüre, worin etwas weniges von bekannten Dingen, gewürzt mit Kunstwörtern der Brownischen Schule: Erregbarkeit, Erregung, erregende Kräfte oder Regursachen, (lies Reg-Ursachen,) eigentliche und uneigentliche Schwäche u. s. w. vorgetragen wird. Das einzige Gute, was der Rec. darin bemerkt hat, ist die Vorschrift zum Caffee, S. 21, nämlich Abends etwas warmes Wasser auf die Portion Caffee zu gießen, Nachts verschlossen stehen zu lassen, Morgens abzugießen, dann wie gewöhnlich zu kochen, und das Abgegossene zuzumischen. Am Schlusse kommen drey Recepte zum Frühstück vor: 1) für das Mittelmaaß der Erregbarkeit, Eygelb mit Fleischbrühe; 2) im asthenischen Zustande, Eygelb mit Branntwein; 3) im sthenischen Zustande, Eygelb mit Citronsäure, wobey man den in Kupfer gestochenen Erregungs-Messer zur Hand haben muß! An Provinzialismen fehlt es auch nicht: Absönderung, gesiehen, die Geschäften; auch lieset man empirephmatisch!

Sz.

Schöne

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Natur und Kunst, oder, die Gärten. Für Freunde der schönen Gartenkunst. Halberstadt, bey den Grossischen Erben. 1798. 304 Seiten in 12. 1 Rg. 6 gl.

Für die Kunstrichter macht der Verf. dieses Gedichts bloß die Vorerinnerung, daß er sich bey Verfertigung desselben des Adelungschen Wörterbuchs bedient habe. Und für das Publikum bemerkt er nur, daß die in dem Gedichte vorkommenden Anspielungen auf die gegenwärtige französische Geschichte zwar nicht genau mit den Begebenheiten des Tages zusammentreffen; daß er aber deßwegen nicht für nöthig gefunden habe, die dahin gehörigen Stellen abzuändern. — In dem Gedichte selbst wird indeß gegen das Ende der Recensenten umständlicher gedacht, und der Verf. thut hier unter andern folgende Erklärung, S. 283:

> Den Recensenten will die Hand ich küssen; —
> Einst tilg' ich, wird das Werk neu aufgelegt,
> Die Fehler; mit dem ängstlichsten Gewissen
> Wird jeder Vers von Flecken dann gefegt.

Zwar erklärt er auch auf eben der Seite in einer Note, daß die Jenaische Literaturzeitung das einzige kritische Journal sey, welches er zu lesen und zu benutzen Gelegenheit habe. Dieß soll indeß den Rec. nicht abhalten, von seiner Arbeit wenigstens den Lesern dieser Bibliothek eine Anzeige zu geben, ohne daß er auf den Handkuß des Dichters den mindesten Anspruch macht. Man weiß, daß der nämliche Gegenstand schon von mehreren Dichtern, von Columella, Rapin, Masson, Delille u. a. bearbeitet ist; auch wird man hier Manches wiederfinden, was nicht unangenehme Reminiscenzen aus diesen Dichterwerken verräth und veranlaßt; selbst in der Anlage des Plans manche Aehnlichkeit, ohne daß man deswegen dem Verf. die Eigenthümlichkeit des seinigen streitig machen dürfte. Das Ganze ist in vier Episteln vertheilt, die an einen Freund des Verf. gerichtet sind. In der ersten wird gezeigt, daß die Gartenkunst bloß in Verschönerung der Natur durch Kunst bestehe. Diese muß die

Em-

Empfindung der Seele zu rühren sich bestreben. Zur Erreichung dieses Zwecks ist der Kontrast ein vorzügliches Mittel. Bey der Anlage eines Parks wird die schickliche Anpflanzung des Baumwerks gelehrt, und wie die Felsen darin zu benutzen sind. Dann über den ehemaligen verderbten Gartengeschmack, und als Episode eine Schilderung von Hirschbergs Helikon in Schlesien. Die zweyte Epistel redet zuerst von der Benutzung des Wassers bey der Anlage eines Parks, und dann über den verschiedenen Eindruck, den die mancherley Arten des Gewässers in der Seele erregen; vom Springbrunnen; vom Meer im Bezug auf die Aussicht des Parks; der Katarakt, die Kaskade, der Landsee, und einige Beyspiele desselben; der Teich, der Strom, der Bach, und der Fluß. Die dritte Epistel betrifft die Abwechselung der Gartenkunst nach der Verschiedenheit der Ursachen, und die Verschiedenheit des Gartens selbst nach dem besondern Himmelsstriche; die muntre, traurige, romantische, feyerliche, und die aus allen diesen besondern Arten zusammengesetzte Gegend; den Thalgarten, den Waldgarten, den Weinberg, den hohen Berggarten. Die Wahl darunter wird nach der Liebhaberey bestimmt. Der muntre, melancholische, romantische, feyerliche, vermischte Garten werden nun besonders beschrieben; auch die Gärten der Jahrszeiten, der Tageszeiten, und ihre Einrichtung nach dem verschiedenen Range des Besitzers. Endlich noch von den Gärten der Bestimmung. In der vierten Epistel ist die Rede von der falschen Anwendung der Gebäude und andrer Verzierungen des Parks, vom richtigen Gebrauche derselben, von den Ruinen, von der Bildung des Parks zu einem Ganzen, der Anlegung der Wege, und von dem Leben, als einer dem Park nothwendigen Eigenschaft. — Hierauf eine kurze Geschichte der Gartenkunst, und von der Wirkung der Natur auf die Seele.

Aus mehrern Stellen dieses Gedichts sieht man, daß der Verf. ein in Schlesien lebender Arzt ist, der die Poesie nicht als Geschäfte, sondern nur als Erholungsmittel des Geistes, ansieht und betreibt. So sagt er S. 276:

„Das Siechbett würde gnug mir Arbeit geben!
„Was, sprichst du, nützt dir die Poeterey?“ —
Darf sich ein Kranker wider mich erheben:
„Warum pflegt er die Kranken nicht getreu?“

Kaum

Kaum kommt ein Bote, Reitpferd oder Wagen,
Weg, o mir sonst so liebe Poesie!
Risch flieg' ich auf, die Krankheit zu verjagen,
Und nur bey freyer Zeit, sonst dicht' ich nie.

Auch erkennt der Verf. selbst, daß ein strenger kritischer Freund ihm zur Erreichung höherer Vollkommenheit und zur Ausbesserung mancher Mängel seiner Gedichte sehr behülflich werden könnte. Und dieser würde gewiß Gelegenheit genug zur Rüge finden, wenn er auch die poetische Anlage seines Freundes, und das viele Gute, das auch Rec. mit Vergnügen in diesem Gedichte bemerkt hat, noch so willig anerkennte. Und das um so strenger, je bereitwilliger der Verf. sich erklärt, seinen Tadel anzunehmen und zu benutzen:

Wie würd' ich ihn zu ehren mich bestreben!
Mit welchem ihm ergebnen Dankgefühl!
„Durchstreiche", rieth er, „diese schlechte Zeile!"
(Wie horcht' ich! mit wie forschender Begier!)
„Der Vers dort fodert mindestens die Feile!
„Den Ambos selbst heischt diese Strophe hier!"
Schnell würd' ich jede Härte lieblich mildern,
Kein Ausdruck hinkte, rauh durch Mißklang, platt,
Nichts dürfte roh durch Ueberwuchs verwildern,
Nichts blieb verwirrt, undeutlich oder matt.
Leicht schien' ein Werk, doch mühsam, schwer erfunden,
Geschmeidig würd' ich (scheinbar, nur ein Spiel!)
Die Mühe bergend, jedes Wörtchen runden,
Bis alles meinem strengen Freund gefiel.

Ungeachtet der angenehmen Unterhaltung, welche die Durchlesung dieses Gedichts dem Rec. im Ganzen gewährt hat, und gewiß jedem Leser von Geschmack und billiger Nachsicht gewähren wird, würde er doch dem Verf. die Mängel, Härten und Ungleichheiten seines Gedichts zu zeigen, zur Pflicht machen, wenn er nicht, wie gesagt, ausdrücklich erklärt hätte, daß er kein andres kritisches Journal lese, als die Jenaische Literaturzeitung. Dieser mag also eine genauere und strengere Kritik überlassen bleiben. Daß aber der Verf. in malerischen Beschreibungen glücklich sey, wird man schon aus folgender Probe sehen. Sie ist aus der dritten Epistel, wo die verschiedenen Wirkungen und Annehmlichkeiten der

Gärten nach den verschiedenen Tagszeiten geschildert werden, die Beschreibung der Abendscene, S. 189:

Wie ruhig webt die abendliche Kühle!
Geschwängert von der Pflanzen Weihrauchduft
Bethaut sie mild die durch der Sonne Schwüle
Versengte, brennende Gewitterluft.
Der Balsam dampft, der nun entschloßnen Hülle
Des Blumenkelchs gewürzhaft zu entfliehn;
Süß duftet die Syringe, Asphodille,
Die düstre Nachtviole, der Jasmin.
Wie still, daß kaum das Laub der Espe säuselt,
Daß, spielend nur vom Mückenschwarm erregt,
Des Teiches Spiegelglätte sich kaum kräuselt,
Sich kaum der schlanke Weizenhalm bewegt.
Wie still! Nur mit leisplätscherndem Geriesel,
Mit durch Gebüsche tief verdumpftem Hall,
Erklingt, melodisch murmelnd über Kiesel,
Der niedrige, nicht jähe Wasserfall.
Der Regen sprühe! — Der Sonne bunter Bogen
Umschlingt des Himmels östliches Gebiet;
Wie, dunstfrei nun, vom Abendglanz umzogen,
(O welch ein Schauspiel!) wie der Himmel glüht!
Wie krause, goldne, purpurne Gestalten
Sich der erstaunten raschen Phantasie,
Wie zaubrisch die Gewölke sich entfalten,
Schön durch des Lichtes reizende Magie!
Hell blinkt es, daß mit Gold es sich umsäume,
Auf Berg' und Thäler, die sich westlich ziehn,
Färbt einzeln prangender erhabner Bäume
Laubdünne Gipfel, färbt der Wiesen Grün.
Der bunte Kiebitz glänzt, der rauhe Reiher,
Der lauernd an dem See die Fische kirrt,
Der Schwalbe Flug entspvitzelt blaues Feuer,
Wenn flüchtig, zwitschernd, sie den Teich umschwirrt.
Die Sonne neigt sich. Wie der See hier funkelt,
Durch fern gezognen Goldstreif gelb gefleckt!
Welch langer Wiederschein ihn dort verdunkelt,
Durch hoher Pappeln Schatten, spitz gestreckt.
Die Sonne sank. Vom letzten Strahl beschienen,
Der, wie Karfunkel, hochroth ihr entschießt,
Glänzt der Bezirk! — Wie lieblich der Rubinen
Gluth

Gluthröthe rosenfarbig mild zerfließt!
Wie der Beleuchtung Schimmer schnell den runden
Gebirgeszirkel, Berg und Thal durchfliegt!
Des Tempels Dach blinkt, wo mit Mohn umwunden,
Die Fackel senkend, Phöbus ruhend liegt.
Roth blinkt der Wasserfall, die Maienblüthe,
Die Grotte blinkt, mit Rosenschein betüpft,
Roth blinkt das Marmorbild der Aphrodite,
Geformt, wie sie verschämt dem Bad entschlüpft.
Das Roth verbleicht, mit grauem Dunst umschleyernd
Den Horizont, verdüstert allgemach,
Stets der Gestalten Wechselspiel erneuernd,
Entweicht dem Blick der Berg, die Flur, der Bach.
Ein Wink! hell funkelnd glänzen tausend Lauben,
Mit frohen Gästen, bunt gemischt, besetzt,
Und durch Musik, den Nektar edler Trauben,
Ein leichtes Mahl, und Mara's Lied geletzt.
Hoch steigen Feuerkugeln und Raketten,
Bespickt mit Schwärmern, donnernd raschem Knall,
Bang flieht das Volk, von Funken sich zu retten,
Und kreischend tönt des Busches Wiederhall.
Der Mond entglüht! blaß schimmern einzeln Sterne;
Welch milde Seelenruhe! — Welche Pracht
Schmückt unaussprechlich reizend Näh und Ferne!
Welch eine feyerliche Sommernacht!
Gewölke birgt der Mond, der jetzt der Reihe
Dunstleichter Wolken, schnell verneut, entwischt;
Wie seltne Feerey, durch Licht und Gräue
Helldunkler Bilder wunderbar gemischt!
Wie schön dem See des Mondes Rund entglimmert!
Wie wild das Uhu-Heer den Wald durchschwärmt,
Und, um des Pöbels Feigheit unbekümmert,
Mißgünstig kämpfend, frey, dämonisch lärmt!
Einsamlich schlägt im Dickicht Philomele.
Sehnsüchtig lauscht ihr Phyllis und Damöt,
Vertraulich öffnet sich des Freundes Seele
Zu zärtlichem Gespräch, durch Ernst erhöht.
Empfindsam rinnt des süßen Grames Thräne,
Durch edler Tröstung Hochgefühl genährt:
„Schnell flieht des Lebens mühevolle Scene,
Der frohen Zukunft Herrlichkeit nicht werth!“
Hier schießt ein Sternenschuß! Hier lodert leise

Ein blaues Irrlicht; fern strahlt ein Komet!
Unsterblich glänzt, gekrönt durch Sternenkreise,
Des großen Brennen ew'ge Majestät. *)
Sanft schimmert Venus; welche hehre Stille!
Wie hoher Hoffnung Wonne mich beschleicht!
Wo glänzt das Paradies? — o Schlaf, umhülle
Die müden Augen! — die Begeistrung schweigt.

Leicht könnten in dieser sonst gewiß nicht verwerflichen Stelle und wahrhaft poetischen Beschreibung, wie in mehrern andern, die vielen Ausrufungen und Fragen der Verwunderung, das Welch und Wie, dem Leser einförmig und ermüdend werden.

Zuweilen weicht der schildernde Ton des Gedichts in den lehrenden, und fast noch öfter in den satyrischen aus; am anhaltendsten ist das Letztere in der Beschreibung der öffentlichen oder Volksgärten, S. 210 ff. der Fall, die der Verf. Bestimmungs-Gärten nennt. Das Gemälde ist treffend und mannichfaltig genug. Manches Locale wird freylich nur denen, die es kennen, oder in der Nähe haben, interessant seyn. Ueber den Ausfall auf die Berliner Theologen, oder, wie sie der Verf. nennt, „die Klopffechter von Berlin," und über die S. 252 ff. dabey befindliche lange Note, worin der Verf. das berufene Religionsedikt in Schutz nimmt, wollen wir uns nicht einlassen. — Uebrigens hat man es der S. 263 etwas sonderbar geäusserten Erkenntlichkeit des Verf. zu danken, daß man die vornehmste Quelle erfährt, woraus er den Stoff seines Gedichts geschöpft hat:

Der edle Mann muß meinen Dank auch haben,
Der Hirschfelds Gartenkunst mir gütig lieh;
O! sonst, entblößt selbst von Erfindungsgaben,
Erreicht' ich meines Liedes Absicht nie.

Jß.

Gedich-

*) Friedrichs Ehre, das neue Sternbild, welches Hr. Bode zum Andenken Friedrichs II. so benannt hat.

Gedichte von *Karl Asmund Rudolphi*. Berlin und Greifswald, bey Lange. 1798. 12 B. 8. 16 gr.

Der Verfasser dieser Gedichte, ein junger praktischer Arzt in Greifswald, äussert sich in seiner Zuschrift derselben an einen seiner Freunde, den dortigen Dr. Murbeck, so bescheiden über die Ansprüche, die er auf Beyfall und Auszeichnung seiner Arbeiten macht, daß es ungerecht seyn würde, ihn nach der äussersten kritischen Strenge zu beurtheilen. „Großes Lob, sagt er selbst, werde ich nie mit meiner Poeterey einernten; das erwarte ich aber auch nicht, da eine ziemlich leichte Versifikation wohl mit ihr größtes Verdienst „ist." Auch benimmt er den Lesern und Kunstrichtern die Besorgniß, daß er ausser den hier gesammelten poetischen Versuchen noch mehrere liefern werde, und giebt die Aufmunterung seiner Freunde als die Veranlassung zur Bekanntmachung der gegenwärtigen Sammlung an. Sie wird aber nicht bloß für diese, sondern gewiß auch für manche andre Leser Interesse haben, weil die darin befindlichen Gedichte dem feinen Geschmacke und dem edeln Gefühle ihres Verfassers Ehre machen, wenn sie auch nicht zu der ersten und vorzüglichsten Klasse poetischer Erzeugnisse gezählt werden sollten. Dem Verf. ist viel Leichtigkeit des Ausdrucks, viel Geschmeidigkeit der Versspräche eigen, und Weisheit, Lebensgenuß, Sittlichkeit, Gefühl der Freundschaft und Liebe machen den vornehmsten Inhalt der hier gelieferten Gedichte aus. Manche darunter mögen freylich in ihrer ersten und nähern Beziehung noch interessanter gewesen seyn, als sie es für fremde Leser seyn können; obgleich auch diese die so wahr und unbefangen ausgedrückten Gefühle und Gesinnungen dieses Dichters schätzen und liebgewinnen werden. Folgendes Sonnett mag zur Probe dienen:

Ich liebte sie, und konnt' es ihr nicht sagen;
Mein Auge schwieg, was auch mein Herz empfand:
Ich wagte nicht den leichtsten Druck der Hand;
Ach! bis ins Grab hätt' ich mein Leid getragen!

Was quält dich so, begann sie mich zu fragen,
Daß dir die Röthe deiner Wangen schwand?
Ists Sehnsucht in dein väterliches Land?
Entdeck' es mir, und laß mich mit dir klagen!

Die Worte riefen mich zurück ins Leben —
Du bist es, die mir meine Ruh entwand,
Du kannst mir Glück und Ruhe wiedergeben!

Sie reichte mir erröthend ihre Hand;
Ich sank an ihre Brust mit süßem Beben;
Nur Engel fühlen, was ich da empfand.

Gr.

Romantisch-ländliche Gedichte von *F. W. A. Schmidt*, Prediger zu Werneuchen. Mit Kupfern und Musik. Berlin, bey Oehmigke d. j. 1798. 10 B. 8. 1 Rg. 8 gr.

Um den Verdacht von sich abzulehnen, daß er seine schriftstellerischen Arbeiten zu schnell hinter einander ins Publikum bringe, erinnert der Verf., daß die meisten hier gesammelten Gedichte schon vor mehrern Jahren im Deutschen Merkur, in der Berlinischen Monatsschrift, auch im Voßischen und Berlinischen Musenalmanache gestanden habe, und daß nur der kleinste Theil derselben zu seinen neuesten Arbeiten gehöre. Erschöpft ist jedoch hiemit sein poetischer Vorrath noch nicht; denn er verspricht zugleich die baldige Lieferung eines zweyten Theils seiner Gedichte. Mit seiner poetischen Manier dürfen wir übrigens unsre Leser wohl nicht erst bekannt machen, da es schon bey der Anzeige seiner ersten Sammlung geschehen ist. Auch in diesen Gedichten fallen die ihm eignen Fertigkeiten und Nachläßigkeiten, die Tugenden und Mängel, das Glück und Mißglück seines behenden Talents und seiner ergiebigen Versekunst gar bald in die Augen. Eben die Redseligkeit über unwichtige, wie über wichtige Gegenstände; eben der Hang, alles zu malen und zu schildern, was ihm in der Natur oder in der Phantasie in den Wurf kommt; eben die Genügsamkeit mit dem ersten besten Ausdrucke. Der Stoff der Romanzen ist für diese Manier nicht übel gewählt; und überhaupt gewähren diese Gedichte eine ganz behagliche Lectüre, ohne Anstrengung und Langeweile; aber freylich auch ohne reinen poetischen Genuß.

Jz.

Frey-

Freyheitsgedichte. *Erstes* und *zweytes Bändchen.* (angeblich) Paris, auf Kosten der Republik. 5. (1798.) 14½ und 11 B. 8.

Der ungenannte Urheber dieser Sammlung erklärt zwar, daß er nicht den ganzen Wust sogenannter Gedichte habe aufnehmen wollen, welche durch die neueste politische Zeitgeschichte veranlaßt sind; er gesteht aber doch selbst, daß er manche Stücke beybehalten habe, an welchen der ächte Genius der Poesie eben so unschuldig sey, als der Genius einer geläuterten und veredelten Humanität, der, wo Strafe Noth thut, das Auge eher von Wehmuth glänzen, als von Rache und Eifer funkeln macht. Er habe dergleichen Stücke aber darum mit aufgenommen, weil er geglaubt habe, dergleichen Erzeugnisse eines traurigen Seelenschwindels, in gewisser Anzahl zusammengestellt, wären nicht undienlich, Belege zur Charakteristik der intellectuellen und moralischen Geistesverfassung eines nicht unbeträchtlichen Theils unsrer Zeitgenossen abzugeben, seiner unreinen Begeisterung, seines exalirten, die Gränzen des Schicklichen und Anständigen kühn überspringenden, seines hochmüthigen, und doch so dürftigen, so einseitigen und eingeschränkten Partheygeistes. Die Hauptabsicht seiner Sammlung gehe da hinaus, den Geist erhabener Menschlichkeit in Seelen, wo er noch schlummre, zu wecken, und, wo er bereits erwacht ist, neu zu kräftigen und zu stärken. Es sind übrigens verschiedne Klassen der Gedichte gemacht: lyrische Gedichte, Fabeln und Erzählungen, Sinngedichte, poetische Briefe und vermischte Gedichte, großentheils aus den besten und beliebtesten Dichtern genommen; und angehängt sind noch vier Hymnen von August Lamey.

Dr.

Romane.

Klara von Bourg: eine wahre Geschichte aus dem letzten Zehntheil des abscheidenden Jahrhunderts, von Susanna von Bandemer, gebornen von Franklin. Frankfurt am Mayn. 1798. bey Zeßler. VIII und 328 S. 8. Mit in Kupfer gestoch-

 nem

nem Titelblatte, und dem von Schwerer gefertigten Bildnisse der Heldinn. 1 Rg. 8 gr.

Bündigkeit, strenge Logik, Vollendung mit einem Wort in allen Theilen, sind so wenig, was man von weiblicher Feder erwartet, daß diese vielmehr uns das alles aus dem Auge rücken, und durch ganz andre Dinge schadlos halten soll. Wirklich hat vorliegender Roman auch der einzelnen Partien mehr, die nur dem Zartgefühl eines Frauenzimmers gerathen konnten; besonders wenn es darauf ankommt, ihr eignes Herz zu entfalten, oder Mannspersonen zu schildern, deren Denk- und Handelsweise das schöne Geschlecht am meisten anzuziehen scheint. Desto öfter mißglücket ihr die Charakteristik solcher Männer, deren Individualität weiblicher Unerfahrenheit oder Flüchtigkeit schon schwerer aufzufassen war, und von unsrer Darstellerinn daher nicht selten in Verhältnisse gesetzt wird, worin Mannspersonen sich schwerlich noch befanden, oder jemals befinden dürften. Daß übrigens ein Frauenzimmer, welches ihren Namen an der Stirne des Produkts finden läßt, auch für reine, wenigstens nicht zweydeutige Sittlichkeit gesorgt haben werde, versteht sich von selbst; und eben so, daß eine Feder, die seit geraumer Zeit schon in Versen und Prosa sich geübt hat, endlich einen Vortrag erreicht, der für lesbar und lebhaft genug gelten kann. Mit Wörtern freylich, wie Katastrophe, System, apodiktisch, Universum u. dgl., die sich zuweilen auf ihren Schreibtisch verlaufen, ohne da ihrer Stelle gewiß zu seyn, muß man es so genau nicht nehmen; so wie mit mancher ausländischen Wendung, wo die einheimische wohl noch bessern Dienst gethan hätte; dagegen bleibt, wie schon gesagt, der Vortheil, sich hier von einem belesnen Frauenzimmer die Zeit vertreiben zu lassen; und dieser Zeitvertreib kömmt uns Leuten von der Feder nicht alle Tage vor. Unartig wär es daher, die Nase rümpfen zu wollen, wenn es ihr einfällt, uns die Pracht eines Brautgeschmeides nach Gran und Karat beynah anzugeben; oder bey dem Leichenbegängniß einer geliebten Mutter Wachslichter und Gueridons so symmetrisch hinzustellen, daß man den Trauerpomp vor sich zu sehen glaubt. Gerade dergleichen Umständlichkeit, rasch weg erzählt, ist es, die am geschwindesten unsern Ernst verjagt; und wer hat den Beruf hierzu weiblicher Redseligkeit jemals streitig gemacht?

Was

Was die Geschichte selbst betrifft: so ist solche einfach genug. Die Tochter eines Preußischen Offiziers, der so gut als sichs immer thun lassen wollte, sie erzog; denn der Mann verstand auch Griechisch; verliert ihren Vater früh, und muß auf Befehl einer ungleich strengern Mutter ihre Hand einem Windbeutel geben, der jedoch nicht übel aussieht, und NB. seine Frau vergöttert. Da er indeß ein schlechter Wirth ist: so wird er bald genöthigt, sich aus dem Staube zu machen, und nach Amerika zu gehen. Die mit drey Kindern bey der Mutter zurückgelassene Gattinn erfährt nach einiger Zeit, daß er schon unterweges Schiffbruch gelitten, und für sie auf immer verloren sey. Die nunmehrige Wittwe mit allem nur ersinnlichen Liebreiz ausgestattet zu lassen, bietet die Verfasserinn jedes Hülfsmittel auf; und kein schlechter Beleg hierzu ist, daß ein sonst entschiedner Hagestolz und Weiberfeind ihr zu Ehren närrisch geworden; und ein, wie sichs versteht, steinreicher Lord, leider aber schon über die funfzig hinaus, ihr seine Hand anbietet. Aus Gehorsam gegen die sich wieder hier ins Spiel mengende Mutter, bequemt die Aermste sich dazu; lernt aber während der Abwesenheit des Bräutigams einen Grafen N. kennen, der ihr als Ideal männlicher Vollkommenheit erscheint, und also, wie natürlich, den sonst ganz erträglichen Britten aussticht. Bey diesem Kampf zwischen Pflicht und Neigung merkt die Verf. erst, daß sie selbst Rechnung ohne Wirth gemacht, und an den Leser noch vieles rückständig bleibe. Kurz: mitten im Conflict bricht die Darstellung ab, und nur durch das am Schlusse befindliche: **Ende des ersten Bändchens**, erfährt man, daß Frau von B. ihre Schuld in einem noch zu erwartenden abtragen will. Im Vorbericht aber schon, daß die längst eröffnete Unterzeichnung auf ihre poetische und prosaische vermischte Schriften noch immer offen bleibe; eine Benachrichtigung, die Rec. dem Publiko keinesweges vorenthalten zu dürfen glaubt.

Fk.

Walther der Deutsche. Biographie eines berüchtigten Niedersachsen, welcher Dieb, Räuber, gebrandmarkter und geächteter Verbrecher, und doch ein redlicher Mann war. Aus dem jetzlaufenden

Säcu-

Säculum ausgehoben und herausgegeben von Carl Busse. Holzminden. 1798. im Bohnschen Verlage. VIII und 128 S. 8. 10 gr.

Nichts weiter als kahler Roman; so gern der aus Celle datirte Vorbericht auch uns aufheften möchte, daß von wirklicher Geschichte hier die Rede sey, und noch dazu von solch einer, die bis auf den kleinsten Nebenumstand bekannt, oder, wie es hier heißt, authentisch wäre. Selbst dieses aber genüget dem angeblichen Historiker noch nicht; auch eine Theodicee soll in seiner Darstellung enthalten seyn, und die tröstliche Wahrheit, daß Alles unter der Aufsicht mitwirkender Vorsehung stehe, die anschaulichste Bestätigung daraus gewinnen! Höchstens mag an dem Geschichtchen so viel wahr seyn, daß irgend ein von seinem Brodherrn schlecht behandelter Bauerknecht ungeduldig ward, mit einem Pferde desselben davon und unter die Soldaten lief, hier es nicht besser, oder wohl gar noch schlimmer traf, nach Ostindien gerieth, ein kleines Glück daselbst machte, endlich wieder nach Hause kam, und als ein ehrlicher Kerl Freund und Feind an seinem nunmehrigen Wohlstande Theil nehmen ließ. Diese bis zum größten Ekel bereits abgenutzten Data macht der Biograph, wo möglich, noch widerlicher, indem er Alles bis zur Abgeschmacktheit übertreibt, in Europa sowohl, als Ostindien, die Menschen noch viel schlechter und thörichter handeln läßt, als wirklich von ihnen geschieht; gegen Logik und Erdkunde jeden Augenblick verstößt, und um seiner Unwissenheit zu helfen, die göttliche Vorsehung auf eine ihrer höchst unwürdige Art überall ins Spiel zieht. Das Ganze in so hochtrabender poetischen Prosa, daß der Leser von Geschmack es sogleich aus der Hand werfen; Niemand aber errathen wird, was der Autor eigentlich beabsichtiget habe.

Mehr als zu viel schon über ein Produkt solchen Schlages; das man auch unbedenklich viel kürzer würde abgefertiget haben, deutete sein Titelblatt nicht auf Erscheinungen hin, die vielleicht den Psychologen, Sittenprüfer oder Criminalisten unnöthiger Weise aufmerksam machen könnten. Um diese zu überzeugen, wie wenig daraus für sie zu holen sey, mag das Präambel der saubern Biographie selbst hier noch Platz finden: Allgewaltig schwinget das Schicksal „den ehernen Scepter über seine sterblichen Sklaven, leitet „und

„und formet sie nach seinem Gefallen, und giebt oft gebie„terisch über Recht und Unrecht, Gutes und Böses, Tu„gend und Laster den Ausschlag. Zehnmal erliegt die lei„dende Schwäche in der versuchenden Stunde, indeß einmal „vielleicht der Heroismus des stärkern Weisen muthig der „Hyder trotzt, die ihn zu stürzen droht. Deutlicher Finger„zeig für den, dessen Hand so bereitwillig ist, gleich das ent„scheidende Verdammungsurtheil über den gleitenden Bru„der zu unterschreiben!" — Daß übrigens der Roman nicht ohne Liebeshändel blieb, versteht sich von selbst; und hier zeigt der Darsteller sich als eben so untauglichen Beobachter und Sittenmaler.

R.

Correza der Franke vom Sevennengebirge. Aus den Archiven des Tempelordens. Von Johann Göbel, französischem Bürger. Erster und zweyter Theil. Berlin. 1799. bey Lagarde. I. 211. II. 190 S. 8. 1 Rk.

Daß diese zum Theil sehr abgeschmackten Abentheuer in Paris niedergeschrieben, wenigstens aus besagter Stadt vom 16ten Sept. 97 datirt sind, ist vielleicht der einzige sie auszeichnende Umstand. Alles Uebrige ein Gemisch von Geisterseherey, übernatürlichen Erscheinungen, unbekannten Obern und der Gaukeleyen mehr, womit man auch mitten in Deutschland leider! noch fortfährt, die Leserwelt zu äffen, den Geschmack zu verderben, und unsre leichtgläubigen Gelbschnäbel vom Heerwege der Vernunft und Erfahrung oft auf lange Zeit wegzulocken. Hatte der nunmehrige französische Bürger — wenn er anders, wie sein berüchtigter Namensvetter, der profane Pariser Bischof, kein Elsasser ist — seinem ehemaligen Vaterlande nichts Gescheldteres vorzulegen: so hätte er immer in der Sprache des neuen schreiben, und dieses mit seinen Visionen über Freyheit und ihr tausendjähriges Reich nach Herzenslust unterhalten mögen! Daß ein solches, trotz der Myriaden ihm schon gebrachter blutigen Opfer noch keinesweges angefangen, wird freylich auch aus der Geschichte des Correza ersichtlich, als der ebenfalls nur in der Vorbereitung dazu noch begriffen ist. Da-

gegen ist dieser Freyheitsapostel ein so tiefer Historiker, daß er den Keim französischer Revolution schon im Orden der Tempelherren, und in der Geschichte seines Sturzes antrifft. Sodann ist es weiter nicht befremdlich, ihn alle vier Welttheile für seinen Roman in Requisition setzen zu sehen. Wirklich wird zu Aleppo, in Frankreich, zu Algier, in Mexiko frisch hinter einander weg gespielt; und da am Ende des zweyten Theils die Geschichte dennoch nur wenig fortgerückt sich findet: so ist kein Zweifel, daß in den folgenden Bänden der Autor nach Australien, oder in andre wohl gar noch unbesuchte Länder uns entrücken wird; denn diesem französischen Bürger ist es so sehr ums Ueberraschende und Paradoxe zu thun, daß er im ganzen Ernst auch die Apologie der heillosen Flibustiers unternimmt, und sie als eine Gesellschaft empfiehlt, deren Zweck kein andrer gewesen, als die beleidigte Menschheit an den tyrannischen Spaniern zu rächen!

Der Vortrag dieses politisch-galanten Romanschreibers kann für correct genug gelten; er krankt aber sehr oft an der Weitschweifigkeit und dem Frost, die solch eine Leserey auf die Länge hin unerträglich machen. Nur dann, wenn es heftigen Geschlechtstrieb zu schildern giebt, und den Anlaß dazu weiß er häufig genug herbeyzuführen, wird sein Pinsel etwas kräftiger und wärmer; geräth sodann aber nicht selten in Uebertreibungen, Bombast, und wohl gar in Sinnbilder und Vergleichungen miscentes sacra profanis. Von diesen letzten wird man in unsern Blättern keine Beyspiele suchen; ein minder kützliches Pröbchen also, und das aus der ersten besten Seite des Buchs: „Die beyden Ritter waren eben im „Begriff, sich aufs Moos hinzustrecken, und die Abendkühle „zu erwarten, als ihre Rosse, die gewohnt waren, von der „Mittagsmahlzeit ihrer Herren ein Stück Brod zu bekom„men, ihre Ungeduld in der ihnen eignen Sprache zu verste„hen gaben. Die treuen Thiere schienen sie bey ihrem Ge„wissen für ihre (der) Vergessenheit anzuklagen; und dieses „sprach so laut, daß sie sich denselben mit einem Gefühl von „Schaam näherten, und ihnen unter tausend Liebkosungen „eine dreyfältige Portion brachten. Blitz, (so heißt der eine Gaul, der andre Sonnenstrahl, und beyder geschicht mehrmals Erwähnung) „wieder zufrieden gestellt, schüttelte „seine lange stolze Mähne, und legte, zum Zeichen einer „vollkommnen Aussöhnung, den Kopf auf die Schulter des

„Rit-

„Ritters. Dieser umarmte ihn wie einen Freund, u. s. w.“ — Wird das Buch ins Französische übersetzt, was bey seiner politischen Tendenz gar nicht unwahrscheinlich ist: so mag der Autor sich nur auf einen harten Strauß mit seinem Mitbürger, dem Polygraphen Mercier, gefaßt halten. Dieser kann seit einiger Zeit die Pferde nicht leiden, hält sie für eine Art von Aristokraten, trägt ernstlich auf ihre Deportation an, und findet an Eseln ein weit republikanischer organisirtes Lastthier. — Wie nah übrigens Uebertreibungen an einander gränzen, dazu liefert dieser Roman, Correza der Franke genannt, und der letzte aus Heinr. Stillings Fabrik, das Heimweh betitelt, einen frischen, in der That merkwürdigen Beleg. Beyde fechten für ganz entgegengesetzte Idole; brauchen aber dieselbe Vorrichtung, dieselbe Farbenmischung, dasselbe Gaukelspiel. Die Erörterung, wer den andern an Abentheuerlichkeit übertreffe, gehört nicht hierher. So viel indeß will Rec. gern gestehn, daß er doch lieber mit Heinr. St. geschwärmt, als ein am Grund aller Religiosität nagendes Buch gefertiget haben möchte.

Rw.

Der Polnische Gilblas, oder Johann Lapinzky's lustige und seltsame Begebenheiten; von August Wilhelmi. Erster Band. Leipzig, 1798. bey Sommer. VI und 190 S. in Duodez. Mit einem nach Schenau's Zeichnung von Stölzel gestochenen Titelkupfer. 16 gr.

Laut der Vorrede soll diese Possensammlung aus einem alten französischen Roman entlehnt; von ihm aber, dem neuesten Herausgeber, allerhand weggeschnitten, zugesetzt, gesäubert, mit einem Worte daran seyn verbessert worden. Mehrere der hier wieder aufgewärmten Histörchen und Schelmstücke glaubt Rec. in einem Spanischen, übrigens schlechten, Roman des vorigen Seculi schon gelesen zu haben; und daß die Franzosen ihre westlichen Nachbarn eben so fleißig, wie Jene wir benutzt haben, ist eine bekannte Sache; den ächten Gil Blas des Lesage nicht ausgenommen, als wozu Spanische Erfindung gleichfalls den Hauptfaden hat hergeben müssen. Den Titel eines Polnischen Gilblas

mag das Machwerk wohl auch deutschem Umgusse zu danken haben; weil ein Franzos schwerlich irgend etwas von Ausländern erzählen würde, ohne sich tausenderley Ungereimtheiten schuldig zu machen; was in vorliegender Schreiberey aber nicht der Fall ist.

Wer übrigens bloß aus Müßiggang lieset, und um seiner langen Weile für jeden Preis Luft zu machen, wird den kleinen Tröster nicht unbefriedigt aus der Hand legen; denn obgleich der Held am Ende des Bandes kaum 15 Jahre zählt: so hat er der Abentheuer doch schon so viele bestanden, und der Gaunerstreiche mehr verübt, als mancher dreymal ältere Schlaukopf und Taugenichts. Daß bey solcher Beschaffenheit des Inhalts es um Sittlichkeit desselben äusserst zweydeutig aussehe, braucht keiner Erinnerung; und wenn der Verdeutscher die Zoten des Originals unterdrücken zu müssen glaubte: so hätte er billig noch einen Schritt mehr thun, und ein im Ganzen so wenig empfehlenswerthes Produkt lieber ganz unbearbeitet lassen sollen. Gegen seinen Vortrag giebt es nichts von Erheblichkeit einzuwenden; und was Rec. sich etwan hierüber angezeichnet hatte, ist von der Art, daß es doch zu viel Raum kosten, und also mit dem innern Werthe des Buchs in keinem Verhältnisse stehen würde. Sehr unvorsichtig, aufs mildeste gesagt, bleibt es von Seiten des Umarbeiters, oft Stellen aus Luthers Bibelübersetzung zur Ueberschrift der Kapitel und Aufstutzung eines so scurrilen Textes gemißbraucht zu haben. Auf alle Fälle wird hoffentlich mit dem zweyten Bändchen der sehr entbehrliche Kram geschlossen seyn; weil deren mehrere den Mißgriff des Bearbeiters nur noch verschlimmern, und seinen eignen Takt für Anstand und Sittlichkeit endlich verdächtig machen müßten.

Jb.

Annalen der Universität zu Schilda, oder Bocksstreiche und Harlekinaden der gelehrten Handwerksinnungen in Deutschland. Von F. C. Lauckhard. Erster Theil. 1798. Ohne Angabe des Druckorts, XIII und 436 S. 8. 1 Rg. 12 gr.

Zeigt

Zeigt dieser Theil der Ueberschrift schon, weß Geistes Kind man in dem Buche zu erwarten habe: so blickt der Eigendünkel seines ungestümen Verfassers noch viel stärker aus dem auf der Titelseite gleichfalls angebrachten Beysatze: „zu „Beantwortung der Frage: Woher das viele Elend durch so „manche Herren Theologen, Aerzte, Juristen, Cameralisten und Minister?" — Nach einem Frontispiz, das Aufklärungen von solcher Wichtigkeit ankündigt, macht der Leser gewiß auf noch nie gehörte Dinge sich gefaßt; vorausgesetzt nämlich, wenn er aus der Feder dieses Schriftstellers sonst noch nichts gelesen hat; denn wer die Selbstbiographie eben dieses Abentheurers schon durch die Hand laufen ließ, wird schwerlich Lust haben, nach einem andern Produkte desselben jemals sich wieder umzusehen. Nur solcher Käufer wegen, die, wie gesagt, von einem Sittenrichter dieses Namens noch nichts gehört, mag hier die Anzeige stehen, daß sein Buch eines der schlechtesten und geschmacklosesten Erzeugnisse des Jahres 1798 gewesen.

Statt die wirklich schwachen Seiten unsers Universitätswesens aufzudecken, und ihren Einfluß auf die übrigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bemerklich zu machen, schwatzt der unberufene Censor so unverdautes, oft kindisches Zeug durch einander, daß sein Gewäsch bis ans Ende durchlesen zu sollen, eine Zumuthung bleibt, wogegen Rec. mit vollem Recht sich sträuben zu dürfen glaubte. Denn nicht allein durch Allotrien jeder Art giebt es hier sich zu winden; sondern auch durch Albernheiten, Possen, Unwahrscheinlichkeiten, Wiederholungen und Uebertreibungen ohne Zahl; die noch obenein meist dergestalt pöbelhaft und scurril vorgetragen, so geschmackwidrig und nicht selten ganz ekelhaft dargestellt sind, daß auch das Wenige, vielleicht nicht völlig grundlose unter diesem Unkraut erstickt, und mithin unbrauchbar wird. Das ehemalige Religionsedikt ausgenommen, als wovon unser Spaßmacher freylich nicht unterläßt, sehr aberwitzigen Gebrauch zu machen, scheint es keine Preußische Universität allein zu seyn, woran er sein Müthchen kühlt; sondern alle Studenten- und Docentenstreiche, die ihm jemals zu Ohren gekommen, oder woran er selbst mehr oder weniger persönlich Theil nahm, haben zu dieser Encyklopädie akademischer Unarten Stoff hergeben müssen.

Xy.

Augu-

Augusta du Port, oder Geschichte einer Unglücklichen. Ein Gegenstück zu Friedrich Brack. Zweyter Theil. 1799. bey Goebbels und Unzer. 244 Seiten. 8. 18 gr.

Diese Augusta hat des Rec. ganzen Beyfall vom Anfang bis zu Ende sich zu erhalten gewußt. Wer unter unsern vielen tausenden Romanenlesern und Leserinnen sich durch Bücher dieser Art nicht von den geschmacklosen und faden Hexen-, Geister-, Zauber- und Rittergeschichten ableiten läßt, für dessen Kopf und Herz ist schwerlich in irgend einem Buche noch Hülfe. Die Gabe der anschaulichen Darstellung, die Kunst, den Leser immer in Aufmerksamkeit zu erhalten, und ohne zu predigen, dennoch sehr wichtige Lehren durch dargestellte Handlungen ans Herz zu legen, besitzt der Herausgeber im hohen Grad; und dabey, was leider bey der jetzigen Fluth von schlechten Romanen schon muß in Anschlag gebracht werden, einen reinen correcten Styl. Und so glaubt Rec., dieses Buch in jeder Rücksicht als eine sehr angenehme und nützliche Lectüre empfehlen zu können. Möchte der Verf. uns bald ähnliche Werke liefern; es ist doch gewiß das beste Mittel, schlechtere zu verdrängen.

Fh.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sechs und vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Zweytes Heft.

Intelligenzblatt, No. 33. 1799.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Glaubens- und Sittenlehre des vernunftmäßigen und thätigen Christenthums, in Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahrs, von D. Johann Georg Rosenmüller. Erster Theil. Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1798. 480 S. gr. 8. 1 Rl. 8 gr.

Daß man von dem würdigen Verf. nichts erwarten dürfe, was nur gemeinen Werth hat, ist bekannt, und wird durch diese Predigten von neuem bestätigt. Zwar würde Rec. die heilige Regel der Wahrheitsliebe übertreten, wenn er vorgeben wollte, daß sie unter den vorzüglichsten Produkten unserer deutschen Kanzelredner aufgestellt werden müßten. Sie zeichnen sich, wie die frühern Arbeiten des Verfs. in diesem Fache, größtentheils weder durch Auswahl seltener Materien, noch durch höhere Beredsamkeit aus. Allein sie enthalten doch eine Menge praktischer Wahrheiten, in einem ruhigen Tone vorgetragen, und werden gewiß in dem Kreise von Lesern, für welchen sie bestimmt sind, nicht nur Licht, sondern oft auch sanfte Wärme verbreiten. Solche Leser werden dann auch einzelne Mängel, die ihnen ankleben, übersehen, und es z. B. nicht bemerken, daß hin und wieder (wie S. 28. 220. 411.) die Disposition verfehlt sey, oder auch (wie S. 51. u. 97.) noch mehrere wichtige Beweisgründe hätten hinzugefügt werden können. Worüber sich indeß Rec. am mehresten gewundert hat, ist das Räsonnement gegen die Vernunftreligion,

religion, am dritten Weihnachtstage, und der Verf. wird ihm darüber einige Worte erlauben. In jener Predigt wird das Vorurtheil bestritten, daß Jesus und seine Lehre in unsern aufgeklärten Zeiten entbehrlich sey. Rec. erklärt dieß gleichfalls von ganzem Herzen für ein Vorurtheil; aber gestehen muß er doch, daß ihn die Beweise nicht befriedigt haben. Was hier S. 114 von der Unvollkommenheit der Religionserkenntniß unter den Weltweisen der Griechen und Römer erinnert wird, kann freylich zum Beweise des Hauptsatzes dienen; aber doch den Werth der Vernunftreligion keineswegs schmälern. Die mangelhafte Religionserkenntniß der Alten ist doch wohl eben so erklärbar, als die vielseitige Unvollkommenheit ihrer Erkenntniß überhaupt; und da Hr. R. doch auch hierin Ausnahmen ausdrücklich zugesteht: so läßt sich daraus offenbar eben so wenig gegen die Vernunftreligion selbst argumentiren, als man aus der Unkunde einzelner Menschen in irgend einem Fache des Wissens etwas gegen den Werth oder die Perfektibilität dieser Wissenschaft folgern kann. Wenigstens könnte man weit leichter in den Worten: „Selbst die Israeliten, die von dem Lichte einer göttlichen Offenbarung erleuchtet waren, machten sich noch sehr dürftige, und zum Theil ganz unrichtige Vorstellungen von Gott" einen Widerspruch finden, und durch Hinsicht auf diese dürftigen oder wohl gar unrichtigen Vorstellungen bewogen werden, jene göttliche Offenbarung zu bezweifeln, oder das Licht derselben für sehr schwach und trügerisch zu halten. Auch glaubt Rec. nicht, daß die Vernunft „geneigt sey, die Wahrheiten, auf denen alle Religion beruht, und die mit unserer Verbindlichkeit zur Tugend im genauesten Zusammenhange stehen, ganz aufzugeben, und selbst die Verläugnung derselben Weisheit zu nennen;" und noch weniger kann er einsehen, wie es eine Frage seyn könne: „ob der Grund hievon (von dieser Neigung der Vernunft?) im Verstande oder im Herzen liege?" (S. 116.) Wer vermag sich bey genauerer Ueberlegung eine solche Neigung zu denken? Dabey wäre ja die Vernunft schon in ihrer Grundanlage verderbt; sie fände sich schon von Natur mit sich selbst und ihren eigenen Grundsätzen in einen ewigen Krieg verwickelt; sie stellte Principien auf, um sie wieder umzustoßen; suchte die Wahrheit, um sie zu fliehen; mit einem Worte, sie wäre zur Unvernunft geworden. Und das sey ferne! Wenn die Vernunft einmal die Verbindlichkeit zur Tugend anerkennt: so muß sie auch die Wahrheiten, die damit

mit in Verbindung stehen, für gültig erklären. Unmöglich kann ihr selbst ein natürlicher Hang zur Verwerfung derselben zugeschrieben werden. Freylich ist Irreligion das Resultat eines gewissen, meist durch fehlerhafte Gesinnung bestimmten, Gebrauchs der Vernunft. Allein dies berechtigt uns noch nicht, die Vernunft selbst anzuklagen. Sonst würde ja auch religiöse Schwärmerey und religiöser Aberglaube der Religion zur Last fallen müssen. Und wer wird das zugeben? Wir sagen: Schwärmerey und Aberglauben sind der gesunden Religion zuwider. Warum nicht auch: Irreligion ist der gesunden Vernunft zuwider? Bemerkt ja doch der Hr. Verf. selbst, (S. 123.) daß die Lehren des Christenthums mit der gesunden Vernunft aufs genaueste übereinstimmen. Muß denn nicht auch in der Vernunft ihnen etwas korrespondiren? Muß sie nicht Lehren aufstellen, die mit den Lehren des Christenthums verwandt sind? Und beruht nicht eben auf dieser Verwandschaft und einzig auf ihr die Gewißheit der letztern? (S. 118.) Oder würden wir sie etwan auch dann noch für gewiß halten, wenn sie den wesentlichen Grundsätzen der Vernunft widerstritten? Anstatt also den Satz, daß die Religion Jesu noch immer nicht entbehrlich sey, und nie entbehrlich werden könne, unter andern auch durch Herabwürdigung der Vernunftreligion zu beweisen, würde Rec. lieber zeigen, daß die Vernunft selbst sich für die Religion Jesu erkläre, weil dieß im Wesentlichen ihre eigne Religion sey; und anstatt durch Hindeutung auf Schriften der sogenannten Vernunftweisen, welche Irreligion predigen, seine Zuhörer zu ängstigen, oder ihnen schon das Wort Vernunft (wie vormals das Wort Aufklärung) verhaßt zu machen, oder wohl gar Unduldsamkeit gegen Andersdenkende unter ihnen zu veranlassen, würde Rec. sie lieber in dem Glauben an die immerwährende Gültigkeit des „vernunftmäßigen und thätigen Christenthums" zu stärken, und sie auf solche Weise bey allen Angriffen der Feinde desselben ruhig und getrost zu erhalten suchen. — Ohne übrigens den Hauptinhalt der in diesem Bande enthaltenen 27 Predigten anzuzeigen, werde hier nur noch bemerkt, daß der zweyte Band mit der Predigt auf den Sonntag Palmarum beginnen werde.

Br.

Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres, von M. Karl Gottfried Bauer, Pfarrer zu Frohburg. Erster Theil. Züllichau und Freystadt, bey Darnmann. 1798. XXVIII. und 570 S. 8. 2 Rl. 16 gl.

Diese Predigten, welche sich durch gute Auswahl und richtige Behandlung der Materien, durch eine gebildete und kraftvolle Sprache, und durch Gründlichkeit auszeichnen, sind vorzüglich Personen aus den gebildeten Ständen zu empfehlen, welche die Religion als eine wichtige Angelegenheit des Menschen werthschätzen und gern Hülfsmittel gebrauchen, wodurch sie in ihrer Achtung gegen die Religion erhalten und gestärkt werden können. Es ist zwar an Büchern, die zu diesem Zwecke geschrieben sind, kein Mangel. Indessen, ob man gleich vielen derselben ihren relativen Werth nicht absprechen kann, sind doch wenige von der Art, daß sie durch Kenntnisse und Sitten gebildeten Lesern ein Genüge leisten, indem sie ihnen zur Erweiterung ihrer Erkenntniß, zur Unterhaltung einer geistreichen Andacht und zur Befestigung ihrer Religiosität nicht recht befriedigend sind. Diese Forderungen hat Hr. B. erfüllt; daher läßt sich erwarten, daß sein Predigtbuch, wenn es in die Hände solcher Leser kommt, für die es eigentlich bestimmt zu seyn scheint, vielen Nutzen stiften werde.

A.

Christliche Religionsvorträge, meistens über Gegenstände des häuslichen und geselligen Lebens. Von Friedrich Wilhelm Hagen. Nürnberg, bey Stein. 1797. 182 S. 8. 12 gl.

Dieser Religionsvorträge sind sieben. 1) Bild einer christlich frommen Familie. 2) Elternfreuden und Elternleiden. 3) Ueber das Wichtige und Wohlthätige der Belehrungen Jesu von einem künftigen Leben. 4) Ueber das gute Herz. 5) Wie beruhigt sich der Christ bey nachtheiligen Urtheilen, die seine Mitmenschen über ihn fällen? 6) Ueber den weisen Gebrauch der Jugendjahre. 7) Ueber einige Wohlthaten des

des Winters. — Alle beweisen, daß der Verf. das Talent habe, zu belehren und zu rühren, und daß er dieses Talent mit Geschmack zu offenbaren suche. Nur schraubt und künstelt er noch etwas zu sorgsam an seiner Rede. Oft sind seine Perioden wohl gar so zusammengesetzt, daß sie leicht scandirt werden könnten, und die Empfindung, womit er der Regel nach spricht, verliert dadurch ihren natürlichen Anstrich. Auch hätte zu der vierten Predigt leicht ein passenderer Text aufgefunden werden können. Durch den gewählten (Matth. 18, 3.) ist die Predigt in sich selbst unzusammenhängend geworden. Ueberdieß ließe sich hier auch sonst noch wohl manches aussetzen. So wird z. B. S. 91 f. bemerkt: „Hat man aus einem Irrthume in der sinnlichen Sprache mit diesem Worte (Herz) den Sitz der Gemüthsbewegungen, der Neigungen und Leidenschaften, also (?) den Sitz der Begehrungskräfte des Menschen bezeichnet: so heißt wohl das Herz eines Menschen nichts anders, als der Inbegriff und das bestimmte Verhältniß seiner Begehrungskräfte." (Abgerechnet, daß der Nachsatz zum Theil schon in dem Vordersatze liegt, zum Theil aber aus demselben nicht folgt, ist unstreitig der Ausdruck überhaupt für den gemischten Haufen zu abstrakt.) „Wer nun von Natur zu solchen Neigungen Anlage hat, die mit dem sittlichen Gebote seiner Vernunft in schwesterlicher Eintracht stehen, ihnen (ihm) gerne folgen, und sich von ihnen (ihm) leiten lassen, der hat von der Natur ein gutes Herz, der hat viele Anlagen zu einem guten Herze (so deklinirt der Verf. das Wort gewöhnlich) erhalten." Sind die beyden letztern Sätze etwan identisch? Ist es einerley, das gute Herz selbst, oder die bloße Anlage zu demselben haben? Und kann wohl das gute Herz selbst eine Gabe der Natur seyn? Ist nicht alle sittliche Güte das Produkt der freyen Willensbestimmung? Ausserdem scheint ja durch jenen Vordersatz das Daseyn des guten Herzens an die Bedingung des Daseyns gewisser natürlicher Anlagen geknüpft zu werden. Wo diese nicht sind, wäre folglich das gute Herz schlechterdings unmöglich, und das böse Herz nicht sträflich. Und doch erklärt der Verf. bald nachher wieder das gute Herz für etwas, das der Schöpfer jedem Menschen in die Seele pflanzte. Wer sieht also nicht, daß er über diesen Punkt nur oberflächlich nachgedacht habe? Uebrigens begeht auch er den schon bey andern Gelegenheiten gerügten Fehler in der Bildung des Imperativs. Er sagt z. B. S. 8.: „Bleiben wir

bey diesem Familiengemälde noch etwas stehen! Betrachten wir die einzelnen Züge desselben noch etwas genauer!" rc. anstatt: bleibet — stehen, oder: lasset uns — stehen bleiben! u. s. f. Bey jener Redeform erwartet man ja noch immer einen Nachsatz, und findet sich in seiner Erwartung betrogen. Der Verf. liefert einige auffallende Beyspiele, an denen man das Fehlerhafte einer solchen Art, sich auszudrücken, sogleich erkennt. Zwey derselben mögen deshalb hier aufgeführt werden! S. 80. „Fragen wir nicht, m. T., warum das Ziel dieser seligen Hoffnung in so weiter Entfernung erst über dem Grabe glänzt: warum der schwache Sterbliche sich durch so viele Drangsale dieses Lebens zur Freyheit der Kinder Gottes hindurch winden müsse?" Wer sollte nun nicht glauben, der Verf. frage, ob man nicht so zu fragen pflege? Und doch ist der Sinn: Lasset uns nicht fragen, warum das Ziel, u. s. f. Dieß erhellet aus dem Folgenden: „Auch dieß ist Liebe und Weisheit unsers gütigen Vaters." Eben so heißt es S. 94.: „Klagen wir nicht darüber, daß der weise Schöpfer uns diesen Sieg (über das Böse) erschwerte, daß er uns zu wenig Kräfte gab, das Andringen niedriger Begierden, die Forderungen einer eigennützigen, anmaßenden Selbstliebe zurückzuweisen. Prüfen wir unser Herz genau: so ist immer mehr Anlage zum Guten, als zum Bösen da" rc. Wer hier das Punktum übersieht, oder in der Rede auf die gehörige Biegung der Stimme des Redners nicht achtet, ist ja offenbar in Gefahr, diesen Nachsatz: „so ist immer mehr Anlage rc. da" auch an das: „Klagen wir nicht" als Vordersatz zu knüpfen, und auf solche Art Verwirrung der Begriffe zu finden. — Diese Beyspiele waren gar zu einleuchtende Beweise für die Unrichtigkeit einer solchen Redeform, als daß Rec. nicht bey dieser Gelegenheit darauf hätte aufmerksam machen sollen.

Br.

Predigten über Menschenkenntniß, von Karl Christian von Gehren, reformirtem Prediger in Koppenhagen. Erste Hälfte. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung. 1797. 359 u. XXIV. S. 8. 1 Rg. 6 gr.

Der

Der Titel dieser Schrift sagt es kurz, aber jedem Sachverständigen deutlich genug, was man hier zu suchen habe; nämlich einen zusammenhängenden Vortrag über Menschenkenntniß. Wie willkommen eine solche Predigtsammlung dem gebildeten Publikum seyn müsse, erhellet schon aus der Wichtigkeit des hier abgehandelten Gegenstandes, der bisher noch so wenig für die Kanzel bearbeitet ist. Die hier gelieferten Aufsätze empfehlen sich aber eben so sehr durch ihre innere Güte. Denn wir lassen diesen Predigten bloß Gerechtigkeit widerfahren, wenn wir sagen, daß dieselben sich rühmlichst auszeichnen, und daß dieselben mit philosophischem Geiste geschrieben sind. „Aber freylich Leser von vieler Geistesbildung werden hier vorausgesetzt. — Der Mangel der Popularität in diesen Predigten liegt weit mehr in den abgehandelten Gegenständen selbst, als in dem Vortrage derselben.

Der Inhalt der hier gelieferten Predigten ist folgender: 1) Der Werth der Menschenkenntniß im Allgemeinen. Joh. 2, 25. 2) Ihr Werth für besondere Lagen und Verhältnisse. Joh. 2, 23. 24. 3) Warum ist Menschenkenntniß so selten? 1 Sam. 16, 7. 4) Vorausgesetzte Bedingungen zu ihrem Erwerbe. Ap. Gesch. 10, 28. 5) Was heißt: Menschenkenntniß besitzen? Jer. 17, 9. 6) Der Mensch von seiner nachtheiligen Seite betrachtet. Jes. Syr. 18, 7. 7) Der Mensch von seiner vortheilhaften Seite betrachtet. Hebr. 2, 6 — 8. 8) Die vornehmsten Seelenkräfte des Menschen. 1 Kor. 12, 4 — 7. 9) Die vornehmsten Neigungen und Triebe des Menschen. 1 Kor. 7, 29 — 31. 10) Betrachtungen über die Krankheiten des menschlichen Verstandes. Ephes. 4, 17. 18. 11) Betrachtungen über die Verirrungen des menschlichen Willens. Marc. 7, 20 — 23. 12) Betrachtungen über die Bewegungen des menschlichen Gemüthes. 2 Kor. 7, 10. 11. 13) Wovon hängt die Gemüthsbeschaffenheit eines Menschen hauptsächlich ab? Röm. 2, 14. 15. 14) Die vornehmsten Verschiedenheiten menschlicher Temperamente. Jes. Syr. 33, 10. 11. 15) 16) 17) Was gehört zum Charakter eines Menschen? Röm. 14, 4. Jak. 4, 11. 12. Matth. 19, 21 — 23. 18) Wem man einen sittlich verdorbenen Charakter beylegen könne? Matth. 12, 30 — 32. 19) Wer auf einen sittlich guten Charakter Anspruch machen dürfe? Joh. 1, 47. 48. 20) Erfordernisse zu einer vorzüglichen Güte des Charakters. Matth. 5, 46 — 48.

In dem zweyten Bande wird von der Beschaffenheit, den Quellen und dem Nutzen der Selbstkenntniß; von den Hülfsmitteln, sich eine möglichst richtige Kenntniß Anderer zu verschaffen, nebst dem Gebrauche derselben im Umgange mit Menschen, in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des menschlichen Lebens gehandelt, und damit diese, aller Aufmerksamkeit würdige Predigtsammlung beschlossen werden.

Sh.

Sammlung kleiner Schriften vermischten Inhalts, von Karl Christian von Gehren, reform. Pred. in Kopenhagen. Vermehrte und verbesserte Ausgabe. Kopenhagen und Leipzig, bey Schubothe. 1797. 408 S. in 8. 1 Rl.

Die hier befindlichen Aufsätze sind schon ehedem einzeln und in Zeitschriften bekannt gemacht worden. Bey dieser zweyten Herausgabe derselben hat der Verfasser sich bemühet, an der Vervollkommnung des Ganzen zu arbeiten, so gut er konnte. — Auf Beurtheilung der einzelnen Aufsätze können wir uns nicht einlassen: theils weil dieselben schon einzeln gedruckt, und also schon bekannt sind; theils weil sie so verschiedenartig sind, daß wir jeden einzelnen Aufsatz besonders beurtheilen müßten. Im allgemeinen können wir aber versichern, daß sie alle wichtigen und lehrreichen Inhalts, und in einer angenehmen Schreibart abgefaßt sind. Wir fügen daher nur noch das Verzeichniß derselben bey. 1) Was haben würdige Confirmanden zu wissen, zu bedenken, zu beherzigen? 2) Versuch einer zweckmäßigen Confirmationshandlung; nebst einigen Bemerkungen über liturgische Verbesserungen. 3) Geschichte Franz W.., des Mörders durch Aberglauben und Schwermuth, psychologisch behandelt. 4) Geschichte der Reformirten in Dänemark, von der Reformation bis auf die gegenwärtigen Zeiten. 5) Ueber einige unzuläßige Ausdrücke in öffentlichen Religionsvorträgen. 6) Bemerkungen über ein im letzten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts gefeyertes Volksfest. 7) Geschichte meiner bisherigen liturgischen Veränderungen in den Jahren 1787 bis 1796. 8) Vier Gelegenheitspredigten.

Ra.

1. Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Feyertags-Evangelien. Herausgegeben von D. Joh. Wilh. Rau. Zweyter Band. (Aus 4 Stücken bestehend) Erlangen, bey Palm. 1798. 526 S. gr. 8. 1 Rt. 8 gr.

2. Kleines Magazin für Prediger; enthaltend Predigtentwürfe über evangelische, epistolische und freygewählte Texte nebst Materialien zu Beichtreden. Drittes Bändchen. Rostock und Leipzig, bey Stiller. 1798. 136 S. 8. 8 gr.

1. Der zweyte Band der Materialien liefert Entwürfe über die Evangelien vom dritten Sonntage nach Epiphanias bis zum Charfreytage, und enthält, wie der erste, mannichfaltigen, obgleich noch ganz rohen, Stoff zu guten Predigten. Allein mehrere Entwürfe sind doch auch fehlerhaft. So sollen z. B. S. 125 die jetzigen Mängel der christlichen Kirche angegeben werden, und die angegebenen sind doch der Kirche zu allen Zeiten eigen gewesen. Oder gab es etwa sonst niemals ungläubige, unwissende, irrende und lasterhafte Mitglieder derselben? So soll S. 209 ff. auf einige Verwahrungsmittel vor der Ungenügsamkeit aufmerksam gemacht werden, und im ersten Theile wird nun erst der Begriff der Ungenügsamkeit bestimmt, der doch vermöge des Hauptsatzes schon als bekannt vorausgesetzt wurde. Eben so wird S. 242 in dem ersten Theile einer Predigt, worin blos vor dem Misbrauche der Lehre von den bösen Geistern gewarnt werden soll, nicht nur die Lehre von den bösen, sondern von allen höhern Geistern überhaupt vorgetragen. Auch gehört eine Anzeige der Gründe „wider die Meinung, daß diejenigen, welche im N. T. Besessene genannt werden, unter dem Einflusse böser Geister gestanden seyen" (haben), was auch immer in der Anmerkung (S. 385) darüber gesagt werden möge, nach der Ueberzeugung des Rec. durchaus nicht auf die Kanzel. Gesetzt auch, dergleichen historisch-kritische Untersuchungen sollten keinen Anstoß erregen: so sind sie doch, als solche, moralisch unfruchtbar. Höchstens nur die Resultate passen für eine Predigt. Uebrigens muß nochmals bemerkt werden, daß

die bloße Bezeichnung einzelner Sätze mit Buchstaben und Ziffern noch allein keine logische Ordnung verrathe.

2. Das dritte Bändchen des kleinen Magazins hat vor den beyden ersten einige Vorzüge. Die Entwürfe sind reichhaltiger, und die gewählten Materien zum Theil auch weniger alltäglich. Allein es fehlt doch immer noch zu viel, als daß das Unternehmen im Ganzen Beyfall verdienen sollte. Wie mangelhaft ist z. B. S. 61 ff. die Unterscheidung der Menschen, die den Geist Gottes, von denen, die den Geist der Welt haben! Der Verf. läßt sich hier von dem Texte Fesseln anlegen, da doch schon ein freyerer Blick auf die Hauptbegriffe: Geist Gottes und Geist der Welt, ihm weit mehrere und fruchtbarere Ansichten verschafft haben würde. Wie verworren ist der Entwurf über die Gleichgültigkeit in der Religion! (S. 104 ff.) Im ersten Theile wird die Natur derselben kenntlich gemacht, und da heißt es denn: „sie sey nichts anders, als die Denkungsart, die Religion sey uns entbehrlich, weil man ihr nur einen äußerst geringen oder fast gar keinen Einfluß a) auf die gewöhnliche Denkungsart und den Willen der Menschen, b) auf ihre gewöhnliche, nicht durch besondere Umstände veränderte, Lage, u. s. w. zugestehen könne. Im zweyten Theile werden die Quellen dieser Gleichgültigkeit 1) bey den höhern und angesehenern, 2) bey den niedern Ständen angezeigt, als wenn nicht alles, was hier unter beyden Rubriken bemerkt wird, sowohl auf den einen, als den andern Stand Anwendbarkeit habe, und außerdem wird auch unter diesen Qellen wieder der Wahn aufgestellt, daß die Religion wenig oder gar nichts zur Veredlung ihrer Bekenner beytrage, da doch dieses Wahns schon im ersten Theile, als zur Natur jener Gleichgültigkeit gehörig, erwähnt worden war. Der dritte Theil enthält ein Paar Worte von der Unsittlichkeit dieser Gesinnung, die hier bey weitem nicht zureichend sind. — In dem folgenden Entwurfe ist die Rede von dem ungöttlichen Mißbrauche der Wahrheit, daß Gott die Liebe sey, und dieses Mißbrauchs sollen auch diejenigen sich schuldig machen, welche meinen, die Liebe Gottes könne nicht mit den Leiden der Frommen bestehen. (S. 109.) Aber solche Menschen läugnen oder bezweifeln ja diese Wahrheit. Wie können sie denn eines Mißbrauchs derselben beschuldigt werden? — Kurz, die Herausgeber müssen noch weit mehr Sorgfalt beweisen,

weisen, wenn ihr Magazin für diejenigen, die desselben bedürftig sind, einigen Werth haben soll.

Aub.

Musik.

Die neuesten und wichtigsten Entdeckungen in der Harmonie, Melodie und dem doppelten Contrapunkte. Eine Beylage zu jeder musikalischen Theorie (,) von J. G. Portmann. Darmstadt. 1798. 270 Seiten Text, und 19 Seiten Notenbeyspiele. 8. 2 Rg. 8 gr.

Der vielversprechende Titel dieser Schrift berechtigt zu nicht geringen Erwartungen; die aber der Rec., nach sorgfältiger und wiederholter Durchlesung derselben, keinesweges erfüllt fand; vielmehr legte er diese Beylage zu jeder musikalischen Theorie — wie sie der Verf. bescheiden zu nennen beliebt — jedesmal unbefriedigt aus der Hand. Denn, überhaupt genommen, sind darin verhältnißmäßig nur wenige wirklich neue, und in der That wichtige Entdeckungen in der Harmonie x. enthalten. Dagegen stößt man auf viele längst bekannte, und zum Theil schon gründlicher abgehandelte Gegenstände. Ueberdieß finden wir des Verf. Princip, in Ansehung der Accorde und ihrer Eintheilung, für denjenigen, der sich eine Uebersicht davon erwerben will, ungemein subtil, und für die meisten unstreitig abschreckend schwer und weitläufig. Nächstdem ist verschiedenes, was der Verf. lehrt, offenbar unrichtig, oder doch noch sehr zweifelhaft. Auch hat er sich hin und wieder eines Plagiats schuldig gemacht; so wie er denn auch öfter die Erklärungen Andrer, und verschiedene Kunstausdrücke entweder geflissentlich, oder aus Mangel an Einsicht, in einem unrichtigen Sinne nimmt. Tadelhaft finden wir ferner seine Nachläßigkeit in Absicht auf Ordnung, und die daraus entstandene Weitschweifigkeit und Wiederholung unbedeutender Kleinigkeiten. Hierzu kommt noch der Umstand, daß seine, an sich nicht lichtvolle Darstellung, sowohl der gebrauchten Bezeichnungsart, als der vielen selbst gemachten Kunstausdrücke wegen, nicht selten sehr unverständlich ist. Sogar orthographische und offenbare Sprachfehler.

fehler hat sich der philosophische Verf. zu Schulden kommen lassen. —

Um unsre Leser zu überzeugen, daß diese hart scheinenden Beschuldigungen insgesammt gegründet sind, wollen wir jede derselben, so viel es der Raum verstattet, der Reihe nach durch Belege augenscheinlich erweisen. Wer dagegen noch nicht genug haben sollte, den verweisen wir auf die Schrift selbst, worin sich noch eine reiche Nachlese finden wird.

Daß in vorliegender Schrift verhältnißmäßig nur wenige wirklich neue, und in der That wichtige Entdeckungen in der Harmonie ꝛc. enthalten sind, würde schon einigermaaßen aus dem Inhaltsverzeichniß erhellen; weil aber zum Einrücken desselben wenigstens sechs bis acht Seiten erforderlich wären: so muß es hier wegbleiben. Wir zeichnen jedoch in dieser Rücksicht einige andre Stellen zum Beweise unsrer Behauptung aus. Daß nach S. 8 „die Leiter oder Notenzeile ist (aus) fünf gleich weit von einander entfernten Linien und ihren Zwischenräumen besteht ꝛc.“ ist wohl weder eine neue, noch eine wichtige Entdeckung. — Auch war es längst schon bekannt, daß „die Länge, oder der Abstand auf der Leiter von einer Linie zur andern, oder von einem Zwischenraume zum andern (wie S. 8 gelehrt wird), ein allgemeines sinnliches Terzenmaaß für die Außenseite der harmonischen (nicht auch der melodischen?) Intervalle ist.“ Sogar dieß wußten wir schon, daß das Terzenmaaß zweymal genommen, wie $\overset{e}{c}$ und $\overset{g}{e}$, auf den (nächstliegenden) Linien ꝛc. eine Quinte; dreymal genommen eine Septime u. s. w. anzeigt. „Dabey schreibt Hr. P. ebendaselbst, wird noch vornehmlich die richtig Anschauung der Intervalle (der Intervalle selbst wohl nicht —) befördert, so, daß kein Intervall mit dem andern verwechselt, und etwa eine Terz für eine Sekunde oder Quarte versehen (?) und erkannt werden kann, welches leicht möglich ist, da man (?) immer noch cis und des ꝛc. nicht recht unterscheidet und nennt.“ Wie neu und wichtig! — Und welche Folgerung in den Worten: „verkannt werden kann, welches leicht möglich ist, da man immer noch cis und des nicht recht unterscheidet und nennt!“ Freylich muß das wohl möglich seyn; wenn es wirklich geschieht. Uebrigens möchte wohl das unbestimmte Pronomen man hier ein zu allgemeiner Ausdruck seyn; denn nur Wenige machen sich

des

des erwähnten Fehlers schuldig. Jedoch der Verf. scheint dieß selbst gefühlt zu haben, weil er gleich darauf schreibt: „So sagt mancher nach c dis, statt c es, u. s. w." Von dem aufgestellten Terzenmaaße selbst weiter unten mehr! S. 13 f. heißt es: „Man sollte die Molltonarten schon durch die Vorzeichnung richtiger, wie bisher nicht (?) geschehen ist, unterscheiden. Die alte Gewohnheit würde sich freylich gegen diese Neuerung sträuben, u. s. w. Wenn man bey jeder Molltonart die (große) Septime, den so genannten Leitton, auszeichnete: so wären die Molltonarten von den zunächst verwandten Durtonarten genau und bey dem ersten Anblicke auch nicht immer (!) (denn z. B. ein gis in A moll könnte man leicht für fis in G dur ansehen) zu unterscheiden, und der Componist (nicht auch der Notenschreiber, Setzer und Kupferstecher?) könnte sich manche Mühe sparen. Ich für meine Person (!) lasse es indeß gern noch bey dem Alten, und bin zufrieden mit der bloßen Anzeige." — Sollte man hierbey nicht auf den Gedanken kommen, Hr. P. habe zuerst diese Entdeckung gemacht? Und doch schreibt schon Sorge in dem 1760 herausgegebenen Comp. harmon. S. 141 „Bezeichnete man aber z. E. A moll mit einem gis, u. s. w." Diese Bezeichnungsart verwirft Marpurg in den Anmerkungen zu dem genannten Sorgischen Werke S. 90 ff. In Linckens Musiklehre, die 1779 heraus kam, befindet sich S. 80 ebendieselbe Vorzeichnung der Molltöne. Und in Türks Klavierschule heißt es S. 68: „Eben so gehört die Art, in den Molltönen die charakteristische Note mit in die Vorzeichnung aufzunehmen, und z. E. bey E moll, außer dem fis, noch dis, bey G moll b, es, fis 2c. vorzuzeichnen, zu den noch seltnern Ausnahmen; ob sich gleich manches für, aber auch vieles wider diese Bezeichnung sagen läßt". Der Rec. hat auch wirklich verschiedene alte Tonstücke gesehen, worin diese Vorzeichnung befindlich war. — „Uebrigens (schreibt Hr. P. ebend.) hat meine Erklärung der Tonart, welche von der bereits bekannten Erklärungen Anderer, so weit abgeht, seinen (ihren) Grund darinnen, daß ich mir sie (die Erklärung?) harmonisch, und nicht, wie andere, melodisch dachte 2c." Also abermals eine neue Entdeckung. Nur Schade, daß der Zusatz „und nicht, wie Andere, melodisch dachte 2c. nicht mit der Wahrheit übereinstimmt. Denn bekanntlich ließen Rameau, Dalembert, Marpurg, u. a. m. die Tonarten aus der Sympathie der Töne entstehen. Kann

man

man aber wohl das Mitklingen gewisser Töne, die also zu gleicher Zeit gehört werden, etwas Melodisches nennen? Hr. P. unterscheidet ja selbst sehr häufig das Coexistirende von dem Succeßiven, und schreibt S. 164, wo von melodischen Intervallen die Rede ist, ausdrücklich: „Man unterscheidet Raum und Zeit: warum sollte man denn nicht auch das, was darin ist, unterscheiden?“ Gesetzt aber, man dächte übrigens mit Rameau ꝛc. in Absicht auf die Entstehung der Tonarten nicht übereinstimmend; so kann man doch nicht leugnen, daß jene Hypothese viel Wahrscheinlichkeit hat. Worauf gründet sich aber des Vfs. Entstehung der Tonarten? Soll der Terzenbau an sich etwas dafür beweisen? Davon wird, außer Hrn. P., wohl schwerlich ein Philosoph überzeugt werden. Diese Entdeckung ist zwar allerdings neu; aber sie beruht leider! wie jeder Selbstdenkende ohne Widerrede zugeben wird, auf sehr seichten Gründen. — Den so oft erwähnten Unterschied zwischen der reinen Prime und dem Einklange (z. B. Seite 165; 166; 190, u a. m.), und zwischen den harmonischen und melodischen Intervallen (S. 6; 7; 40; 165; 166; 185; 187, u. a. m.) können wir ebenfalls nicht zu den neuen Entdeckungen rechnen; denn schon in unsrer Bibliothek ist dieser Unterschied mehrmals (z. B. Band 108. S. 467. ff.; Band 112. S. 97. f.; Band 113. S. 435, u. a. m.) gezeigt; aber bis jetzt noch nicht von allen Tonlehrern anerkannt worden. — Die terzenweise Verbindung der Töne, woraus der Verf. die Grundharmonie ꝛc. entstehen läßt, ist bekanntlich nichts weniger, als ein neues Princip. Denn schon Rameau, und nach ihm Marpurg, Koch, Knecht u. v. a. gründeten ihr harmonisches System darauf; wie dieß jeder weiß, der in dem Gebiete der Tonkunst nicht ganz ein Fremdling ist. Nur glaubten jene Männer, den Grund ihres Princips in dem Mitklingen der Töne zu finden. Und so lange wir keinen einleuchtendern entdecken, können wir uns auch allerdings dabey beruhigen. Was sollen aber die Linien ꝛc. des Notenplanes für den Terzenbau und die daraus entstehende Grundharmonie beweisen? Einen andern überzeugenden Grund können wir in Hrn. Ps. Schrift nicht finden. Man muß daher mitleidig darüber lächeln, wenn Hr. P. mit merklicher Selbstgefälligkeit von dem Terzenbaue und von alle dem, was davon abhängt, als von seiner gemachten Entdeckung spricht. Daß er sich aber etwas darauf zu gute thut, erhellet unter andern aus folgender, S. 20 enthaltener Aeusserung:

ferung: „Ich fand an diesen allgemein gültigen Accorden, 1) daß sich der terzenweise Bau eines jeden mit den in der Tonart vorkommenden Tönen bis an seine Gränze erweitern ließ, wodurch sechserley Arten der Grundharmonie entstanden, in welchen alle mögliche (? verglichen mit S. 71, 180, 261) Accorde enthalten waren; 2) daß jede Art dieser Grundharmonie alsdann ihre consonirende und dissonirende Seite hatte, wodurch alles Con- und Dissonirende genau bestimmt wurde, u. s. w." Statt: bestimmt wurde, würden wir lieber: kenntlich gemacht wurde, gesetzt haben, um einem Mißverständnisse vorzubeugen. Uebrigens sind dieß alles — die sechserley Arten der Grundharmonie ausgenommen, wovon weiter unten vorkommen wird — lauter längst bekannte Dinge. Denn daß bey dem Terzenbaue alle Intervalle von der Septime an — oder mit dem Vf. zu reden, die vier obern Töne — nämlich die None, Undecime und Terzdecime, Dissonanzen sind, wußten wir schon längst. — Hoffentlich werden unsre Leser durch die Bemerkungen über diese wenigen Seiten schon vollkommen überzeugt seyn, daß des Hrn. P. Entdeckungen bey weitem nicht alle neu und wichtig, sondern zum Theil längst bekannt und gründlicher vorgetragen worden sind.

Wer etwa wähnen sollte, das Studium der Harmonie sey durch die Entdeckungen des Vf. erleichtert worden; der wird sich beym Lesen des Buches selbst sehr bald vom dem Gegentheile überzeugt finden. Um jedoch unsre obigen Behauptungen zu rechtfertigen, wollen wir bloß den Inhalt des siebenten und achten Abschnittes der ersten Abtheilung, mit einigen Anmerkungen begleitet, anzeigen. Seite 84 ff. wird von der Summe der harmonischen Glieder oder Accorde gehandelt: „Vollkommne und consonirende Dreyklänge zu C dur und A moll gehörig sind folgende:

	5	g	1	c	3	e
„A)	3	e	5	g	1	c
	1	c	3	e	5	g

„Die 1 oder das Hauptgrundintervall der Hauptdurprimenharmonie ist der Sitz.

„B) a, c, e; c, e, a; e, a, c. *)

„Die

*) Zur Erleichterung für den Setzer, und zur Sparung des Raums schreiben wir die Buchstaben von hier an nicht über, sondern neben einander.

„Die 1 der Hauptmollprimenharmonie und die 1 der Durser-tenharmonie ist der Sitz. Die Succession eines andern Accords und die Melodie unterscheidet (unterscheiden) beyde schon in der Praxis. Was die Grundharmonie weiter davon aussagt, wird bald folgen.

„C) f, a, c; a, c, f; c, f, a.

„Die 1 der Durquartenharmonie, und die 1 der Mollsextenharmonie ist der Sitz. Die Succession eines andern Accords und die Melodie unterscheidet (n) beyde.

„D) d, f, a; f, a, d; a, d, f.

„Die 1 der Mollquartenharmonie ist der Sitz. Dieser Dreyklang ist von dem dissonirenden auf der 5 der Durdominantenharmonie himmelweit unterschieden, so wohl durch die Succession eines andern Accords (:) als auch durch die Melodie.

„E) g, h, d; h, d, g, d, g, h.

„Die 1 der Durdominantenharmonie ist der Sitz.

„F) e, gis, h; gis, h, e; h, e, gis.

„Die 1 der Molldominantenharmonie ist der Sitz.

„G) d, fis, a; fis, a, d; a, d, fis.

„Die 1 der Durwechseldominantenharmonie ist der Sitz."

Ueber diese sieben vollkommne und konsonirende Dreyklänge, zu C dur und A moll gehörig, theilen wir unsern Lesern drey Bemerkungen mit. 1) S. 55. schreibt der Vf. „Ich habe in dieser Tabelle nur zuerst Dreyklänge und Septimenaccorde aufgestellt, welche, wie der Augenschein lehrt, zum Theil schon mehr als Dreyklänge und Septimenaccorde sind." Nun dann hören diese Dreyklänge etc. ja natürlicher Weise auf, blosse Dreyklänge zu seyn. Denn was mehr als ein Dreyklang ist, das bleibt, unsers Erachtens, kein blossen Dreyklang mehr. Man sieht schon hieraus, wie unverständlich sich der Verf. ausdrückt. Er meint nämlich, bey einigen, weiter unten aufgeführten, Dreyklängen fehle der wahre Grundton; käme nun dieser noch hinzu: so würde aus einem solchen Dreyklange ein Septimenaccord, u. s. w. Daß es aber oft sehr schwer ist, den wahren (fehlenden) Grundton zu errathen, und sonach dasjenige Intervall, welches nach des Vfs. Theorie bey einem solchen Dreyklange zu einer Dis-

sonanz

sonanz wird, gehörig zu behandeln; dieß bedarf wohl keines weitern Beweises. 2) Unter die vollkommnen Dreyklänge rechnet Hr. P. laut der obigen Tabelle, auch die davon abstammenden Sexten- und Quartsextenaccorde. Er, der übrigens so gern unterscheidet, und Dinge, die bisher für gleichbedeutend oder gleichartig gehalten wurden, in verschiedene Klassen bringt, sollte doch wohl auch Sexten- und Quartsextenaccorde von den Dreyklängen unterscheiden. Rec. weiß sich dieses Phänomen durchaus nicht zu erklären. Auch findet er hierüber keinen Aufschluß. 3) Können wir nicht begreifen, wie Hr. P. den Dreyklang d, fis, a (oben bey G) mit unter den zu C dur gehörigen Dreyklängen aufführen konnte, da dieser Dreyklang, unserer Einsicht nach, offenbar in G, oder D dur u. dgl. gehört. Allein Hr. P. hat es sich nun einmal vorgenommen, in die Tonart C dur ein fis zu bringen (man sehe in dieser Rücksicht S. 31. 32. und S. 57. ꝛc.); wir müssen uns also darein ergeben, da diese Erscheinung unsre Einsicht in die Modulation übersteigt. Ob Andre dieß Räthsel aufzulösen wissen, lassen wir dahin gestellt seyn. Nur die einzige Frage fügen wir noch hinzu: Wie kann man den wirklich in G dur ꝛc. gehörigen Dreyklang d, fis, a, von dem in C dur gehörigen unterscheiden? Sind beyde in Absicht auf die Behandlung den nämlichen Regeln unterworfen: so durfte er in C dur nicht besonders aufgeführt werden; sind sie aber verschieden zu behandeln: so hätte auch dieß gelehrt werden müssen. — Nun folgen S. 56 ff. nicht weniger als 15, wir schreiben funfzehn, unvollkommne und dissonirende Dreyklänge, welche zu C dur und A moll gehören sollen. Der Kürze wegen zeigen wir sie bloß summarisch an. Sie heißen: „H) e, g, h; I) c, e, gis; K) c, e, g; die 3 der Dursextenharmonie ist der Sitz; L) a, c, e; die 3 der Mollsextenharmonie ist der Sitz; M) h, d, f; die 5 der Durdominantenharmonie ist der Sitz; N) h, d, f; die 5 der Molldominantenharmonie ist der Sitz; O) fis, a, c; P) gis, h, d; Q) d, f, a; die 5 der Durdominantenharmonie ist der Sitz; R) a, c, e; die 5 der Durwechseldominantenharmonie ist der Sitz; S) f, a, c; die 5 der Mollwechseldominantenharmonie ist der Sitz; T) h, dis, f; U) dis, f; a; V) h; d, fis; W) gis, h, dis.“ Wie unter andern dieser letztere Dreyklang zu A moll gehören soll, leuchtet uns ebenfalls nicht ein. Auch werden viele unserer Leser nicht begreifen können, warum diese 15 Dreyklänge insge-

sammt dissonirende heissen: wir müssen ihnen daher zur Erläuterung sagen, daß dieß, des Vfs Meinung nach, von dem Sitze oder von dem dabey fehlenden Grundtone herrührt. — Septimenaccorde enthält die Tabelle vier und zwanzig. — Da unsre Leser wohl hieran genug haben werden: so übergehen wir alle die S. 64—71 namhaft gemachten Nonen-, Undecimen- und Terzdecimenaccorde. — Im achten Abschnitte handelt der Verf. von der Gleichheit und Aehnlichkeit der Accorde. Nach seinem Grundprincip giebt es (S. 82) 1) einige Accorde, die einander durchaus gleich und ähnlich sind. (Es werden deren, in Dur und Moll überhaupt, 32 erwähnt.) 2) Giebt es (S. 85) einige Accorde, die einander zwar nicht gleich, aber ähnlich sind. (Sie werden in 17 Rubriken namhaft aufgeführt.) 3) Giebt es (S. 88) einige Accorde, die einander zwar gleich, aber nicht ähnlich, und 4) einige, die einander weder gleich, noch ähnlich sind (S. 96). Man kann leicht denken, daß auch diese letztern beyden Klassen eine beträchtliche Anzahl Accorde enthalten. Und doch fehlen hierbey noch alle diejenigen, welche nach S. 71 und 261 nicht aus der terzenweisen Verbindung coexistirender Töne, sondern durch das Zusammentreffen der melodischen succedirenden Intervalle entstehen, und von dem Verf. (S. 260) quasiharmonische Accorde genannt werden. Wenn ein harmonisches System dadurch Werth erhält, daß es weitläufig und schwer zu übersehen ist: so muß man dem Vf. volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Auch ist er S. 75 gar nicht damit zufrieden, daß man dem angehenden Tonsetzer durch die Lehre von den wesentlichen und zufälligen Dissonanzen ꝛc. das Studium der Harmonie zu erleichtern sucht. Er schreibt in dieser Rücksicht: „Wenn der angehende Componist die ihm irriger Weise als wesentlich vorgespiegelte Dissonanz, die Dominantenseptime kennt und zu gebrauchen weiß: so überredet er sich (,) ein Componist zu seyn.“ Das wird nun wohl kein vernünftiger Mensch wähnen. Wenigstens wäre derjenige sehr zu bedauern, der die schnell erworbene Kenntniß des Septimenaccordes auf der Dominante für hinreichend hielt, ein Componist zu seyn. —

Beweise von dem Egoismus des Vfs. befinden sich unter andern S. 5. 9. 14. 18. 20. 24. 25. 41. 54. 63. 72. 73. 80. 134. 162. 170 u. a. m. Wir rücken hier nur zwey Stellen als augenscheinliche Proben davon ein. S. 24: Es

hängt

hängt also alles Harmonische in dem reinen Satze, und alles, was zu demselben auf irgend eine nahe oder entfernte Weise gerechnet werden kann, von diesem Princip ab, wird durch dasselbe erkannt, erklärt, das Wahre desselben bewiesen, und das Falsche widerlegt, und ohne dasselbe ist kein Heil und keine Gewißheit in der Harmonie.“ S. 25: „Ein Princip, welches die durchgängige Anwendbarkeit in der Praxis für sich hat, und uns von allen (?) Zweifeln und Widersprüchen befreyt, kann auf die allgemeine Annahme und den ungetheilten Beyfall gerechten Anspruch machen.

Wenn wir alles das, was in vorliegender Schrift offenbar unrichtig, oder doch noch zweifelhaft ist, der Reihe nach durchgehen und berichtigen wollten: so würden wir ein ganzes Buch schreiben müssen. Da dieß aber wohl nicht der Mühe werth seyn, und nur Wenige interessiren möchte: so lassen wir es bey einigen Bemerkungen über einzelne Stellen bewenden. S. 1. Künstlich muß die Luft erschüttert werden, d. i. mühsam, mit Anwendung der Geistes- und Leibeskräfte, auch nach gewissen Regeln, wenn ein Ton entstehen soll, welcher deutlich vernommen werden kann ꝛc. Welche Geisteskräfte gehören denn dazu, um z. B. auf einem Klaviere, oder auf der Pauke ꝛc. einen Ton hervorzubringen? Kann dieß nicht selbst ein Wahnsinniger, wenn er zufälliger Weise eine Taste auf dem Klaviere ꝛc. niederdrückt? — Was übrigens noch gegen diese Erklärung einzuwenden wäre, übergehen wir. S. 5: „Es sey angenommen: jeder höhere Ton, in so fern er mit einem tiefern verglichen wird, sey ein Intervall. Daraus würde folgen, daß cis zu c ein Intervall sey. Gleichwohl nennen es die Bekenner zu dieser Definition kein Intervall, sondern einen halben Ton, oder wohl gar einen übermäßigen Einklang.“ So viel wir uns erinnern, hat bloß Hr. Türk, in seiner Anweisung zum Generalbaßspielen, die obige, von dem Verf. für die bessere erklärte Definition gebraucht. Unwahr ist es, daß Hr. Türk cis zu c kein Intervall, sondern einen halben Ton nennt; denn in der gedachten Anweisung heißt es S. 10: „Im engern Sinne genommen, bezeichnet das Wort Ton ein Intervall, welches auf zwey zunächst liegenden Stufen steht, wie e-d, e-f ꝛc.“ Außerdem steht S. 11: „Die brauchbarsten Intervalle sind folgende: c cis ꝛc. mit der Ueberschrift: große, vergrößerte oder übermäßige Prime.“ Konnte Hr. P. nicht lesen? oder

wollte er es absichtlich nicht? Und wo steht der Ausdruck: übermäßiger Einklang? Wenn aber Einige, z. B. Albrechtsberger u. a. m. den Ausdruck: übermäßiger Einklang gebraucht haben: so kann dieß doch wohl nicht auf die Rechnung der Bekenner zu der gedachten Definition kommen. — Gesetzt aber, Hr. T. hätte cis zu c kein Intervall, sondern einen halben Ton genannt: so hatte er ja deutlich genug erklärt, daß ein halber Ton auch ein Intervall sey. Hat aber vielleicht, außer dem Hrn. T., noch ein Anderer die obige Definition gebraucht: so durfte der Vf. nicht im Allgemeinen schreiben: Gleichwohl nennen es die Bekenner, u. s. w. Ferner S. 5: „Aus dieser Definition folgt auch, daß des zu cis, gis zu des rc. Intervalle sind; denn sie sind als höhere Töne mit tiefern verglichen worden. Gleichwohl haben sie (wer? die Töne?) keinen Namen dafür, und ihre Erklärung paßt nicht." Warum paßt sie denn nicht? müssen wir den Vf. fragen. — Aber in einer Anweisung zum Generalbaßspielen würde es ganz unnütz, und sogar zweckwidrig gewesen seyn, solche Intervalle, die in der Harmonie gar nicht vorkommen, mit aufzuführen. Hr. P. selbst unterscheidet nur allzuoft die harmonischen Intervalle von den melodischen, und schließt die letztern S. 167, ausdrücklich von dem harmonischen Gebrauche aus. In welchem Accorde kommt aber wohl gis und des vor? Vielleicht in einer Composition des Verfassers. — Uebrigens haben diejenigen Tonlehrer, welche sich nicht bloß auf die Harmonie einschränken, allerdings Namen für die obigen Intervalle. Wir verweisen Hrn. P. deßhalb auf Scheibens Werk: über die musikalische Composition, Tab. II.; auf Kirnbergers Kunst des reinen Satzes, S. 19; auf Marpurgs Versuch über die musik. Temperatur, S. 42 f. und auf viele andere theoretische Schriften. — „Man hat herausgebracht (schreibt der Vf. S. 12), daß alle zwölf Tonarten der Alten sich auf zwey zurückführen lassen, und diese sind die allgemein angenommenen Tonarten der Neuern; nämlich die Dur- und Molltonart." Man führt etwas zurück, wenn man es wieder an den Ort bringt, wo es hergekommen ist, schreibt unser College Bsw. im 104. Bande der a. d. Bibl., S. 163 *). Nun existirten aber die

*) Wir citiren diese Stelle deßhalb, weil Hr. P. unsern Collegen Bsw. nicht nur in dieser Recension, sondern mehrmals, fast buchstäbl. ausgeschrieben hat, wie wir weiter unten zeigen werden.

die Tonarten der Alten eher, als die Tonarten der Neuern; wie konnten daher jene sich auf diese zurückführen lassen? Ueberdieß ist es offenbar unrichtig, daß die Tonarten der Alten insgesammt auf unsre Dur- und Molltonart herabgesetzt worden sind. Denn bekanntlich haben wir nur die Jonische und — wenn man so will — die Aeolische beybehalten, oder vielmehr zum Schema unsrer Dur- und Molltonart genommen. Hoffentlich wird Hr. P., als Cantor, mehrere bis jetzt beybehaltene Kirchengesänge in der Dorischen, Phrygischen rc. Tonart kennen. Wie sollte es aber wohl möglich seyn, z. B. die Phrygische Tonart auf unser E dur oder A moll zurückzuführen? Hilf Apollo! Eine solche Unwissenheit in einer Beylage zu jeder musikalischen Theorie!! — Gegen das, S. 10, aufgestellte Terzenmaaß hätten wir vielerley einzuwenden; da uns aber hierzu der Raum fehlt: so sagen wir bloß, daß dieses Terzenmaaß wohl schwerlich die S. 9 gehoffte erwünschte Wirkung haben wird. Denn 1) ist es nicht völlig genau und mathematisch richtig; 2) wird dadurch im Grunde nichts erleichtert oder anschaulicher. Nicht völlig genau und mathematisch richtig ist es unter andern schon deßhalb, weil darnach alle große und auch alle kleine Sekunden einerley Verhältniß haben, welches aber bekanntlich nicht der Fall ist und seyn kann, wie Jeder weiß, der Töne zu berechnen versteht. Auch giebt der Vf. (S. 10) selbst zu, daß sein Terzenmaaß nicht genau sey. Wenn er aber (S. 9) ausdrücklich schreibt: Die großen Sekunden, als Hälften dieses Maaßes, machen uns keine Schwierigkeiten; denn ihr Unterschied (also sind sie doch in Absicht auf ihr Verhältniß oder auf die Größe verschieden!) kommt hierbey nicht in Betracht:“ so sind wir darin anderer Meinung. Wo soll denn der gedachte Unterschied in Betrachtung kommen, wenn dieß nicht in einer Beylage zu jeder musikalischen Theorie geschieht? Ueberdieß hat Hr. P. sich selbst nicht richtig ausdrücken können. Denn S. 8 heißt es: „Dabey (bey oder vielmehr durch das aufgestellte Terzenmaaß) wird noch vornehmlich die richtige Anschauung der Intervalle befördert, so, daß kein Intervall mit dem andern verwechselt und etwa eine Terz für eine Sekunde rc. angesehen werden kann. Und S. 9: „Die zweifelhafte oder chromatische (Sekunde), von der man nicht weiß, ob man sie zu den kleinen oder verminderten Sekunden zählen soll, da sie auf einerley Stufe der Notenzeile steht, u. s. w. Also eine Sekunde, deren Ver-

 hältniß-

hältnißglieder — wie sich der Vf. ausdrückt — beyde auf der nämlichen Stufe stehen!! — Auch S. 169 werden c cis, c ces rc. kleine Sekunden, und S. 170 c cis, d dis große Septimen genannt. Hieraus ergiebt sich schon hinlänglich, daß durch das erwähnte Terzenmaaß im Grunde nichts erleichtert und anschaulicher geworden ist, da der Erfinder desselben sich selbst nicht richtig ausdrücken kann. — Unrichtig ist es ferner, daß die Achtel (d. h. der achte Theil einer großen Terz) verminderte Sekunden sind. Denn hieraus müßte folgen, daß die verminderte Sekunde (wie dieß auch S. 9 wirklich gesagt wird), die Hälfte einer kleinen Sekunde wäre; mithin müßte z. B. zwischen cis und d noch ein Ton vorhanden seyn, welcher von den genannten beyden Tönen gleich weit abstände. Dieß ist aber gegen alle Erfahrung, und bekanntlich mathematisch unrichtig. Oder will uns etwa Hr. P. zu Gunsten seines Terzenmaaßes, mit einem solchen Intervalle beschenken? — Nach S. 12. 13. 30 rc. giebt es in der neuern Musik nur zwey Tonarten, nämlich die Dur- und Molltonart; gleichwohl wird S. 13. 33. 34 rc. von allen Dur- und Molltonarten geredet. Sind das nicht offenbare Widersprüche? — S. 15 entblödet sich der Vf. nicht zu schreiben: „Der Begriff der Grundharmonie war bis daher (als Hr. P. seine Entdeckungen der Welt mittheilte —) noch eine unentwickelte Idee.“ Sollte man aus dieser Aeußerung nicht vermuthen, Hr. P. sey der erste, welcher uns mit der Grundharmonie bekannt gemacht habe? Gesetzt aber, er hätte sie uns von einer neuen Seite gezeigt — welches jedoch keinesweges der Fall ist —: so könnten wir doch dessen ungeachtet schon vorher einen Begriff davon haben; aber nur einen andern, vielleicht sogar richtigern. — Entwickelt war aber, wie wir bereits oben erinnert haben, diese Idee schon längst. Denn Rameau, Marpurg u. a. m. ließen die Accorde ebenfalls aus der terzenweisen Verbindung der Töne entstehen. „Man erklärte uns (heißt es S. 15) zwar die Harmonie als ein Zusammenstimmen verschiedener gleichzeitig verbundner Töne; aber man sagte uns nie — Wie die gleichzeitigen Töne verbunden seyn müßten.“ Welch eine unverschämte Behauptung! Haben denn nicht die genannten Tonlehrer, und außer ihnen noch viele Andere, längst und zwar sehr einleuchtend erklärt, Wie die gleichzeitigen Töne verbunden werden müssen? Sollte Hr. P. wirklich die Schriften eines Rameau, Marpurg, Koch, Knecht rc. nicht gelesen haben?

Wir

Wir verweisen ihn, zu seiner Beschämung, bloß auf den fünften Band der Marpurgischen Beyträge, S. 152 ff., oder auf Marpurgs Handbuch, S. 27 ff., deßgleichen auf Kochs Versuch 2c. erst. Thl. S. 51 ff. Diese Männer erklärten uns zugleich die Ursache, warum die Töne terzenweise verbunden werden müssen; da hingegen Hr. P. S. 20 bloß schreibt: „Ich fand, u. s. w. Wer wird nun aber, in Ermangelung irgend eines angegebenen Grundes, dem Vf., bey seinen vielen Irrthümern, geradezu aufs Wort glauben? Ueberzeugen mußte er zugleich, oder doch seiner Hypothese einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu geben suchen, wenn wir ihm beystimmen sollten. — In dem S. 15. ff. aufgestellten Grundprincip der Harmonie ist uns vieles unerklärbar. Der Verf. schreibt z. B.: „Der Grund der Harmonie ist etwas Nothwendiges und Allgemeines. Dieß Nothwendige und Allgemeine ist aber nichts anders (,) als 1) die terzenweise Verbindung der Töne innerhalb einer bestimmten Gränze, oder (eines bestimmten) Umfange (s) (Tonart), auf so vielerley Art sie darinnen möglich ist; 2) die Coexistenz oder das Zusammenstimmen, das Zugleichertönen der verbundenen Terzen.“ Laut der angeführten Worte soll also 1) die terzenweise Verbindung innerhalb einer bestimmten Tonart geschehen. Gleichwohl führt der Vf. S. 31 auch die Grundharmonie D, fis, a, c, e, g, h und S. 32. G, h, d, fis, a, c, e als in C dur gehörig auf (verglichen mit S. 19. 22). Wie kommt aber das fis in die Tonart C dur? Uns ist und bleibt dieß ein Räthsel, welches wir in der ganzen Schrift, worinn mehrere ähnliche Fälle vorkommen, nicht aufgelöst finden. Ferner soll die terzenweise Verbindung innerhalb einer bestimmten Tonart, auf so vielerley Art sie darinn möglich ist, vorkommen; gleichwohl führt der Vf. überhaupt nur sechserley Arten der Grundharmonie, und zwar in C dur nur von den angenommenen Grundtönen C, A, F und G eine Grundharmonie auf; — denn die vorhin genannten beyden Grundharmonien: D, fis 2c. und G, h, d, fis 2c. erkennen wir nicht für solche, die in C dur gehören —; wo bleiben sonach die von D, E und H? — Dagegen kommt der Terzenbau von G sogar doppelt vor, nämlich einmal mit der kleinen Septime f, und sodann auch mit der großen Septime fis. — Warum kann dieß alles nur so, und nicht anders seyn? Durch das, was der Vf. S. 21 ff. und S. 29 darüber sagt, wird bey weitem nicht jeder Zweifel gehoben. Unter andern

schreibt er S. 23: „Wenn man also fragte: warum das h in dem Accorde E, g, h, d eine Dissonanz seyn sollte, da es doch jedermann nach dem Tonmaaße für eine reine Quinte, und also für eine vollkommene Consonanz hält: so müßte man antworten: weil es auf der dissonirenden Seite der Grundharmonie eine Prime c, e, g, h, d, f, a als Septime liegt. Ferner, wenn man fragte: warum das f und a in dem Accorde d, f, a, c nicht con- sondern dissoniren sollte (n), da doch beyde nach dem Tonmaaße Consonanzen zu seyn scheinen? so müßte man antworten: weil beyde Intervalle auf der dissonirenden Seite der Grundharmonie einer Dominante g, h, d, f, a, c, e liegen, das f als Septime und das a als None. Wären diese Intervalle f und a nicht nothwendige (?) Dissonanzen: so könnten sie auch eben so gut consoniren (??). Es wird aber von der Erfahrung gründlich (? — kann auch die Erfahrung etwas gründlich, oder mit Gründen darthun?) widerlegt, daß alsdann, wenn man sie als Consonanzen brauchen will, und die None a unvorbereitet erscheinen läßt, das Ohr hart beleidigt wird. Z. B.

1)

d	d	c
a	h	a
f	g	e
f	e	a

2)

c	c	h	c
c	a	g	g
e	f	f	e
c	d	g	c

„Bey dieser Behandlung wird das Ohr hart beleidigt, so richtig auch der Satz manchem Auge scheinen mag. Sobald man diese scheinbare Consonanzen, ihrer Natur gemäß, wie Dissonanzen behandelt, und sie ordentlich vorbereitet und auflöst: so ist das Ohr vollkommen damit zufrieden. (,) Wie (wie) hier in folgenden Beyspielen:

3)

d	d	c	c	h	c
h	h	a	a	g	g
g	g	g	f	f	e
g	e	a	d	g	c

4)

c	c	h	c
a	a	g	g
e	f	f	e
a	d	g	c.“

Wir an unserm Theile finden, der Vorbereitung etc. ungeachtet, in dem Beyspiele 3) den Septimenaccord über E, unmittelbar nach dem Dreyklange G, eben nicht behaglich. Dieß bewei-

beweiset aber für das vermeinte Dissoniren der reinen Quinte h nicht das Geringste; denn auch der unten bey 5) bemerkte Septimenakkord über A klingt, unserm Gefühle nach, um nichts besser, obgleich die darin befindliche reine Quinte e von dem Verf. selbst für eine Consonanz erklärt werden muß, weil er auf der Stufe A eine Grundharmonie annimmt. (S. 28.) Nicht ohne Grund glauben wir daher, daß die Ursache dieser widrigen Wirkung des gedachten Septimenaccordes in ganz andern Dingen, als in dem oben bey 3) fehlenden Grundton C aufzusuchen sey. Nur können wir uns hier auf diese Untersuchung nicht einlassen. — Eben so unerwiesen ist das, was Hr. P. von dem vermeinten Dissoniren des f und a in dem Accorde d, f, a, c oben bey 4) behauptet. Denn hätte es mit dem angegebenen Grunde seine Richtigkeit: so müßten die kleine Terz f, und die reine Quinte a — weil der Verf. auf der Stufe D keine Grundharmonie annimmt — in dem hier unten bey 6) befindlichen, und mit einer 3) bezeichneten, weichen Dreyklange D, f, a ebenfalls dissoniren.

5)				
g	g	f	
e	e	d	u. s. w.
c	c	c	
c	a	d	
	7		

6)			
c	c	d	h
g	a	a	g
e	e	f	d
c	f	d	g
		3	

Wer, außer Hrn. P. wird aber wohl in dem gedachten Dreyklange das f und a für dissonirend erklären! Noch eher könnte man gegen die dabey befindliche Octave d Einwendungen machen. — Da ferner — wie der Verf. selbst lehrt — das, was von den Grundaccorden gilt, auch von den daraus entstandenen Accorden gelten muß: so folgt, daß in dem hier enthaltenen Sextenaccorde über F sowohl das f selbst, als auch das a dissoniren müßte. Dieß wird aber nicht leicht jemand im Ernste behaupten.

c	d	c
g	a	g
e	f	e

e	d	f
g	a	a
c	f	d

Uebrigens wüßten wir noch viel gegen die sechserley Grundharmonien einzuwenden, wenn hier der Ort dazu wäre, einen so weitläuftigen Gegenstand nach allen seinen Theilen zu prüfen. Nur dieß einzige bemerken wir noch dabey, daß auch der geübtere Harmonist oft Mühe haben würde, den vom Verf. gemeinten Grundton aufzufinden, und folglich die Intervalle, nach dem aufgestellten Grundprincip, gehörig zu behandeln, weil hierbey größtentheils die Modulation alles bestimmen müßte. Und gerade in dieser Rücksicht sind wir mit Hrn. P. am wenigsten zufrieden. So soll unter andern, nach S. 57., der Dreyklang von C in dem folgenden Beyspiele deswegen dissoniren, weil in A moll modulirt wird.

c	e	a	gis
a	g	f	e
e	e	d	d
A	c	d	e

Schlecht klingt dieser Dreyklang allerdings; aber nicht deswegen, weil dabey der Grundton A fehlt, sondern weil die Quinte g gar nicht in A moll gehört, oder weil wenigstens die Modulation in diesem Beyspiele sehr plump ist. Ein Tonsetzer, der Gefühl für eine wirklich gute successive Harmonie hat — wovon Herr P. so viel spricht — wird in diesem Falle gewiß nicht den Dreyklang zu dem C des Basses gebrauchen. In C dur würde gegen die unmittelbare Folge der erstern beyden Accorde weniger einzuwenden seyn; aber nicht also in A moll. Nächstdem hätten auch die verdeckten Quinten, die sich im Discante gegen den Tenor befinden, in einer Beylage zu jeder musikalischen Theorie vermieden werden können. — Schon aus diesen wenigen Bemerkungen wird es einigermaaßen einleuchten, daß das Grundprincip des Vfs. noch nicht so entscheidende Gewißheit giebt, als er S. 24. wähnt. Ueberdieß würden einzelne Accorde und Intervalle nach diesem Princip, wobey das meiste von der Verbindung oder Zusammenstellung derselben (successiven Harmonie) abhängt, in Absicht auf das Con- und Dissoniren gar nicht bestimmt werden können. So wäre z. B. der harte Dreyklang von C, nach S. 55. u. 57. bald con- bald dissonirend. Um ihn also gehörig behandeln zu können, müßte man zuvor eine völlige Uebersicht von der jedesmaligen Modulation ꝛc. haben. In zweifelhaften Fällen, d. h. da,

wo

wo es ungewiß ist, ob der Komponist in diese oder jene Tonart übergeht — ein Umstand, der nur allzuoft eintritt — würde selbst der Geübteste nicht wissen, was er vorzubereiten, zu verdoppeln und aufzulösen habe. — S. 41. „Eine Consonanz ist ein harmonisches Intervall (nicht auch ein melodisches? oder sind diese weder con- noch dissonirend?) aus der consonirenden Seite einer Grundharmonie, welches unsern Ohren in dem Verhältniß zu mehrern andern coexistirenden (doch wohl Töne, und nicht etwa Ohren?) gleiches Ursprungs angenehm ist." Was soll hier die consonirende Seite beweisen oder erklären? Wird dadurch das Wesen ꝛc. einer Consonanz erläutert? Man will aber wissen, warum eine Consonanz angenehm auf uns wirkt? und nicht, auf welcher Seite der Grundharmonie sie liegt? S. 42. „Also nur gegen die gewöhnlich bessere Meinung habe ich folgende gegründete Zweifel: 2) daß die Prime und reine Quinte in einem Grundaccorde als vollkommne Consonanzen, hernach in der Umkehrung als unvollkommne Consonanzen sollen betrachtet werden. Z. B. in g/e/c sollen das c und g, als reine Prime und reine Quinte für vollkommne, und in c/g/e der ersten Umkehrung des nämlichen Accords (,) als Terz und Sexte für unvollkommne Consonanzen gelten: da doch das Wesen eines jeden Dings und also auch das Wesen der vollkommenen Consonanzen, sie mögen stehen und liegen, wo sie wollen, unveränderlich seyn muß." Hiergegen haben wir zweyerley zu erinnern. 1) Zwey Töne machen bekanntlich nicht zwey Intervalle, mithin auch nicht zwey Consonanzen, sondern nur ein Intervall, folglich auch nur Eine Consonanz aus. Hr. P. gesteht ja dieß S. 6. selbst ein, indem er schreibt: „Ein jeder Ton, in so fern er mit einem andern verglichen ꝛc. wird, heißt ein Intervall. Verglichen mit der oben eingerückten Definition einer Consonanz, und mit S. 5., wo es heißt: „Die Töne, welche verglichen werden, sind Glieder des Verhältnisses." Desgleichen mit S. 164.: „Wenn ich z. B. sage: d sei eine aufsteigende große Secunde: so muß absolut auch das vordere Glied c mit gedacht werden." Gleichwohl sollen c und g ꝛc. zwey Consonanzen seyn. Wer kann das zusammen r.[illegible]men! 2) Wird augenscheinlich durch das Versetzen zweyer Töne das Verhältniß derselben gegen einan-

einander verändert; denn e g beträgt eine reine Quinte = 2 : 3; g c hingegen eine reine Quarte = 3 : 4. Sonach werden ja diese beyden Töne durch die Versetzung zu einem andern Intervalle, und bleiben nicht mehr eine Quinte, oder sie stehen nicht mehr in dem vorigen Verhältnisse gegen einander; mithin muß doch wohl auch das Wesen der Quinte aufhören, sobald an deren Stelle eine Quarte kommt. Kann oder will Hr. P. dieß nicht begreifen? — Die übrigen so genannten Entdeckungen in der Harmonie (von S. 43. bis 148.) übergehen wir, und heben aus der zweyten Abtheilung, worinn uns die Entdeckungen in der Melodie mitgetheilt werden, nur einige Stellen als Beweise aus, daß auch diese Abtheilung offenbare Unrichtigkeiten und noch zweifelhafte Sätze enthält. Zu den letztern rechnen wir die gegebene Definition der Grundmelodie, welche S. 154. steht. Eine Beleuchtung würde aber zu viel Raum erfordern, daher müssen wir die Leser, denen daran gelegen ist, in dieser Rücksicht auf die vorliegende Schrift selbst verweisen. S. 160. befindet sich die chromatische Tonleiter, oder nach des Vfs. Ausdrucke: die chromatische Grundmelodie, im Absteigen durch c, ces, h, b, u. s. w. Dieß ist unstreitig fehlerhaft; denn die verminderte Secunde ces h — welche auch im dritten Beyspiele mit aufgeführt wird — gehört nicht in die chromatische, sondern in die enharmonische Tonleiter oder Grundmelodie. Merkte denn dieß der Verf. nicht, als er S. 159. schrieb: „Die chromatische Grundmelodie enthält zwar auch die nämlichen Töne (,) wie die diatonische, aber es wird noch überdieß zwischen jede grose (große) Secunde, nach ihrem Vordergliede, eine kleine chromatische auf der nämlichen Stufe, und zwischen eine übermäßige, zwey eingeschoben?" Nun ist aber h — c bekanntlich nicht eine große, sondern nur eine kleine Secunde; wie kann daher zwischen dieselbe noch eine kleine eingeschoben werden? Und warum sollte bloß die kleine Secunde h — c dieses Vorrecht haben? S. 162. steht sogar: „Daher auch c = his, h = ces u. s. w. lauter enharmonische Secunden sind." Wenn aber h = ces eine enharmonische Secunde ist: so kann sie doch nicht auch zugleich eine chromatische seyn. Dieß wäre ja eben so viel gesagt, als: h verhält sich zu ces wie eine kleine und zugleich wie eine verminderte Secunde. — Nach S. 167. ist unter andern c h eine kleine diatonische, und nach S. 169. c ces rc. eine kleine chromati-

sche

sche Secunde. Wenn nun die letztere auf dem Notenplane nur Eine Stufe erfordert, (verglichen mit S. 8., wo das Terzenmaaß die richtige Anschauung der Intervalle befördern soll!) so sollte wohl, der Analogie nach, eine kleine, oder wenigstens doch eine verminderte, chromatische Terz nur zwey Stufen einnehmen, z. B. dis eis, statt dis f u. s. w. Allein dieß finden wir in vorliegender Schrift nicht also. Auch erfährt man nirgends, woher die chromatische Secunde das Vorrecht erhält, daß beyde dazu erforderliche Töne auf einer und eben derselben Stufe stehen dürfen, da doch, laut S. 162., sogar die enharmonischen Secunden auf zwey Tonstufen dargestellt werden. Was aber andre mit Recht eine vergrößerte oder übermäßige Prime (nicht passend einen übermäßigen Einklang) nennen, das heißt bey dem Verf. — wie weiland bey David Kellnern — eine kleine Secunde. Wenigstens vermissen wir die erwähnte Prime ganz, obgleich S. 35. der Accord gis (h über gis über g) zweymal vorkommt. Was stellt aber nun in diesem Beyspiele das gis vor? Und wie will Herr P. — der S. 173 die übermäßigen Einklänge (vermuthlich Primen) und verminderten Octaven für Chimären erklärt — den dritten Takt des Allegro molto in der Ouvertüre zu Mozarts Don Juan beziffern? Sollte etwa der Generalbaßspieler die vorhergehende reine Prime oder Octave beybehalten? Das würde eine treffliche Harmonie geben. — Ueberhaupt hat der Verf., in Absicht auf die Prime insbesondre ganz eigne Grundsätze; die wir aber hier, wie verschiedene andre, nicht prüfen können.

Zum Beweise, daß der Vf. sich hin und wieder eines Plagiats schuldig gemacht hat, wird folgendes hinreichend seyn. Alles, was er in der vorliegenden Schrift so weitläuftig und wiederholt über die Eintheilung der Intervalle in harmonische und melodische, über den angeblichen Unterschied zwischen der reinen Prime und dem Einklange, über die wesentlichen und zufälligen Dissonanzen, über die Lehre von den zwey Grundaccorden, über die successive Harmonie rc. sagt, hat er größtentheils aus unsrer Bibliothek entlehnt. Man vergleiche in dieser Rücksicht Band 104. S. 159 ff.; Band 108. S. 465; Band 112. S. 96; Band 113. S. 433 ff.; neue allg. D. Bibliothek, B. 3. S. 355 ff. mit

der

der vorliegenden Schrift und den darin aufgestellten Grundsätzen, um sich von der Wahrheit unsrer Behauptung zu überzeugen. Sogar das S. 74 gebrauchte Beyspiel von einer Kugel steht bereits im 112ten Bande der a. D. Bibliothek und zwar S. 100 f. Daß aber Hr. P. selbst der unterzeichnete Bsw. ꝛc. seyn sollte — wie man aus den gar zu sehr übereinstimmenden Grundsätzen allenfalls wohl argwöhnen könnte — dieß wollen wir nicht hoffen.

Jetzt einige Beweise davon, daß Hr. P. öfter die Erklärungen Anderer, und verschiedene Kunstausdrücke entweder geflissentlich, oder aus Mangel an Einsicht, in einem unrichtigen Sinne nimmt. S. 2: „Wenn man fragt, was das Wort Klang bedeute: so sagt man uns, der Klang sey ein anhaltender Schall, und daher wäre ein Ton, der nur die Zeit eines Achtels, Sechszehntheils, u. s. w. dauerte, kein Ton, weil er das Merkmal des Anhaltenden nicht hätte." Sulzer — um nur Einen anzuführen, den der Verf. wahrscheinlich hiermit meint — schreibt aber: „Der Klang ist ein anhaltender steter Schall." Warum ließ hier Hr. P. das unterstrichene Wort, worauf gerade das meiste ankommt, ganz weg? Wir trauen ihm aber zu, daß er weiß, was stet oder stetig hier zu bedeuten hat. Und ist denn nicht alles, was eine Zeitlang dauert, anhaltend? Die Kürze oder Länge der Zeit kommt hierbey nicht in Betrachtung, weil keine Zeit untheilbar ist. — S. 3: „Der Ton kann auf keine Weise und in keinem Sinne getheilt werden; daher giebt es auch weder Halbe- noch Viertelstöne." Wir antworten hierauf: Noch Niemand hat auch, unsers Wissens, die Töne wirklich theilen oder zerlegen wollen. Wenn aber, dessen ungeachtet, von ganzen und halben Tönen geredet wird: so beziehen sich diese Ausdrücke auf die Entfernung zweyer Töne. Dieß ist so bekannt, daß wir weiter kein Wort darüber verlieren. Auch wird Hr. P. diese, nun einmal durchgängig eingeführte Terminologie wohl schwerlich abbringen; obgleich allerdings statt ganzer Ton der Kunstausdruck große Sekunde ꝛc. gebraucht werden könnte. Wo blieb aber alsdann der Unterschied zwischen einem großen und kleinen ganzen Tone, wie $\frac{8}{9} : \frac{9}{10} = 81 : 80$? Denn beyde Intervalle sind große Sekunden, u. s. w. — S. 5: „Aber nach welchen Gründen läßt sich nun behaupten, daß das e (in $\frac{g}{c}$) welches vorher in der graden (?) Stellung ein Intervall

tervall genannt wurde, nun bey der Umkehrung (bey $\frac{e}{c}$) keines mehr sey." Das e allein ist aber ja kein Intervall, sondern mit c (in Absicht auf die Entfernung oder den Abstand) verglichen, wird es erst ein Intervall. Hr. P. weiß und lehrt aber selbst, daß zu einem Intervalle zwey Töne gehören. Wird nun der Abstand oder das Verhältniß zweyer Töne gegen einander verändert: so werden auch — wie bereits oben, bey einer andern Veranlassung, gesagt wurde, natürlicher Weise diese beyden Töne zu einem andern Intervalle. Vorher war also das e eine große Terz von c, und nun ist das (höhere) c eine kleine Sexte von e. Dieß ist, dünkt uns, sehr begreiflich. Es scheint uns sogar, Hr. P. habe dieß geflissentlich nicht einsehen wollen. — Auf die S. 73 und 74 enthaltene lange Demonstration antworten wir bloß, daß es Kirnbergern, Sulzern u. a. m. nicht in den Sinn gekommen ist, die Dominantenseptime — wie sie Hr. P. sehr unbestimmt nennt — deßhalb wesentlich zu nennen, weil sie weniger dissonirt, als eine andre; sondern weil diese Septime wirklich dahin gehört, wo sie vorkommt. Dagegen heißt eine Dissonanz bey den genannten Männern nur alsdann zufällig, wenn sie bey irgend einem Accorde bloß an der Stelle eines andern Intervalls steht, und folglich in so fern nur zufällig vorhanden ist. Wir finden daher in den Ausdrücken wesentlich und zufällig gar nichts Ungereimtes; wenn man sie nur nicht geflissentlich unrichtig erklärt. — S. 180: „Man pflegt die Nebenintervalle — wie ich selbst gewöhnt war — auch wohl Vor- und Nachschläge zu nennen. Aber dieß ist gewiß unrichtig; denn die Noten sind nur Zeichen von (?) Tönen oder Intervallen, aber nicht die Intervalle selbst." Welch eine scharfsinnige Bemerkung! Wir fragen den Vf. bloß, ob er weiß, was eine Metonymie ist? — S. 190: „Man überzeuge sich hierbey abermals, daß der Einklang nie mit der Prime kann (?) und darf verwechselt werden. Es war ein Widerspruch (,) zu sagen: Man habe die Quinte oder Terz durch den Einklang (der zugleich so viel als Prime seyn soll) verdoppelt. Ein ähnlicher Irrthum äußerte sich mit der Octave. Diese nannte man eine vollkommne Consonanz, und verdoppelte doch die Terz damit, welche eine unvollkommne ist." Die Terz durch, oder vielmehr im Einklange verdoppeln, heißt bekanntlich nichts anders, als: zu einer Terz noch eine zweyte zu nehmen, welche

mit der erstern (nicht mit dem Basse) von gleicher Tonhöhe ist. Eben so sagt der Ausdruck: man verdoppele die Terz durch die Octave, nichts anders, als: man nimmt zu einer Terz noch eine zweyte, die um eine Octave tiefer oder höher ist, als die erstere. Dadurch wird aber diese zweyfache Terz keinesweges zur Octave gegen den Baß. —

Von des Vfs. Nachläßigkeit in Absicht auf Ordnung mag folgendes zeugen: S. 6 und 7 wird die Grundharmonie und die Grundmelodie erwähnt, ohne daß der Leser weiß und erfährt, was Hr. P. unter der einen und der andern versteht. Sogar in dem vierten Abschnitte, welcher von der Grundharmonie, oder dem Grundprincip der Harmonie handelt, und S. 15 anfängt, erfährt man erst S. 27, was die Grundharmonie nach des Vfs. Begriff ist. Die Erklärung des Wortes Grundmelodie hingegen befindet sich erst S. 154. — Durch solche und ähnliche Nachläßigkeiten, deren wir ungleich mehrere anführen könnten, wird das Ganze schwer zu übersehen, besonders da ein Register zum Nachschlagen fehlt. Es ist daher wohl möglich, daß wir, beym sorgfältigsten Durchlesen dieser Schrift, etwas übersehen haben, worüber sich der Vf. erst hinterher erklärt; so wie wir auch manches nicht wieder finden konnten, woran uns gelegen war. Aus der auffallend vernachläßigten Ordnung ist, außer der Undeutlichkeit, auch die unnöthige Weitschweifigkeit und Wiederholung unbedeutender Kleinigkeiten entstanden. So wird z. B. S. 41. 184. 187. 189. 195 und wer weiß, wo sonst noch? gesagt und wiederholt, daß der Einklang und die Octave nicht in die Klasse der harmonischen Intervalle gehören. Eben diese ekelhafte Weitschweifigkeit findet man in Absicht auf die reine Prime und den Einklang u. a. m. Daß des Verfs. Darstellung nicht lichtvoll ist, werden unsre Leser schon einigermaaßen bemerkt haben. Hier also nur noch einige Stellen zum fernern Beweise davon! Was denkt man sich bey dem, S. 155. und weiter unten vorkommenden, Ausdrucke: Die Grundmelodie ꝛc. muß abgeglichen werden? S. 12. „Der Umfang, in welchem die Töne terzenweise nach einer bestimmten Lage über einander oder coexistirend verbunden werden, wovon einer als Haupt- oder Fundamentalton auf jeden andern, und jeder andere wieder auf den Fundamentalton bezogen wird, heißt Tonart.“ Wie Viele mögen wohl durch diese Beschreibung einen deutlichen

Be-

griff von einer Tonart bekommen! S. 26. Man muß nur nicht Grundharmonie, Grundaccord, Accord, componirte Harmonie mit einander vermischen (verwechseln, wollte Hr. P. wahrscheinlich schreiben.) Grundharmonie ist der mögliche Grundstoff und gleichsam das Ganze, der Quell aller Accorde; Accorde sind nur einzelne Theile und Glieder davon, welche sich als Grundaccorde und abgeleitete oder umgekehrte von selbst unterscheiden. Die Grundharmonie enthält alle nur mögliche Grundaccorde; aber ein Grundaccord enthält nicht die ganze Grundharmonie. Es giebt nur sechserley Grundharmonie; aber weit mehr (?) Grundaccorde. Die Grundharmonie läßt sich nicht umkehren; aber wohl die meisten einzelnen Glieder derselben, die drey- und vierstimmigen Grundaccorde (können umgekehrt werden; setzen wir der Sprachrichtigkeit wegen hinzu). Die componirte oder successive Harmonie — als realisirter Stoff — welche man schlechthin Harmonie, auch wohl Grundharmonie (ey, bewahre! Wer das thut, der hat keinen richtigen Begriff von der Grundharmonie —) nennt; deswegen, weil sie der Componist zum Grunde legt, um eine oder mehrere Melodien daraus zu erfinden, ist die Verbindung, Stellung und Ordnung der Grundaccorde aus einerley Tonart oder aus verschiedenen Tonarten neben einander — und also von der Grundharmonie weit unterschieden." Wir wollten wohl zehn gegen eins wetten, daß aus dieser Beschreibung von zwanzig Lesern ihrer nicht zwey errathen werden, was der Verf. eigentlich unter der Grundharmonie oder dem Grundprincip der Harmonie versteht. Denn daß er damit die terzenweise Verbindung der Töne, oder den bekannten Terzenbau meint, dieß ist so leicht nicht zu errathen. Auch werden wohl nur Wenige hierdurch verstehen lernen, was ein Grundaccord u. s. w. ist. Und doch finden wir die obige Erklärung gegen die S. 20 f. befindliche Stelle ungemein deutlich und lichtvoll. Hier folgt diese Mutter aller Perioden. „Ich fand an diesen allgemeingültigen Accorden, 1) daß sich der terzenweise Bau eines jeden mit den in der Tonart vorkommenden Tönen bis an seine Gränze erweitern ließ, wodurch sechserley Arten der Grundharmonie entstanden, in welchen alle mögliche Accorde enthalten waren; 2) daß jede Art dieser Grundharmonie alsdann ihre consonirende (die untern drey Töne) und dissonirende Seite (die obern vier Töne) hätte, wodurch alles Con- und Dissonirende genau be-

bestimmt wurde; 3) daß die consonirende Seite (die, der zusammengesetzten Dominante ausgenommen) allezeit ohne Anstand ganz an die Stelle desjenigen Accords, welcher von der dissonirenden Seite ein oder mehrere Intervalle enthielt, gesetzt werden konnte, so lange man innerhalb der Tonart blieb; 4) daß die Intervalle der consonirenden Seite nicht immer in allen dissonirenden Accorden zugleich angewendet werden, so wie dieß mit den Intervallen der dissonirenden Seite auch nicht geschahe; mithin von jener bisweilen die 1, bisweilen auch die 1 und 3 mangelte, wie von dieser bald zwey, bald auch mehrere zugleich mangelten; und daß, wenn die 1 als Hauptgrundintervall und erste Consonanz fehlte, wie in e, g, h, d (wo auf der consonirenden Seite die 1 das Hauptgrundintervall c fehlt) der Werth der Terz, welche jetzt das Grundintervall vorstellt, nicht vermehrt, und der Werth der Quinte, welche nun als Terz erschien, nicht vermindert wurde; vielweniger die Septime, wenn sie als reine Quinte erschien, den Werth einer vollkommenen Consonanz erhalten konnte; auch daß, wenn die 1 und 3 fehlte, die Quinte, als das nun erscheinende Grundintervall, ebenfalls nichts von seinem Werthe als vollkommene Consonanz veränderte, noch weniger die Septime die Natur der Terz, oder die None die Natur der Quinte annahm, wie in d, f, a, c (wo auf der consonirenden Seite die 1 g als Hauptgrundintervall und die 3 h mangelt.)" So weit unser Autor in Einem Odem! — Wer nun nicht Lust bekommen hat, diese Beylage zu jeder musikalischen Theorie zu kaufen, und sie zu studiren, der muß für die neuesten und wichtigsten Entdeckungen in der Musik keinen Sinn haben. — Gern gäben wir unsern Lesern eine Probe von der gebrauchten Bezeichnung des Verfs.; da aber die dazu erforderlichen Zeichen vielleicht nicht in jeder Druckerey zu haben sind, oder doch dem Setzer viele Mühe verursachen würden: so unterlassen wir dieß; und versichern bloß, daß es mühsam ist, die auf diese Art notirten Beyspiele zu lesen. Einige von dem Verf. neu gemachte und durchgängig gebrauchte Kunstwörter rücken wir ein. Sie heißen: Hauptgrundintervall; Hauptprimenharmonie; Dominantenharmonie; Wechseldominantenharmonie; Doppeldominantenharmonie; Molldominantenharmonie; Mollwechseldominantenharmonie; Hauptdurprimenharmonie; Neutrum; scharfes und stumpfes Intervall; Dominantenseptime; Durserten-

harmo-

harmonie; Durquartenharmonie; Durdominantenharmonie; Durwechseldominantenharmonie u. a. m.

Endlich bleibt uns noch zu beweisen übrig, daß auch der Styl des Hrn. P. nicht correct ist. In dieser Rücksicht zeichnen wir sowohl einige schlechte, oder doch ungewöhnliche, Ausdrücke, als auch verschiedene offenbare Sprachfehler aus. S. 16. Ein von aller Melodie entblößter Accord. (?) S. 29. 30. Mit den consoniren sollenden ꝛc. S. 32. Mit dem Grundtone und Terz (und der Terz). S. 33. Ich meine den ersten auf den Grundton gesetzten Ton. (Wer kann einen Ton — der keinen Körper hat — auf einen Grundton setzen?) Ebend. Der folgen sollenden Durtonart. S. 38. Wegen einem Kreuz u. s. w. wegen zwey Kreuzen u. s. w. wegen einem b. S. 46. Wegen ihren größern Ansehen u. s. w., wegen ihren geringern Werth. S. 96. Wegen dem Widerspruche. S. 97. S. 98. wegen den Neutris. Verglichen mit S. 131, wo es heißt: dieser beyden Merkmale wegen u. s. w. S. 53. Verdoppelungsfähigkeit (von einem Intervalle gebraucht). S. 63. Die beyden Grundaccorde von (bey) WW; denn von WW giebt es, unseres Wissens, keine Grundaccorde. S. 88. Will ich meine Leser nur noch an dem Falle erinnern. S. 102. 192. 228 Täcte. S. 159. Es wird noch überdies u. s. w. zwey (Secunden) eingeschoben. — Selbst in Absicht auf die Orthographie ist der Verf. sehr nachläßig gewesen. Bald schreibt er grosen (S. 35. 115.), bald großen (S. 39. 49), und bald grossen (S. 191.) Desgleichen: Aeuserung (Einleit. unter XI.), äusern (S. 76.), äusserste (S. 93. 129.) Eben so: Melodien (S. 154.), Melodieen (S. 142. 143. 144.). Auch übermäßig (S. 163. 167. 168.) und übermässig. (S. 158. 159.) Daß hierunter einige Druckfehler befindlich seyn können, ist allerdings möglich; aber gewiß sind deren verhältnißmäßig nur wenige.

Ob nun der Verf. durch diese Schrift, deren Inhalt uns zu einer so ausführlichen Prüfung berechtigte, sich ein unbezweifeltes und bleibendes Verdienst um die Tonkunst erworben habe; oder ob es nicht besser gewesen wäre, seine Entdeckungen noch eine Zeitlang zurück zu behalten, und vor der Bekanntmachung derselben den Rath sachkundiger Freunde darüber einzuholen; dieß wollen wir unentschieden lassen. Gewiß ist es aber, daß Hr. P. vor vielen Andern dazu ge-

schickt gewesen wäre, etwas Vorzügliches in dieser Art zu leisten.

Ba.

(Als diese Recension bereits niedergeschrieben war, und zum Drucke abgesendet werden sollte, lasen wir die Nachricht von dem Tode des Verfassers. — Dieser Vorfall kann natürlicher Weise auf unser Urtheil keinen Einfluß haben.)

Leichtes Lehrbuch der Harmonie, Composition und des Generalbasses, zum Gebrauch(e) für Liebhaber der Musik, angehende und fortschreitende Musici und Componisten, herausgegeben von Johann Gottlieb Portmann, Collaborator und Cantor am fürstl. Pädagog. Neue Auflage. Darmstadt(,) 1799, bey Heyer. 4. 70 Seiten Text, und 64 Seiten Notenbeyspiele. 1 Rg. 8 gr.

Weil dieses, 1789 herausgekommene, und bereits im 117ten Bande der A. D. Bibliothek recensirte, Lehrbuch wahrscheinlich nicht guten Abgang findet: so hat der nunmehrige Verleger den bekannten Kunstgriff gebraucht, das erste Titelblatt wegzuschneiden, und dafür ein andres, mit dem Zusatze: Neue Auflage, drucken zu lassen. — Wie wenig übrigens auf 70 Quartseiten über drey so weitläuftige Gegenstände der Musik gesagt werden kann, und wie unbefriedigend daher in dieser Hinsicht das vorliegende Lehrbuch ausfallen mußte, wird jeder, der nur einigermaaßen mit der Theorie der Tonkunst bekannt ist, selbst errathen.

Kw.

Romane.

1. Drako Dämon der Hölle, von dem Verfasser des Guido von Sohnsdom. Weißenfels und Leipzig, bey Severin. 1798. 270 S. 8. 20 gr.

2. Hans

2. Hans Stürzebecher und sein Sohn. Ein Beytrag zur Geschichte meiner Zeit, von Carl Gottlob Cramer. Leipzig, bey Fleischer. 1798. Erster Theil 280 S. Zweyter Theil 261 S. 8. 1 Rthl. 16 gr.

3. Peter Schmoll und seine Nachbarn, vom Verfasser des Erasmus Schleicher. Rudolstadt, bey Langbein und Klinger. Erster Theil. 1798. 325 S. 8. 1 Rthl. 4 gr.

4. Sagen der Vorzeit, von Veit Weber. Siebenter Band. Berlin, bey Maurer. 1798. 366 S. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Nr. 1. Der Verfasser, als Vorredner, läßt sich nicht undeutlich merken, daß sein Werk eigentlich geschrieben sey, um die schönen Frauen dieser Erde vor Bethörung zu warnen. Um diesen Zweck zu erreichen, dichtet er einen Teufel, der, bald als schöner Page, bald als angenehmer Gesellschafter, immer als liebenswürdiger Mann die Schönen verführt, und ihnen zum Geschenk jetzt einen Pferdefuß zurückläßt, jetzt einen häßlichen langen Bart verehrt, und jetzt sie gar in die Klüfte der Erde begräbt. Wir glauben nicht nöthig zu haben, diesen Roman genauer zu charakterisiren: er verräth von selbst, welchem Geiste er angehört. Nur um der Männer willen, die vielleicht Zutrauen zu ihm fassen möchten, müssen wir erinnern, daß die lüsternen Weiber sich gewiß durch die Lesung desselben nicht werden abhalten lassen, zu thun, was sie wollen. Teufel Drako ist wirklich ein zu abgeschmackter Teufel, um auch nur einen Augenblick die schwächste Phantasie zu erschüttern.

Nr. 2. ist politischen Inhalts, und spielt in der wirklichen Welt. Die Bauern des Dorfes Heidenau, denen es zu wohl geht, werden aufrührerisch, organisiren sich durch ihren Schulzen, und einen von Paris kommenden Schneider, begehn im Freyheitstaumel eine Menge Ausschweifungen, und werden durch Militair zur Ordnung gebracht. Der Verfasser, der längst schon als ein launichter Schriftsteller bekannt ist, hat diesen Alltagsstoff durch manche muntere Einfälle und cha-

rakteristische Züge belebt; aber leider auch, wie gewöhnlich, sich mehrere zu grobe und ganz ins Niedrige fallende Schilderungen erlaubt. Die moralische Tendenz seines Buches, fürchten wir, wird nicht tief greifen. Wie viel Bauern mögen wohl in der wirklichen Welt leben, die so wenig Ursache zu klagen haben, wie die zu Heidenau, und welche von denen, die ihnen gleichen, haben sich empört?

Nr. 3. von demselben Verfasser, ist eine Emigrantengeschichte. Peter Schmoll, ein holländischer Kaufmann, wird durch die ausbrechende Revolution gezwungen, sein Vaterland zu verlassen, rettet sich mit drey Wilden nach Deutschland, kauft in einer einsamen Gegend ein verfallenes Bergschloß, und lebt hier mit seinem treuen Diener Bast und seiner Tochter Minette in tiefer Abgeschiedenheit. Minette, sechzehn Jahr alt, sehnt sich nach Gesellschaft; findet sie in einem jungen Manne, der die Aufsicht über eine in jener Gegend angelegte Stuterey führt, giebt ihm eine ansehnliche Summe Geldes, um auf eigene Kosten einen Roßhandel zu führen, und wird die Stunde darauf von ihm benachrichtigt, daß er den ganzen Vorschuß einem armen kranken Emigranten, auf den er so eben beym Weggehn aus dem Schlosse gestoßen sey, zu schenken für gut befunden habe. Hiermit schließt der erste Theil. Die Geschichte verspricht nicht viel; aber man weiß schon, daß Hr. Cramer den Leser mehr durch Charaktere und Darstellungen, als durch Begebenheiten, zu fesseln sucht, und dieser Sitte ist er auch dießmal treu geblieben. Die wenigen Menschen, die in diesem Roman auftreten, sind alle mit eigenthümlichen Farben, hie und da vielleicht ein wenig zu carrikaturartig, gezeichnet, und nicht ohne Interesse. Die Verse, die dem Kapitel zur Einleitung oder Ueberschrift dienen, hätten ohne Verlust wegbleiben können. Sie sind meistens im Bänkelsängerton abgefaßt, und fast alle ohne poetischen Werth.

Nr. 4. enthält drey Stücke, den Fündling von Egisheim, Glaubensmuth, und Nackt und bloß. Die Manier des Verf. ist bekannt, und was wir von ihr halten, haben wir bey der Anzeige des sechsten Theils aufrichtig gestanden.

Eg.

Erzäh-

Erzählungen aus dem Französischen der Madame Stael de Holstein; übersetzt von Carl Theodor Damm. Frankfurt und Leipzig. 1797. 212 S. 8. 18 gr.

Von dem Geist ihres Vaters hat Frau von Stael, geborne Necker, ungemeine Thätigkeit geerbt, und von ihrer Mutter einen gar nicht zu verachtenden Witz. Beyde wird solche übertreffen, wenn Zeit und Erfahrung der noch jungen Schriftstellerinn zu Hülfe kommen; denn bis jetzt behaupten Phantasie und Vorliebe für Schimmer und für's Unerwartete bey ihr noch die Oberhand. Eben deshalb sind die mancherley Versuche der sehr lebhaft zu Werk gehenden Frau schwer genug zu übersetzen; weil, wie gesagt, nicht Natur und Geradheit, sondern das Gekünstelte, Gesuchte, halbe Räthsel in Sinn und Vortrag ihr noch immer am willkommensten bleiben. Von den hier befindlichen vier Erzählungen will sie die drey letzten kaum 20 Jahre alt gefertiget haben. Allerdings herrscht darin auch die nur der ersten Jugend eigne Fülle der Einbildungskraft, und ein Gefühl, das überall Nahrung zu finden weiß. Bey dem allen sind Styl und Wendungen schon so geschliffen und abgerundet, daß die um zehn Jahre indeß älter gewordne Verfasserinn ebenfalls nicht zu verkennen ist. Die Sammlung eröffnet sich mit der Erzählung **Zulma**; einem Stücke, das eigentlich in ihrem bekannten Werke: **Ueber den Einfluß der Leidenschaften**, seinen Platz im Kapitel von exaltirter Liebe finden sollte. Zu rechter Zeit aber besann die witzige Frau sich noch, daß ein so erschütterndes Gemälde nicht sonderlich zur nachher von ihr befolgten analytischen (?) Form passen würde, und theilt uns daher solches im Gewande darstellender Erzählung mit.

Wo der Uebersetzer das Original verstand, kann seine Verdeutschung nicht für schlecht gelten, ob er gleich selten nur in der ausnehmenden Lebhaftigkeit des Urbildes sich zu erhalten weiß. Daß es aber auch in Rücksicht auf Sinn und Treue nicht ohne Fehltritte ablief, erhellt aus nachstehenden Belegen, welche die flüchtige Vergleichung der einzigen Erzählung **Mirza** darbot. Z. B. le présent est à toi; souffre les souvenirs, war keineswegs zu übersetzen: „Dieß Geschenk ist dein“; sondern: „die Gegenwart gehört Dir; sey duldsam

 gegen

gegen das Vergangne." — J'ai besoin de m'épancher: „Ich habe Ergießung nöthig," ist doch ein wenig zu hart. Warum nicht: Mein Herz muß sich aufschließen, muß sich mittheilen? — L'inspiration qui supplée aux longues réflexions de la vieillesse: eine Eingebung, wodurch etwan ein solches Alter in den langen Betrachtungen unterstützt würde." Wer versteht das? Hoffentlich aber wird Jedermann verstehn: „Eine Begeisterung, die das ersetzt, was vieljähriges Nachdenken dem Greise gewährt." — Mon isolement: meine Abgezogenheit. Verständlicher: „meine Einsamkeit"; oder das Wort Isolement hätte müssen umschrieben werden, weil Insulirung doch gar zu fremd klänge. — C'est alors qu'il falloit la tromper, c'est alors que je fus vrai: „Ehemals wußt' ich sie zu täuschen, dießmal zeigt' ich mich in meiner wahren Gestalt." Der Sinn ganz verfehlt; denn es muß heißen: „Jetzt hätt' ich sie täuschen sollen; und jetzt wies ich ihr, wer ich war"; oder wie man das je fus vrai zu geben Lust hat. — Le malheur en impose, will hier nicht sagen: „Das Unglück täuscht"; sondern: „Das Unglück flößt Ehrfurcht ein; der Zuhörer geräth in ein zurückhaltendes Staunen." — Ein Paar Zeilen höher, war son desespoir sans larmes kräftiger durch thränenlose Verzweiflung auszudrücken, als durch: Verzweiflung ohne Thränen. Und warum wird die ganze Erzählung hindurch das Wort Habitation immer Colonie verdeutscht? Dieß ist ein Collectivum; wofür Wohnung, Anbau, Pflanzung, oder dergleichen zu brauchen war.

Was für eine Ausgabe der Uebersetzer vor sich gehabt, hat solcher nicht angezeigt. Rec. bedient sich der Pariser von 1795; die außer einer Epitre au malheur, der es nicht an pathetischen Stellen fehlt, auch einen Essai sur les Fictions enthält, den aus der Feder eines so witzigen und rasch imaginierenden Frauenzimmers, mehr als ein Leser wohl eben so gern durchblättern würde, als manche der Erzählungen selbst. Ein Stück daraus erinnert sich Rec. in einer unsrer Monatsschriften gefunden zu haben; nicht aber, ob das Ganze irgendwo anders zum Vorschein gekommen sey. Schulgerechte Ausführung ist in dem Aufsatze freylich nicht zu suchen; aber auch Seitensprünge, und selbst die Verirrungen viel versprechender Köpfe bleiben lehrreich.

R.

Der

Der Spion. Nach dem Französischen. Zwey Bände. Leipzig, bey Rabenhorst. 1796. 32 Bogen auf Schreibpapier in 8. Mit einem Kupfer (von Penzel). Preis 2 Rg. 12 gr.

Es giebt Gesichter, die uns gleich beym ersten Blick unwiderstehlich anziehen, während hundert alltäglicher Physiognomieen uns eben so schnell zurück stoßen. Nicht anders, hoffen wir, soll es dem bessern Theil der Leser mit dem geistreichen Ungenannten gehen, der ihrer Bekanntschaft hier auf halbem Wege entgegen kömmt; und folglich liegt es nur an ihnen, ob man, bey der fortgesetzten Pflege dieser Bekanntschaft, ihrem Geschmack Glück wünschen, oder, im Gegentheil, sie bedauern soll. Recensent, der eben so wenig um den Verfasser dieser glücklichen Bearbeitung eines bekannten französischen Produkts weiß, als andre deutsche Leser, fand gleich die „Vorrede" für sich so einladend, daß er voll guter Ahndungen für die Folge, dem Ganzen unmittelbar sich überließ, und beyde Bände nicht eher von der Hand legte, als bis die Lesung zu Ende war. Kurz zu sagen, es ist eine neue Bearbeitung von dem ehemals so häufig gelesenen Buche des Chevalier de Mouhy: „*La mouche, ou les avantures de Mr. Frigand.*" Aber, man höre aus des Bearbeiters Munde selbst, welche Veranlassungen seiner Wahl diese Richtung gaben, und was der Endzweck dieses seines ersten Versuchs sey, den wir nicht anders, als gelungen ansehen können, und eben darum erfreut über die gute Vorbedeutung von der Erfüllung eines zweyten sind.

„Die Werke der Romandichter," heißt es gleich im Eingange, „gehören gewiß zu den ehrwürdigsten Urkunden für die Nachwelt, so bald die Verfasser derselben es sich zur heiligsten Pflicht machen, die Menschen und Sitten ihrer Zeit in ihrer wahren Gestalt darzustellen. Was dem Geschichtschreiber, der für höhere Zwecke arbeitet, und das Interesse der ganzen Menschheit unter einem Blick faßt, klein und unwichtig scheinen kann, was gegen den erhabenern Stoff seines Werks zu sehr abstechen würde, das bleibet dem Dichter überlassen, der im Roman das Privatleben der Bürger darstellt, während der Geschichtschreiber seine Augen nur auf die Thätigkeit der ganzen Nation richtete. — Um aber das Gemälde der Vergan-

gangenheit vollständig zu erhalten, darf man die Kenntniß des Privatlebens nicht entbehren, und eine treffende Schilderung desselben möchte wohl am allervollkommensten dem moralischen Zwecke der Geschichte entsprechen." — — „Es wäre ein kühner Gedanke" — fährt der Verf. fort — „dieß aus eigner Kraft und eigener Phantasiengewalt (Gewalt der Phantasie) bewerkstelligen (ins Werk setzen) zu wollen. Tausend unglückliche Versuche, uns die Ritterwelt zu versinnlichen, haben dieß nicht zur Ehre ihrer Verfasser gelehrt, die bald die Kultur ihres Geistes in jene Zeiten hinüber, bald die Rohheit jener Zeit in ihren Styl herüber nahmen: so daß man dort ein falsches Bild, hier ein vielleicht wahres Gemälde, in einer Holzschnittmanier gearbeitet, erblickte, dessen Anschauen viele Mühe und wenig Vergnügen gewährte." — — „Laßt uns, fern von dieser selbstsüchtigen Anmaaßung, die Todten fragen, laßt uns die Schriftsteller wieder erwecken, die wir, undankbar über minder gute, vergessen haben. Gilt die Kenntniß der Menschen und des großen Spiels der Leidenschaften und Grundsätze, gilt eine vertraute Bekanntschaft mit den Sitten der Zeit, nichts, gegen eine leichte Erzählungskunst, gegen aufgehaschte Phrasen, oder gegen die allbeliebte Bastardsmanier des Dialogs? Wer das wahre Schöne zu schätzen und zu finden weiß, den wird weder eine Fontange, noch Reifröcke, weder Alongenperücken, noch faltige Rockschöße abschrecken." — — „Bey den Werken unsrer Nachbarn, besonders der Franzosen, fährt der Verf. fort, finden wir aber diese altväterische Steifheit nicht einmal. Sie waren vor funfzig Jahren in der Kunst zu erzählen und darzustellen so weit, als wir jetzt zu seyn glauben, und lebten nicht in dem thörichten Wahne, sie allein gnüge." (wie wahr und gar nicht gemein ist diese Bemerkung, auf die trefflichsten der französischen Romane, selbst von le Sage an, angewandt!) — „Der Spion," heißt es endlich, „ist auf diese Art entstanden" — und gewiß, man muß sich, wenn man diese Restauration genauer geprüft hat, des Versprechens freuen, die *„Mille et une faveurs"* desselben Verfassers durch eben diese Hände wiederum hergestellt zu sehen.

Da das französische Original nicht neu ist — die Ausgabe, deren sich Recensent bedient, ist vom Jahre 1737, Amsterdam, in vier kleinen Bändchen — so hat eine genaue Darstellung

stellung des Inhalts hier nicht Statt; selbst der stückweisen Vorrechnung dessen überheben wir uns hier ohne Bedenken, was durch die Behandlung des neuen Bearbeiters eine andere Gestalt angenommen hat; da es Freyheiten sind, um welcher Willen der Schatten Mouby's keinen Kummer fühlen wird. Doch für diejenigen, die von der moralischen Tendenz eines Romans etwas wissen möchten, dessen einfache Aufschrift ihrer Wißbegierde vielleicht zu wenig verspricht, setzen wir eine Stelle aus dem eilften Kapitel des zweyten Buchs von S. 168 u. folg. her, die wohl keinem Leser gleichgültig seyn kann, der noch ein Herz bey seinen Lesereyen zu fragen hat, und die gerade von dem Inhalt des Buchs so viel im Voraus zu verstehen giebt, als dem bildsamen Theile deutscher Romanleser zur Theilnehmung an dieser gesunden Speise frommet. Wigand findet sich nun am Ziel seiner Avanture und mitten unter den unverdienten Reichthümern, die ihm sein edler Freund Rameze, bey der Entfernung nach Italien, zurückgelassen hat. „Wie du dastehst," sagt er sich da — „in einer Menge von Schätzen, die du nicht verdienst. — Nichtswürdiger, wer bist du? Wer gab dir vor andern den Vorzug, den Tausende mit Schweiß und Thränen verdient haben, da du, Undankbarer, mit Schweiß und Thränen selbst deine Aeltern belohnt hast?" —

„Mein Gewissen erhob mächtig seine Stimme, ich zitterte. Der Herr von allen diesen Schätzen bebte vor der Erinnerung seiner Jugend, und seiner begangenen Frevel. Dennoch mischte sich ein angenehmes Gefühl in diese Erinnerung, ich stand auf dem Puncte, und fühlte mich im Stande alles gut zu machen. Gleichwohl kränkte es mich, daß ich das Vermögen, gut zu machen, nicht mir selbst, sondern dem Zufalle verdankte, der mich unter seiner Vormundschaft genommen hatte. Ich fühlte, daß ich kein schlechter Mensch war, daß das eiserne Joch der Nothwendigkeit meine guten Sitten unterdrückt hatte, daß ich nur gezwungen an Bosheiten gieng, und daß ich immer sehr gut gewesen wäre, wenn es mir nie an den Mitteln gefehlt hätte, es zu äußern. Ich war einer von den Helden der Temperamentstugend, die in dem einen Augenblicke alles, in dem andern nichts gelten."

Ueberhaupt giebt es dessen, was der neue Bearbeiter in der beygebrachten Stelle seiner Vorrede als die wesentlichsten

Vor-

Vorzüge eines guten Romans auszeichnet, in dem neuhergestellten Werk einen so reichen Vorrath, daß kein fühlender Leser unsere Empfindung Lügen strafen, oder den sorgfältig wählenden neuen Verfasser eines Mißgriffs beschuldigen wird.

Dfg.

Romantische Geschichten der Vorzeit. Zehnter Band. Leipzig, bey Fleischer, 1798. 300 S. ohne Vorr. u. Register. 20 gr.

Unsre Leser kennen nunmehr die Erzählungsweise des Hrn. A. V. nach so vielen Bänden hinlänglich. Die Moral, die junge Leute aus diesen Geschichten ziehen können, möchte doch nicht immer besser seyn, als jene Mönchsmoral S. 81. „P. Berthold: Keine Verzweiflung! Was geschehen ist, darf Euch nicht schaden an Eurer unsterblichen Seele, und den Leib wollen wir reinigen. —“

Ql.

Weltweisheit.

Versuch einer Theorie des gesellschaftlichen Menschen, von Philipp Christian Reinhard. Leipzig und Gera, bey Heinsius. 1797. 490 Seiten in 8. 1 Rg. 12 gr.

Bey der ersten Ansicht des Titels läßt sich der eigentliche Zweck dieser Schrift wohl schwerlich bestimmen. Indessen darf man sich durch diesen Titel nicht irre machen lassen. Die Schrift selbst verdient in aller Absicht gelesen und überdacht zu werden. Sie beschäftigt sich in der ersten Abtheilung mit einer Entwicklung der Gründe, die den Menschen nöthigen, im gesellschaftlichen Zustande zu leben, und in der zweyten mit einer Darstellung der wesentlichen Verhältnisse des geselligen Lebens, und der Art, wie der Mensch sich in der frühern Periode seines Daseyns auf diese Verhältnisse vorbereitet. Man findet hier eine Menge feiner und scharfsinniger Bemerkungen über die vernünftig-sinnliche Natur des Menschen

schen überhaupt, über die eigenthümlichen Charaktere des männlichen und weiblichen Geschlechts, über den Ursprung der Begriffe von Recht und Eigenthum, über Freundschaft, Ehe, Erziehung, Staatsverfassung, u. s. f. und alle diese Bemerkungen sind schön und kräftig vorgetragen; obgleich zuweilen auch die Deutlichkeit derselben durch mehr Simplicität der Diction gewonnen haben würde. Hier nur Eine Stelle ohne weitere Auswahl zur Probe: „Wenn sich mannichfaltige Talente entwickeln, wenn sich mehr oder minder die äußern Bildungen, wie die innern Gefühle verfeinern, dann erlangt jede äußere Gestalt ihren ausgezeichneten Charakter, jeder innere Charakter seine eigenthümlichen Züge; dann hat jedes Individuum, wie seine besondere äußere, so seine besondere innere Sphäre, es hat seine eigenthümliche Manier, die Objekte außer sich zu betrachten und zu behandeln — es lebt in seiner eigenen Welt. Aber auch in dieser meiner eigenen Welt kann ich mich meines Daseyns nicht freuen, so lange ich es als isolirtes Daseyn fühle. Darum wie ich in der Natur überhaupt nur durch Vergleichung mit Andern mich als Menschen erkenne, wie meine Thätigkeit geweckt wird, indem die Thätigkeit Anderer mir entgegen steht, wie sie gefordert wird, indem sich mit ihr die Thätigkeit Anderer zu einerley Zwecken vereiniget; so will ich, daß auch in meiner besondern Welt ein Individuum sich finde, welches mir gebe, und von mir empfange, welches meine Thätigkeit wecke und fordere; ein Individuum, welches in dieser meiner Welt die Menschheit repräsentire, daß ich ihm die Schuld bezahlen könne, welche die Gattung von mir, und von ihm, wenn ichs bedarf, die Hülfe erwarten könne, welche ich von der Gattung fordern kann. Wo finde ich ein solches menschliches Wesen, welches einheimisch seyn kann in meiner Welt, als hätte es selbst sie geschaffen, welches in dem Kreise seiner Thätigkeit mich herrschen lasse, als wäre es mein eigener? Ich will, daß es um mich und mit mir lebe, damit die Kraft meiner sympathetischen Gefühle und Neigungen in seiner Individualität sich koncentriren, damit ich, ohne aus meiner besondern Welt herauszutreten, meinen Gattungscharakter fühlend und handelnd beweisen, damit unsere Thätigkeit, in Eins vereiniget, dem höhern allgemeinen Ziele, dem Ziele der Veredlung der Gattung nachstreben könne! — Aber warum suchet dieses Auge vergebens? Warum antwortet der Stimme dieses Herzens kein harmonischer Laut? Darum,

rum, weil in der Natur überall das Besondere gegen das Besondere streitet, weil alles, was ist, nach Erhaltung seiner individuellen Form strebt. Siehest du nicht, wie in der physischen Welt besondere zusammengesetzte Körper sich bilden, und wie schwer es hält, zu amalgamiren, was durch eigenthümliche Mischungen und Zusammensetzungen geschieden ist? Hörest du nicht, wie zahllose besondere Töne durch die Lüfte verhallen, und wie selten sie dir das süße Gefühl der Harmonie gewähren? Nirgends findest du die reine Menschheit, so, wie dein Auge nirgends die Urstoffe der Körper erblickt. — — Aber dennoch, wie das Schicksal Wenigen gewähren kann, was es Vielen versagt, so wird vielleicht der zarte Laut deiner Gefühle einem gleichfühlenden Wesen hörbar, und dann, wenn dieser große Wurf dir gelungen ist, segne dein Loos; denn du hast einen Freund, eine Geliebte gefunden." (S. 192 ff.) Selten gränzt, wie hier, die Rede des Verfs. an Deklamation; aber die Lebhaftigkeit des Geistes, die schon aus dieser Stelle athmet, offenbaret sich allenthalben. Nur mit der Art, wie der Verf. seine Bemerkungen geordnet hat, kann man nicht ganz zufrieden seyn. Eben jene Lebhaftigkeit des Geistes scheint ihn verhindert zu haben, die Summe seiner Ideen nach einem bestimmtern Plane zusammen zu stellen. In der zweyten Abtheilung kommt manches vor, was sich leichter und natürlicher schon in die erste hätte verweben lassen, und einzelne Reflexionen, z. B. über die allmählige Entwicklung des Menschen und das Eigenthümliche der weiblichen Natur, kehren mehrmals zurück. Durch diesen Mangel einer einfachern und systematischern Verkettung der Materialien ist die Uebersicht des Ganzen nicht wenig erschwert worden, und eine zusammenhängende Anzeige der Hauptideen des Verfs. ist eben deshalb nicht wohl möglich. Allein dessen ungeachtet versichert Rec. nochmals, daß kein gebildeter Leser und kein Philosoph diese Lektüre vollenden werde, ohne das reinste Vergnügen genossen zu haben.

Br.

Antitheätet, oder Versuch einer Prüfung des von dem Herrn Hofrath Tiedemann in seinem Theätet aufgestellten philosophischen Systems, mit einigen eingewebten Nebenerläuterungen von Joh. Chri-

Christian Friedrich Dietz, Subrector zu Güstrow — nos et refellere sine pertinacia et refelli sine iracundia parati sumus. Rostock und Leipzig, in der Stillerschen Buchhandlung. 1798. in 8. 207 S. 12 gr.

Der Verf. empfiehlt sich schon in der Einleitung durch seine richtige Urtheile über Wahrheit — suchen und finden; jenes, nicht dieses, scheint hier unsere Bestimmung zu seyn; daher hält er auch die Hoffnung einer endlich noch zu bewirkenden Einhelligkeit aller Philosophen für ungegründet; und ob er gleich die kritische Philosophie für unumstößlich hält: so versteht er doch unter ihr nicht ein System gewisser Behauptungen, sondern die von Kant aufgestellte Art zu philosophiren, die vorzüglich den Endzweck hat, allen ungegründeten Anmaaßungen des Scepticismus und Dogmaticismus Einhalt zu thun, und eine freye Thätigkeit der Denkkraft zum Besten der Moralität zu befördern. Hierzu will der Verf. auch durch die gegenwärtige Schrift beytragen, indem er die Unhaltbarkeit des von Herrn Tiedemann in seinem Theaetet aufgestellten dogmatischen Systems aufzudecken sich bemüht. Die ganze Schrift besteht aus 7 Abschnitten, die folgenden Hauptinnhalt haben. 1. Beweis, daß so wenig von dem Daseyn, als von den Eigenschaften der Dinge an sich eine Erkenntniß für uns möglich sey. Theätet erschleiche blos das Daseyn und die Erkenntniß von Dingen an sich, indem er, was im Bewußtseyn vorkommt, und so vorkommt, als ob es vor demselben hergienge, und ihm zum Grunde läge, eben darum in dieser Qualität schlechterdings annimmt. Wir setzen jederzeit Dinge an sich voraus, daraus folgt aber kein Seyn derselben an sich und außer diesem Voraussetzen. Eben darauf aber gründet sich aller Dogmaticismus, daß man beydes mit einander so gern verwechselt, und eben daher rührt es auch, daß man die Kritik, wenn sie bald von Dingen an sich, als objektiven Gründen unserer Erkenntniß spricht, bald wieder sie für = x erklärt, so leicht mißversteht. 2. Von der Eintheilung der Urtheile in analytische und synthetische. Mehrere Einwürfe dagegen werden widerlegt. Wir möchten nur wünschen, daß sich der Verf. auch noch darauf eingelassen hätte, ob nicht ein ursprünglich-synthetisches Urtheil, sobald es mit Nothwendigkeit verknüpft wird, sogleich aufhören muß, synthe-

synthetisch zu seyn. 3. Ueber den Raum. Die im Theätet aufgestellte Theorie wird zwar richtig widerlegt; aber daß die Raumvorstellung ihren Grund bloß im Gemüthe und einer ursprünglichen Einrichtung desselben habe, dagegen läßt sich noch gar Vieles einwenden, selbst auch alsdann, wenn man es dahin modificirt, daß die Raum-Vorstellung im Bewußtseyn so vorkomme, als ob sie blos im Gemüthe ihren Grund hätte; denn wir behaupten, sie komme im Bewußtseyn so vor, daß wir ihren Grund weder in dem vorgestellten Gegenstand, noch in dem vorstellenden Subjecte, d. h. daß wir ihn nirgends finden können — sie ist uns völlig unerklärbar. 4. Von der Zeit. Hier müssen wir das vorhergehende Urtheil wiederhohlen, und etwa noch dieß hinzusetzen: daß die geometrischen und arithmethischen Sätze über Raum und Zeit ihrer Möglichkeit nach synthetisch sind, das ist wohl erwiesen, aber daß sie nun als synthetische Sätze Nothwendigkeit bey sich führen, kann doch noch bestritten werden. 5) Einige Anmerkungen über Theätets 2ten Theil — sie betreffen bloß einige Zweydeutigkeiten und Mißverständnisse. 6. Ueber die Verstandesbegriffe. Daß in unserm Bewußtseyn Begriffe vorkommen, die vor aller Erfahrung hergehen, und diese erst möglich machen, das hat der Verf. gegen den Theätet abermal gut bewiesen: aber daß sie nun deßwegen aus dem Verstande entsprungen sind, oder auch nur im Bewußtseyn so vorkommen, als ob sie aus dem Verstande entsprungen wären, das folget wieder nicht — ihr Ursprung ist uns unerklärbar; wir haben sie, aber wir wissen nicht, wie und woher. Gegen einige Nebenfragen in diesem Abschnitte hätten wir wohl auch noch etwas einzuwenden — z. E. wenn der Verf. durch den transcendentalen Schematismus die Frage beantworten will, warum wir die Wahrnehmung jetzt unter diese, jetzt unter jene Categorie subsumiren: so scheint uns das unrichtig zu seyn, weil bey dem Schematismus eben diese Frage aufs neue zum Vorschein kommt — lieber hätte er gesagt, die Frage selbst seye nichts. Ferner, wenn er die Kantische Erklärung eines Urtheils, als der Art gegebene Erkenntnisse zur objectiven Einheit der Apperception zu bringen, rechtfertigen will: so langt er nicht aus, denn da wären nur Erfahrungs- und keine Wahrnehmungsurtheile möglich, die doch Kant selber annimmt. 7. Von der Vernunft und ihren Ideen. Hier scheint allerdings Theätet die Kritik am meisten mißverstanden zu haben, daher ist auch die Widerlegung leicht.

Aus

Aus dieser kurzen Relation erhellet, daß die Leser des Theâters wohl thun werden, wenn sie auch diesen Antitheâter mit Aufmerksamkeit anhören, um so mehr, da sein Ton durchaus anständig und eines Philosophen würdig ist.

Am.

Rhapsodien aus den Papieren eines einsamen Denkers. Herausgegeben von K. L. M. Müller. Leipzig, bey Beygang. 1797. 114 Seiten 8. 10 gr.

„Es war nicht meine Absicht, sagt der Verfasser in der Vorrede dieses kleinen Buchs, durch die Herausgabe der folgenden Aufsätze dem tiefsinnigen Philosophen neue, noch nie gekannte Ansichten von Dingen zu geben, welche die Menschheit interessiren. Ich wollte bloß denen, welche durch die Freuden des Denkens gern ihrer höhern Natur sich bewußt werden, eine Unterhaltung verschaffen, an welcher ihr Herz Theil nehmen könnte, weil ich überzeugt bin, daß nur durch die innige Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle der Mensch den Weg zu allem Großen und Edeln zu finden vermag.“ Dieser Grundsatz verdient billig von jeder bessern Menschenseele gefaßt, und von jedem edeln Herzen empfunden zu werden; aber die Ausführung desselben ist hier nicht immer geglückt; wenigstens haben wir die Herzlichkeit, Schönheit und Allmacht der Sprache, wodurch die innige Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle bewirkt werden soll, und bewirkt werden muß, nur in einzelnen Stellen gefunden. Desto reiner und durchdachter ist hingegen fast überall die Gedankenfolge des Verf. selbst, die ihm, unsrer Meinung nach, eine glänzende Stelle unter unsern bessern philosophirenden Köpfen giebt. Die Aufsätze selbst sind folgende, unter welchen der dritte unstreitig der einladendste und lehrreichste für den praktischen Denker ist. I. Ideen über den Einfluß der Moralität auf das schöne Betragen in der Gesellschaft. II. Ueber die Illusion bey einem Werke schöner Kunst. III. Ueber Lebensgenuß. IV. Ueber Elend und Glückseligkeit. V. Kunst und Natur, vertraute Freundinnen. Wir empfehlen diese Abhandlungen insgesammt als eine gedankenreiche Lektüre, die den Geist der Leser weckt und spannt,

spannt, wenn sie ihn auch nicht immer ganz befriedigen sollte, weil manches darin mehr hingeworfen, als völlig ausgearbeitet ist. Aber auch schon diese wenigen Proben eines philosophischen Nachdenkens lassen uns von dem Verf. reifere Früchte seines Geistes erwarten, die er gewiß, unaufgefordert dem Publikum schenken wird.

Vz.

Botanik.

Caroli a Linné Species plantarum exhibentes rite cognitas ad genera relatas cum differentiis specificis, nominibus trivialibus, synonymis selectis, locis natalibus, secundum Systema sexuale digestas. Editio quarta, post *Reichardianam* quinta, adiectis vegetabilibus hucusque cognitis, curante *Carolo Ludovico Willdenow. Tom. I. et II.* mit fortlaufender Seitenzahl. Berlin, bey Nauk. 1797. 8. 3 Alphabete stark. 4 Rg.

So ist doch endlich ein Werk angefangen, auf dessen Ausführung Schreber so lange vergebens hoffen ließ, zu einer Zeit, wo der rege Fleiß eines Smith, Roxburgh, Vahl, Thunberg, Masson, Jacquin, Cavanilles, Aiton u. a. noch so manche schöne Nachlese, vornehmlich ausländischer Gewächse, lieferte; Smith und Vahl die gute Gelegenheit genutzt hatten, manchen Mißgriff von Linné und Forskaol aufzudecken; unter solchen Umständen und von einem Manne, wie der Herausgeber, darf man daher mehrere Vollständigkeit fordern, als von seinen Vorgängern, und wird sie auch finden; ob er allen Fehlern ausgewichen ist, welche er jenen mit Bitterkeit vorwirft, werden unsere Leser aus dem, was wir ihnen davon anzeigen werden, selbst urtheilen.

Dieser Band begreift nur die fünf ersten Linneischen Klassen in sich; der H. hat sich meist an die Linneische Ordnung gehalten; doch hat er einige Gewächse der zwanzigsten Linneischen Klasse (z. B. Pothos, Agenia) unter die in diesem Bande beschriebene Klassen gebracht; die ganze letzte Ord-

Ordnung der neunzehnten Klasse der fünften Klasse einverleibt, die Brunsfelsie zur vierzehnten verwiesen (und doch Celsia so weit von Verbascum getrennt? Wir sind überhaupt mit diesen Aenderungen zufrieden; glauben aber nur, der Herausg. hätte, um consequent zu handeln, weiter gehen, und z. B. die zwanzigste, ein und zwanzigste, zwey und zwanzigste, und drey und zwanzigste Klasse eingehen lassen müssen. Denn ist es z. B. nicht inconsequent, die Melothria, die doch auch oft getrennte Geschlechter hat, von den übrigen Cucurbitaceis zu trennen? eigene Klassen von Monoicis und Dioicis zu machen, und so viele Monoicas und vornehmlich Dioicas unter die übrigen Klassen zu bringen? aus den Gynandris eine eigene Klasse zu machen, und so manche andre; z. B. so manche Asclepiadeas, deren Zeugungstheile die gleiche Stellung haben, in andere Klassen zu versetzen?). In der ersten Klasse nach Loureiro die Pontederia ovata, als eine eigene Gattung mit dem Namen Phrynium; Loureiro's Garciana unter dem Namen Phylidrum (weil sie an feuchten Orten wächst, eigentlich Philydrum; doch ein solcher Verstoß gegen die Sprache kümmert unsere Botaniker, kümmerte selbst Linne nicht); unter der (dem Sexualsystem sehr ungünstigen) Gattung Boerhavie einige Gewächse, die Linne und Smith zum Baldrian gerechnet hatten. Veronica Teucrium immer noch als eine eigene von V. latifolia verschiedene Art, freylich mit Zweifeln, die der Leser nicht übersehen muß. Von der Iusticia, mit welcher der H. nach Vahl auch die Gattung Dianthera vereinigt hat, 89 Arten. Der chilensische Rosmarin, bloß nach Molina (wir führen dieses Beyspiel an, weil sich der H. viel darauf zu gut thut, daß er nur solche Pflanzen aufgenommen habe, die von gewissen Botanikern, unter welche er, nach andern Aeusserungen, Molina nicht zu rechnen scheint, beschrieben, oder wenn sie von andern zu kurz und unvollständig, und das gesteht er doch von dieser Pflanze selbst, beschrieben seyen, wenn er Abbildungen der Pflanzen, oder trockene Exemplare damit vergleichen konnte; glauben aber übrigens, daß es zur Vollständigkeit gehöre, auch solche Pflanzen aufzuführen, wenn nur den Lesern der Gewährsmann angezeigt, und das Zu- oder Mißtrauen in seine Beobachtung bemerklich gemacht wird, wie es der H. hier auch gethan; aber bey andern übersehen hat). 76 Arten Salbey. Den Cenchrus lappaceus ist der H. geneigt, von dieser Gattung auszuschliessen. Aus

dem Saccharum spicatum und paniceum macht er mit Aiton eine eigene Gattung Perotis, von der Leersia vier Arten; unter dem Panicum auch noch das P. sanguinale, das noch eher zum Paspalum zu gehören scheint; Alopecurus monspeliensis und panicula als Unterarten der Agrostis panicea. Festuca tenuifolia nicht unterschieden von F. ovina, Bromus arvensis, nicht von B. mollis; Nardus gangitis unter Rottboellia. Die Gattung Eriocaulon gehört eigentlich in die ein und zwanzigste Klasse. Von der prächtigen Gattung Embothrium acht Arten; unter der Gattung Exacum mehrere Gewächse, welche sonst unter Enzian standen, und Aublets Coutoubea. Von Cissus 18 Arten; von Fagara, unter welche der H. Forsters Evodia, Jacquins Elaphrium, und einige Arten Schinus bringt, 12; von Dorstenia, womit auch Forsters Elatostema verbunden wird, 10; von Alchemilla, welcher Gattung auch Aphanes einverleibt wird, 6; von Cuscuta; von Myosotis, ungeachtet M. discolor nicht als eigene Art aufgeführt, und M. sylvatica gar nicht erwähnt wird, 12; von Lithospermum, wohin auch einige sonst unter Myosotis und Anchusa stehende Gewächse gebracht werden, 16; von Primula, obgleich P. acaulis und calycantha nur als Spielarten der Pr. elatior angesehen werden, 18; von Epacris vier Arten, darunter eine ganz neue aus Neu-Holland (grandiflora); vom Convolvulus 120 Arten, darunter aber doch einige, die, wie z. B. C. sibiricus, carolinus, wegen ihrer einfachen, kopfförmigen Narbe eher zur Ipomoea gehören; von Cantua, womit der H. Jussieus Hoitzia vereinigt, vier Arten; von Campanula, 85; von Nauclea, womit der H. seine Uncaria vereinigt, 6; von Lobelia 48 Arten; von Psychotria, wohin der H. auch Aublets Nonatelia bringt, 39; von Cephaelis, wohin er auch Aublets Tapogomea, Evea und Patabea, nebst der Morinda muscosa bringt, 12; von Hamellia 5, von Schwenkfeldia, wohin er auch Aublets Sabicea zählt, 3 Arten; Schrebers Schoepfia sey einerley mit Codonium; von Ardisia neun Arten; von Chironia, wohin er auch das Tausendguldenkraut und einige damit verwandte Arten des Enzians bringt, 16 Arten; von Bumelia, womit er mehrere Arten von Achras, Sideroxylon und Chrysophyllum vereinigt, 12; von Rhamnus, obgleich 10 Arten unter dem Gattungsnamen Zizyphus davon getrennt werden, 32 Arten; selbst der Rh. circumscissus, der doch wegen seines Saamengehäuses eher zur Gattung

Cea-

Ceanothus gehört; von Büttneria 7 Arten; von Celastrus, wohin der H. auch Molina's Maytenus, und mit Vahl Forskaels Catha bringt, 32 Arten. Vahls Batschia, unter dem Namen Humboldtia. Linne's Rhamnus siculus, oder Jacquins Rh. pentaphyllus, als eine Art des Elaeodendrum. Bruce's Ensete ist der H. geneigt, für eine Art der Heliconia zu halten; von Gardenia, womit er auch die Gattung Randia vereinigt, 17 Arten; unter Scandix auch eine Art aus Chili bloß nach Molina.

Fb.

Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber, welche keine Gelehrte, von D. *Aug. Ioh. Ge. Carl Batsch*, Professor zu Jena. Mit Kupfern. Zweyte durchgesehene und vermehrte Auflage. Weimar, im Verlage des Industriecomptoirs. 1798. 13 Bog. in gr. 8. 1 Rt.

In der Voraussetzung, daß diese Frauenzimmerbotanik bey der ersten Auflage schon näher beurtheilt, und allen Freunden und Freundinnen der Batschischen Muse wohl bekannt sey, zeigt Rec. hier nur die Erscheinung der neuen Auflage an. Worin ihre Vorzüge bestehen, und warum sie auf dem Titel vermehrt heiße, kann Rec. nicht genau bestimmen, weil er die erste Auflage gerade nicht zur Hand hat, und der Verf. selbst darüber keine nähere Auskunft giebt.

Kf.

Vermischte Schriften.

Vermischte Schriften von Justus Möser, herausgegeben von Friedrich Nicolai. Zweyter Theil. Mit vollständigem Register über alle Mösersche Schriften. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1798. 22 Bog. gr. 8. 1 Rt.

Zuerst findet man in diesem zweyten Bande noch sieben bereits gedruckte Schriften des sel. Möser: 1) Einige

Anmerkungen über die Zusätze der neuesten kaiserlichen Wahlkapitulation (Kaisers Leopold II). 2) Preisfragen einer Akademie der Wissenschaften. Beyde Aufsätze wurden zuerst in der Berlinischen Monatsschrift v. J. 1791. abgedruckt. 3) Nachricht von dem ersten gedruckten deutschen Titular- und Formularbuch. Es ist zu Straßburg 1493. Fol. gedruckt. 4) Von dem Erbjägermeisteramt im Hochstift Osnabrück. 5) Was heißen *Unciae Porcorum*? aus dem Lateinischen abgekürzt übersetzt. Das Wort *uncia* bedeutet die Zahl zwanzig, oder eine Stiege, die im Mittelalter *stica* hieß. 6) Lateinische Urkunde, worin einem Grafen Michael Angelus von Drivasta die Würde eines *Comes Palatinus* vom Kaiser Michael bestätigt wird. Hier ist davon nur ein beschreibender Auszug gegeben. 7) Bemerkung über eine Stelle des Euripides, in einem kleinen lateinischen Aufsatze, der hier gleichfalls nur dem Inhalte nach ausgezogen ist. M. will in dem 239sten Verse das frühe Alter der nordischen Denkmäler oder der kunstähnlichen Steinmassen finden, die, der Volkssage nach, von Riesen erbaut wurden. — Diese fünf letzten Aufsätze standen unter dem Titel: *Justi Moeseri* Animadversionum et Lectionum Variarum Pentas, in dem 1755 zu Göttingen gedruckten Osnabrückischen Journal, aber sehr fehlerhaft abgedruckt.

Es folgen nun sechs bisher ungedruckte Schriften: 1) Die Tugend auf der Schaubühne, oder, Harlekins Heyrath, ein Nachspiel in Einem Aufzuge. M. entwarf es im J. 1763. auf seiner Reise nach England, als eine Art von Beleg zu seiner Vertheidigung des Grotesk-Komischen. Als Schauspiel hat es wenig Verdienst; es war aber doch der darin herrschenden muntern Laune wegen immer des Drucks würdig. 2) Anti-Kandide. Der Entwurf zu einer Fortsetzung des berühmten Voltärischen Romans, in Fragmenten, die zum Theil ernsthaft, zum Theil scherzhaft sind. Die Gegenstände, Unsterblichkeit der Seele, Willensfreyheit, und Allwissenheit Gottes, gränzen an die tiefsinnigsten Spekulationen; und es verlohnt sich wohl der Mühe, zu sehen, wie ein so hell denkender und menschlich fühlender Mann hierüber urtheilte. Schade, daß der hier mitgetheilte Plan des Ganzen unausgeführt geblieben ist. Nur das letzte Kapitel davon ist

es. 3) Eine Bauren-Theodicee, in M's. launichter Manier geschrieben; aber auch nur Bruchstück. 4) Ueber Theorie und Praxis; gleichfalls unvollendet, in Beziehung auf einen Aufsatz von Kant in der Berliner Monatsschrift, voll feiner, scharfsinniger Bemerkungen. 5) Ueber den Leibeigenthum. 6) Gegen den Leibeigenthum. Diese Materie lag Mösern, wie Hr. Nicolai in seiner Lebensbeschreibung erinnert, sehr am Herzen, und er versuchte mancherley Herleitungen aus der Geschichte, um zu zeigen, wie Leibeigenschaft ehedem ganz natürlich habe entstehen müssen.

Möser's Briefwechsel, S. 127—243., gewährt eine sehr unterhaltende Lektüre, für deren Bereitung der Herausgeber Dank schuldig ist. Mit ihm, mit Gleim, Abbt, dem Grafen Wilhelm von der Lippe, Kästner, Schmidt, dem deutschen Geschichtschreiber, Ursinus, dem Grafen von Herzberg und dem Rath Becker in Gotha, sind die hier mitgetheilten Briefe gewechselt. Die an und von Hrn. Nicolai sind bey weitem die zahlreichsten.

Endlich noch einige Jugendarbeiten. Zwey Gedichte, die Einsamkeit, und die Liebeserklärung eines Mädchens, die ehedem schon im Schmidtischen Almanach der deutschen Musen von 1777, standen. Einige Stücke aus zwey vorlängst zu Hannover gedruckten Wochenschriften, deren erste, Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit, von M. geschrieben wurde. In der zweyten, die deutsche Zuschauerinn, sind nur fünf Stücke und drey kleine Gedichte von ihm. Ein großer Theil der Vorrede zu seinem Trauerspiel Arminius, das schon 1749. herauskam. Aus jenem sieht man, wie sorgfältig dieser treffliche Mann schon damals die deutsche Geschichte studirte. Das Trauerspiel selbst ließ Hr. N. nicht wieder abdrucken; es ist nach einem jetzt zu sehr veralteten Schnitte geformt. Endlich noch ein Auszug aus einer lateinischen Schrift von den Mysterien und dem Volksglauben der alten Deutschen und Gallier. — Das hinzugefügte Allgemeine Register der merkwürdigsten Personen und Sachen, die in Mösers sämmtlichen Werken vorkommen, wird allen Verehrern und fleißigen Lesern seiner so nahrungsreichen und belehrenden Schriften sehr angenehm seyn.

Ih.

Zerstreute Blätter vermischten Inhalts von dem verstorbenen Hofrath und Leibarzt Ritter von Zimmermann in Hannover. Herausgegeben von einem Freunde des berühmten Mannes. Leipzig, bey Hartknoch. 1799. 336 und XII S. Vorr. 8. 1 Rh.

Nur der Name des Verf. kann diese Sammlung seinen Freunden empfehlen; sie selbst ist ganz überflüßig. Beynahe den dritten Theil derselben nimmt die bekannte kleine Schrift über die Einsamkeit ein, und diese ist durch das spätere größere Werk des Vfs. schon von ihm selbst verdrängt worden. Das zweyte Drittheil unter der Rubrik: Kleine Aufsätze über verschiedene Gegenstände, enthält ein buntes Gemisch von allerley, zum Theil kleinlichen, Anekdoten und zufälligen Reflexionen, denen nur durch die leichte Manier des Vfs. noch ein gewisser Reiz verliehen ist. Außerdem findet man noch folgende Rubriken: Ueber Schwatzhaftigkeit — über das Händeküssen — encyklopädische Fragen, die Pedanterey, Pedanten und Pedantinnen betreffend — Warnung an Aeltern, Erzieher und Kinderfreunde wegen der Selbstbefleckung, zumal bey ganz jungen Mädchen — gegen eine deutschfranzösische und insbesondere niedersächsische Mode, (die Briefe ohne Vornamen und Titel blos mit dem Familiennamen zu unterschreiben) — über den Herrn von Haller und seinen Tod — Anfrage über Dummheit, und Beantwortung dieser Anfrage, welche Beantwortung jedoch einen andern Verfasser hat. Hin und wieder sprühen zwar einzelne Funken des Z—schen Geistes umher; allein zur Erhaltung seines Ruhms können doch diese Aufsätze nicht das mindeste beytragen. Sie sind zum Theil noch in dem Tone der vormaligen Wochenschriften abgefaßt, und scheinen daher in diesem neuen Abdrucke nur den zurückgezauberten abgeschiedenen Seelen ähnlich zu seyn.

Br.

Corre-

Correspondance entre *Fréderic II.* Roi de Prusse et le Marquis *d'Argens*, avec les Epitres du Roi au Marquis; *en deux Tomes.* à Koenigsberg, chez Nicolovius, et à Paris, chez Fuchs. 1798. 582 pag. gr. 8. 1 Rg. 16 gr.

Briefwechsel zwischen Friedrich dem Zweyten, König von Preußen, und dem Marquis d'Argens. Nebst den poetischen Episteln des Königs an den Marquis. Königsberg, bey Nicolovius. 1798. 536 S. gr. 8.

Der Marquis d'Argens gehörte, wie bekannt, zu denen Gelehrten, welche Friedrich der Zweyte eines vertrautern Umgangs würdigte, und genoß dieses Vorzuges länger, als irgend ein Anderer. Während dieses Verhältnisses konnte nicht leicht irgend etwas vorfallen, woran der König den Marquis nicht Theil nehmen ließ; und so entstand dieser regelmäßige und öftre, obgleich meistens nur eilige Briefwechsel. Selbst dieser letzte Umstand veranlaßte indeß, daß er desto mehr der treueste Abdruck des Augenblicks wurde, worin Beyde zum Schreiben sich hinsetzten. Interesse haben diese Briefe also gewiß in mehr als Einer Hinsicht. Den größten Theil derselben kennt man schon aus den Werken des Königs; hier aber sind noch neun und funfzig bisher noch ungedruckte Briefe des Königs hinzugekommen, welche der Verleger in ihren Originalen an sich zu bringen Gelegenheit hatte, und zwar von einem Enkel des verstorbenen Marquis, dem Hrn. v. Magallon, einem Preußischen Offizier in Königsberg. Man fand am rathsamsten, sie gemeinschaftlich mit den übrigen abdrucken zu lassen, und erhielt dazu in Ansehung der schon gedruckten die Erlaubniß der rechtmäßigen Verleger. Auch nahm man aus den Werken des Philosophen von Sanssouci die von dem Könige an d'Argens gerichteten poetischen Briefe noch hinzu, die in der deutschen Uebersetzung zwar metrisch, aber reimlos, verdeutscht sind. Mit der ganzen Arbeit des Uebers. hat man alle Ursache zufrieden zu seyn.

Jh.

Sämmtliche Werke von Dionysius Diderot. Uebersetzt von Carl Friedrich Cramer, deutschem Buchdrucker und Buchhändler in Paris. Erster Theil: Versuche über die Mahlerey. 1½ Alph. — Zweyter Theil: Die Nonne. 1 Alph. 8 Bogen. Riga, bey Hartknoch. 1797. 8. 2 Rg. 20 gr.

Die Nonne. Aus dem Französischen des Herrn Diderot. Zürich, bey Orell und Comp. 1797. 1 Alph. 1½ B. 8. 1 Rg. 8 gr.

Die Nonne. Ein Nachlaß von Diderot. Basel, bey Flick. 1797. 1 Alph. 5 B. 8. 20 gr.

Diderot's ältere Werke haben zum Theil das Glück gehabt, in Deutschland Uebersetzer von classischem Ansehen, an Lessing und Engel zu erhalten. Wenn den spätern und den erst nach seinem Tode bekannt gewordenen Schriften dieses berühmten Mannes [illegible] nicht gleiche Auszeichnung vorbehalten war: so wird man doch immer schon sehr zufrieden seyn, daß ihre Uebersetzung von Hrn. Cramer unternommen wurde, dessen Verdeutschung von Rousseau's Werken mit verdientem Beyfall aufgenommen ist. Diese ältere Arbeit war schon nicht ohne mannichfaltige Schwierigkeiten; bey dieser neuern aber treten gewiß noch größere ein, die jedoch, so viel Rec. verglichen hat, glücklich genug überwunden sind. Uebrigens wäre die Beurtheilung der Werke selbst in unsrer deutschen Bibliothek nicht an ihrer Stelle. Daß sie ihren nicht geringen Werth haben, ist wohl anerkannt genug, wenn gleich die gespannte Erwartung durch die Versuche über die Malerey nicht ganz befriedigt seyn möchte. Sie sind von, zum Theil sehr abgerissenen, und ohne die Gemälde oft kaum verständlichen, Bemerkungen über die Ausstellung von 1765 begleitet. Nicht jeder Leser wird sie so ansehen, wie Hr. C. sie charakterisirt: „Freygebig, sagt er, verbreitet Diderot in allen seinen „Anmerkungen das Salz jener kaustischen Fröhlichkeit, jener „freyen Originalität, die Alles verjüngt, und oftmals Reiz „selbst über Gegenstände verbreitet, die seiner am wenigsten „fähig scheinen." Darin aber wird man ihm schon einstimmiger Recht geben, daß es interessant sey, die Vorstellung,

die

die ein Mann, wie Diderot, von den hier beurtheilten Künstlern hatte, mit der Meinung zu vergleichen, die sich seitdem über die Meisten unter ihnen fest gesetzt hat. Man wird sehen, setzt er hinzu, daß, indem er der Kaiserinn von Rußland (denn für sie ist diese Arbeit unternommen worden) richtige Begriffe über sie mitzutheilen suchte, der Verfasser fast wie die Nachwelt geurtheilt habe.

Der zweyte Theil dieser Uebersetzung enthält den Roman, *La Religieuse* von Diderot, der ohne Zweifel vielen unsrer Leser schon bekannt ist, und dessen Absicht dahin geht, den traurigen Zwang des Klosterlebens in einem rührenden und auffallenden Beyspiele zu schildern. Bey dem so regen Wetteifer, die Produkte der Ausländer in dieser Gattung so bald als möglich auf deutschem Boden zu verpflanzen, ist es sehr begreiflich, daß dieser Roman gar bald mehr als Einen Uebersetzer fand; und so besitzen wir nun eine dreyfache Verdeutschung davon. Die Cramersche möchte indeß wohl, im Ganzen genommen, den Vorrang behaupten, wenn gleich auch die beyden übrigen nicht zu den schlechten gehören. Wir wollen zur Vergleichung aus jeder folgende kurze Stelle ausheben:

Cramer's Uebers. S. 105:

„Daran wars mit mir, als ich, über mein vergangnes Leben nachsinnend, endlich auf den Gedanken gerieth, die Aufhebung meiner Gelübde zu bewirken. Erst kam er mir nur obenhin; allein, verlassen, ohne Beystand, wie hätte ich eines so schweren Entwurfs Gelingung mir träumen lassen sollen, der selbst bey allen Hülfsmitteln schwer blieb, an denen es mir gebrach. Unterdeß beruhigte er mich; mein Geist setzte sich wieder; ich fieng an mir wieder selbst anzugehören; ich wich Leiden aus, und trug diejenigen geduldiger, welche mir kamen. Man bemerkte diese Veränderung, und war verwundert darüber. Die Bosheit stutzte, gleich einem feigen Feinde, der uns verfolgt, und dem wir plötzlich, wenn er sich dessen am wenigsten versieht, die Stirne bieten.“

Zürcher Uebers. S. 100:

„So standen die Sachen, als ich, beym Rückblick auf mein verflossenes Leben, den Einfall hatte, meine Gelübde für ungül-

ungültig erklären zu lassen. Es war anfangs nur ein flüchtiger Gedanke; wie konnte ich, allein, verlassen, ohne Unterstützung, das Gelingen eines Projekts hoffen, welches selbst mit allen Hülfsmitteln, die mir mangelten, so schwer auszuführen ist? Indessen diese Idee beruhigte mich; mein Geist erholte sich wieder, ich war meiner mächtiger, ich vermied Züchtigungen, und ertrug diejenigen geduldiger, welche mich trafen. Man bemerkte diese Veränderung, und erstaunte darüber; die Bosheit hemmte auf einmal ihren Lauf, wie ein feiger, im Nachsetzen begriffener Feind, dem man in einem Augenblick die Stirne bietet, wo er es gar nicht erwartet."

Basler Uebers. S. 94:

„In dieser Lage war ich, als ich mein vergangenes Leben überdachte, und auf den Gedanken kam, mein Gelübde für ungültig erklären zu lassen. Ich beschäfftigte mich Anfangs nur leicht mit diesem Gedanken; wie sollte ich, allein, verlassen, und ohne Unterstützung, einen Entwurf durchsetzen, welcher seine Schwierigkeiten hätte, wenn mir auch keines der nöthigen Mittel mangelte? Indessen beruhigte er mich, mein Geist faßte sich; ich war mehr bey mir selbst; ich vermied es, mir Leiden zu machen, und ertrug geduldiger diejenigen, welche mir von selbst kamen. Man bemerkte diese Veränderung und erstaunte darüber; die Bosheit hielt plötzlich inne, wie ein feiger Feind, der euch verfolgt, und welchem ihr unerwartet die Stirne bietet."

Km.

Cramer der Krämer; oder Annalen der französischen Literatur und Kunst. Von Carl Friedrich Cramer, deutschem Buchhändler und Buchdrucker in Paris. Erstes Stück. Altona und Leipzig, in der Kavenschen Buchhandlung. 1797. X. 160 und 72 S. 8. Mit lateinischen Lettern. 16 gr.

Auch mit dem besondern Titel: Menschliches Leben. Neunzehntes Stück: Gerechtigkeit und Gleichheit! Von C. F. Cramer. — Wie bekannt, hält dieser Autor über alles, was er denkt und schreibt, ordentlich Buch, und in seinen Schriften

ten stehen oben auf jeder Seite Tag, Monat und Jahr angegeben, wenn und wo er seine Gedanken aufs Papier geworfen hat. Ist, was er uns zu lesen giebt, sonst der Mühe werth: so stand ihm frey, auch noch die Temperatur der Luft und die seines eignen Bluts beyzumerken, als wodurch diese oder jene Stimmung seines Geistes noch bessern Aufschluß erhalten würde. Auf jeden Fall indeß thät er wohl, seinem literaren Quodlibet, statt menschlichen, die Aufschrift: Autorleben, zur ertheilen. Wie bunt es in jenem, besonders für einen nunmehrigen Pariser Citoyen auszusehen pflegt, läßt sich leicht errathen, und überdieß nicht einmal Alles zu Papier bringen. Weil aber Hr. Cr. irdische Wanderschaft es mit Autoren hauptsächlich, und mit Schriftstellerey überhaupt zu thun hat, sollte die Ueberschrift seiner Darstellung auch darauf hinweisen. A potiori fit denominatio.

Uebrigens zeichnet dieser neunzehnte, in Paris, daher auch nicht ohne Fehler abgedruckte Beleg seiner fortwährenden Existenz sogleich durch ein Curiosum sich aus. Er besteht nämlich aus einem einzigen Periode, der mittelst einiger sehr ungleichartiger Einschiebsel zur gehörigen Länge eines Buchs sich ausdehnt. Seinen Landsleuten zu melden, daß ein Kommissionshandel für Literatur und Kunst von ihm angelegt werde, war am 7ten April 1797 sein Pensum. Indem er hierzu präludirt, wird ein Brief vom 24sten Nov. 97 (wie paßte dieses Datum aber zum vorigen?) aus Kiel ihm überbracht, der von den so eben zum Vorschein gekommenen Xenien Nachricht giebt, und von dem Umstande, daß ein Paar Distichen sich über ihn, den Herrn Cr. selbst, lustig machten. Sogleich vergißt dieser den Entwurf seines Tauschhandels, und geht auf den Herrn von Göthe los, als den er für den Verfasser der ihn betreffenden Doppelverse ohne weiters annimmt. Zum Vortrabe braucht er die in der Versart der Xenien selbst gefertigte Recension, die in der Hamburger neuen Zeitung zuerst stand, in der Folge mehrmals abgedruckt, und fleißig gelesen worden. Nicht nur in Prosa gedruckt rückt er solche ein, sondern auch unmittelbar darauf wirklich in Verse abgesetzt. Nunmehr folgt ein Erziehungsauftritt zwischen Hrn. Cr. und seinem Sohne, den er zum Kaufmann bestimmte; wozu aber der Knabe wenig Lust bezeigt. Nr. V. enthält den Kommentar über vorigen Auf-

Aufsatz, den Scholiast also seiner selbst; wo es dann, wie natürlich, Aufklärungen giebt, die so gut als neuer Text gelten können. Unter Nr. VI. geht es im Ernst über Hrn. v. G. her; nicht ohne Persönlichkeiten, wie man sich vorstellen kann, und wovon hier Proben mitzutheilen Rec. für unschicklich hält. Im VII. und letzten Abschnitt kommt endlich die Reihe wieder an den Kommissionshandel, wo Hr. Cr. so billige Bedingungen macht, und durch wirklich von ihm abgefertigte Spedition so anschaulich belegt, daß man seiner Unternehmung den besten Erfolg wünschen muß. Wer an Sprünge dieses Autors sich nicht kehrt, wird auch in den übrigen Aufsätzen eine Belesenheit antreffen, mit unter Naivetäten und Einfälle, die ihn für die Mühe des Durchblätterns schadlos halten werden. Wie aber, im Vorbeygehn gesagt, kann ein vernünftiger Mann auf den Grundsatz bestehn, daß durch uneingeschränkte Preßfreyheit auch die französische Freyheit fröhlicher als je emporstreben müsse; da ja weltkundig ist, daß Deportation und Kerker zeitig genug wieder hervorgesucht werden mußten, um jeden auf der Stelle zu züchtigen, der gegen die Maaßregeln des Directorii, oder seine Absichten nur einen Augenblick laut würde?

Den völligen Beschluß dieses aus dem Leben eines Autors abgerissenen Bruchstücks macht auf 72 kleiner gedruckten Seiten das Verzeichniß der im J. 1797 herausgekommenen hauptsächlichsten französischen Schriften, Landcharten, Musikalien und Kupferstiche. Es sind solche nach den Materien geordnet, die jedoch oft unterbrochen werden, und deshalb den Katalog bis ans Ende zu lesen nöthigen. Das Ganze beträgt 626 Artikel; insgesammt mit dem Ladenpreise versehn. Da es noch fortgesetzt werden soll: so muß am Ende des Liedes sich zeigen, ob unter manchen Rubriken es wirklich so dürftig ausgesehn; oder ob Hr. Cr. der Klugheit gemäßer hielt, Alles, den Gewalthabern etwa mißfällige ganz unangezeigt zu lassen. Offenbar ist letztes der Fall mit so manchem Journal, das im Jahr 1797 mehr als jedes andre gelesen wurde, und in diesem Verzeichnisse doch keinesweges zu finden war.

Jb.

Hinter-

Hinterlassene Schriften von Montesquieu, nach seinem Tode als ein Nachtrag zu seinen Werken herausgegeben. Uebersetzt von Elieser Gottlieb Küster, General-Superintendenten zu Braunschweig. Altenburg, bey Richter. 1798. XII. und 410 S. 8. 1 Rf. 6 gr.

„Wer mit Montesquieu's edler und großen Seele, die aus seinen Schriften überall hervorleuchtet, bekannt ist, dem wird auch jeder Nachtrag zu seinen Werken, jeder kleinere, aus seiner Feder geflossene Aufsatz willkommen seyn." Diesem Urtheile des Hrn. Uebers. treten wir vollkommen bey; nur schade, daß eben die Nation, die die Schriften dieses großen Mannes, besonders aber dessen Geist der Gesetze in mehreren Hinsichten tadelte, — vorzüglich deswegen tadelte, weil er darinn zu viel von republikanischer Verfassung, die er durchgängig zu sehr in Schutz nahm, sprach, und sich dadurch bisweilen einer scharfen Kritik aussetzte, gerade eben jetzt, und lange nach seinem Tode (er starb 1755) das Lesen dieser Werke, mit dem stärksten Enthusiasmus empfiehlt, und dennoch nichts weniger, als nach dem Geiste und der wahren Absicht dieses großen Originaldenkers handelt. Dieses Schicksal haben die meisten französischen Schriftsteller, die in den Köpfen der Franzosen die Revolution vorbereitet, und, wie der Erfolg gezeigt hat, durch ihre Kraftgenies zur Ausführung gebracht haben. Meist sind sie mißverstanden worden; dieß lehrt die Erfahrung; doch dieß nur im Vorbeygehen. —

Das, was Hr. Generalsup. K. uns hier in der Uebersetzung liefert, sind die geringen Ueberbleibsel einer äußerst thätigen und fruchtbaren Feder, die der Zerstörung bey dem, durch die Schreckensmänner zu Bourdeaux 1793 angerichteten Blutbade entgangen sind. Man hat sie daher sorgfältig gesammelt, und die Urschriften im vor. Jahre (1798) zu Paris herausgegeben, welche wir aber nicht zur Hand haben, um sie mit dieser Uebersetzung zu vergleichen. Theils dieser Umstand, theils aber auch der rühmliche Name des Hrn. Uebers. bürgt uns für eine nicht gewöhnliche Uebersetzerarbeit. Wir wollen daher nur die wichtigsten dieser Abhandlungen anführen:

2. Abhandlung über die Staatsklugheit der Römer in Ansehung der Religion; S. 3—32. Mehrere akademische Vorlesungen. S. 33—87. — Beobachtungen über die Naturgeschichte. S. 93—129. — Rede über die Beweggründe, die uns zu den Wissenschaften aufmuntern müssen. S. 130—42. — Montesquieu's Bild von ihm selbst gezeichnet. S. 157—172. — Ueber die alten und neuen Schriftsteller (zwey Aufsätze). S. 175—182. — Mehrere Aufsätze vermischten Inhalts. S. 183—212. — Jetzt folgen vertrauliche Briefe an verschiedene Freunde. S. 213—244. — Anekdoten, Kunstregeln, Gedichte machen S. 245—270 den Beschluß der Montesquieu'schen Schriften, denen noch S. 408—410 ein Brief an dem Abt Bertolini angehängt ist, von welchem S. 277—407 eine gründliche Zergliederung des Geistes der Gesetze geliefert wird, die in mehreren Hinsichten gelesen zu werden verdient. —

Hin und wieder hat der gelehrte Hr. Uebers. Sachen und Begriffe erklärende Noten angehängt; und wir sind überzeugt, daß jeder Verehrer von Montesquieu's Schriften, auch diesen Nachlaß, nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Mo.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sechs und vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Intelligenzblatt, No. 14. 1799.

Mathematik.

Thomas Bugge, Justizraths und Professors der Mathematik und Astronomie ꝛc. gründliche und vollständige theoretisch = praktische Anleitung zum Feldmessen oder zur praktischen Geometrie. Aus dem Dänischen übersetzt von Ludolph Herrmann Tobiesen, Doctor der Philosophie. Nebst einer Vorrede des Herrn Professor J. G. Büsch, und einer Abhandlung des Uebersetzers über das geometrische Vertheilen der Felder. Mit 17 Kupfertafeln. Altona, bey Hammerich. 1798. 575 Seit. Text und XXXXVIII Seit. Vorrede und Inhaltsverzeichniß. 1 Rg. 16 ℛ.

Wenn ein Mann wie Herr Bugge, den Deutschland schon lange als einen äusserst schätzbaren Mathematiker, und besonders als Astronomen kennt, wenn ein solcher Mann, der selbst eine geraume Zeit an wichtigen geographischen Messungen den vornehmsten und beträchtlichsten Antheil genommen hat, eine Unterweisung zum Feldmessen giebt: so darf man allerdings hoffen etwas vollkommenes zu erhalten. Mit Recht können wir die vor uns liegende Anleitung zum Feldmessen einem jeden empfehlen, dem es um ernstliche und gründliche Belehrung zu thun ist. Nicht allein diejenigen

werden sie mit Vortheil gebrauchen können, welche noch gar keine Kenntnisse vom Feldmessen haben; sondern auch diejenigen, welche mit Gegenständen von der Art nicht mehr unbekannt sind, werden noch manche neue, treffende und wichtige Bemerkung daraus benutzen können. Ueberall ist diese Anleitung mit einer Bestimmtheit und einer Deutlichkeit abgefaßt, die nur wenig mehr zu wünschen übrig läßt. Herr Tobiesen hat daher für seine Uebersetzung gerechte Ansprüche auf unsern Dank.

Diese Schrift ist aus dem ersten Theile der von B. herausgegebenen mathematischen Vorlesungen, welche die Arithmetik, Geometrie, ebene Trigonometrie und die praktische Geometrie enthalten, übersetzt. Herr T. hat wegen der mangelhaften Kenntnisse der gewöhnlichen Feldmesser die ebene Trigonometrie mit übersetzt, und als eine Einleitung voran geschickt. Das kann keinesweges gemißbilligt werden. Denn für den Anfänger ist es vortheilhaft, wenn zuweilen für ihn unbekannte trigonometrische Formeln vorkommen, daß er sich alsdann hieraus sogleich belehren kann. Die wenigen Seiten (S. 8—38), welche demnach die ebene Trigonometrie einnimmt, stehen hier immer an ihrem rechten Orte. Sie ist faßlich und in gedrungener Kürze vorgetragen. Nur ein einziger Ausdruck ist in § 10 und 11 gebraucht, den Rec. anders wünschte. Dort heißt es nämlich: der Sinus der Summe von zwey Bogen sey so groß als die Summe der Rechtecke aus dem Sinus des ersten Bogens in den Cosinus des zweyten, und dem Sinus des zweyten in den Cosinus des ersten, dividirt, mit dem Radius. Besser würde hier unstreitig Produkt statt Rechteck gesagt. Denn nur zu leicht kann der andere Ausdruck dem Anfänger die irrige Vorstellung beybringen, als ob Produkte aus Linien Flächen geben, und als könnte man Flächen mit Linien dividiren, da es doch eigentlich Zahlen sind, die sich wie jene Linien verhalten, welche mit einander multiplicirt werden.

S. 39 folgt die eigentliche theoretisch-praktische Anleitung zum Feldmessen. Der erste Abschnitt handelt von der Absteckung gerader Linien. So lange noch die aufgemessenen Gegenden als ebene Flächen angesehen werden können, heißt die Feldmeßkunst Speciallandmessung; aber wenn die vermessenen Gegenden so groß werden, daß sie

wegen

wegen der Krümmung der Erde nicht länger als Ebenen zu betrachten sind; so entsteht daraus die geographische Landmessung. Die Krümmung wird erst merklich, wenn die Flächen eine Ausdehnung von wenigstens 7 Meilen haben. Man muß verstehen gerade Linien auf dem Felde zu ziehen, die geraden Linien zu messen, und die Winkel zu bestimmen. Der gerade Fortgang der Lichtstrahlen giebt das beste Mittel zur Ziehung gerader Linien auf dem Felde. Einige Lehrsätze aus der Optik werden deßwegen hier vorgetragen. Mit vieler Genauigkeit wird §. 5 die wirkliche Absteckung gerader Linien gelehrt. In der Anmerkung verwirft der Verf., und das mit Recht, die Fahnen und Flaggen an den Signalstäben, da der Wind bey ihrem Gebrauche oft zu kleinen Irrthümern Anlaß geben kann. An den Stäben befestigte weiß und schwarz (besser vielleicht noch roth und gelb) angestrichene Quadrate zieht er vor. Da es Regel ist, die Stäbe zwar so weit als möglich von einander zu setzen; aber doch nicht weiter, als daß man sie noch deutlich sehen kann, um, wenn es möglich ist, nach dem untern Theile des Stabes zu visiren, damit man desto gewisser in der bestimmten lothrechten Ebene bleibt: so wird man mit einem oben daran befestigten Bunde Stroh fast immer ausreichen können. Nachdem in §. 8 und 9 die Absteckung einer geraden Linie über einen Hügel, oder durch ein Thal, wo indessen die Richtung der abzusteckenden Linie gegeben ist, gezeigt worden, folgt die Absteckung einer geraden Linie deren Endpunkte gegeben sind. Wenn die Endpunkte weit von einander entfernt sind, und von der Mitte aus die dahin gestellten Zeichen nicht mehr scharf gesehen werden können: so wird man ein Taschenfernrohr zu Hülfe nehmen müssen. S. 59 f. werden Versuche erzählt, die zur Bestimmung des kleinsten Winkels, unter dem entfernte Gegenstände dem Auge noch deutlich erscheinen, gemacht sind. Dem zufolge erkennt ein ungewöhnlich scharfes Auge bey klarem Wetter und starkem Sonnenschein, eine weiße Kreisfläche, einen Decimalzoll im Durchmesser, welche sich in der Mitte einer schwarzen Kreisfläche einen Fuß im Durchmesser befindet, in einer Entfernung die 500 Fuß groß ist. Eben das erfolgte, wenn der Grund weiß und die mittlere kleinere Kreisfläche schwarz war, auch wenn statt der kleinern Kreisfläche weiße oder schwarze Streifen von der Breite eines Decimalzolls genommen wurden. Das bestimmt den Sehewinkel bey die-

sen besonders vortheilhaften Umständen zu 41 Secunden. Für ein gewöhnliches gutes Auge betrug die äusserste Entfernung des Gegenstandes vom Auge 400 Fuß, und also der Sehewinkel 52 Secunden. Am Ende bestimmt Herr B. für gewöhnliche gute Augen den kleinsten Winkel des deutlichen Sehens bey gewöhnlichem hellen Sonnenschein auf eine Minute; bey dunkelm Himmel aber auf 2 Minuten. §. 14 bestimmt der Verf. die Größe der Fehler bey dem Abstecken gerader Linien, die vermöge der Beschaffenheit des Gesichts und der gebrauchten Werkzeuge nicht gänzlich vermieden werden können. Den zuletzt erwähnten Erfahrungen gemäß, kann bey hellem Wetter, bey einer 400 Fuß langen Linie die Abweichung am Ende 1, 2, bey dunkelm Wetter aber 3, 2 Decimalzoll betragen. Weil die Abweichungen nicht immer auf eine Seite fallen, so compensiren sie sich einigermaaßen. Die größte Abweichung von der geraden Linie ist bey einer Länge von 4000 Fuß 12 Decimalzoll, und daher bey dem gewöhnlichen Maaßstabe der Karten noch unbemerkbar. In der Anmerkung S. 63 wird das gewöhnliche Verfahren der Feldmesser den einzusetzenden Stab nur nach dem vorhergehenden durch vorwärts visiren zu richten, mit Recht gemißbilligt und verworfen. Denn alsdann bleiben die Fehler für sich, und können leicht Winkel und Biegungen bey den einzelnen Theilen der Linie veranlassen. Weit vorzüglicher ist das im Buche gezeigte Verfahren, durch Rückwärtsvisiren auf alle vorher gesetzte Stäbe die Stelle für den neuen zu bestimmen. S. 65 der zweyte Abschnitt lehrt die Ausmessung gerader Linien auf dem Felde. Die Instrumente, welche man dazu gebrauchen kann, sind eine Schnur, Maaßstäbe oder eine Kette. Die Schnur taugt nichts, wenn man auch das Einlaufen derselben durch die Feuchtigkeit verhindern kann. Die Meßkette ist das gebräuchlichste und beste Werkzeug. Man muß sie aber oft justiren, und die bemerkten Unrichtigkeiten, welche durch Biegungen und Erweiterungen der Glieder entstehen, sogleich verbessern. Die in §. 17 beschriebene Meßkette scheint etwas schwach zu seyn. Ist der Stahldrath, welcher ½ oder ¾ Linien dick seyn soll, zu sehr gehärtet: so werden oft Glieder reißen. Im Gegentheil wird sich oft ein Glied verbiegen. Der Verf. tadelt die gewöhnliche Art die Enden der Kette auf 2 Stäbe zu setzen, und hält es für bequemer sie an den Griffen zu halten. Das Ende einer Kettenlänge zu bezeichnen, dienen

kleine

kleine eiserne Stäbe eine Elle lang und eine Linie dick, die **Meßstäbchen** (öfterer Zahlstäbchen) genannt werden. **Zeichenstäbchen** dienen eine Länge zu bezeichnen, während deren Messung der Feldmesser alle bey sich habende Meßstäbchen verbraucht hat. Bey Messungen von Anhöhen herab findet man das Ende der gemessenen Horizontallinien entweder durch Anhalten eines geraden Stabes, oder sicherer noch durch ein **Fallstäbchen** von Eisen, 18½ Zoll lang, das mit einem Stück Bley, welches ½ Pfund wiegt, und 3 Zoll Länge hat, und darunter noch mit einer 4 Zoll langen Stahlspitze versehen ist. §. 21 zeigt Herr B., daß bey einer Neigung des Bodens von 1° 59′ 66″ die Abweichung von der Horizontallinie noch unmerklich ist, weil der Fehler alsdann noch nicht mehr als ½ Zoll beträgt. §. 23 läßt man die Kette nur an ihren Enden unterstützt seyn, sonst frey hängen: so senkt sie sich in der Mitte, wodurch die wahre Horizontallinie verkürzt wird; aber doch nur unbeträchtlich. Beyde zuletzt gedachte Fehler heben sich auf, wenn man auf einem unebenen Boden, der keine große Neigungen hat, bald an der Erde weg, bald freyhängend mißt. Unter den §. 24 angeführten Fehlern bey der Messung mit der Kette, wird man den dritten, daß man bald rechts, bald links aus der abgesteckten geraden Linie weicht, vermeiden, wenn man eine Schnur längst derselben ausspannt, an der man wegmißt. Die beyden folgenden Absätze erzählen Vergleichungen von Messungen mit der Kette und mit Maaßstäben, und enthalten die daraus hergeleiteten Folgen. Darnach war der Unterschied einer Messung mit der Kette, und einer mit Maaßstäben nach einer Mittelzahl 3,96 Fuß auf eine Länge von 2000 Fuß, welches der absolute Fehler einer Kettenmessung ist. Auf ebenem horizontalen Boden ist dieser absolute Fehler, bey einer Linie von 2000 Fuß, = 2 Fuß, auf einem wenig steigenden oder fallenden Boden = 3 Fuß, und auf sehr unebenen Lande = 4 Fuß. S. 84. Der dritte Abschnitt beschäfftigt sich mit der **Einrichtung des Meßtisches**. Die Instrumente zur Bestimmung der Winkel können in Winkelzeichner und Winkelmesser getheilt werden. Zu den erstern gehören der Meßtisch und die Winkelscheibe, zu den andern das Astrolabium, die Boussole, Theodolit, geographischer Cirkel und Quadrant. **Marinoni** war der erste, welcher durch eine sehr sinnreiche Einrichtung dem Meßtische alle die Bewegungen gab, welche der vollkommene Ge-

brauch desselben erfordert: 1) um ihn horizontal zu stellen; 2) ihn kreisförmig zu drehen; 3) ihn, ohne das Stativ zu bewegen, vor- und rückwärts, rechts und links zu schieben, welche Bewegungen nöthig seyn können, um die Linie auf dem Tische genau über die Grundlinie auf dem Felde zu bringen. §. 30 und 31 wird der Meßtisch und sein Stativ der wirklichen Einrichtung nach beschrieben. §. 32 die Wasserwage mit der Luftblase bestimmt die horizontale Lage des Tisches so genau, daß man bis auf einige Minuten sicher ist. Die Empfindlichkeit der Libelle kömmt auf die Biegung der Glasröhre an. Ist diese vollkommen gerade und ohne alle Biegung: so wird die Libelle zu beweglich. So feine Libellen werden aber nur bey großen geographischen und astronomischen Instrumenten gebraucht. Bey dem gewöhnlichen Feldmessen braucht man nur auf 4 bis 6 Minuten gewiß zu seyn. §. 34 zeigt wie die Libelle verificirt wird. §. 36 bey der Verification des Diopterlineals ist zu untersuchen: ob 1) die Seiten des Lineals parallel sind; 2) ob die Fläche durch die Spalten in den Dioptern, oder die Durchschnittslinie der eigentlichen Absehenfläche mit der Fläche des Lineals den Seiten des Lineals parallel ist; und 3) ob die Absehenfläche senkrecht auf der Fläche des Lineals ist. §. 39 und 40 handelt vom Kompasse und dessen Verification. S. 109 Der vierte Abschnitt lehrt die **Aufstellung und den Gebrauch des Meßtisches.** Die ersten §§. dieses Abschnitts zeigen überhaupt, wie der Meßtisch mit Papier zu überziehen sey, und wie er in jede bestimmte oder gegebene Lage gebracht werden könne. Dabey ist keine der nöthigen Vorsichtsmaaßregeln vergessen. Von §. 49 bis §. 52 werden die Fehler untersucht, welche in den durch die Absehenlinien des Diopterlineals gemessenen Winkeln vorkommen können. Man darf nicht erwarten auf dem Meßtische einen Winkel in kleinern Theilen, als eine Minute ist auszumessen. Das aber kömmt der Wahrheit weit näher, als man derselben mit dem Astrolabium, der Boussole und dem Kompasse von gleicher Größe kömmt. Es verursacht keinen Fehler, wenn die Dioptern auf der Mitte des Lineals stehen. Nennt man den Winkel, der daraus entsteht, daß man nach einem Objekte einmal von der Mitte, und darauf von der Seite desselben aus visirt, die Parallaxe des Diopterlineals nennt: so findet man, daß, wenn der Meßtisch gehörig über eine abgesteckte Linie aufgestellt ist, der nach den Seiten des Diop-

ters

terlineals aufgetragene Winkel um so viel zu groß ist, als die Parallaxe des Diopterlineals ausmacht. Daraus aber erhellet, daß die Parallaxe des Diopterlineals auf keinen Fall einen Fehler in den Winkeln hervorbringt, welcher auf dem Meßtische merklich würde. Denn allezeit beträgt die Breite der feinsten Linie weit mehr als diese. Damit der Fehler in den Winkeln weniger groß werde: so muß man beständig eine und dieselbe Seite an den Stationspunkt legen. §. 55 lehrt die Richtung der Magnetnadel auf dem Tische anzugeben, und der folgende Paragraph enthält die dabey zu beobachtenden Vorsichtsregeln. Es muß bey ruhigem Wetter geschehen, in der Nähe kein Eisen seyn, und aller Electricität ausgewichen werden. Endlich muß man dieß Geschäffte nicht während eines Nordlichts vornehmen. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Magnetnadeln dann sehr unruhig sind. „Es könnte „wunderbar scheinen," sagt der Verf. S. 138 f., „daß ich „diese Regel bey der Landmessung gebe, welche immer am „Tage und nie des Nachts vorgenommen wird; aber früh „am Vor- und am Nachmittage gegen Abend, sieht man „zuweilen deutlich am nördlichen Theile des Horizonts, vor- „züglich bey nördlichen und östlichen Winden, einige dünne „weiße, in divergirenden Strahlen am Himmel heraufstei- „gende Wolken. Diese sind wirkliches Nordlicht, und man „wird, wenn es anfängt dunkler zu werden, oft finden, daß „sie mit dem Glanze des Nordlichts spielen, und daß also „am Tage oft Nordlicht am Himmel ist." — S. 140. Fünfter Abschnitt. **Messung unzugänglicher Linien.** §. 71 wird gezeigt, daß der Fehler, der daraus entsteht, daß der Tisch nicht vollkommen horizontal gestellt ist, keinesweges bemerkbar werde. Denn wenn die Neigung beträchtlich wird, und 1° beträgt: so wird um nicht mehr als 14″ gefehlt. §. 74 Die gleichseitigen Dreyecke sind die besten zur Bestimmung der Lage eines Objekts. Nach §. 76 und 77 können Winkel auf dem Meßtische mit einer Genauigkeit von 2, höchstens 3 Minuten aufgenommen werden, und der Fehler, der aus einem Irrthume von 2′ entspringt, beträgt unter vortheilhaften Umständen auf 1000 Ellen eine, und unter weniger vortheilhaften auf 1000 Ellen fünf. Am Schlusse dieses Abschnitts geschieht noch der Distanzmesser Erwähnung, und zwar besonders des von dem Oberst v. **Meklenburg** zum Gebrauch der Dänischen Artillerie, und des vom Instrumentenmacher **Johann Ahl** erfundenen. Bey dem er-

stern kann der Fehler 88,7 Fuß, bey dem letztern 10 Fuß auf 1000 Fuß betragen. In §. 81 wird der Meßtisch mit der Boussole und dem Astrolabium, in Rücksicht der Genauigkeit des Messens, welche sie geben, verglichen. Wobey das Resultat zum Vortheile des Meßtisches ausfällt. S. 189. Der sechste Abschnitt enthält die Aufmessung der Figuren und Verfertigung der Karten. Hier wird die Frage aufgeworfen: Welcher Aufmessungsmethode soll man folgen, oder wie soll man seine Grundlinien wählen? Darauf werden die drey Arten vermittelst der Dreyecke, der Diagonalen, oder der Parallellinien, grössere Landstrecken aufzumessen, erklärt, und zugleich die Anwendung der bisher gegebenen Regeln bey der Aufmessung der Feldmark einer ganzen Stadt gezeigt, wobey auch die Vorzüge der Methode der Parallellinien aus einander gesetzt werden. S. 225 Der siebente Abschnitt handelt von der Zusammensetzung, Berechnung, Zeichnung und Reduktion der Specialkarten. §. 99 bemerkt Herr B., daß der gebrauchte Maaßstab nicht mehr der richtige sey, sobald die Kartenblätter von dem Tische abgeschnitten sind, weil die Blätter einlaufen. Daher verlangt er, daß man auf jeder Karte auch einen Maaßstab des Einlaufens zeichne, welcher zur Messung der Höhen und Grundlinien aller Figuren gebraucht werden muß. Bedient man sich hiezu des bey der Aufmessung gebrauchten Maaßstabes: so muß man die Fehler, welche aus dem Einlaufen des Papiers entstehen, wieder berichtigen. Von §. 103 — 107 werden die Fehler, welche durch nicht ganz genaues Auffassen der Grundlinien und Höhen mit dem Cirkel entstehen, untersucht. §. 108 lehrt das Kopiren der Karten, und zwar 1) Kopirung durch Durchstechen; 2) durch das Kopirglas; und 3) durch durchsichtiges Papier. Klebt man eine Karte auf Leder: so muß dieses vor der Kopirung geschehen, weil das Leder beträchtlich einläuft. §. 112 enthält die verschiedenen Arten der Reductionen. 1) Reduction durch Quadrate; 2) durch reducirte Distanzen. Besser als diese Methoden sind Reductionsinstrumente zu gebrauchen. Daher beschreibt auch der Verf. §. 115 und 116 einen Pantograph und dessen Gebrauch. S. 259. Achter Abschnitt. Vom Nivelliren. Nach gegebener Erklärung von wahrer und scheinbarer Horizontallinie, wird gezeigt wie die scheinbare Horizontallinie auf den wahren Horizont zu reduciren sey. Hierauf folgt eine Erklärung der einfachsten Nivellir-

instru-

instrumente, nämlich die Wasserwage oder des Wasserpasses der Zimmerleute, der Wasserwage mit communicirenden Röhren, und eines Nivellirlineals. Bey dem Gebrauch des Nivellirlineals bleibt auf eine Länge von 400 Fuß, eine Ungewißheit von 2 Linien. Bey großen Entfernungen geben die bisher genannten Instrumente keinesweges hinreichende Genauigkeit. Dazu müssen Instrumente mit Fernröhren gebraucht werden. Vorzüglich empfiehlt hier Herr B. das von Eckström erfundene Niveau, welches auch beschrieben wird. §. 127 wird gezeigt, wie man untersuchen könne, ob die Libelle auch Neigungen von 1″ bis 2″ angiebt, und wie man die Dicke des Horizontalfadens findet, und S. 277 eine Tabelle mitgetheilt, welche die Größe des möglichen Fehlers beym Nivelliren durch eine einzige Visirung angiebt. §. 128 wird das eigentliche Nivelliren gelehrt. Darauf wird die Refraction bestimmt, und von den daher rührenden Fehlern geredet. Um diese Fehler zu vermindern, muß man nicht von dem einen Ende der Linie, sondern von der Mitte aus nivelliren.

In dem Anhange über die geometrische Vertheilung der Felder ist diese Materie von Herrn T. gründlich und deutlich abgehandelt worden. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß er nicht bloß auf die Lage der Theilungslinien, sondern auch auf das Verhältniß des Umfangs zum Inhalte der Theile Rücksicht genommen hätte.

Die Vorrede des Herrn Prof. Büsch beschäfftigt sich mit einer Erscheinung, welche die Bewohner des Elbstrandes und der dort herumliegenden Marschgegenden die Kimmung (die Holländer Opduyning) nennen. Herr B. bemerkte nämlich: „an den Ufern unserer Elbe, und insonderheit den „mit Deichen eingefaßten, wenn die Gesichtslinie wenigstens „eine starke halbe Meile weit bis zu diesen Deichen reichte, „zuweilen eine spiegelglatte Fläche zwischen dem Rande des „durch Wellen bewegten Wassers und dem Flusse der Dei„che. Wenn er aber zu anderer Zeit nach eben diesen Ge„genständen in eben der Richtung sah; so war die spiegelglatte „Fläche nicht da, und das Ufer war bis zum Wasser deut„lich herabgesunken.“ Nachmals hat Hr. B. dasselbe Phänomen auf großen Ebenen wahrgenommen, und seine wichtigsten Beobachtungen darüber in der Lüneburger Heide gemacht. Mit eben der Wärme und dem Eifer, womit die-

ser würdige Mann so viel Gutes betrieben und bewirkt hat, empfiehlt er diesen Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Untersuchung der Gelehrten, als für die Geographie und Astronomie äusserst wichtig. Indessen gesteht Herr B. selbst, daß viel dazu gehören wird, um zu Resultaten zu gelangen, welche für diese beyden Wissenschaften wirklich nützlich werden.

M.

Erste Anfangsgründe der Feldmeßkunst mit allgemein faßlichen und populären Beweisen. Ein Buch für Landwirthe, Forstbediente, für Gärtner und jeden, der sich selbst darin unterrichten will. Von G. Große. Mit beygefügten Holzschnitten. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1798. 20 S. Vorrede und 428 S. Text. 8. 1 Rg. 12 K.

Diese Anweisung zur gemeinen Feldmeßkunst kann Rec. mit Recht allen auf dem Titel genannten Personen, und jedem Liebhaber anrathen, der ohne große mathematische Kenntnisse, sich mit diesem Geschäffte so weit bekannt machen will, als zur richtigen Ausübung in gewöhnlichen Fällen erforderlich ist. Denn ob hier gleich weder eine vollständige Anweisung noch strenge Ordnung, noch auch scharfe Demonstration zu finden ist: so ist doch alles mit zweckmäßiger Vollständigkeit und Gründlichkeit, und dabey besonders faßlich und verständlich vorgetragen, was zu kleinen Vermessungen gewöhnlicher Felder, zu ihrer Berechnung und verhältnißmäßig genauen Eintheilung, auch Kenntniß mancher Vortheile und praktischen Handgriffe verlanget werden kann. Damit man aber wisse, was gelehret werde, und gelernt werden könne: so will Rec. den Inhalt der 26 Kapitel, worin das Werk getheilt ist, anzeigen. Die drey ersten Kapitel sind als Eingang anzusehen, und es wird gehandelt, in dem ersten von der Meßkette und der Messung gerader Linien in ebenem oder auch flachem Felde. Im zweyten wird gezeigt, warum die Feldmesser die Ruthe (es ist vorzüglich vom rheinländischen Maaße die Rede) in 10 Fuß, den Fuß in 10 Zoll, und den

Zoll

Zoll in 10 Linien getheilet haben. Im dritten wird der Uebergang zur eigentlichen Feldmeßkunst gemacht. Es folgen nun die nöthigsten Lehren. Im vierten Kap. von Winkeln und ihrer Messung, wo so wohl der Transporteur, als das Astrolabium beschrieben, und deren Gebrauch gelehret wird. Beygefügt ist noch eine so genannte Winkelmessertabelle, wo für den Halbmesser von 30 Fuß mit den Sehnen von 1 Zoll bis zu 59 Fuß 9 Zoll die Winkel berechnet sind, um auf diese Art auch ohne Instrumente zum Winkelmessen die Winkel bis zu 173° zu finden. 5) Von den Figuren und zunächst von den Dreyecken. Wo besonders die drey vorzüglichsten Lehrsätze von der Gleichheit zweyer Triangel begreifflich gemacht werden. 6) Von den Parallellinien. 7) Von Ausrechnung des Flächenmaaßes der Quadrate und Rechtecke. 8) Der Trapezier, und 9) des Dreyecks. 10) Beschreibung des verjüngten Maaßstabes. 11) Von der Aehnlichkeit der Dreyecke und überhaupt der Figuren. 12) Von jeder geradlinigten Figur einen Abriß zu machen, oder eine ihr ähnliche zu zeichnen. 13) Berechnung der aufgenommenen und aufgetragenen Felder von irregulärer Figur. 14) Von richtiger Eintheilung der Feldfluren, und zunächst von den leichtesten Theilungen. 15) Von der Ausziehung der Quadratwurzel. 16) Felder oder Flächen von bestimmter Figur und Größe abzustecken, oder abzumessen. 17) Von der Theilung geradlinigter vierseitiger Figuren in gleiche oder proportionirte Theile. 18) Von einer sehr bequemen und sichern Eintheilung krumm begränzter Figuren. 19) Von Aufnahme und Berechnung der Länge nach gekrümmter Ackerstücke. 20) Vom Ackermaaße, wie auch von der Reduction desselben. In dem Preussischen Staaten, und vorzüglich in der Provinz Magdeburg, werden 180 rheinländische Quadratruthen auf einen Kammermorgen (d. i. auf einen nach Landesgesetzen bestimmten Morgen) gerechnet; und 30 solcher Morgen machen eine Hufe aus, die also 5400 Quadratruthen enthält. 21) Noch einige besondere Fälle von Theilungen, welche zuweilen vorkommen. 22) Von Ausrechnung der Kreisfläche. 23) Einige geometrische Aufgaben zur Belustigung. Es ist hier vorzüglich die Rede von Erfindung solcher Linien, die nicht unmittelbar gemessen werden können, so wohl bey Weiten, als Höhen, wo auch gelehret wird, die Höhen durch den Schatten zu finden, welchen die Sonne verursachet. 24) Einige wenige Sätze aus der Stereome-

reometrie, oder Körpermessung. 25.) Von den Decimalbrüchen und ihrer Anwendung auf die Gesellschaftsrechnung, oder proportionische Repartition gewisser Kosten und Abgaben. 26) Von Ausziehung der Kubikwurzel; dem eine Tabelle der Quadrate und Kuben der Zahlen von 1 bis 1000 beygefügt ist.

Gz.

Praktische Abhandlung vom Nivelliren oder Wasserwägen; in besonderer Hinsicht auf das zweckmässige Verfahren, das Resultat einer Abwägung untrüglich zu bestimmen; verbunden mit der Anweisung zur Verfertigung der Berg- und Meerprofile. Nebst Beschreibung einer neuen Wasserwage und mehrern hieher gehörigen Bemerkungen. Von Gotthard Christoph Müller, Kön. Grossbritt. Ingenieur-Obrist-Lieut.; öffentl. Lehrer der Mathematik etc. auf der Universität zu Göttingen, etc. Mit VI zum Theil illuminirten Kupfertafeln. Göttingen, im Verlage bey Vandenhoek und Ruprecht. 1799. XII und 136 S. gr. 8. nebst IX, zum Aufnehmen und Nivelliren bestimmter Tafeln, die theils in 4. theils ½ Fol. Bog. eingerichtet sind. 1 Rl.

Unstreitig hat die praktische Meßkunde in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts, im Ganzen ausserordentliche Fortschritte gemacht; so daß selbige gegenwärtig unter denjenigen Theilen der angewandten Mathematik, die sich wegen ihres allgemeinern Nutzens vorzüglich empfehlen, eine der ersten Stellen behauptet. Indessen ist doch bey weitem nicht Alles erschöpft, und unter andern die Lehre vom Nivelliren oder Wasserwägen noch nicht so bearbeitet, als sie wegen ihrer Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit es verdiente. Der Herr Obristlieut. hat dieß ebenfalls mit vollem Rechte gefühlt, und will daher die gegenwärtige Abhandlung bloß als praktische Beyträge, als Kommentar zu den schon vorhandenen brauch-

brauchbaren Aufsätzen vom Nivelliren (S. VI) angesehen wissen. Dieser bescheidenen Erklärung hätte es wahrlich nicht bedurft. Denn unbeschadet Rec. für die vorzüglichsten, hieher gehörigen ältern und neuern Anweisungen vom Wasserwägen alle Hochachtung bezeugt: so findet er in Allen nicht die so genaue Vollkommenheit angebracht, die in der Abhandlung des Herrn O. L. M. fast allenthalben mit einer ausserordentlichen Bestimmtheit und Deutlichkeit hervorleuchtet. Es ist wahr: Baller's, le Febure's, de la Hire's, Piccards und mehr andre ältere Mathematiker hatten die Vollkommenheit der erst später erfundenen Wasserwagen nicht so zu ihrem Gebrauche, wie unsere jetzigen Meßkundigen; aber auch in unsers verstorbenen Böhm's gründl. Anl. zur Meßk. auf dem Felde; Frankf. und Leipzig 1759. 4. S. 199—240 in Brander's, Kästner's, Keith's, Lambert's, della Carla, Meister's exam. niv. hydrost. vulgar. in *Comment. novis Soc. Reg. Scient. Gött.* Tom. VII. 1776. p. 142 seq.; *Perrault's* Machine etc. in *Tallon mach. et inv. acad. roy.* T. I. p. 63 suiv. Ramsden's tragbares Niveau in Geisler's Beschr. vorz. Instr. Leipz. 1792, 4. S. 43 fg. u. m. a. berühmten Schriften sucht man vergeblich das, was hier in Absicht des Gebrauchs und der Beschreibung einer, aus der berühmten und sehr kostbaren allgem. und auf Gesch. und Erfahrung gegründ. theor. prakt. Wasserbauk. der Herren Wiebeking und Kränke in Darmstadt; 1r Bd. entlehnten, und hier S. 105—136 übernommen, vom Herrn Sekr. Schröder angegebenen und verfertigten Wasserwage §. 113—164 vorkommt. Letztere übertrifft bey weitem die, von Herrn O. L. M. schon vor einigen Jahren herausgegebene Beschreib. ein. neu. vorz. gemeinnütz. und bequem. Werkzeugs zum Nivelliren oder Wasserw. m. 1 K. Gött. 1792. 4., die auch in der vorliegenden Abhandlung zum Gebrauche noch empfohlen wird.

Damit wir aber das Ganze und den Inhalt dieser Abhandlung übersehen können, wollen wir eine kurze Uebersicht unsern Lesern davon mittheilen: Die Abhandlung selbst, wird in IX unbezeichnete Abschnitte, und einen Anhang eingetheilt: I. Vom Nivelliren oder Wasserwägen überhaupt, §. 1—3. II. Die Abweichung der wahren und scheinbaren Horizontallinie wird §. 4—26; so wie III. der Ein-

Einfluß der Strahlenbrechung §. 27 — 30 vorgetragen, wozu §. 31. die Tafeln Nr. I — V gehören, die für das französ., rheinl. und Calenbergsche Maaß berechnet sind. Zur Vermeidung der Fehler, Differenzen und andrer hiehin gehörigen Gegenstände wird V §. 32 — 66. Anleitung gegeben. §. 67 — 81 folgt VI die Beschreibung der Werkzeuge, nebst ihrer Berichtigung und der gebräuchlichen Signale §. 82 — 89. — Im VII wird §. 90 — 111. die Ausübung des Wasserwägens; VIII. §. 112 — 122 das Aufnehmen der Bergprofile, und IX. §. 123 — 132 das der Moorprofile gezeigt. Der Anhang enthält §. 133 — 164 die oben schon erwähnte Beschreib. des Schröderschen Niveau's. — Rec. hat mit dem verstorbenen Oberbaurath, Consistor. Rath Silberschlag, bey Gelegenheit des Aufnehmens der Deichbrüche 1784 ober und unterhalb Millingen, ein Nivellement angestellt, das wenig von demjenigen abweicht, wovon S. 122 fg. §. 155 in eben gedachter Gegend gesprochen wird. Vermuthlich wird aber der im Februar 1799 erfolgte Durchbruch im Millingschen und Dornburgschen Deiche, an den Ufern der Wahl, dem Bette dieses und des Rheinflusses, eine neue Neigung der Horizontalabweichung beyder Flüsse verursachen.

Et.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Fauna Boica. Durchgedachte Geschichte der in Baiern einheimischen und zahmen Thiere von *Franz von Paula Schrank*, der Theol. und Philosoph. Doct., kurpfalzb. wirklichem geistlichen Rathe. *Erster Band* erste Abtheilung. Nürnberg, in der Stein'schen Buchhandlung. 1798. 720 S. gr. 8. 1 Rg.

Hier haben wir wieder ein Werk von einem Verf., der sich schon seit langer Zeit durch mehrere Schriften im naturhistorischen Fache rühmlichst bekannt gemacht hat, ein Werk, das so reichhaltig an Beobachtungen ist, daß es jedem Liebhaber der

der Naturgeschichte gewiß sehr willkommen seyn muß. Es enthält dieser Band die Säugthiere, Vögel, Amphibien, Fische und von den Insecten die Coleoptern, im Ganzen 1020 Arten in Bayern einheimischer Thiere, worunter, was besonders die Insecten betrifft, deren Verzeichniß die Hälfte dieses Bandes ausmacht, auch verschiedene neue Gattungen vorkommen. Ueber seine Art zu studiren erklärt sich der Vf. in der Vorrede. Der Naturforscher soll weniger Sammler als Beobachter, weniger Beschreiber als Philosoph seyn. Von Anlegung eines Naturalienkabinets hält er nichts, und verbittet daher auch alle Zuschriften, in welchen man entweder Dubletten, oder Muster der beschriebenen Thiere von ihm verlangen mögte. Er will keine Naturaliensammler, sondern Naturforscher bilden. Dieß zu seyn, sagt er sehr richtig, muß man auf die Erscheinungen im Freyen Jagd machen; aber studiren muß man sie erst in der Ruhe seines Zimmers. Rec. ist indessen dennoch der Meinung, daß einem Naturforscher, welchem Theile der N. G. er sich auch widmen möge, der Besitz eines Naturalienkabinets, in vieler Hinsicht unentbehrlich sey, obgleich die Anlegung desselben nicht der vorzüglichste Zweck seiner Beschäfftigung seyn darf, auch das Kabinet just nicht ausserordentlich groß zu seyn braucht. Die Beobachtungen S. 1 — 45 sind als eine lehrreiche Einleitung zu dem Ganzen zu betrachten, und geben einen Beweis sowohl vom Selbstdenken als der Belesenheit des Verf., der mit wahrem Enthusiasmus für die N. G. zu arbeiten scheint. Gern setzten wir einzelne Stellen daraus hieher, wenn die Kürze dieser Blätter uns solches erlaubte. Eben so lehrreich sind auch die besondern Einleitungen vor jeder Thierklasse. Sehr artig sind die Gedanken S. 9, wo von den Zerstöhrungen im Thierreiche die Rede ist. Einige Provinzialismen z. E. S. 4 vermansachet u. dergl. m. auch manche zu sehr gekünstelte Ausdrücke wünschten wir weg. Von den erwähnten Thieren sind außer den Unterscheidungskennzeichen noch oft genauere Beschreibungen gegeben, der Unterschied beyder Geschlechter bestimmt, nicht selten neue Bemerkungen mitgetheilt, und die merkwürdigsten Synonymen angeführt. Auffallend scheint es, daß Schäffer, der doch um die Bayersche Zoologie manche Verdienste hat, so selten angeführt ist; aber Schäffer hat selten gesagt, woher ihm das Thier, welches er abbildete, gekommen sey; der Verf. hat ihn also nur da angeführt, wo er von dem Daseyn

des

des Thiers in Bayern auf eine oder die andere Art, gewiß versichert war. In Ansehung der systematischen Eintheilung hat der Verf. einen eignen Weg gewählt, und sich an keins von den bis jetzt vorhandenen Systemen völlig gebunden. Dazu könnten wir nun freylich nichts sagen, da ein jeder das Recht hat, sein System nach dem Gesichtspunkte einzurichten, aus welchem er die Wissenschaft und ihre Theile betrachtet; äusserst unbequem ist es aber, daß in der Fauna selbst die Geschlechter ohne Nummern aufgeführt sind; durchaus mußte ihnen die Nummer der vorgesetzten Verzeichnisse beygefügt, oder das Verzeichniß allemal am Ende gesetzt, und dann durch die Seitenzahl auf die Stelle im Buche selbst hingewiesen werden. So macht z. B. S. 369 der Prachtkäfer das 147. Geschlecht aus. Aber was hat man zu blättern, ehe man dieß Geschlecht im Buche selbst findet? Weder Nummer noch Seitenzahl weisen darauf hin. Eine gleiche Unbequemlichkeit hat es auch für den Leser, daß bey den Trivialbenennungen einer jeden Gattung die fortlaufenden Nummern wider alle Gewohnheit nicht vor, sondern allemal nachgesetzt sind. Beydes scheint eine zu sehr gesuchte Neuheit zu verrathen; die aber dem Ganzen mehr nachtheilig als vortheilhaft ist. In der Charakteristik der einzelnen Thierarten, geht der Verf. sehr oft von allen übrigen Systematikern ab; besonders in der Entomologie. Was er S. 82 beyläufig über die Schafzucht in Bayern, S. 87 über die Rindviehseuche, S. 152 über die Taubenzucht, S. 179 vom Haussperling, S. 201 über die Schwalben, S. 250 über die Vögeleyer, S. 255 über die Ausartung der Thiere, gesagt hat, ist sehr lesenswerth, S. 307 äussert er seine Bedenklichkeiten über die bisher angenommene Meinung von der Fortpflanzung des Aals, und bezweifelt das Gebähren lebendiger Jungen bey demselben. Die bisher dafür gehaltenen, hält er für Eingeweidewürmer, und fordert alle diejenigen auf, welche Gelegenheit haben möchten, über dieß noch bis jetzt undurchdringliche Räthsel mehr Licht zu verbreiten, ihre Entdeckungen der Welt mitzutheilen, da die Beobachtungen eines Valisnieri, Marsigli, und O. F. Müller, die hier kürzlich mitgetheilt werden, zur Gewißheit noch nicht hinreichen. Rec. ist allerdings selbst der Meinung, daß in der N. G. besonders in der Fortpflanzung des Aals noch viel Dunkelheit herrsche. Er glaubt aber doch, daß mehrern Beobachtungen zufolge, das Lebendiggebähren des Aals wohl

nicht mehr zu bezweifeln sey. Schon Leeuwenhoek fand außer den Intestinalwürmern auch junge Aale, bey der Section, und im XII. Bande der Schwedischen Abhandlungen, S. 199 finden sich mehrere Beyspiele von ähnlichen Beobachtungen. Uebrigens ist der Wunsch des Verf. hier noch mehr Aufklärung zu erhalten, sehr gerecht, da deren das dunkle Feld der Erzeugung überhaupt, besonders in dem Studio der Ichthyologie wohl noch sehr bedarf. In der Entomologie giebt der Verf. bey vielen Gelegenheiten dem Naturforscher Winke zur nähern Prüfung bis dahin noch unausgemachter Wahrheiten. Hieher gehört besonders, was S. 432 ff. vom Bostrichus typographus und piniperda, S. 564 von den Chrysomelen, u. s. w. gesagt wird. S. 511 vermuthet der Verf., daß Curculio frumentarius und granarius Linn. wohl nur Spielarten seyn möchten, worin Recensent nach mehrern darüber angestellten Beobachtungen und Erfahrungen ihm völlig beypflichtet. In Ansehung der Nomenclatur hat der Verf. sowohl bey den generischen, als Trivialbenennungen sich mancherley Abänderungen erlaubt, welches uns um so weniger gefallen hat, da eines Theils manche der gewählten neuen Benennungen nicht sonderlich ausgefallen, auch wohl zu Mißdeutungen Anlaß geben können, andern Theils aber auch die Synonymie auf solche Art noch vervielfältiget wird, welches besonders im entomologischen Fache ohne Noth nicht geschehen sollte. So nennt er z. E. den Malachius Blasenkäfer, die Lytta Blasenzieher, den Staphylinus Luderkäfer, die Necydalis Schmaldecke, die Cicindela Dünnfußkäfer, u. dergl. m. Alles dieses haben wir indessen nicht gesagt, um die Arbeit des verdienstvollen Verf., die ihren unstreitigen Werth hat, dadurch herabzuwürdigen, vielmehr um ihm zu zeigen, daß wir sein Buch mit Aufmerksamkeit gelesen haben, und demselben durch Entfernung dieser Mängel nur eine noch größere Vollkommenheit wünschten. Druck und Papier sind gut. Wir hoffen, daß der V. wenigstens den letzten Band dieses nützlichen Werks mit einem zweckmäßigen Register über das Ganze versehen werde.

Benjamin Smith Bartons, Dr. der Arzneygelahrheit, und Mitgliedes der Gesellschaft der Wissen-

senschaften zu Philadelphia, u. a. m. Abhandlungen über die vermeinte Zauberkraft der Klapperschlange und anderer amerikanischen Schlangen; und über die wirksamsten Mittel gegen den Biss der Klapperschlange. Aus dem Englischen übersetzt, mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von *E. A. W. von Zimmermann*, Hofrath und Professor in Braunschweig. Leipzig, bey Reinike und Hinrichs. 1798. 102 S. 8. 9 gr.

Die Wirkung der angeblichen Zauberkraft der Klapperschlange (Crotalus horridus L.) soll bekanntlich darin bestehen, daß Eichhörnchen, kleine Vögel, ꝛc. von den Bäumen der darunter liegenden Schlange gleichsam von selbst in den Rachen fallen. Die Art und Weise, wie diese Zauberkraft, nach der Erzählung mehrerer Schriftsteller sich äußern soll, und die damit verbundenen nähern Umstände, hat der Verf. S. 3 angegeben, und obgleich der Uebersetzer in der Anmerkung S. 4 ganz richtig sagt, daß Barton dem Kalm, den er dabey anführt, etwas zu viel Leichtgläubigkeit zugeschrieben habe: so ist doch im Ganzen unläugbar, daß der Glaube an diese vermeinte Zauberkraft sich sehr weit verbreitet, und nicht nur unter dem rohern Theile des Volks; sondern auch selbst bey Männern von Einsichten und Beobachtungsgeist Eingang gefunden hat, und großentheils noch jetzt findet.

Der Verf. hat seit mehrern Jahren die Natur der Klapperschlange, die Geschichte der vermeinten Bezauberung, und die Methoden, ihren Biß zu heilen, unbefangen und genau studirt, und liefert in diesem Buche fast alles, was darüber gesagt worden ist, und gesagt werden kann. S. 7 untersucht er die Quellen dieses Aberglaubens, wovon er weder bey den Griechen noch bey den Römern eine Spur findet. Der Uebersetzer verweist indessen in der Note auf eine Stelle im Plin. H. N. VIII. 14, wo zwar nicht von einer eigentlichen Bezauberung; aber doch von einem Bemächtigen lebender Thiere, Vögel, durch eine anziehende, in die Ferne wirkende, Kraft die Rede ist. Nach S. 11 ff. soll einiger Meinungen zufolge der Aberglaube von der Zauberkraft

kraft unter den nordamerikanischen Wilden seinen Ursprung genommen haben, und von mehrern Stämmen der Indier diese Schlange verehrt werden; doch mag auch dieser Aberglaube jetzt unter denenjenigen Indianern, welche Gelegenheit gehabt haben, mit den Europäern umzugehen, ziemlich vermindert worden seyn, auch die Verehrung der Klapperschlange selbst, mehr von der Furcht vor derselben als vom Glauben an ihre Zauberkraft, herrühren. Unter den Indiern von Südamerika findet der Verf. (S. 19) keine Spuren der Meinung, daß die Klapperschlange andere Thiere bezaubern könne. Auch Piso hat kein Wort davon gesagt, und Kalm, der so viel davon geschrieben hat, gesteht doch deutlich, daß er selbst nie ein Beyspiel von der Wirkung dieser Zauberkraft gesehen habe. S. 28 trägt der Verf. die Meinungen vor, die einige amerikanische Schriftsteller, Bartram, Pennant, ꝛc. über die Zauberkraft der Schlangen geäussert haben. Cepede sucht solche auf eine zwiefache Art zu erklären. Einmal nimmt er an, daß der stinkende Athem die Thiere benimmt, und sie am Entfliehen hindert; und dann, daß das Thier wirklich bereits von der Schlange sey gebissen worden, und alle nachmalige sonderbare Bewegungen desselben nur Wirkungen der Angst seyen, welche das in ihm nun so schmerzhaft wirkende Gift hervorbringe. Der erstern Meinung scheinen einige Beobachtungen bewährter Männer das Wort zu reden, und letztere hat auch schon Kalm angenommen. Der Verf. ist aber für beyde nicht, und setzt S. 37 ff. seine Gedanken darüber umständlich aus einander. Der stinkende Athem der Klapperschlange ist an und für sich noch nicht erwiesen, und wenn auch nach Bosmaer Vögel und andere Thiere beym Anblick und bey den Bewegungen der Klapperschlange unruhig geworden sind, und nach Bartram selbst Pferde in einer Entfernung von 40 bis 50 Ellen ihren Abscheu durch Schnauben und Wiehern und andere Merkmale gegen das Thier gezeigt haben: so ist doch dieß alles mehr Beweis einer natürlichen Furcht, als Folge des stinkenden Athems oder einer Bezauberung. Oft liegt eine Klapperschlange Tage lang unter einem Busche, in welchem Drosseln und Fliegenstecher ihre Jungen erziehen, ohne im mindesten durch jene schädlichen Ausdünstungen zu leiden. Raubvögel hingegen schweben oft lange über ihr, stoßen endlich auf sie herab, und führen sie ihren Jungen zum Futter ins Nest, (wovon auch S. 73 mehrere Beyspiele angeführt werden)

 aber

aber so wenig die Alten als die Jungen leiden von der Ausdünstung oder dem Athem der Schlange. Einige in Philadelphia mit der Klapperschlange angestellten Versuche entsprechen auch den Vosmaerschen Versuchen nicht; Vögel, die man zu ihr in einen Bauer gesetzt hatte, suchten ihr zu entfliehen, und die Schlange sich ihrer oft, jedoch selten mit glücklichem Erfolg, zu bemächtigen. Eine Enberiza nivalis, hüpfte einige Stunden bey ihr im Bauer munter herum, setzte sich ihr sogar auf den Rücken, und fraß dabey die ihr hingestreueten Sämereyen; die Schlange muß also wenigstens keine dem Vögel schädliche Ausdünstung von sich gegeben haben, welches sich überdem auch schon dadurch widerlegt, daß die Wohnungen dieser Schlangen gerade die Lieblingsörter der Frösche sind, und mehrere Vögelarten die Periode ihrer Paarung und Heckzeit in Wolken von mephitischen Dünsten zu bringen.

Bey den gebissenen Thieren finden sich beträchtliche Verschiedenheiten der Wirkung. Bey einigen zeigt sich ein hoher Grad von Entzündungsfieber, bey andern eine völlige Schlafsucht. Das eine Thier fühlt erst mehrere Minuten nach dem Biß die Wirkung des Giftes, ein anderes hingegen augenblicklich. Aber in jedem Falle der wirklichen Vergiftung zeigen sich Symptome, welche durchaus von allen denen, die bey der sogenannten Bezauberung vorkommen, verschieden sind.

Es ist überdem in Amerika bekannt, daß die Klapperschlange nicht die einzige Schlangenart ist, der man eine solche Zauberkraft zuschreibt; sogar soll sie der Coluber constrictor L. noch darin übertreffen, dessen Biß doch durchaus nichts giftiges hat.

S. 51 ff. hat es der Verf. mit Herr Blumenbach zu thun, der zwar, wie sich von selbst versteht, die angenommene Zauberkraft der Schlangen verwirft; das Phänomen selbst aber auf eine andere Art zu erklären sucht, wogegen jedoch unser Verf. mancherley zu erinnern findet, und vermuthet, daß Herr Bl. zum Theil unrecht berichtet sey.

Das Resultat des Ganzen besteht also darin, daß der Verf. die Zauberkraft der Klapperschlange und anderer Arten für völlig ungegründet hält, und dabey (S. 56) auf folgende

gende beyden Punkte insonderheit Rücksicht nimmt: 1) Was es für Vögelarten sind, die von den Schlangen angeblich bezaubert werden sollen? 2) Zu welcher Jahrszeit sich dieses sonderbare Phänomen vorzüglich ereignet?

Den Beobachtungen zufolge sind von allen (S. 59 näher verzeichneten) Vögelarten, diejenigen dem sogenannten Zauber der Klapperschlange am meisten ausgesetzt, die ihre Nester an der Erde selbst oder auf niedrigen Zweigen bauen, und zwar längst den Flüssen und Bächen, und andern von den Schlangen häufig besuchten Orten; wie sich denn auch beym Seciren der Schlangen gewöhnlich nur Vögel, die auf diese Art bauen, in ihrem Magen finden. Die Klapperschlange selbst besteigt fast nie die Bäume. Gemeiniglich findet man sie nur an der Wurzel, und zwar besonders an feuchten Plätzen. Die Behauptung, daß man sie oftmals um einen Baum gewunden angetroffen haben will, hält der Verf. S. 63 für völlig ungegründet.

In Ansehung der Jahreszeit haben die Untersuchungen des Verf. gelehrt, daß fast in jedem Falle der vermeinte Zauber der Schlangen auf die Vögel gerade zur Zeit ihres Brütens und Erziehens ihrer noch hülflosen Jungen gewirkt habe, und daß das angstvolle Geschrey, welches man für das Zeichen der Bezauberung ausgegeben hat, lediglich eine Folge der ängstlichen furchtsamen Fürsorge für die Erhaltung der Jungen sey, wenn etwa der Coluber constrictor, oder eine andere Schlange vom Hunger getrieben, sich an einem Baume in die Höhe schlingt, worauf sich ein Vogelnest befindet; in welchem Falle denn freylich nicht selten die Jungen, zuweilen auch die Alten, wenn sie sich dem Vordringen ihres Feindes widersetzen, demselben zur Beute werden.

Die gewöhnliche Nahrung der Klapperschlange besteht (S. 71) in der Rana ocellata L., die sich an Bächen und Flüssen aufhält, und worauf die Schlange in ihrem Hinterhalte lauert. Gewöhnlich und fast immer findet man auch in ihrem Magen die Ueberbleibsel davon, und nur selten solche von Vögeln oder Eichhörnchen. Hieraus schließt nun der Verf. sehr richtig, daß, wenn die Schlangen, die ihnen angedichtete Zauberkraft wirklich besäßen, man sodann doch offenbar in ihrem Magen gerade die Thiere finden müßte, von welchen man annimmt, daß sie von ihnen bezaubert

werden, nämlich Vögel und Eichhörner, welches aber durchaus nicht der Fall ist.

S. 78 handelt nun der Verf. von den wirksamsten Mitteln gegen die schrecklichsten Folgen des Bisses der Klapperschlange. Den Erfahrungen zufolge beißt die Klapperschlange in den Monaten ihrer Ermattung oder auch Erstarrung selbst nicht ohne augenscheinlichen Widerwillen, und dann auch ohne bedeutende, ja wohl gar ohne alle böse Folgen. So giebt es auch in den heißesten Monaten, wo dieser Biß so schreckliche und schnell tödtende Folgen hat, doch zuweilen Individuen davon, deren Giftbehälter, fast ganz leer, mithin unschädlich sind. Man hat den Versuch gemacht, verschiedene Tage hinter einander mehrere Hühner von einer und eben derselben Klapperschlange beißen zu lassen. Das am ersten Tage gebissene verlor in wenig Stunden alle Lebenskräfte und starb. An den beyden folgenden waren die Wirkungen bey den Hühnern weit schwächer, und die am vierten Tage gebissenen litten gar nichts. Hieraus läßt sich erklären, warum zuweilen Leute ohne schädliche Folgen von der Klapperschlange gebissen werden; und warum verschiedene Pflanzen für wirksame Gegengifte gehalten worden sind, auch dient dieser Umstand zum Beweise, daß das Gift bey der Klapperschlange nur sehr langsam abgesondert wird. Die allgemeine Kurmethode besteht darin: So bald jemand von der Klapperschlange gebissen ist: so wird dasjenige Glied, oder derjenige Theil des Leibes, dem durch den Biß das Gift eingeflößt ist, in sofern dieß nur immer möglich ist, sehr scharf unterbunden. Sodann wird die Wunde scarificirt, und ein Gemisch von Salz und Schießpulver, zuweilen auch nur eins von beyden darauf gelegt; das Ganze aber mit der Rinde des weißen Wallnußbaums (Iuglans alba L.) überbunden. Zu gleicher Zeit werden dann häufig Infusionen, oder auch Decocte von verschiedenen Vegetabilien, nebst einer starken Portion Milch innerlich gegeben. — Ueber die nähere Behandlung der Kur, die Wirkung mehrerer Arzneymittel, die Symptome der Krankheit unter verschiedenen Umständen, die Beschaffenheit und Wirkung des Giftes, u. dergl. m. hat der Verf. S. 83 bis 99 noch viel Lesenswürdiges vorgetragen. Zuletzt folgt ein Verzeichniß derjenigen Pflanzen, welche theils von Indianern, theils von dortigen Europäern in ähnlicher Absicht empfohlen werden.

Der

Der verdienstvolle Uebersetzer dieses Buchs hat in den Anmerkungen hin und wieder manches theils berichtiget, theils ergänzt, oder erläutert.

Ek.

Die Nonne im Walde und ihre Schwestern, kein Roman. Von einem Voigtländer. Leipzig, bey Crusius. 1798. XII und 100 S. 8. 8 gr.

Dieser Voigtländer, laut von ihm unterzeichneter Vorrede Herr Carl Jopf, Fürstlich Reuß-Plauischer Forstsecretair zu Greitz, zeigt sich als geschickten, und daher aufmunterungswerthen Beobachter; wenn er gleich darüber nicht gelobt werden kann, dem sehr ernsthaften, und in der That lehrreichen Versuch eine so zweydeutige Aufschrift gegeben zu haben. Wer sieht nicht, daß in unsern schreibseligen Tagen, wo die Auffindung anziehender Titel oft mehr Kopfbrechen kostet als der Inhalt selbst, ein dergleichen Frontispitz, trotz seiner Protestation kein Roman zu seyn, gerade deßhalb das Gegentheil hervorbringen, und Käufer sowohl als Verkäufer irre führen muß, auch wirklich schon irre geführt hat?

Die dem Nadelholz der nordlichen Hälfte Deutschlands seit einigen Jahren so nachtheilig gewordne Phalaena bombyx monacha ist der Hauptgegenstand seiner Untersuchung. Der, wie er ihn nennt, grünköpfige Nadelholzspanner, welcher mit dem Fichtenspanner, (Phalaena geometra piniaria) große Aehnlichkeit und in benachbarten Waldungen Chursachsens schon viel Schaden angerichtet hat, erhält im Vorbeygehn gleichfalls Aufklärungen, die über seinen wirklichen Unterschied von der Esperschen Geometra piniaria fast nicht mehr zweifeln lassen. Da Herr J. die Stahlmotte (Phalaena noctua quadra) wohl eben so häufig als die Monacha auf Fichten und Tannen, und sogar auf der Kiefer antraff: so entgieng auch diese nicht seinen Beobachtungen; die jedoch dahin ausfielen, daß sie, wie mehr andre Raupen, nur von den Flechten der Bäume zu leben scheine, und daher für gar nicht gefährlich zu achten sey. Was in den drey folgenden Abschnitten von den Ursachen der eine Zeit lang wenigstens so häufigen Vermehrung (denn das

Uebel scheint doch überall nachzulassen) der Monacha beygebracht wird, so wie von den bisherigen Folgen des Raupenfraßes selbst, und den dagegen zu versuchenden Mittel, ist um so weniger eines Auszugs fähig, da der Verf. sehr oft mit den Schriftstellern sich zu thun macht, die bereits über eben diesen Gegenstand und das in ziemlicher Menge sich hören liessen; ohne deßhalb sonderlich viel Anwendbares gesagt zu haben. Aus den im Reußischen gegen das Uebel getroffenen Anstalten erhellt indeß, daß solche zweckmäßig gewesen, und daher auch andern Gegenden zu empfehlen sind. Machte man der Voigtländischen Forstverwaltung wirklich den Vorwurf, sich in Abwehrung der Waldplage saumselig erwiesen zu haben: so weiß Herr J. seine Landsleute deßhalb aufs Beste zu rechtfertigen, und oben ein noch über Furcht vor Holzmangel, über Holzsparung und andre damit verwandte Materien, so manches Beherzigenswerthe meist mit praktischer Umsicht beyzubringen, daß kein Forstkundiger sein Buch ohne Belehrung aus der Hand legen wird. Diejenigen freylich, die vom Raupen- und Puppenlesen, Nachtfeuern u. dergl. sich so viel versprechen, werden hier weniger ihre Rechnung finden. Schade, daß Herr J. außer den bereits im Reußischen wieder gehegten Waldvögeln, in das Kapitel der mancherley Fliegen, Wespen und andrer den Raupen in allen ihren Verwandlungsperioden nachstellenden Insekten nicht tiefer einzudringen Lust gehabt, als worüber der Zukunft gewiß noch merkwürdige Wahrnehmungen vorbehalten sind.

Uebrigens hat der Verf. nicht allein brauchbare Dinge zu sagen; sondern sie auch leicht und angenehm vorzutragen gewußt. Hier und da wird seine Laune zwar ein wenig üppig und gar zu anspielungsreich; dieser Auswuchs jedoch, wenn es anders einer ist, gehört glücklicher Weise in die Klasse derer, wovon noch junge Schriftsteller — und vermuthlich ist Herr J. ein solcher — bey so guter Anlage sich unaufgefordert loß zu machen, und nur das ad rem beyzubehalten wissen. S. 53 stieß Rec. auf eine Wortfügung oder vielmehr Trennung, die vor unsern Grammatikern schwerlich bestehen wird; dem Ohr aber so gelegen kommt, daß es der Untersuchung nicht unwerth scheint: wieweit diese Freyheit den Rechten der Deutlichkeit unbeschadet sich wohl ausdehnen lasse? Da steht nämlich: „Unsre Hoheräsfenbälge werden „auf

„auf zu pfeiffen, und unsre Hämmer auf zu pochen hören,“ u. s. w. — Wie schleppender und schwerfälliger wird Alles, sobald das Wort Aufhören hier sich ungetrennt behaupten will, und das zweymal hinter einander!

X.

George Santi, Professors zu Pisa, naturhistorische Reise durch einen Theil von Toscana. Aus dem Italienischen übersetzt von Gerasimus Constantini von Gregorini, Doctor der Arzneykunde und Wundarzneykunst; durchgesehen, mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen begleitet von Kurt Sprengel. Nebst einem Kupfer. Halle, bey Gebauer. 1797. 238 S. 8. 18 gr.

Italien bietet dem Naturforscher eine so unerschöpfliche Quelle merkwürdiger Beobachtungen dar, daß der einsichtsvolle Reisende auch nach so vielen Vorgängern immer noch Stoff zu neuen Bemerkungen findet. Die vor uns liegende Reise betrifft zwar nur einen sehr kleinen Theil jenes schönen Landes — sie gieng von Pienza, dem Geburtsorte des Verf. bis auf den Gipfel des Bergs Montamiata — aber sie enthält eine Menge schätzbarer Bemerkungen, und verdient einen ehrenvollen Platz unter unsern naturhistorischen und physikalischen Reisebeschreibungen. Das Hauptaugenmerk des Vf. war auf Mineralien und Pflanzen gerichtet; ingleichen hat er die mineralischen Quellen, die er auf seinem Wege angetroffen, untersucht; dann aber ertheilt er auch Nachricht von einigen Ortschaften, ihren Bewohnern und deren Beschäfftigung. So beschreibt er die Bereitung des Vogelleims in der Gegend von Montamiata; auch erzählt er ein paar rührende Beyspiele von der Uneigennützigkeit jener armen Bergbewohner, die ihm und seinem Reisegefährten von ihren Habseligkeiten mittheilten, ohne die geringste Belohnung dafür anzunehmen. Die Uebersetzung ist, wenige Stellen abgerechnet, rein und fließend, und hat, nach der Bemerkung des Vorredners, noch den Vorzug, daß sie da, wo das Original gar zu wortreich ist, die nöthige Kürze bekommen

hat

hat. Die Anmerkungen von Spr. gereichen ihr ebenfalls zur Zierde. Die beygefügte topographische Karte ist schlecht.

Hh.

J. Ingenhouß über Ernährung der Pflanzen und Fruchtbarkeit des Bodens. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Gotthelf Fischer, der Weltw. Dr. rc. Nebst einer Einleitung über einige Gegenstände der Pflanzenphysiologie von F. A. von Humboldt. Leipzig, in der Schäferischen Buchhandl. 1798. 12 Bog. 8. 18 Kr.

Obgleich die gegenwärtige Abhandlung des berühmten Verf. nicht leer an neuen Versuchen über das Wachsthum der Gewächse ist: so zeichnet sie sich doch mehr durch die Zusammenstellung älterer Beobachtungen und durch die Anwendung physikalisch-chemischer Erfahrungen neuerer Naturforscher auf die Physiologie der organischen Körper aus. Sollte auch gleich der Ackerbau noch immerfort nach eben der Methode betrieben werden müssen, welche man durch das Ansehen der verflossenen Zeit, für festgegründet hält, und wenn auch die künftigen Physiker selbst anrathen sollten, das Feld wie bisher mit Dünger zu versehen: so würde dennoch die angewandte chemische Kenntniß auf die Oekonomie überhaupt, wie besonders auf den Ackerbau, keineswegs fruchtlos gewesen seyn. Und in soferne wird ein so beschaffener Vortrag eines solchen Mannes, der sich schon seit mehreren Jahren mit diesen Gegenständen vertraut gemacht hat, auch lehrreich seyn können, wenn auch schon derselbe in einem oder dem andern Punkte zu irrigen Vorstellungen verleitet worden seyn sollte.

Der Verf. glaubt, daß weder Wasser noch Erde die wahre Nahrung der Vegetabilien enthalte; sondern er suchet sie in der atmosphärischen Luft, welche von den Gewächsen zersetzet würde, und die Hauptnahrung derselben ausmache. Der Kohlenstoff, den alle Saamen enthielten, werde bey der

der Zersetzung der Luft, durch den Sauerstoff in kohlensaures Gas gebildet, daß den Gewächsen zur Nahrung diene, woraus ihre Säuren, Oele, Schleime, u. s. w. mit dem aus der atmosphärischen Luft absorbirten Azot in ihren Organen ausgearbeitet, verschiedentlich modificiret und verbunden würden. Dem ungeachtet reimt der Verf. doch ein, daß auch in dem Dünger eine größere Menge von dieser Nahrung wirklich vorbereitet, und zum Theil unter der Gestalt von Kohlensäure, schleimigter, öligter und salzigter Materie eingesogen werde, wodurch die Pflanze in den Stand gesetzt werde, Nahrung zur Entwickelung mehrerer Zweige, Blumen und Früchte zu verschaffen.

Verschiedene dieser Begriffe hat Herr von Humboldt in der Einleitung zu berichtigen gesucht, und der Uebersetzer in den Anmerkungen mit verschiedenen Erinnerungen begleitet.

Cwt.

Forst- und Jagdwissenschaft.

Johann Ehrenfried Vierenklee's Anfangsgründe der theoretisch-praktischen Arithmetik und Geometrie für diejenigen, welche sich dem Forstwesen widmen; nach den gegenwärtigen Bedürfnissen verbessert und vermehrt von Friedrich Meinert, Professor in Halle. Mit Kupfern und einer illuminirten Platte. Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandlung. 1797. 781 Seit. 8. 2 Rg. 12 X.

Unstreitig hat diese Umarbeitung des Vierenkleeschen Werks für den mathematischen Forstmann gewonnen. Rec. kennt zwar viel Forstbediente; aber darin kann er sich nicht mit Herrn Meinerts vereinigen, daß die Klasse von Forstofficianten, welche sich immer mehr vom empirischen Verfahren zu entfernen suchen, für das Publikum der Forstmänner zu halten seyn sollten; vielmehr ist dieses Häuflein, welche sich Kennt-

Kenntnisse in der Mathematik zu verschaffen suchen, bey welchem noch nicht das Zahlreichste. Es giebt viel Forstbediente, welches brauchbare Männer in ihrem Dienste sind; wenn man bey diesen aber Lust zu Erlernung der arithmetischen und geometrischen Hülfsmittel in ihren Dienstgeschäfften erwecken wollte: so könnte die Lehrart hierzu nicht einfach, und der Vortrag nicht populair genug gewählet werden, um sie nur nicht von dem Lesen solcher Bücher abzuschrecken. Ein Buch, wie das vor uns liegende, ist ein vortreffliches Compendium, um bey einem Unterricht junger angehender Forstmänner zum Grunde gelegt zu werden; zumal wenn der Lehrer selbst Forstkenntnisse besitzt, und die Lehrsätze der Rechnen- und Meßkunst darauf anzuwenden versteht; hierdurch wird er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer feststellen, und dazu werden ihm gewiß diese Anfangsgründe der theoretischen und praktischen Geometrie manche Anwendung auf das Forstwesen an die Hand geben. Herr Meinert hat sie mit manchen Zusätzen vermehrt, und eine nach königl. Preuß. Verordnungen gezeichnete Forstcharte statt der alten mit Baum besetzten, Vierenklee'schen Zeichnung angehangen; die Beschreibung dazu aber aus von Burgsdorff und Hennerts Schriften gezogen. Durch diese und mehrere Zusätze hat sich diese neue Auflage auf 200 Seiten vermehrt.

In der Einleitung handelt der Verf. von der mathematischen Lehrmethode. Sie giebt jungen Forstmännern, die sich dem Studium der Mathematik widmen, einen deutlichen Unterricht von dieser musterhaften Methode. Vierenklee in der ersten Ausgabe sagt hierüber nichts, so nöthig es auch ist für Forstmänner, welche die Mathematik zu ihren Dienstgeschäfften lernen, mit der mathematischen Lehrart bekannt zu machen, wodurch sie mit Ordnung denken, und bey dem Gang aller Geschäffte einen sichern Leitfaden sich verschaffen können. Nur fürchtet Rec., daß die vom Verf. genannte Mittelklasse der Forstofficianten sich ohne andere Hülfe in die allgemeinen mathematischen Begriffe, welche Herr Meinerts der Rechenkunst voranschickt, hinein denken werden. Die Beyspiele, welche Vierenklee von der Addition, Multiplication, Subtraction und Division in der ersten Ausgabe zum Dienstgeschäffte der Forstmänner anwendet, hat Herr Meinerts beybehalten, auch hin und wieder vermehrt. Z. B. S. 139 welches Beyspiel, aber doch nicht für den Forstmann,

von

von dem noch keine Uebung in mathematischen Wissenschaften vorausgesetzt wird, faßlich genug zu seyn scheint. Es heißt: ein Gutsbesitzer tritt $\frac{1}{16}$ eines Waldes an einen Ersten ab, dieser tritt von seinem Antheil einem Andern $\frac{1}{4}$, dieser einem Dritten von dem seinigen $\frac{5}{8}$ u. s. w.; es frägt sich nun: was für einen Antheil der Erste an dem ganzen Walde hat. Da gemeiniglich in solchen Fällen die Theile in Morgen und Q. Ruthen gegeben werden: so kann man diese Rechnung wohl entbehren.

Die Decimalbruchrechnung folget in dieser neuen Ausgabe mit Zusätzen nach der ordinairen Bruchrechnung. Vierenklee beschließt aber die Rechenkunst mit dieser Rechnungsart, und hat sie vermuthlich deßhalb hinter Extraction der Wurzel gesetzt, weil in vielen Beyspielen von Quadrat- und Cubikberechnungen Decimalbrüche vorkommen. Die Beyspiele, die auf das Forstwesen Bezug haben, sind aus der ersten Ausgabe des Vierenklee beybehalten. Das Ausziehen der Quadrat- und Cubikwurzel ist hier mehr analysirt, so daß ein Lehrer bey mündlichem Vortrage dieses recht gut benutzen, und diese Lehre dadurch deutlicher machen kann. Für den allergrößten Theil der Forstbedienten aber, welche Arithmetik und Geometrie aus Büchern lernen wollen, möchte diese Zergliederung wohl ohne mündlichen Unterricht zu schwer fallen. Der Verf. hat diesen Abschnitt noch mit Extraction der Quadratwurzel aus Brüchen; doch ohne Anwendung auf das Forstwesen, und eben so ist auch die Ausziehung der Cubikwurzel bearbeitet.

Die Lehre von den Verhältnissen ist gegen die alte Ausgabe des Vierenklee sehr vermehrt; besonders durch die arithmetischen Verhältnisse; wovon aber keine Anwendungsbeyspiele zum Forstwesen beygefügt sind. Die Lehre von den gleichen Durchschnitten verschiedner Größen, ist mit gutem Nutzen zur Forstwissenschaft anzuwenden. Bey der gemeinen Regula de Tri in ganzen und gebrochnen Zahlen sind Vierenklee's Beyspiele beybehalten worden.

Ein nützlicher Zusatz für Forstmänner und Waldmesser ist, daß der Verf. das Verhältniß des Fußmaaßes, der Flächen, die Gewichte- und Körpermaaße, auch das Maaß verschiedner Sortiments von Nutzhölzern, welche letztern jedoch einer großen Vermehrung fähig sind, anführt.

Fer-

Ferner ist die Lehre der Verhältnisse durch die Kettenregel und sogenannte Reesische Regel vermehrt worden.

Von der Anwendung der Arithmetik zur Taxation, weiset Herr Meinert auf die Schrift des Hauptmann von Oppen, weil die Taxationsmethoden in jeder Provinz verschieden sind, und die Berechnung der Holzbestandsregister und Recapitulationen Abänderungen leiden.

Geometrie. Dieser Theil hat beträchtliche und nützliche Zusätze erhalten. Die Einleitung ist nothwendig und nützlich, weil Vierenklee in der alten Ausgabe zwar Erklärung voranschickt; es ist aber gewiß, daß selbige durch Hrn. Meinerts Umarbeitung mathematischer und zweckmäßiger erschien. Die Zusätze bey der Längenmessung sind belehrend; aber die Anwendung in den Forsten, findet in Ausübung unüberwindliche Schwierigkeiten. Z. B. S. 425 die Verlängerung einer Schlaglinie in dem Walde, wo ein Gegenstand dazwischen trifft, den man nicht wegräumen kann. Mit Perpendiculairen zu ummessen, ist auf dem Papier und nach der Theorie ganz recht; aber im Walde ausserordentlich unzuverlässig. Besser ist es, sich, ohne alle diese Weitläuftigkeit, mit der Boussole zu helfen.

Die Berechnung und Eintheilung der Flächen hat einige Zusätze erhalten; größtentheils aber sind hier die Aufgaben aus der alten Ausgabe des Vierenklee beybehalten. Wird dieser Unterricht als Lehrbuch bey einer Vorlesung von einem sachverständigen Forstmann zum Grunde gelegt: so lassen sich viel nützliche Anwendungen auf das Forstwesen machen.

Die Lehre von der Körperausmessung ist durch die Berechnung der Kugel und ihrer Oberfläche, auch des Kegels vermehrt, und zuletzt eine Nachweisung einiger Schriften beygefügt, worin die Beweise von den hier ohne mathematische Beweise angeführten Sätzen zu finden sind.

Sodann folgt die Anwendung der Geometrie zum Forstwesen. Die Einleitung ist mit einigen Zusätzen, besonders Erklärungen einiger Kunstwörter bey Eintheilung der Forsten, welche wahrscheinlich aus Hennerts kurzer Anweisung rc. genommen sind, vermehrt. Manche Erklärung hätte eine nähere

nähere Bestimmung nöthig. Nach Rec. Meinung ist ein Forst ein holztragendes, oder zum Holz tragen bestimmtes, begränztes und mit dem Forstrecht verbundenes Grundstück.

Das Messen der Höhe eines Baums und seine Zopfstärke mit dem Mikrometer ist mit Zusätzen vermehrt. Für den praktischen Forstmann sind dergleichen Operationes sehr unbrauchbar, und kann nur für Anfänger, die kein geübtes Auge haben, nützlich seyn. Es würde dem Forstbedienten schlecht ergehen, der einige Schock Holz täglich anschlagen muß, wenn er mit dem Mykrometer operiren sollte.

Die Anweisung zu Vermessung der Forsten, hat hin und wieder auch Zusätze erhalten. Ein praktischer Waldmesser wird aber schwerlich seine Figur nach den äussern Gränzen, wenn der Inhalt beträchtlich ist, und die Gränzen irregulär sind, vermessen. Die Figur würde niemals auch bey übermenschlicher Akuratesse schliessen. Solche Forst muß in Figuren getheilt, und selbige mit einander verbunden werden. Unter den Büchern, welche der Verf. anführt, findet Rec. in keinem eine vorzügliche Anleitung zur Vermessung der Forsten.

Wiesenhavers Anleitung zur Forstabschätzung führt der Verfasser zwar an. Die hierin enthaltene beliebte Schlesische Methode zu Eintheilung der Forsten, würde ihm zur Auflösung einer planimetrischen Aufgabe Gelegenheit gegeben haben haben, welche Forstmännern nützlich seyn kann.

Die Anweisung zur Eintheilung der Reviere in Haim gehört zwar hierher; sie würde aber doch, da sie sich so nur auf die Gegend, wo Bierenklee schrieb, beziehet, eine Umarbeitung nöthig gehabt haben, um sie in mehrern Gegenden brauchbar zu machen. Die Anweisung zur Eintheilung der Forsten selbst, hätte so wie Bierenklee dazu Anweisung giebet, und wie er, die Schläge abzustecken, lehret, ganz verworfen werden müssen; weil sie in der Ausübung unausführbar, und wenig Sachkenntniß des Eintheilers verrathen würde.

Obgleich Herr Meinert einige Schriften anführet, welche diese Materie weitläuftiger abhandeln: so würde doch in diesem Lehrbuche eine zweckmäßige Anweisung, wie eine Eintheilung in der Forst zu realisiren, welches nach der Bierenklee'schen

klee'schen Anweisung sehr unzulänglich ist, ausgefallen, nicht überflüssig gewesen seyn.

Die Anwendung der Körperberechnung zum Forstwesen, hat in dieser Umarbeitung wenig Veränderungen und Zusätze erhalten. Sehr richtig ist die Bemerkung S. 68, daß die Aufgaben von Bestimmung des Werthes von verschiedenen Holzarten, eher Rechnungsaufgaben als Regeln zu einem so wichtigen Theil der Forstökonomie anzusehen sind; da hierzu technische Landes- und mehrere Forstkenntnisse gehören und vorausgesetzet werden müssen.

Herr Meinert hat vollkommen recht, daß er die Anweisung von Berechnung des Zuwachses am Holze, wie sie Vierenklee vorträget, abgekürzet hat; sie hält bey physikalischen Prüfungen nicht Stich. Er berechnet diesen Zuwachs nach der Methode des Herrn Forstmeister Hartig, die aber eben so wenig in großen Forsten, ohne einen ganz übertriebenen hohen Etat, der nicht erfüllet werden kann, dadurch zu erhalten, anwendbar ist. Hier kömmt es bloß darauf an, den Zuwachs von der ersten Klasse während der Hauperiode nach einiger Wahrscheinlichkeit auszumitteln. Denn wahrscheinlich bleibt diese Berechnung jederzeit, und ist auch hier keine Genauigkeit so wenig möglich als nöthig, man mag ihn nach einer Logistik oder nach einer andern krummen Linie berechnen: so werden alle diese Resultate niemals mit der Erfahrung stimmen.

Die Zuwachsberechnung des Holzes nach Vierenklee hat Herr Meinert, wie gesagt, weggelassen; und die Methode substituiret, wo der Zuwachs durch Berechnung des körperlichen Inhalts eines Ringes vom Umfange des Stammes zwanzig Jahrringer zurückgezählt bestimmt; dieses Stück wird cubisch berechnet, und man erfährt dadurch, wie viel der Stamm in 20 Jahren zugewachsen ist. Diese Operation wird bey starken, mittelmäßigen und schwachen Stämmen vorgenommen; sodann aber der Zuwachs und die Stämme zu Klaftern reducirt. Der Zuwachs muß aber nicht nach Cubikfuß der ganzen Masse, sondern nach Stämmen berechnet werden, diese muß man also zählen, wodurch die Taxation ausserordentlich erschwert wird; die Berechnung des Zuwachses erstreckt sich auch nur bloß auf den Zuwachs des Stammes; nicht aber auf den Zuwachs des ganzen Baumes,

mes, mit Zopf- und Zackenholz. Wenn man sich auch die Mühe giebt nach dieser Verfahrungsart, nach andern Holzringen zu prüfen: so wird man auffallende Abweichungen finden. Eben so unrichtig ist Vierenklees Berechnung, wie viel Holz man von einem Revier mit Zuwachs jährlich in einer gewissen Zeit dergestalt schlagen lassen kann, daß am Ende der Periode der Holzvorrath mit dem Zuwachs ganz aufgeräumt seyn wird.

Herr Meinert hat dieser neuen Ausgabe des Vierenkleeschen Werkes eine Zeichnung zu einer Forstcharte, wie sie bey dem preussischen Forstwesen üblich ist, beygefügt. Da aber keine Jägen auf eine Seite gezeichnet sind: so ist auch die Anweisung zur Aufnahme des Situationsplans, welche darauf Bezug hat, nicht verständlich.

Bey alle dem ist es ganz unstreitig, daß diese neue Ausgabe manche wesentliche Verbesserungen erhalten, und ein Lehrer der Forstmathematik oder ein Forstmann, der Vorkenntnisse hat, erhält hierdurch Gelegenheit, seinen Zuhörern mehr arithmetische und geometrische Kenntnisse als sie so von Vierenklees Anweisung erhalten, vorzutragen. Ob aber Forstbediente, welche noch keine Vorkenntnisse von diesen Wissenschaften besitzen, und auch weiter keine Anweisung haben, durch das Lesen dieser neuen Ausgabe mehr als aus der erstern lernen werden, daran ist sehr zu zweifeln.

Hz.

1. Unächter Acacienbaum. Zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues, dieser in ihrer Art einzigen Holzart. Von F. C. Medicus. Dritten Bandes zweytes bis sechstes Stück. Vierten Bandes erstes Stück. Leipzig, bey Gräff. 1797.

2. Auszug aus des Herrn R. R. Medicus Abhandlung über den unächten Acacienbaum, nebst einigen Anmerkungen abgefaßt zum allgemeinen Nu-

 tzen

zen. Düsseldorf, bey Schreiner. 1798. 47 Seit. 8.

3. Die Cultur des unächten und weißblühenden Acacienbaums ꝛc. Von Gotthard. Neue verbesserte und mit vielen sich auf eigene Erfahrung gründenden Zusätzen vermehrte Auflage. Mainz, 7tes Jahr der Republik, bey dem Bürger Vollmer. 132 Seit. 8. 9 Kr.

4. Aufforderung an alle edeldenkende Deutsche zur allgemeinen Anpflanzung des unächten Acacienbaumes, einer Holzart, die ungemein schneller als unsere Eichen und Buchen heranwächst, fast unzerstörbar ist, die ein gutes, hartes Brennholz liefert, und durch deren Anzucht dem Holzmangel bald und dauerhaft abgeholfen werden könnte, sammt einer faßlichen, und auf Grundsätze gebauten Anweisung zum regelmäßigen Anbau und Verpflanzung dieser Holzart. Ingolstadt, bey Krüle. 1798. 119 Seit. 8.

Nr. 1. Die bloße Anzeige der Fortsetzung dieser Hefte wird hier hinreichend seyn. Wir finden übrigens keine Ursache, von unserm bereits darüber gefällten Urtheile abzugehen.

Nr. 2. Enthält in wenigen Bogen fast alles Wissenswürdige vom Anbaue und Nutzen des unächten Acacienbaumes.

Nr. 3. Wir haben bereits die erste Auflage dieser Schrift in unserer Bibliothek angezeigt. Daß die gegenwärtige einige Verbesserungen erhalten habe, ist ganz richtig.

Da sie bloß Belehrungen und Anweisungen für den ungelehrten und gemeinen Mann enthält: so würde es immer ein wohlthätiges Werk seyn, wenn Obrigkeiten sie in die Hände der Landleute zu bringen suchten, die selten etwas zu Anschaffung eines nützlichen Buches anwenden können, und — wollen.

Nr. 4.

Nr. 4. Enthält, unerachtet des weitschweifigen Titels, nicht das geringste, was nicht bereits bis zum Ekel wiederholt worden. Etwas aus der Vorrede dieses Büchleins muß Rec. der Seltenheit halber hier anführen. Der Verf. sagt: „An „meiner Schreibart wird freylich mancher etwas zu tadeln „finden. Da aber jetzt fast jeder Schriftsteller sich seine ei„gene Schreibart wählt, ohne sich an die durch die vielen „deutschen Sprachlehren verhunzte Rechtschreiberey zu hal„ten: so wird es mir wohl auch erlaubt seyn, meine eigene „zu wählen, ohne daß ich zu besorgen habe, von meinen „Brodsverwandten deßwegen gesteinigt zu werden. Wenn „mich nur der gemeine Mann versteht, für welchen diese „Schrift eigentlich bestimmt ist" (und verstehen wird er mich gewiß): „so ist es mir genug, um meinen Zweck zu errei„chen. Dann kann ich gegen Lob oder Tadel der Kunstrich„ter gleichgültig seyn."

Wir wissen nicht, wer die Brodsverwandten des Verf. eigentlich seyn mögen? — Wir gehören sicher nicht darunter, und werden keinen Stein aufheben. Der Verf. giebt seinem Schriftchen den Titel: Aufforderung an alle edeldenkende Deutsche rc. und sagt doch in der Vorrede: daß sie eigentlich nur für den gemeinen Mann geschrieben sey. —

Beweis, daß durch die Anzucht der weißblühenden Acacie schon wirklich entstandenem, oder nahe bevorstehendem Brennholzmangel nicht abgeholfen werden kann. Nebst einem Vorschlag, auf welche Art dieser große Zweck viel sicherer zu erreichen seyn möchte. Von G. L. Hartig, Oranien-Nassauischem Forstrath. Nebst einem Kupferstich und drey Tabellen. 100 Seit. 8. 6 Kr.

Nachdem schon so manches Rieß Papier beschrieben worden ist, um uns die weißblühende Acacie als die einzige und beste Holzart u. s. w. anzupreisen, tritt hier ein Schriftsteller auf, der geradezu das Gegentheil behauptet. Der Verf. ein durch mehrere gründliche Schriften bereits bekannter Forstmann, sucht zu erweisen: 1) Daß die Acacienzucht uns

nicht von dem gegenwärtigen, oder nahe bevorstehenden Holzmangel retten könne. 2) Daß einem Staate, wo Brennholzmangel vorhanden sey, oder noch bevorstehe, durch nichts könne geholfen werden, als durch möglichst große Holzersparniß; wozu die allgemeine Einführung holzersparender Oefen und Heerde, das wirksamste Mittel seyn würde. 3) Daß da, wo künftiger Holzmangel zu befürchten sey, man besser thue, die anzubauenden Blößen mit deutschen Nadelholzsorten zu besäen.

Alles dieses sucht Herr Hartig mit sehr deutlichen Belegen, nach forstwirthschaftlichen Grundsätzen darzuthun.

Da es hier nicht der Ort ist, seine Beweise weitläuftig anzuführen: so begnügt sich Rec. bloß damit, diese interessante Schrift anzuzeigen, und hofft, daß sie recht viele Leser und denkende Beurtheiler finden werde.

Herr H. glaubt aus vielen angestellten Versuchen behaupten zu können: daß die Brennkraft des Acacienholzes nicht besser sey, als die des Nadelholzes; ob man gleich zeither das Acacienholz mit dem Buchenholze in einen Rang gestellt habe.

Alles dieses widerspricht demjenigen, was man zeither theils mit so vielem Geschrey behauptet hatte, so gerade zu, daß es dem Verf. gewiß nicht an Gegnern fehlen wird. Der Verf. protestirt übrigens auf das feyerlichste gegen die Beschuldigung, als ob er der Anzucht der Acacien entgegen arbeiten wolle; da er vielmehr diese nützliche Holzart überall sehr angelegentlich empfehle: nur nicht, um dem gegenwärtigen oder nahe bevorstehenden Brennholzmangel damit abzuhelfen; sondern nur um die Zahl unsrer sehr nützlichen Holzarten dadurch zu vermehren.

Rm.

Haushaltungswissenschaft.

Der erfahrne Hauswirth, oder die Lehren von der Benutzung und Verbesserung der Produkte des Landbaues, der Viehzucht und anderen Gegenständen

ständen der häuslichen Oekonomie, deutlich und in gedrängter Kürze vorgetragen. Erster Band. Einrichtung eines Landguths überhaupt, Hauswesen, Vieh-, Bienen- und Seidenwürmerzucht, Bereitung der Oele, Getränke, u. s. w. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1798. 386 S. gr. 8. 1 Rl.

In der Hoffnung, daß sich der ungenannte Verf. (der im vierten Buche beweist, daß er nicht einer der bekannten Compilatoren sey, weil er, statt Anpreisung der Stallfütterung, lehrt, wenn man auf die Weide treiben soll,) im zweyten Bande mit wahrem Namen und Wohnorte benennen werde, so wollen wir unsern Vorsatz: anonymische, oder mit falschen Namen bezeichnete ökonomische Schriften, nicht umständlich zu recensiren, dießmal mildern.

Statt der Vorrede findet man auf 12 S. eine weitläuftige Inhaltsanzeige dieses ersten Bandes: und vermuthlich wird sie auch die Stelle eines Registers vertreten müssen. Wir wollen zur Uebersicht des Werkes unsern Lesern daraus einiges vorlegen, und hin und wieder mit Bemerkungen begleiten.

Erstes Buch. Von dem Ankauf (e) eines Landgutes, dessen Lage und Einrichtung der Gebäude rc., auch von der innern häuslichen Einrichtung und dem Hausvorrath (e), S. 1—84. Wäre dieser Aufsatz vollkommener: so würde er denjenigen, die sich Landgüter ankaufen wollen, zu einem Leitfaden dienen können. Allein er ist zu kurz, und sehr vieles, worauf doch der Käufer schlechterdings Rücksicht nehmen muß, findet man hier nicht berührt.

Zweytes Buch. Von der Zucht des Geflügels, S. 85—143. Ziemlich ausführlich handelt hier der Verf. von den Hühnern, Gänsen, Enten, Tauben, Fasanen und Pfauen. Nach S. 93 legt man die Eyer in kaltes Wasser, um sie einige Tage frisch zu erhalten. Mehrere Monate und Jahre dauern sie, wenn man sie mit einem

wohlfeilen Firnisse überzieht, oder in Töpfe legt und zerlassenes Hammelfett darüber gießt, welches alle Zwischenräume ausfüllt; doch darf es nicht zu heiß seyn; denn es könnte sonst die Eyer siedend machen. Im Morgenlande erhält man die Eyer zwey bis drey Jahre lang im Salze. Man löset nämlich Salz im Wasser auf, bis die Eyer darin schwimmen; wirft alsdann Asche in das Salzwasser, und macht eine Art Teig, womit man die Eyer umgiebt, und sie dann in Kohlblätter einschlägt. S. 96 Hühner mit Spornen taugen nicht zum Brüten; denn sie zertreten die Eyer und Jungen. Die länglichten sollen immer männliches, und die runden weibliches Geflügel, nach S. 99, enthalten. Das Kapaunen wird S. 103 ganz kurz beschrieben, und hinzugefügt: „man behauptet, daß wenn man „die Sporn (Spornen) eines jungen Hahns mit einem „heißen Messer bis aufs Fleisch abschneidet, und die Wunde „mit Thonerde verbindet, dieß eben so gut sey, als das Ver„schneiden selbst. Diese Methode war bey den Alten sehr „gebräuchlich." S. 110. Wenn ein Huhn ein Bein gebrochen: so sperrt man es mit Futter und Saufen unter einen Korb, bis das Bein von selbst geheilet ist. Hieraus urtheile der Leser, ob ihm dieß alles so bekannt wie uns sey.

Drittes Buch. Von Pferden und Lastthieren. S. 144—177. Die Kennzeichen guter Pferde und Betrügereyen der Pferdehändler sind ganz richtig angegeben. Eben so richtig empfiehlt der Verf. S. 155 das sanfte Behandeln, wenn sich Pferde ungern beschlagen lassen, und will die Bremse nur als das letzte Mittel gebraucht wissen. Er gedenkt dabey eines sonderbaren Mittels, welches Bourgelat sehr oft in der Veterinairschule angewendet hat, und darin besteht, daß man das Pferd ganz frey läßt, ihm sogar die Trense abnimmt, und es nur am Ende der Longe (muß ein Provinzialausdruck seyn) hält, ohne es irgendwo anzubinden, und manche Pferde ließen sich ganz ruhig beschlagen.

Viertes Buch. Von dem Horn- und Schafvieh (e, den) Ziegen und Schweinen, S. 178—260. Die schwarz gesprenkten oder ganz schwarzen Kühe sollen, nach S. 188, die meiste Milch geben, weil wegen ihrem (s) melancholischen Temperament (es) alles Futter sich in gute Säfte verkehrt, und eine nahrhafte Milch in ziemlicher Men-

ge giebt. Daß man die Kühe täglich nur zweymal tränken, und im Winter nur einmal, und im Sommer zweymal melken, und hernach frühe zu rechter Zeit auf die Weide treiben soll, damit sie noch das Gras mit dem Thaue bekommen, ist alter Schlendrian, und wenn der Verf. bey seiner Viehzucht diese Einrichtung getroffen hat: so ist sie schlecht bestellt. S. 193 zeigt der Verf., wie man die Viehweiden schonen könne. Aus der Erfahrung weiß man, daß das zu reife Gras schlecht füttert, und das zu junge nicht Saft genug hat, und schnell durchgeht; daher der Verf. hier einige Regeln giebt, wie der Weidegang einzurichten ist, ohne daß dabey das Vieh die Futterkräuter zu oft oder zu jung geniessen darf. Allein der Verf. hätte dieser Mühe können überhoben seyn; denn die Weide wird am besten durch die Stallfütterung geschont. Warum erwähnt er aber dieselbe nicht? Er mag aber kein Freund derselben seyn. Wir wundern uns, wie er sie hat übergehen können, da sie hier einen Platz verdient hätte, und ihr der Vorzug von allen aufgeklärten Oekonomen zugestanden wird. Wir wollen hoffen, daß er die große Lücke, die dadurch seine Schrift erhalten hat, ins künftige mit der Empfehlung der Stallfütterung ausfüllen werde. Für die Schafzucht scheint er sehr eingenommen zu seyn, und S. 221 zeigt er die Vortheile derselben. So einstimmig auch im Ganzen Rec. mit dem Vf. ist, so scheint ihm doch, daß das: Argumenta non sunt numeranda, sed ponderanda, hier statt findet; wenigstens kann die Schafmilch nicht in Anschlag gebracht werden. Das Schwein erklärt der Verf. S. 252 für eines der nützlichsten; denn man könnte jährlich 30 Junge von ihm bekommen, und also auf 30 bis 40 Thaler dasselbe benutzen. Zur Mast bestimmte Schweine müßte man im sechsten Monat kastriren lassen; früher würde das Fleisch zwar zarter, das Thier aber gedeihete nicht gut; später würden sie selten recht fett. Rec. läßt sogleich die Saugferkel kastriren, und hält solches für die bequemste Zeit dazu.

Fünftes Buch. Von den Bienen und Seidenwürmern. S. 261 — 248. Nach S. 262 soll die Königinn nie den Stock verlassen. Allein es geschieht solches, wenn sie sich mit den Drohnen begattet hat, oder noch begatten will; wir können also hierin dem Verf. nicht Recht lassen. S. 268, soll sich die Brut (der Verf. hat wohl

 sagen

sagen wollen: die Eyer) vom Herbste, aus Mangel der Wärme mitten im Stocke, bis in den May erhalten; hingegen befände sich (welches aber nicht allgemein behauptet werden kann) vom September bis May keine Drohne darin. Die Drohnen nennt der Verf. Hummeln; dieß sind aber andre Fliegen, und hätte er mit den Franzosen lieber Afterhummeln sagen sollen. Wenn er ferner S. 275 behauptet, ein- und eben derselbe Bienenstock dauere selten über 8 Jahr; so ist solches wieder falsch, er mag es auslegen, wie er will. Denn weder die Königinn, noch ihre Arbeitsbienen, werden 8 Jahr alt, da sie sich ziemlich alle Jahre verjüngen: so ist das achtjährige Alter eines Stockes gar keine Seltenheit. Um die Bienen im Winter zu erhalten, findet man S. 295 folgendes Mittel: „Man nimmt ein altes Faß ohne (dem) obern Deckel, füllt es einen halben Schuh hoch mit trockner feiner Erde an, und stampft sie stark zusammen. Auf diese Erde legt man die Dauben, die zum obern Deckel (des Fasses?) dienten, setzt einen Teller mit Honig darauf, der mit durchstochenem Papier belegt ist, und stürzt den Bienenkorb darüber. Um ihnen (den Bienen) Luft und freyen Ausgang zu lassen, macht man der Oeffnung (des Flugloches?) des Korbs gegenüber ein Loch in das Faß, und steckt ein Rohr von Holunder (doch wohl so enge, daß keine Bienen durchkriechen können?) oder dergleichen durch. Zuletzt füllt man das ganze Faß mit Erde an, und drückt sie gut zusammen: so bleiben die Bienen den Winter über gut verwahrt, und man braucht wenig oder gar nicht nach ihnen zu sehen, denn sie haben weder vom Hunger noch von der Kälte etwas zu befürchten." Nach S. 305 sollen die Schwalben, Frösche und Kröten weit weniger Schaden zufügen, als die Sperlinge. S. 306 beym Räuchern soll man kein Stroh gebrauchen, weil es dem Honige einen üblen Geschmack mittheile. Das übrige von dem Wachse, dem Wachsbleichen und der Verfertigung des Wachsstockes, der Kerzen u. s. w., ist gut und lobenswürdig. S. 327 — 348, vom Seidenwurm (c), handelt von allgemein bekannten Sachen, die man in kleinern Werken schon besser findet; und was ist das für eine Benennung Wurm? Es ist eine Seidenraupe. Der Verf. sagt ja S. 327 selbst: „er (der Wurm) hat gleich Anfangs die Gestalt einer Raupe." Diese Gestalt und

Eigenschaft hat er immer; also nenne man ihn, wie es ihm zukommt!

Sechstes Buch. Von den Oelen und andern nützlichen Produkten, die in der Hauswirthschaft gewonnen werden können, S. 349 — 386. Enthält bekannte Compilationen durchaus! Nun wollen wir erwarten, ob der zweyte Band originällere Sachen vorbringen wird.

Lm.

F. W. Gaschitz Experimentalökonomie, worin die nützlichsten und neuesten Gegenstände der ganzen Landwirthschaft, als Acker- Garten- Hopfen- Holz- Wein- Wiesen- und Futterkräuter- Bau; Rind- Pferde- Schaaf- Schwein- Federvieh- Baum- und Bienenzucht; Bier- und Brandtweinbrennerey rc. abgehandelt, auch die in Deutschland am nützlichsten anzubauenden ausländischen Gewächse rc. mit aufgeführt sind. Zweyter Theil. Görlitz, in der Antonschen Buchhandl. 1798. 308 S. 8. 1 Rk.

Für diesen zweyten Theil bedurfte der Verf. nichts weiter, als fleißige Finger zum Abschreiben; in Rücksicht des Denkens aber nur soviel, um einige Abänderungen in die Compilationen einzumischen, damit man nicht so geschwind merke, daß es wörtliche Abschrift sey. Wir könnten durch Anziehung mehrerer Stellen mit Benennung der Schriften, (die der Verf. weislich verschwiegen hat, um dem Rec. diese Mühe zu überlassen) zur Vergleichung gegen einander, häufige Beweise vorlegen; nur einige Stellen seyen zu Ersparung des Raums, so wie sie uns beym Widerlesen in die Hand fallen, angezogen. Z. B. schlage man S. 168 — 169 den Artikel, Rübe (Brassica Rapa) auf, und halte ihn gegen Succows zweyte Auflage: Anfangsgründe der Botanik S. 340 — 341; deßgleichen vorher S. 21 — 22 den Kohl, (Brassica Oleracea) welchen Succow

auch vor den Rüben, S. 236—237, anführt; und S. 167 die Rhabarber (Rheum) nach ihren Arten, die gerade so in der gedachten Botanik vom Herrn Professor Succow, S. 166 aufgestellet worden. Nur eine Versetzung der Nummern und wenige Worte machen überall den Unterschied aus, so, daß Landwirthe also das kaufen, was sie längst besitzen. Denn derjenige Landwirth, welcher diese Experimentalökonomie kauft, besitzt wohl auch Succowen. Und wäre es denn dem Verf. Schande, wenn er seine Quellen bey jedem Falle genannt hätte? Alle die er nutzte; sind in ihrer Art klassische Autoren, und besonders ist Succow einer derselben, den er wohl erwähnen könnte. — Was wir indeß vom ersten Theile sagten, müssen wir vom zweyten bestätigen: er ist meistermäßig aus fremden Schriften, als auch aus des Verf. eigenen und unter mancherley Namen edirten Compilationen zusammengetragen: letztes gilt vorzüglich von seinen hier am unrechten Orte angebrachten Aquavite; etwas weniger aber von der Bierbrauerey und Branntweinbrennerey; welche beyde der Verf. auf dem Titelblatte wieder in eins gefaßt, und abermals Brau- und Branntweinbrennerey geschrieben hat; da doch Bier nicht gebrennt wird. — Wir beschließen hiermit unser möglichst gemäßigtes Urtheil, und fügen nur noch hinzu: sollte der Verf. die Buchmacherey dieser Art fortsetzen, und Verleger solche Manuscripte annehmen: so empfehlen wir jenem, die Quellen seiner und fremder Schriften fein anzuzeigen, so, wie er auch den Herrn Westrumb genannt hat. Ob endlich dieß Werk dem hochtrabenden Titel: Experimentalökonomie entspreche, läßt sich schwer entscheiden. Denn da man den Verf. und seine Erfahrung näher kennt: so ist auch nur oberflächliche Erfahrung aus weniger Praxis zu vermuthen. Will er unsere Vermuthung entkräften: so muß er unsre und der Leser Bitte gewähren, uns anzuzeigen: wo das alles, was er uns beschreibt, so stehe, wie er es uns vorlegt. Denn sonst gebrichts dem Werke am Werthe des Titels, so wie am Innern, und es sollte eher auf dem Titel heißen: Experimental-Compilationsökonomie.

Ueber-

Uebersicht der praktischen Wiesenbehandlung und der Viehzucht ꝛc.

Auch unter dem besondern Titel:

Handbuch der praktischen Landwirthschaft (,) allen Liebhabern derselben zugeeignet, von Carl Adam Heinrich (von) Bose. Zweyter Band, den Wiesenwachs und die Viehzucht enthaltend. Leipzig, bey Rein. 1798. 405 S. 8. 1 Rg.

Noch sagt uns der Verf. auf dem Titelblatte nicht, wo er wohnt, und die hier aufgestellte ökonomische Lehren betreibt. Man weiß nun zwar vom Herrn Bose, daß er als Adelicher zu Oberwündsch im Amte Freyburg und ohnweit Schafstädt wohne; aber daselbst keine solche große Wirthschaft, bloß ein Bauernguth habe, von der er praktisch zeigen könne, was er hier lehret. Eine Menge Druckfehler verunstalten ohnehin das Werk so, daß selbst die Ausbesserung der Menge von denen, welche am Ende bemerkt sind, den Leser schon abschrecken; die nicht mitgerechnet, welche man noch außer diesen findet!

Uebersicht des praktischen Gartenbaues, der Fischerey, der Bienenzucht und des Seidenbaues ꝛc.

Desgleichen unter dem Titel:

Handbuch der praktischen Landwirthschaft (,) allen Liebhabern derselben zugeeignet von Carl Adam Heinrich (von) Bose. Dritter Band, den Gartenbau, (die) Fischerey, Bienenzucht und (den) Seidenbau enthaltend. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Rein. 1799. 374 S. 8.

Auch von diesem dritten Bande, sammt seinem vorangehenden besondern Titel, müssen wir eben das, wie vom vorhergehenden sagen. Und so lang der Verf. nur längst bekannte Sachen aufwärmt: so bedarf es keiner vielerley Titel, noch weniger Zueignung! Alles ist, seicht bearbeitet; aber

aber ganz besonders schlecht die Lehre von der Bienenzucht S. 329 — 358, und von dem Seidenbaue S. 359 — 374; doch that er wohl, am Ende der Bienenlehre, S. 358 zu sagen: „Wer mehr von der Bienenbehandlung, Wartung und Pflege (ist denn Behandlung, Wartung und Pflege verschieden?) zu wissen verlangt, der lese in des Pastor Schirachs und Riems davon herausgegebenen so bekannte (n) als beliebte (n) Schriften ein mehrers nach; besonders aber ist hiezu Werners Handbuch zur Behandlung der Bienen — — zu empfehlen.“ Wer aber diese 2 Schriften schon hat, oder erst anschaffen soll, der bedarf des Verf. Lehre gar nicht. — Bey den mancherley Irrthümern des Verf., ist seine Schreibart auch sehr fehlerhaft; einige kleine Beweise werden es lehren. Zuerst von einigen Irrthümern: S. 332, sollen die Eyer von der Wärme des Stockes in den Brutkuchen ausgebrütet werden? Gerade als wenn nicht auch Futterbrey und Ueberdeckelung dazu gehöre? Von gleichem Schlage ist e. d. der Ausflug der Königinn; S. 339, das Verschliessen und Eröffnen des Bienenhauses; S. 341, daß die Bienen jährlich höchstens zweymal schwärmten, da es doch zum Nachtheile oft 3 — 4 Male geschieht! Doch der Leser wird ohne unser weiteres Zuthun Mängel und Irrthümer genug noch finden. Dem Vorliegenden nach glaubt Rec., der Verf. habe diese Männer, ob sie ihm gleich gefielen, nicht genau genug gelesen, wenigstens nicht richtig verstanden; denn sonst würde er bessere Lehren haben aufstellen können. Zweytens: von fehlerhafter Schreibart; davon bedarf es auch nur einiger Pröbchen; z. B. S. 334: „Die gläsernen Bienenstöcke sind nicht vor (für) Hauswirthe, sondern bloß vor (für) Liebhaber.“ S. 344: „wo die meisten Bienen auf einem kleinen Trüppel (ist denn ein Trüppel nicht für sich schon ein kleiner Trupp? nicht zu gedenken, daß Trüppel kein Deutsch ist, wenigstens Trüppchen heißen müßte;) beysammen liegen.“ Ohe iam satis est! So wie nun des Verf. Naturgeschichte elend ist, eben so wenig tauget S. 345 — 346 seine Ablegermachung!

Was werden wir endlich nicht noch für eine Menge Bücher bekommen, wenns so mit dem Compiliren fortgeht. Da hat einmal Krünitz allerley Artikel in seine Encyklo-

cyklopädie compilirt, und diese dadurch über die Gebühr vergrößert und vertheuert; nun compilirt ein anderer diese und jene Artikel aus derselben; bald von Bienenzucht, bald von Gartenkunst, ja gar Auszüge aus der Encyklopädie selbst, u. s. w. Wer kann das alles kaufen und lesen!

Es ist übrigens bey dergleichen Schriften, wozu die Rec. manche gute Zeit verschwenden müssen, zu beklagen, daß jetzt so Viele dem bekannten Generalcompilator die Kunst abgelernt haben, wie man zum Nachtheile des Publikums, auf eine leichte Art, durch Compilationen Geld verdienen könne. Bald wird diese Kunst ganz allgemein werden!

Oekonomisch - technologisches Handbuch (;) oder land - und hauswirthschaftliches Orakel (,) für Hausväter und Hausmütter (,) zur vortheilhaften Führung der Wirthschaft in der Stadt und auf dem Lande (,) von einem Landgeistlichen im Saalgrunde. Erster Theil. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1798. 344 Seiten. 8. 1 Rk.

Was, ein land - und hauswirthschaftliches Orakel erhalten wir gar noch, und das von einem Landgeistlichen im Saalgrunde, der weder seinen Namen, noch Wohnort zuzusetzen gut gefunden hat?

So hätten wir denn dadurch wieder eine neue Art zu kompiliren; und so kann man dann auch recht gut sich und andre compiliren, ohne daß man es zu suchen weiß, woher es genommen worden, wenn man besonders einen solchen Deckmantel nimmt, wie der Verf. S. VII: „Schließlich bitte ich noch, mir deßhalb keinen Vorwurf zu machen, wenn man vielleicht auf einige Stellen in meinem Buche stoßen sollte, die wörtlich (eine allerliebste und leichte Art Geld zu verdienen, ohne den Kopf anzustrengen, man darf nur einem Abschreiber die Stellen anzeichnen, die er wörtlich ausziehen soll!!) aus andern Büchern genommen sind,

ohne

ohne das Buch selber zu nennen." Die Entschuldigung findet bey dem Leser nicht statt; denn konnte der Verf. beym Sammeln lesen und abschreiben: so mußte er auch — schon zu seiner eigenen Nachricht — die Quelle dazu notiren; und vergaß er es damals, so wär's billig, nochmals bey seiner Buchmacherey nachzuschlagen, wenn er Geld von Lesern durch seine Verleger einkassiren will. Ohne Mühe und Arbeit verdient man kein Geld; aber auf diese Art ganz ohne Verdienst!!!

Was sollen wir also für eine Recension für unsre Leser über dieß Orakel liefern? Keine, die Leser können S. 2—6 selbst nachsehen, ob sie die genannten Schriften nicht schon besitzen, oder sie aus Leihebibliotheken gelesen; und sich dann das bereits ausgezogen haben, was der Verf. ihnen hier vorcompilirt.

Oekonomisches Reallexicon, worin alles (,) was nach den Theorien und erprobten Erfahrungen der berühmtesten Oekonomen unsrer Zeit zu wissen nöthig ist (,) in alphabetischer Ordnung zusammengetragen, berichtiget und mit eigenen Zusätzen begleitet wird (,) von Christian Friedrich Germershausen. — — — Dritter Band. Leipzig, bey Feind. 1797. 552 S. 4. 3 Rk.

Dieser dritte Band geht von Gerstenärndte bis Maulbeerplantage. Unsere Leser werden es gern sehen und bequemer finden, daß wir von hier an nichts Umständliches sagen, bis alle Bände vollendet sind; daher nur Einiges aus der Vorrede folgen soll.

Herr G. erwähnt, daß er im ersten Bande Winke gegeben, zur Gewinnung des Ahornzuckers, doch den Nordamerikanern, und nun auch denen (den) Schweden, nachzueifern. Die Zweifler beruhigt er jetzt über den befürchteten grasichten oder kräuterichten Geschmack durch Hermstädt's Versuche, nach welchen Deutschland

— wenn

— wenn es will — in 30 Jahren das Pfund Zucker für achtzehn Pfennige soll haben können.

Bl.

Kirchengeschichte.

Versuch einer kurzen Geschichte der merkwürdigsten Religionen, besonders des Christenthums. Ein Lesebuch zum Gebrauch der lieben Landleute und der Dorfschulen. Nürnberg, in der Raspeschen Buchhandlung. 1798. Vorrede und 263 S. 8. 16 Kr.

Eine für das gemeine Volk und in Dorfschulen brauchbare Religionsgeschichte sollte, wie uns dünkt, immer von dem Zustande der Religion unter unsern deutschen heidnischen Voraltern ausgehen; sollte die eigentlichen Lehren und Anstalten Jesu und seiner Apostel in einem kurzen Auszug darstellen; ihre weitere erste Ausbreitung, nebst den Mitteln dazu, beschreiben; sollte sodann zeigen, durch was für Lehren, Meinungen und Misbräuche sie bald in den nachfolgenden Zeiten verunstaltet worden; durch was für trübe Kanäle das so verunstaltete Christenthum nachher in den Zeiten des Mittelalters unsern deutschen Voraltern mitgetheilt worden; zu was für geist- und sinnlosen Gebräuchen, Ceremonien und Aufzügen, zu was für abergläubischen dem Geiste der Lehre Jesu geradezu widersprechenden Meinungen das sogenannte Christenthum nach und nach herabgesunken; durch was für Vorbereitungen, Mittel und Wege die göttliche Vorsehung endlich die so nothwendige Glaubensverbesserung bewirkt, und bis auf unsere Zeiten zu immer höherer Vollkommenheit gebracht habe; dieß müßten ungefähr die Bestandtheile seyn, die den Hauptumriß einer für das gemeine Volk geschriebenen Religionsgeschichte ausmachen. Dabey müßte aber alles, was bloß in die politische oder politisch-kirchliche und gelehrte Geschichte einschlägt; alles, was nicht einen unmittelbaren Bezug oder Einfluß auf die Veränderung der religiösen Meinungen, Sitten und Gebräuche hatte; kurz alles, was der gemeine Mann gar nicht zu wissen verlangt, was ihn

ihn gar nicht interessirt, oder was ihm keine nähere, deutlichere Kenntniß dessen giebt, was zu einer jeden Zeit als Religionswahrheit gelehrt, geglaubt und geübt würde, davon abgesondert bleiben: so daß das Ganze immer nur auf die Veränderungen der Religion, sey's nun zum Schlimmern oder zum Bessern, Rücksicht nehme. Auf solche Weise könnten selbst auch gemeine Christen wenigstens die Geübtern unter ihnen in den Stand gesetzt werden, über den gegenwärtigen Zustand der Religion, und über den Grad der Vollkommenheit, auf welchen sie jetzt gebracht ist, mehr nachzudenken und richtiger zu urtheilen. Aber von allen diesen so gerechten und billigen Erfordernissen einer recht populären Religionsgeschichte, findet Rec. in diesem Buche wenig oder gar nichts geleistet. — Nach einer kurzen Einleitung handelt der Verf. im 1sten Abschnitt von den verschiedenen natürlichen und geoffenbarten Religionen ohne das Christenthum. Hier giebt der Verf. nach einer kurzen Beschreibung, wie die Abgötterey und Vielgötterey habe entstehen können, dem Volke zuerst einige Nachrichten von der Religion der Magier und der Sabäer, hernach von den Religionen der Aegyptier, der Phrygier, der Phönicier, der Griechen, der Römer und ihren Götterlehren, Orakeln, Opfern, Mysterien und andern solchen Gebräuchen; sodann von den Religionen der Chinesen, der Braminen und ihren verschiedenen Secten und Abtheilungen. Aber was können doch solche Nachrichten für Dorfschulen und Landleute, die in ihrem ganzen Leben nichts von Völkern gehört, die nicht einmal so viel Erdkunde im Kopfe haben, daß sie nur wissen könnten, auf welchem Kluß der Erde ein jedes dieser Völker wohnte, für ein Interesse haben? Was kann es ihnen in aller Welt nützen, wenn ihnen der Verf. in einem familiären Tone erzählt: S. 24 die gemeinen Indier haben den lächerlichen Glauben, daß sie die Erde für ein Thier halten, welches sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts sey, und alle lebendige Geschöpfe selbst hervorbringe; daß sie glauben, die ganze Erde ruhe auf einem großen, weißen, einige Meilen langen Elephanten, der 36 Köpfe, jeden mit 6 Rüsseln, habe? Der Indianer, ihr Oberherr und zugleich oberster Priester, sey der Dalai-Lama, der so geehrt sey, daß man sogar seinen Koth in goldenen Büchsen verwahre; ihr heiliges Buch, das, wie bey uns die Bibel, in großen Ehren gehalten werde, heiße Wedam, darin alles, was sie glauben sol-

sollen, aufgeschrieben sey. Diese Religion sey in Asien so ausgebreitet, daß sie noch heut (statt heut zu Tage) von Sind bis Japan herrsche, u. dergl. Was das für gelehrte Landleute werden müssen, denen man solche Dinge vorerzählt! Bey der Beschreibung der jüdischen Religion, welche S. 25 anfängt, läßt sich der Verf. wieder in so vielerley Dinge ein, die dem gemeinen Volke schlechterdings nichts nützen können, und die gar nicht in eine eigentliche Geschichte der Religion gehören. Wozu soll z. B. S. 26 die Ableitung des Namens Hebräer von dem Namen Aeber? Wozu die vielen langweiligen Beschreibungen von der Einrichtung der Stiftshütte und des Tempels, von den mancherley Tischen, Altären, Leuchtern, Bundesladen, Waschbecken, und andern dergleichen Dingen, von denen sich das Volk doch nie einen anschauenden Begriff machen kann? Wozu die Beschreibung der verschiedenen Priester und Opferdiener mit ihrem gesammten Ornat und Apparat? Wozu die vielerley Beschäfftigungen, Ceremonien und Gebräuche beym Opferdienste? Wozu die vielen andern gottesdienstlichen Beobachtungen, Feste, mehr bürgerliche als religiöse Gesetze und Anordnungen? Wozu die lange Erzählung von der Einrichtung und von den Schicksalen des jüdischen und israelitischen Staats? Wozu dieses alles, wenn man dem Volke auch nicht mit einem einzigen Worte sagt, wie weit die Juden auf den Stufen der Gotteserkenntniß und Gottesverehrung in Hinsicht auf intellectuelle und auf sittliche Ausbildung gekommen seyen? wenn z. B. S. 53 bey dem babylonischen Exil der Juden nicht das Mindeste davon erwähnt wird, was dieses über sie verhängte Schicksal für einen Einfluß auf die Veränderung der jüdischen Religionsideen gehabt habe? Wozu die mancherley Notizen von den Büchern Mosis, ob sie auf Steine, oder auf Thierhäute, oder auf Leinewand geschrieben worden; woher das Pergament seinen Namen habe; wo die Pflanze Papyrus herkomme; wann, wo, und von wem die Buchdruckerkunst erfunden worden sey? Alle solche Notizen veranlassen bey Landleuten doch nur halbgelehrte Prahlsucht, und nützen ihnen für ihren eigentlichen Beruf wenig oder gar nichts. S. 60 giebt der Verf. seinen Landleuten sogar auch einige Nachrichten von der Religion des Zoroasters, von dem Ormuzd und Ahriman, — von dem heiligen Buche Zend-Avesta, und S. 62 auch noch von der Religion des Muhameds, Nachrichten, woraus sie den-

noch diese so weit aus ihrem Erfahrungskreise liegenden Religionen nie ganz richtig werden beurtheilen lernen.

Die Geschichte der christlichen Religion, welche der Vf. von S. 70 anfängt, wird hier in 4 Perioden abgetheilt: die erste von Christo bis auf den Kaiser Konstantin den Großen; die zweyte von diesem bis auf die Zeit, da sich die Griechen von den Lateinern trennten; die dritte von der Trennung der Griechen und Lateiner, bis auf die Reformation durch Luthern; die vierte von der Reformation bis auf unsere Zeiten. Eine jede dieser Perioden hat wieder zwey Hauptstücke. In dem ersten wird jedesmal von der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion gehandelt, und in dem zweyten von der besondern Geschichte der christlichen Kirche, der Lehren und des Gottesdiensts, eine Abtheilung, die, wie man leicht sieht, das gemeine Volk nur zu weit in das große Feld der politischen Kirchengeschichte hineinführt, ein Feld, das ihm doch gegenwärtig noch ganz fremde ist. Auch hier kommen wieder sehr viele Dinge vor, die gar nicht in eine Religionsgeschichte; am allerwenigsten aber in eine für das gemeine Volk brauchbare Kirchengeschichte gehören, auch Dinge, die ganz unrichtig dargestellt sind. Wozu braucht z. B. das Volk S. 137 die Reihe der röm. Kaiser zu wissen, wie einer auf den andern folgte, und wie ein jeder gegen das Christenthum gesinnt war? Zur Geschichte der politischen Kirchenverfassung gehört dieß wohl; aber nicht in eine Religionsgeschichte. Eben so gehört auch die Geschichte der Streitigkeiten zwischen den Arianern und Athanasianern gar nicht für das Volk; aber noch unschicklicher ist es, wenn man dem Volk, wie hier S. 140, von dem Mächtigerwerden bald dieser bald jener Parthie unter Anführung vieler Namen und Jahrzahlen etwas vorerzählt; da man doch weder vorher noch nachher den eigentlichen Streitpunkt, worüber diese Parthien stritten, in ein helleres Licht gesetzt hat. — S. 143 u. fg. werden die Bekehrungen der verschiedenen Völker Europens zum christlichen Aberglauben erzählt; aber ohne nur ein Wörtchen über den Werth dieser sogenannten Bekehrungen zu sagen; welches doch in einer für das Volk bestimmten Schrift höchstnöthig gewesen wäre. — S. 149 will der Verf. seine lieben Landleute auch mit der immer höher steigenden Macht der Päpste und Bischöfe bekannt machen, so viel sie davon zu wissen nöthig hätten.

ten. Aber wozu sollten ihnen denn die Befugnisse und Rechte z. B. des Bischofs zu Konstantinopel zu wissen nöthig seyn? Wozu S. 159 die vielen Concilien, die gehalten wurden, und die vielen Jahrzahlen, wenn sie gehalten wurden? Wozu S. 160 die vielen Namen von Gelehrten, von Theologen, von Ketzern und Ketzereyen? Wozu die so gelehrt scheinende Kritik S. 161 wer das Athanasianische Symbolum geschrieben habe? Dagegen werden z. B. die Veränderungen der Lehren von der Taufe und vom heil. Abendmahl S. 130 fg. und S. 164 fg. ganz kurz und mager abgefertigt, und dabey nichts von den mancherley Verfälschungen und Misbräuchen, die da eingeführt wurden, gesagt. Eben so kommt auch hie und da von den Händeln der Päpste mit den deutschen Kaisern und andern Regenten vieles vor, was nicht hieher gehört. S. 179 wird dem Volke sogar erklärt, worin die Kardinalswürde bestanden habe. Bey der Geschichte der Ablaßkrämerey S. 183 wird zwar eine kurze pragmatisch seyn sollende Bemerkung mit angebracht. Aber was für eine? Das mag folgendes Pröbchen lehren. „Daß diese „Dinge zusammengenommen den Päpsten viel Geld einbringen mußten, läßt sich leicht denken; denn welcher Mensch „ist nicht gerne von Sünden frey, und bezahlt lieber Geld, „als daß er ein böses Gewissen habe? und mit Geld war ja „damals alles abzukaufen; denn jede gethane Sünde hatte „ihren bestimmten Preis, den man bezahlte, und dann war „man frey von Sünden." (Ist das Scherz oder Ernst?) S. 184 fg. werden so viele aus dem großen Mönchsstamme Benedikts hervorgewachsene Mönchszweige oder Mönchsorden aufgezählt, wo die lieben Landleute des Verf. wieder nichts als bloße Namen und Jahrzahlen zu lesen bekommen, wodurch sie sich wenig erbauen werden. Hingegen werden solche Religionspartheyen, die über die Mißbräuche der großen herrschenden Kirche mißvergnügt waren, und schon in den ältern Zeiten eine Lehrform nach der heil. Schrift zu bewirken suchten, wie z. B. die Paulicianer, die Waldenser S. 198 und andere gar nicht einmal erwähnt; da sie doch mit viel größerm Recht in eine Religionsgeschichte gehörten, als so viele kirchliche Einrichtungen und gelehrte Notizen. Eben so wird auch in der vierten Periode, die bis auf unsere Zeiten geht, eine bloße Skizze von der politischen Kirchengeschichte gegeben; aber keine eigentliche Religionsgeschichte beschrieben. So erzählt der Verf. z. B. die politischen Händel,

welche die protestantischen Reichsstände mit den katholischen Fürsten und Vertheidigern des Papstthums bekamen; so wie auch die Ausbreitung der evangelisch-lutherischen und reformirten Lehre in andern Ländern, auch ihre kirchlichen Einrichtungen weitläuftig und ausführlich genug; aber dann ist er nur zu kurz und seichte in Darstellung der Unterscheidungslehren der 3 im deutschen Reiche öffentlich aufgenommenen Religionspartheyen, wo er doch durch eine ausführlichere Darlegung der Streitpunkte, worüber sich die verschiedenen Partheyen von einander trennten, dem Volke vielmehr hätte nutzen und seine Wißbegierde besser befriedigen können. Wie weit übrigens der Verf. selbst in seiner Religionskenntniß, folglich auch in der Beurtheilung des Religionszustandes in neuern Zeiten noch zurücke sey, davon mögen folgende Proben zeugen. „Am großen Versöhnungstage der Juden, heißt „es S. 41, mußte der Hohepriester über 2 Böcke das Loos „werfen, und denjenigen, welchen das Todesloos traff, „schlachten, mit seinem Blute den Gnadenstuhl besprengen; „den andern aber lebendig vor den Altar bringen, seine beyden Hände auf den Kopf desselben legen, um alle Sünden „und Uebertretungen der Hebräer gleichsam auf diesen Bock „zu legen, und ihn sodann in eine Wüste laufen lassen, wel„ches eine Vorbedeutung seyn sollte, daß einst ein Messias „kommen würde, welcher die Sünden aller Menschen auf „sich nehmen, und für sie zur Vergebung aller ihrer Sün„den geopfert werden würde." — Es scheint also der Verf. wolle seinen lieben Landleuten auch zugleich in der typischen Theologie Unterricht geben. Nach S. 73 hat Gott dem Menschengeschlecht gleich nach dem Sündenfalle versprochen, einen Mittler zwischen Ihm und den Menschen in die Welt zu senden, der die Sünden der Menschen über sich nehmen, sie von der Erbsünde befreyen, und mit Gott versöhnen solle. Daher sollen alle Opfer und Gebräuche des alten Testaments Vorbilder auf das große Versöhnungsopfer gewesen seyn, welches Jesus einst durch seinen Tod für alle Menschen bringen sollte. Nach S. 83 soll schon Jesus die geheimnißvolle neue Lehre von der sogenannten Dreyeinigkeit aufgestellt und gelehrt haben, daß in dem einigen Gott ein Vater, ein Sohn, und ein heiliger Geist sey. Nach S. 90 „soll Je„sus aus der weisen Ursache mit so großem Geschrey verschie„den seyn, daß es in der Ferne von Johannis (statt Johannes) gehört," (woher weiß denn der Verf., daß Johannes gerade

gerade damals in der Ferne gewesen?) „und dieser als ein treuer „Zeuge seines wahrhaften Todes herbeygerufen werden sollte. „Nach S. 194 sollen Sacramente von Gott verordnete Ge„bräuche seyn, die wegen den damit verbundenen übernatür„lichen Gnadenwirkungen des heil. Geistes in die Seele des „Menschen zum Guten wirken." (Was das zugleich für eine Sprache ist: sie sollen wegen den übernatürlichen Gnadenwirkungen zum Guten wirken!) Jedoch den Schlüssel zu allen diesen symbolisch-orthodoxen Aeußerungen des Verf. finden wir S. 255, wo der Verf. sagt: „Nicht nur die „sogenannten Socinianer, sondern viele andere Lehrer der Re„ligion in neuern Zeiten haben den Glauben der Christen „mit ihren irrigen Meinungen so verwirrt, daß viele nicht „mehr wußten, was sie glauben sollten. Daher habe der „verewigte König von Preußen, Friedrich Wilhelm der „Zweyte, der ein ächter Verehrer der Religion gewesen, „sich genöthigt gesehen, in seinen Staaten diesem Uebel Ein„halt zu thun, und deßwegen durch seinen frommen Minister „von Wöllner ein Edikt verfertigen, und am 9ten Jul. „1788 öffentlich bekannt machen lassen, in welchem den „Lehrern der Religion anbefohlen wurde, wie sie sich in An„sehung ihrer Lehren und Predigten zu verhalten hätten, „wenn sie länger christliche Religionslehrer bleiben wollten." Dessenungeachtet, gesteht der Verf. eben daselbst, hätten die Menschen über viele Lehren der Religion heut zu Tage vernünftiger denken gelernt, als man ehedem darüber gedacht habe. Den Beweis davon findet er in den vielen weit bessern Gesang- und Gebetbüchern, in dem tolerantern Betragen der verschiedenen Religionspartheyen gegen einander; in der Einführung der allgemeinen Beichte; in der Abschaffung des Exorcismus; des Absingens der Evangelien, Episteln, und anderer Gebete; u. dergl. m. Denn von anderen bedeutendern Lehrverbesserungen scheint der Verf. nichts zu wissen, vielleicht weil ihn das Wöllnerische Religionsedikt an der Prüfung derselben gehindert hat. Uebrigens hat sich Rec. viele historische und Sprachunrichtigkeiten in diesem Buche angezeichnet, wovon er nur einige hier anzeigen will. Den Namen Johannes schreibt der Verf. immer und in allen Beugungsfällen Johannis. S. 143 wird der Geburtsort des heil. Winfrids oder Bonifazen Kriton statt Kirton geschrieben. Nach S. 145 sollen die Bisthümer Bremen, Verden und Halberstadt noch heute (statt heut zu Tage) be-

 stehen.

stehen. S. 146 steht Aarchus statt Aarhus; S. 161 Athenasianisch statt Athanasianisch. Nach S. 186 soll der Vallumbrosanerorden erst im Jahre 1100 gestiftet worden seyn; da er doch schon bald nach dem Camaldulenserorden, oder bald nach dem Jahr 1023 gestiftet wurde. S. 230 steht Geynäus statt Grynäus. S. 244 wird von dem Orden der barmherzigen Brüder gerühmt, er sey sehr liebenswürdig gewesen, statt Liebevoll oder Liebeübend. S. 253 werden unter den wiedertäuferischen Schwärmern nur Storch und Menno angeführt; aber von dem berüchtigtern Münzer nichts gesagt, der doch den lieben Landleuten als ein ehemaliger gefährlicher Volksaufwiegler billig auch hätte bekannt gemacht werden sollen.

Ngd.

Kurzgefaßte historische Religionen-Kunde. Ein gemeinnütziges Lesebuch von August Wilhelm Heinrich Cappen, Conrector am Andrean-Gymnasium in Hildesheim. Zweyte unveränderte Ausgabe. Hildesheim und St. Petersburg, bey Gerstenberg und Dittmar. 1798. 25 Bog. und 1 Bog. Vorrede, Verzeichniß d. Inhalts u. d. Subsc. 8. 20 gr.

Diese sogenannte zweyte Ausgabe ist freylich von neuem nach neun Jahren ausgegeben, doch nicht einmal eine neue gedruckte, wie man jetzt billig unterscheiden sollte, vielmehr nichts weiter als die erste Ausgabe selbst. Neu ist also nur der Titel (der alte enthielt noch das Motto: Haben wir nicht alle Einen Herrn? und die damal. Verleger, Tuchtfeld und Comp. in Hildesheim), der Preis (1789 galt das Buch noch 16 Gr.), und noch ein dem Titel angehängtes Blatt. Dieses einzige Octavblatt wird aber wenigstens die Besitzer der ersten, oder richtiger, der einzigen, Ausgabe nicht zum Wiederkauf des Buches bestimmen können, da auf demselben unter dem Titel: nöthige Zusätze und Verbesserungen einiger den Sinn entstellenden Wörter und Sätze, fast allein Druckfehler oder auch nur solche Stellen berich-

berichtigt werden, die dem Verf. bey der ersten Erscheinung seines Buchs als anstößig selbst von andern Rec. vorgelegt worden waren; die aber doch nun noch immer im Buche stehen, und von dem etwanigen neuen Käufer zu berichtigen sind. Mit der Anführung dieser so unbedeutenden oder leicht von selbst zu ergänzenden Supplemente wollen wir also unsre Leser nicht erst aufhalten.

Eine andre Frage wäre: ob das Werkchen auch nur eines solchen erneuerten Andenkens, welches, wie auch sonst wohl geschieht, in dem Rathe der jetzigen Verleger beschlossen wurde, werth war? Freylich käme das Richten dieser Arbeit jetzt zu spät, wenigstens müßte es, wenn man es billig meinte, auch nur im Geiste des Jahres 1789, d. h. allein aus der Höhe der damals herrschenden Gesichtspunkte beurtheilt werden. Aber auch dieß könnte, außer der Rücksicht, daß unsre Bibliothek des Buches bisher noch nicht erwähnte, nur aus dem Grunde geschehen, um zu bemerken, ob der bisherige geringe Vertrieb der Schrift an dem Unwerthe des Buches oder an der Kälte des Publikums lag. Dieses Publikum durfte aber gewiß schon damals nach den Vorarbeiten von Meiners, Jerusalem, Breitenbauch und Vierthaler weit mehr erwarten, als eine oberflächliche, ungleich durchgeführte, und ohne bestimmte Begriffe abgefaßte, Beschreibung der Religionen nach den Gegenden der Erde, wobey noch das sogenannte Heidenthum höchst kurz berührt, und nur zu dem Christenthume fortgeeilt wurde. Wenigstens würde man in dem Verf. keinen Schüler von Henke, dessen Geschichte der jüdischen und christlichen Religion für Kinder in demselben Jahre 1789 erschien, als den er sich in der Dedication an ihn bekennt, so bald geahndet haben. Eine Bemerkung S. 15 reicht hin, den Gehalt des Buchs zu charakterisiren: „Die heidnische Religion, welche in Viel- und Abgötterey besteht, ist eine gänzliche Ausartung der natürlichen Erkenntniß von Gott und dessen Verehrung bey den ersten Menschen.“ Dazu nehme man noch folgende sonderbare Nachricht, die er aus Jos. 24 abgeleitet hat: „Erst nach der so bekannten Ueberschwemmung von Asien lieset man zuerst von Thara, dem Vater Abrahams, daß er (?) ein Bildhauer und Verfertiger der Götzenbilder gewesen sey. Ja S. 49 ist gar hinzugefügt: er machte für sein Volk die Götzen aus Thon, welche in Chaldäa und zu Haran angebetet wurden?“ — Das Beste

darin ist noch der Geist der Duldung und des Friedens, der auch in jeder Zeit recht ist. „Welch' eine Menge Heiden, schließt der Verf., mögen sich noch in den unbekannten Ländern befinden? Wie viel gäbe es da noch zu schlachten, wenn uns Christi Religion ihre Ausrottung, und nicht vielmehr ihre Bekehrung durch Liebe, Sanftmuth und freundschaftlichen Umgang in rechter (?) Lehre und gutem Beyspiel befohlen hätte."

Pg.

Geschichte der christlichen Religion für denkende Leser. Amsterdam. 1797. 358 S. 8.

Unter diesem Titel erscheint die Geschichte der Menschheit und der Religion, freymüthig dargestellt für Freunde der Aufklärung, wiederum, die schon im J. 1793 zu Weissenfels und Leipzig bey Severin herausgekommen, und im 6ten Bande dieser N. A. D. Bibl. S. 603 f. ausführlich genug recensirt worden ist. Wir können uns also hier ganz auf jene Recension beziehen, indem an dem ganzen Buche hier weiter gar nichts geändert; sondern bloß die 8 Seiten lange Vorrede weggelassen worden ist.

Geschichte der Kirchendiener. Ein Buch für Prediger und solche, die es werden wollen. Von Gottfried Benjamin Eisenschmid, Katecheten an der St. Salvators Kirche zu Gera. Erste Abtheilung. Erfurt, bey Hennings. 1797. Vorrede und 171 S. 8. 12 gr.

Eine Geschichte der Kirchendiener oder eigentlich des christlichen Lehrstandes könnte allerdings von bedeutendem Werth und Interesse seyn, wenn sie auch nur mit einigem pragmatischem Forschungsgeiste bearbeitet würde. Wenn sie erstlich die Mittel und Wege anzeigte, wodurch Stolz, Uebermuth, Herrschbegierde und Habsucht in die Seelen derer, die doch andere dafür warnen sollten, gekommen; wenn sie sodann auch

auch nur mit einiger Deutlichkeit und Ausführlichkeit die Stufen bezeichnete, auf welchen dieser Stand sich nach und nach bis zu dem erstaunend hohen Gipfel von Macht und Ansehen emporgeschwungen hat; wenn sie zeigte, durch was für Täuschungen und Blindheit des Fanatismus er sich eine lange Zeit hindurch auf diesem hohen Ehrengipfel erhalten; durch was für Fehler und Mißbräuche er von demselben wieder herabgesunken, und auf was für einer Stufe des Ansehens und der Brauchbarkeit er jetzt stehe; wen sollte eine solche Geschichte unter dem kirchlichen Lehrstande nicht interessiren? Aber leider vermissen wir bis jetzt noch alle diese so gerechte Forderungen bey dieser Geschichte der Kirchendiener, deren Verf. zwar sehr umständlich in Erzählung einzelner kleiner Details zu Werke geht; aber im Ganzen fast gar nicht in den ehemaligen Schwärmergeist dieses so angesehenen Standes oder in seinen esprit du corps eindringt. Gleich im ersten Kap. S. 2 sagt der Verf.: „der Stand „der Lehrer sey vom Anfange das nicht gewesen, wozu ihn „in der Folge der Ehrgeiz und die Habsucht erhoben habe." Aber, wie der Ehrgeiz und die Habsucht bey Menschen, die doch mit dem wahren Geist der christlichen Religion so bekannt hätten seyn sollen, daß sie ihn auch andern mittheilen könnten, entstanden sey, das ist eine Frage, die zwar jedem Nachdenkenden hiebey einfallen muß; die aber hier ganz unerörtert geblieben ist. Daß die Bischöfe sich selbst und die Mitglieder ihres Standes immer mehr emporgehoben, und dagegen das Volk immer tiefer heruntergesetzt haben, das wird zwar hier S. 8 ziemlich wohl gesagt; aber das warum? Warum das Volk seine Lehrer, die sich in einem so großen äußern Pompe zeigten, so angestaunt habe, das erfährt kein Mensch. Und doch wäre hier die schicklichste Gelegenheit gewesen, auch nur etwas Weniges von dem erhabenen Schwärmergeist, der schon im zweyten Jahrhundert in die christlichen Lehrer fuhr, und von den unreinen Quellen, woraus er entstand, hier beyzubringen. Ja, zuweilen widerspricht sich der Verf. gleichsam in einem Othem. So sagt er S. 3: „das Vorrecht der ersten christlichen Lehrer habe darin bestanden, daß sie Aufseher über Sittlichkeit „und Ordnung, Sittenverbesserer, Verwalter der gemeinschaftlichen Güter und Schiedsrichter bey entstandenen „Streitigkeiten gewesen." Und gleich nachher sagt er: „die „ihnen freywillig übertragene Regierung und Aufsicht habe

„ihnen keine gesetzgebende Gewalt, keine richterliche Autorität ertheilt.“ Recensenten dünkt aber, gerade dieß, daß sie über so viele in ihren Gemeinen entstandene Streitigkeiten, die man nicht wohl vor heidnische Gerichtshöfe bringen durfte, ein entscheidendes Urtheil zu fällen hatten, gerade dieß habe ihnen bey einem Volke, das ihre Aussprüche als göttliche Orakel ehrte, das höchste richterliche Ansehen geben müssen. — Eben so ist das Urtheil nicht ganz consequent, wenn der Verf. die Pflicht der Regenten, den in ihren Staaten errichteten christlichen Gemeinen ihre Lehrer zu lassen, S. 22 daraus herzuleiten sucht, weil sie die christlichen Gesellschaften, die ja doch Lehrer nöthig hätten, duldeten. Denn daraus folgt noch nicht, daß sie oder der Staat, welcher die christlichen Gemeinen duldet, ihre Lehrer auch öffentlich oder auf Kosten des Staats besolden müsse. — Eben so ist das Urtheil des Verf. nicht gründlich genug, wenn es S. 21 heißt: der Lehrstand müsse ein von den übrigen abgesonderter eigener Stand bleiben, und es könnte nicht jedem erlaubt seyn, nach seinem Gutdünken oder Gefallen öffentlich zu lehren, und gottesdienstliche Handlungen zu verrichten, bloß damit gute Ordnung unter den Gemeinen erhalten werde. Denn unter den Quäckern in England ist auch eine recht gute Ordnung, und doch kann ein jeder unter ihnen öffentlicher Lehrer werden; sondern dieß ist vielmehr darum nothwendig, weil keiner ohne vorhergegangene lange Zubereitung und gehörige Ausbildung ein brauchbarer und geschickter Lehrer der Christen werden kann. — Bey der Frage S. 25, wie der Stand der Religionslehrer zu benennen sey, tadelt der Verf. mit Recht die Benennungen von Geistlichen und Priestern; nur hätte Rec. hiebey gewünscht, daß sich der Verf. über den Priesternamen in eine mehr historische Deduktion eingelassen, und gezeigt hätte, wie der christliche Lehrstand nach und nach von seiner ersten ursprünglichen Bestimmung und Nutzbarkeit abgewichen, und in eine dem jüdischen und heidnischen Priesterstande ganz ähnliche Verdorbenheit ausgeartet sey. S. 45 u. fg. giebt der Verf. zwar die Ursachen der gewaltigen Veränderung und Vermehrung des bischöfflichen Ansehens im Allgemeinen an; zeigt aber nirgends, wie dann der hohe Stolz, der diese Demuthsprediger aufblähete, in ihren Seelen entstanden sey; da er doch den Entstehungsgrund desselben gar leicht in den sehr überspannten und schwärmerischen Vorstellungen,

die

die sie sich selbst und andern von ihrer göttlichen Einsetzung, Macht, Würde und Heiligkeit machten, hätte entdecken können, wenn er sich etwas mehr in die religiöse Denkart der ersten Jahrhunderte des Christenthums hineinstudirt hätte. Diese Schwärmerideen berührt zwar der Verf. S. 54 und 55, da er sagt: „Ihre großen angemaaßten Rechte zu behaupten, gaben sie vor, daß sie ihre Gewalt von Christo „empfangen hätten, und da sie unmittelbar vom heil. Geiste regiert würden: so müßten auch ihre Aussprüche unfehlbar gewiß seyn." Aber er geht so leise darüber weg, als ob nicht gerade diese Meinung und dieses Vorgeben die erste und vornehmste Ursache ihres Schwärmerstolzes gewesen wäre. Daß übrigens der Vf. die Prediger auch **Diener Gottes**, **Diener des Worts** und **Diener der Kirche** genannt wissen will, das will dem Rec. nicht recht gefallen. Denn, warum sollen Lehrer der Religion in einem eminentern Sinne, Diener Gottes heißen; da doch alle andere politische oder Staatsbediente eben so wohl Diener Gottes zu nennen sind, wie jene? Diener des Worts aber ist ein hebräisch artiger Ausdruck, der wieder einer neuen Erklärung bedarf, wenn er nicht mißverstanden werden soll. **Kirchendiener** hingegen führt einen zu niedrigen Nebenbegriff mit sich, wenn man unter dieser Benennung das ganze Kirchenpersonale, nicht nur den ersten Bischof, Consistorialrath oder Superintendenten, sondern auch den Mößner, Küster und Thürschließer mit begreift. In der Zusammensetzung mit dem Worte Staat hat zwar die Benennung eines Dieners nichts Verächtliches an sich; aber man nennt auch den Büttel oder den Bettelvogt keinen Staatsbedienten.

In dem zweyten Kapitel, da der Verf. **von den verschiedenen Ordnungen der Kirchendiener** in den ältesten und neuesten Zeiten handelt, S. 31 — 102, wird zwar von der stufenweise zunehmenden Erhöhung und Vermehrung des Ansehens, der Macht und Reichthümer der Kleriker und Bischöfe genug gesagt; auch werden die verschiedenen höheren und niedrigeren Ordnungen und Klassen von Kirchendienern, besonders in der römisch-katholischen Kirche bestimmt genug vom höchsten Bischofe und Patriarchen an, bis auf die niedrigsten Notarien, Ostiarien, Custodes oder Küster hinab angegeben, wodurch man allerdings eine kurze und leichte Uebersicht über die vormalige kathol. Kirchenverfassung und Kirchenämter bekömmt; aber von dem gesell-

schaft-

schaftlichen Gemeingeist, der alle jene Kirchendiener sammt und sonders beseelte; von ihren verschiedenen Verhältnissen gegen einander, und gegen die sogenannten Layen, und von dem Einflusse, den sie auf die Kultur des gemeinen Volks hatten oder haben konnten, davon wird hier nicht das Mindeste gesagt. Nur von den Syncellis, welche den Bischöfen zuweilen als ihre Habachte zugegeben wurden, um auf den Fall, wenn der bischöflichen Heiligkeit etwas übles nachgeredet wurde, für oder wider sie zeugen zu können, wird S. 96 f. behauptet, ihr Zeugniß habe bey den Injurienprocessen, die von den Bischöfen in solchen Fällen geführt wurden, den Ausschlag geben können. Aber die Behauptung S. 57, daß die 4 ersten Patriarchen nach dem Muster der 4 Präfecti Prätorio im röm. Reiche gebildet worden, ist eine Vorstellungsart, die erst neuerlich von Herrn Dr. Ziegler in seinem Versuch einer pragmat. Geschichte der kirchlichen Verfassungsformen in den ersten 6 Jahrhunderten der Kirche sehr gründlich widerlegt worden ist.

In dem dritten Kapitel, da der Verf. von den in unserer protestantischen Kirche zum Kirchendienst gehörigen Personen handelt, wird von den Amtsverrichtungen der verschiedenen Kirchendiener im Allgemeinen Manches behauptet, was eben nicht aller Orten so ist. So meint z. B. der Verf. S. 109 fg. die Ordination der Prediger, die Einweihung der neugebauten Kirchen, das Tentamen oder Examen mit den Candidaten, der Antheil an der Besetzung geistlicher Aemter, die Investitur der neuen Prediger, u. s. w., dieses alles sey den Generalsuperintendenten größtentheils eigen, da es doch z. B. im Wirtembergischen ganz anders ist. In manchen Gegenden heißt es S. 113 folgen nach den Superintendenten die Landkircheninspektoren, welche die Prediger und Schullehrer auf dem Lande öfters besuchen, u. s. w. Hier hätte es doch etwas bestimmter angegeben werden können und sollen, in welchen Gegenden dergleichen Inspektoren seyen. Eben so weiß Rec. nichts von solchen Katecheten, die, wie es S. 119 heißt, im Wirtembergischen bey eigenen kleinen Gemeinen angestellt seyn sollen. Was der Verf. S. 126 von Kirchenjuraten, Kirchenvorstehern oder Kastenvorstehern sagt, das gilt im Wirtembergischen von den sogenanten Heiligenpflegern, die über die Einnahmen und Ausgaben des Heiligen, d. h.

des

des Kirchenschatzes, der dem heil. Schutzpatron der Kirche jedes Orts vermacht worden ist, Rechnung zu führen haben. —

In dem vierten Kap., das recht wie eine geistliche Garderobe aussieht, indem der Verf. da von den verschiedenen Kleidertrachten der Prediger handelt, werden diejenigen, die weder an den geistlichen noch an den weltlichen Kleidermoden Geschmack und Wohlgefallen haben, wohl sehr wenig Erbauung finden. Denn da geht unser Verf. mit einer solchen mikrologen Genauigkeit und Umständlichkeit in das Detail der verschiedenen alten und neuen Priestertrachten, der Alba, der Casula, der Dalmatika, des Epitrachelions, des Phelonions, des Pluviale und anderer solcher Firlfanzereyen hinein, daß er nicht nur den Zuschnitt, die Gestalt und Farbe; sondern auch den Zeug oder Stoff, woraus ein jedes zum Priesterornat gehörige Läppchen gemacht war, daß er sogar auch die Etymologie der ihm beygelegten Benennung, auch zuweilen ihre symbolischen oder mystischen Bedeutungen beschreibt, eine Beschreibung, die wohl niemanden interessiren kann, als den, der solche geistliche Verzierungen vor Augen hat, oder damit umgeht. So beschreibt unser Verf. z. B. S. 154 f. die ganze Fabrication des bischöflichen Palliums zu Rom, mit allen dabey üblichen Weihungen und Cerimonien. Endlich kömmt der Verf. S. 163 auch noch auf unsere Predigerröcke und Predigerkräglein, deren Tragen im gemeinen Leben und Umgang oder außer den geistlichen Amtsverrichtungen S. 166 allerdings mit Recht gemißbilliget wird, weil es warlich schlecht genug ist, wenn ein Prediger seine theologische Gravität nicht anders zu behaupten weiß, als — durch den alten Pharisäermantel. — Uebrigens kann Rec. folgende Sprachfehler nicht unbemerkt lassen. Gleich S. 2 heißt es: „Solche Lehrer „setzten nun an einigen Orten die Apostel selbst." Hier weiß man nicht sogleich, welches der Nominativ, und welches der Accusativ seyn solle, da doch in solchen Fällen um mehrerer Deutlichkeit willen immer gesagt werden sollte: Solche Lehrer wurden von den Aposteln gesetzt. S. 6, wo von dem Wachsthum, der Macht und des Ansehens der Bischöfe die Rede ist, wird der pöbelhafte Ausdruck gebraucht: Sie graseten immer weiter. S. 85 wird von den Exorcisten gesagt: ihr Unfug fege des Layen Beutel, er blähe

blähe und mäste die Pfaffen. Eben daselbst wird statt anagnosti wohl anagnostae zu lesen seyn.

Bog.

Archiv für die neueste Kirchengeschichte. Herausgegeben von D. Heinrich Philipp Conrad Henke. Fünften Bandes viertes und sechsten Bandes erstes Stück. Weimar, im Verlage der Hoffmannschen Buchhandl. 1798. 1 Rthl.

Die Aufsätze, welche der verdienstvolle Herausgeber durch dieß Archiv mittheilt, erhöhen immer mehr das Interesse desselben für seine Leser. Sie sind dieß Mal folgende: I) Beyträge zu Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen lutherischen Gemeinen in Pensylvanien. Diese Beyträge können warlich viel zu denken geben. Man lernt aus denselben recht deutlich die großen Hindernisse kennen, welche dort der Religionskultur im Wege sind, wo der Staat sich gar nicht darum kümmert, ob diese befördert werde oder nicht, und wo der Prediger ganz von den Launen und dem verdorbenen Geschmack eines rohen Haufens abhängt. Man kann daraus abnehmen, was für ein Zustand des Volks in Absicht der Religionskultur zu erwarten ist, wenn die Regierung sich bloß politische Zwecke vorsetzt, und wie unrichtig es ist, wenn man darum, weil die Idee eines Staats bloß die Sorge für die Sicherheit der Rechte, des Lebens und der Güter der Bürger fordert, die Regierung berechtigen, oder gar verpflichten will, sich in den Religionsunterricht gar nicht zu mischen. Das Recht auf Belehrung, so weit der Mensch derselben bedarf, ist eins der heiligsten Menschenrechte. Ueber wahre Religion bedarf jeder Mensch Belehrung, und diese soll der Staat ihm verschaffen, also für Lehrer der Wahrheit und Tugend Sorge tragen, damit das Fortschreiten jedes Menschen zur sittlichen Veredlung durch Religion ihm möglich gemacht werde. II) Vermischte Bemerkungen über Spanien, in religiöser und moralischer Hinsicht. Zerstreut zu finden in: Spanien, wie es gegenwärtig ist, Gotha, 1797. Eine Reihe von Bemerkungen, die sämmtlich die unselige Herrschaft

schaft des für Moralität und wahre Religion so verderblichen Aberglaubens und Pfaffenthums in einem der schönsten Länder von Europa bestätigen. Auch die Inquisition ist nichts weniger, als außer Wirksamkeit gesetzt. Nur von der jedesmaligen Denkart des Hofes und der angesehensten Minister hängt es ab, ob sie mehr oder weniger schaden darf. Wann wird doch endlich auch einmal für dieß Land die Morgenröthe der richtigern Religionserkenntniß anbrechen, und der Nacht des Aberglaubens und hierarchischen Despotismus, der unter dem Namen der liebenswürdigsten Religion sein Unwesen treibt, ein Ende machen! III) **Verzeichniß aller in London jetzt bestehenden Anstalten für Religion, Erziehung, Moralität, Aufklärung und Wissenschaft, Philanthropie und Gerechtigkeitspflege.** Man findet gewiß nirgends in der Welt auch nur einen verhältnißmäßig gleichen, großen und milden Aufwand von Kräften, die dem gemeinen Besten, der Bildung zur Sittlichkeit, der Erleichterung der Lebenslasten, der Bequemlichkeit und Sicherheit gewidmet sind, als in dieser Stadt, wo zwey Millionen und funfzig tausend Menschen mit einander leben. Dennoch ist in keiner Stadt der Welt ein tieferer Verfall der Sittlichkeit, vornehmlich unter dem größern Haufen, bemerkbar, als in London; in keiner Stadt mehr Noth und Armuth, und weniger gemeine Sicherheit, als hier. Die Ursache liegt unfehlbar an der Anwendung und Richtung der Kräfte, an dem Mangel einer über das Ganze sich verbreitenden Aufsicht, und an der Vernachlässigung alles dessen, was Volkserziehung heißt. IV) **Statuten für die Domicellaren des hohen Erzstifts Trier.** Es ist nützlich, dergleichen ans Licht zu ziehen, damit die Idee von Wichtigkeit verschwinde, die man, aus Unbekanntschaft, mit solchen an sich so dürftigen und läppischen Statuten verbindet. V) **Geschichte des Pfarrhandels im Hochstifte Hildesheim.** Auch in Hinsicht auf diesen schändlichen Unfug ist es verdienstlich, durch öffentliche Darstellung die Unwürdigen dem deutschen Publikum zur gebührenden Verabscheuung bekannt zu machen, und dadurch die Guten in ihrem Eifer zu stärken, dem Unfug ein Ende zu machen. VI) **Gleichstellung der Juden in der Batavischen Republik mit allen andern Bürgern.** Eine vortreffliche Bittschrift gelehrter Juden um diese Gleichstellung, mit Ausführung der Gründe dafür, und Widerlegung der Gegengründe. Das Decret der National-

nalversammlung; und endlich eine schöne Dankaddresse von eben den Gelehrten, die die Bittschrift unterzeichnet hatten. Möchte doch bald in vielen andern Staaten ein Gleiches geschehen, und die unchristliche Behandlung der Juden aufhören! VII) **Verstorbene merkwürdige Gottesgelehrte.** Thom. Balguy, Franz Clement, Jak. Fordyce, Sam. Seabury, Dominicus von Brentano, Franz Wiesner, Steph. Wiest und Joseph Bauerschubert. VIII) **Kürzere Nachrichten und vermischte Bemerkungen.** Milde Anstalt zu Edinburg. Murren über die Pflegung franz. Geistlichen in England. Nachtrag zu Nr. V. über den Pfarrhandel im Hildesheimschen.

Des fünften Bandes erstes Stück, mit dem Bilde des geistlichen Raths Franz Oberthür, geziert, enthält: I) **die actenmäßige Geschichte der Verdammung der Demonstratio catholica des Exjesuiten Benedict Stattler.** Ordensneid war die vornehmste Triebfeder dieses Verfahrens. Bey aller seiner Orthodoxie hatte er, um Protestanten in den Schafstall der katholischen Kirche zurück zu locken, doch manche ultramontanische Principien, besonders die Oberherrschaft des Papsts betreffend, auf eine, für die auf diesen Punkt eifersüchtige römische Curie zu sehr gemildert. Die ganze Geschichte ist ein merkwürdiger Beytrag zu Belegen des Despotismus, den diese weiland römische Curie sich, selbst gegen deutsche Fürsten, bisher erlaubte. II) **Verkauf geistlicher Güter in Belgien an geistliche Personen in Belgien.** Der Papst erlaubte den letzteren, die Güter zu kaufen, um sie der Kirche aufzubewahren. III) **Von den ältern und neuern Schleswig-Holsteinischen Kirchenagenden, insbesondre von der neuesten.** Bey diesem Aufsatze sind Berichtigungen zu vergleichen, die der G. S. Adler in den Beyträgen zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in protestantischen Ländern, B. II. Heft IV. S. 608 fg. Altona, bey Hammerich 1799 mitgetheilt hat. In Beziehung auf die S. 67 gerühmte bisherige Freyheit der S. H. Prediger, ist bemerkt, daß allerdings die Landesregierung vorher die Prediger nicht allein an die alte Form des Gottesdienstes, sondern auch an den Gebrauch der Olearischen Liturgie gebunden, und den Generalsuperintendenten es ausdrücklich zur Pflicht gemacht hatte, nicht zu gestatten, daß von Jemand eigenbeliebige Aenderung gemacht werde; daß

daß also die Kirchenvisitatoren, den Gesetzen gemäß, bisher jede Abweichung davon hindern und unterdrücken mußten; und daß es gerade die Hauptabsicht der unter Königl. Genehmigung erschienenen neuen Kirchenagende ist, die Prediger von solchem Zwange zu befreyen, indem nur die Abstellung offenbarer Mißbräuche befohlen, alles übrige hingegen nur zu einem, nach Zeit und Umständen zu machenden Gebrauch, empfohlen ist, u. s. w. Rec. hofft, daß dieses merkwürdige, zur Berichtigung dieses Aufsatzes dienende und nothwendige, Actenstück in einem der folgenden Stücke des Archivs eine Stelle finden werde. Was der Verf. S. 56 anführt, könnte den Schein haben, als wenn Luther nicht gewollt hätte, daß in Absicht der Liturgie etwas geboten werden sollte. Allein gerade das Gegentheil erhellt aus Luthers Schriften. Er wollte, daß schon zu seiner Zeit die Abschaffung alles damals erkannten Aberglaubens ausdrücklich geboten werden, und das übrige nur so lange ungeändert bleiben solle, bis man es besser machen könne. So bittet er Th. XIX. S. 1249 dringend den Marggrafen Joachim den II. von Brandenburg, kein Umtragen des Sacramentes zu gestatten, und S. 1250 schreibt er: Menschlicher Andacht Ordnung mag man halten, jedoch *sine superstitione*, bis mans kann besser machen. O! wie weit sind die in der Religionsaufklärung hinter Luther zurück, die sich da über Zwang beklagen, wo Abstellung unläugbaren Aberglaubens geboten, und etwas Besseres zugleich an dessen Statt zu gebrauchen empfohlen wird! IV) Ueber die Londonsche Missionsgesellschaft; ein Schreiben des Herrn J. C. C. Ubele, Ev. Prediger der Zionsgemeine in London. Das Unternehmen dieser Missionary Society hat einen sehr großen Beyfall und viele Unterstützung gefunden. Nach Otaheite ist schon ein Schiff mit Missionarien abgegangen, das 12 bis 13000 Pfund-Sterlinge auszurüsten kostete. Eine andre Mission ist seit 1797 auf der Reise nach Sierra-Leona, die, wenn es möglich ist, in das Innere von Afrika eindringen soll. Eine dritte ist für das Vorgebirge der guten Hoffnung bereit, und soll auch nach Ceylon, und andern östlichen Gegenden gehen, und im Frühjahr 1798 fertig gewesen seyn. Wer jährlich eine Guinee giebt, wird Mitglied; wer zehn oder mehr Guineen pränumerirt, erhält das Stimmrecht der Gesellschaft. Die Adresse ist: Reverend Mr. Ubele, N. 26, Great Bush Lane,

ne, Cannon-Street, London. V) Ausschreiben einer außerordentlichen dreytägigen Andacht in der Domkirche zu Hildesheim. Zur Danksagung für die Abwendung, und zur Bitte um fernere Abwendung drohender Gefahren. VI) Thomas Martins Absage von seinem Lehramte bey einer Dissentergemeine zu Yarmouth. Die Absage scheint vornehmlich geschehen zu seyn, weil man von ihm forderte, einen übernatürlichen Ursprung des Christenthums zu lehren. Er zeigt, daß das Christenthum nichts verliere, wenn es nur für mittelbar göttlich gehalten werde. VII) Geschichte des Ursprungs, der Schicksale und Verrichtungen der Haagischen Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion. Aus Actenstücken gezogen. Sie will die reformirte und lutherische symbolische Kirchenlehre gegen die Neologen in Schutz nehmen. Mag sie das! Die Wahrheit muß doch endlich siegen! VIII) Verfolg der Nachrichten über den Vereinigungsvorschlag der Remonstranten in der Batavischen Republik mit den übrigen Protestanten. Der Vorschlag ist nicht sehr günstig aufgenommen. Man fordert von ihnen Vereinigungsbedingungen zu entwerfen. Sie hingegen bitten, diese selbst aufzusetzen, und ihnen vorzulegen. IX) Verzeichniß, Abschwörung und Verdammung schwärmerischer Sätze des Kanonikus Martin Boos zu Grönenbach in der fürstl. Abtey Kempten. Ein Beytrag zur Geschichte der Schwärmereyen des achtzehnten Jahrhunderts. X) und XI) Kurze Nachrichten und Todesfälle bekannter englischer Gottesgelehrten.

Bf.

Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionairen; herausgegeben von D. Johann Ludewig Schulze, der Theologie wie auch der griechisch. und morgenländ. Sprachen ordentl. Professor auf der hiesigen Königl. Preuß. Friedrichs Universität ꝛc. Zwey und funfzigstes Stück. Halle,

im

im Verlage des Waisenhauses. 1798. 299 — 393 S. 4. 6 gr.

Herrn Kottlers Reise nach Ramanadaburam und Palejamkodde, die er um seiner Gesundheit willen unternehmen mußte, wird durch die genaue Beschreibung der von ihm gesehenen Pflanzen, und den mit den Einwohnern gepflogenen Unterredungen interessant. So höflich die Brahmanen auch waren, so fürchteten sie sich doch, von dem Missionar berührt zu werden, und wichen ihm daher aus, wenn er ihnen zu nahe kam. Herr Cämmerer klaget 1796, daß die Heiden in und um Trankenbar des Zuredens von den Missionaren so sehr gewohnt wären, daß nichts mehr bey ihnen auszurichten stünde. Bey Gelegenheit einer Predigt, die ein Stadtkatechet in dem Hause eines von der Casse der Suttirer hielt, merkt dieser an, das sey wohl das erste Mal, daß der Name des Herrn in dem Hause eines Heiden geprediget sey; denn die Christen, wenn sie gleich aus höherem Geschlechte sind, dürfen sich den Heiden nicht nähern, noch in ihre Häuser kommen. Und doch ist die Casse der Suttirer oder Sudrah die letzte von den 4 vornehmsten. Einem andern Katecheten, der behauptet hatte, daß Wischtnu kein wahrer Gott sey, wurde gedrohet, wenn er noch einmal solche Lästerung ausstieße, ihn zum Oberhaupte zu führen. Andere fertigten die Zudringlichkeit der Katecheten damit ab, daß ihre Väter nicht nach der Lehre gelebt hätten, sie würden sich wohl befinden, wenn sie ihren Vätern folgeten. Die Muhammedaner haben die den Indiern natürliche Gelassenheit durch die Religion, die sie angenommen, noch nicht verläugnet. — Was Herr Cämmerer von den Saniasigöl, den Heiligen oder Fanatikern unter den Braminen, erzählt, verdient mit den Gymnosophisten der Alten (denn nackend gehen auch jene herum) verglichen zu werden. Der ganze Aufsatz ist merkwürdig, und Sonnerat wird oft darinne berichtiget. Herr Stegmann hat das Klima seiner Gesundheit so wenig zuträglich gefunden, daß er nach Europa zurückgekehrt ist. Die Anzahl der Missionarien in Trankenbar ist auf 3 reducirt; sonst waren ihrer 6 oder 8. Ein neuer ist ganz neulich angestellt, und jetzt vielleicht auf dem Wege nach Ostindien, Herr Früchtenicht aus dem Holsteinischen. — In den Briefen der englischen Mission aus Wepery sind meteorologische Bemerkun-

zen, die aufgehoben zu werden verdienen. In Persien ist ein Gegner der muhammedanischen Religion aufgetreten, der die seinige auf Vernunftbegriffe gründen will. Ist's doch in Persien wie in Deutschland — Der 70jährige Greis Schwarz versichert, daß den Heiden in und um Tanschaur das Evangelium reichlich geprediget werde. Nun so steuert denn auch reichlich, ihr gutmüthigen Europäer, die ihr für die Noth in Asien mehr Gefühl habt, als für die, unter welcher Europa beynahe erlieget. Das Verzeichniß der Missionswohlthaten ist von der letztern Hälfte des J. 1797.

Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien; herausgegeben von D. Johann Ludewig Schulze, der Theologie u. s. Professor rc. Drey und funfzigstes Stück. Halle, im Verlage des Waisenhauses. 1798. 395—490 Seiten. 4.

Herr Pohle in Tirutschinapalli 1796 klagt über die Unempfindlichkeit der Einwohner im Orte, und läßt daher seine Katecheten aufs Land gehen. Ein Schipai (Seapoy) der ein Christ werden wollte, wurde von seinen Kameraden verspottet. Selbst die europäischen Officiere lachen darüber, wenn die Prediger um die Erlaubniß, den Schipai zur Taufe zubereiten, nachsuchen. Die Katholiken nehmen die Zudringlichkeit der Missionarien nicht so gutmüthig auf, als die sogenannten Heiden. Letztere widersprechen selten; aber sie lassen sich auch nicht gewinnen. Getauft hat Hr. Pohle 1796 nur einen erwachsenen Heiden, und das werden doch die Wohlthäter der Anstalt zugeben, daß getauft und Christ werden, nicht einerley ist. Herr Gerike's Bemühungen erstrecken sich auf Wepery, Cudelur und Negapatnam, und er genießt das Vertrauen der englischen Regierung zu Madras, auf deren Auftrag er den Tanschaurischen Prinzen nach Tanschaur begleiten mußte. Aus S. 415 erhellet, daß die englischen Soldaten, die malabarische Weiber geheyrathet haben, ihre Weiber zurücklassen müssen, wenn sie nach Europa wieder

der eingeschifft werden. Für die Kinder sorgt man; aber die Weiber werden sich überlassen. Mit den Hannöveranern ist dieses auch der Fall gewesen. Von dem Fortgange des Christenthums kann man sich keine hohen Begriffe machen, wenn man lieset, daß der Vorwurf, es träten nur solche Leute zum Christenthum über, die durch schlechtes Betragen die Rechte zu ihrer Kaste verloren hatten, von den vornehmsten Männern im Lande noch immer wiederholt wird, und daß die Singalesischen und Tamulischen Christen in Ceylon, nachdem die Insel von den Engländern erobert ist, wieder abgefallen sind. — Der Selbstmord bey den Malabaren ist nicht ungewöhnlich. — Herr Holzbergs Tagebuch seiner Seereise von London nach Madras enthält wenig Merkwürdiges für den Geographen. Die See war sehr stürmisch. Verschiedene Matrosen büßten ihr Leben durch Unglücksfälle ein. Man lief nur in Simonsbay ein. Die Schiffe stießen auf der Fahrt mehrmalen an einander, und wurden beschädiget. Der ganze Weg, den man zurücklegte, wird auf 15461 Seemeilen gerechnet. — Herrn Joh. Owens Rede an die abgegangenen Missionarien enthält lesenswürdige Nachrichten von der englischen Regierung in Bengalen, und dem daselbst herrschenden Aberglauben unter den Hindus. — Aus einem Briefe des Herrn John ersiehet man, daß Herr Prof. Tychsen in Rostock einige Fragen die Juden in Caifong-fu in China betreffend, nach Ostindien geschickt hat. Möchten doch andere Gelehrte diesem Beyspiele folgen. — Ein Verzeichniß der milden Gaben für die erste Hälfte des Jahrs 1798 macht den Beschluß.

Ab.

Vermischte Schriften.

Adelstan jovialisch politische Reise durch Italien während Bounaparte's Feldzügen. Mainz. 1798. 400 S. 8. 1 Rk. 8 gr.

Adelstan, der Held dieses bachantischen Streifzuges durch die Rebengefilde Italiens, ein rüstiger Zecher und witziger revolutionairer Spötter, dem es in seinem Geburtslande,

der blinkenden Rheintrauben ungeachtet, allenthalben drückt, sticht und zu enge wird, greift nach dem Thyrusstab seines Gottes, und taumelt mit tausend sarkastischen Späßen und dem Wahlspruch: in vino veritas, im Munde, hin nach dem großen transalpinischen Revolutionsschauplatz. — Er kommt, sieht und jauchzt, von Wein und Freude trunken. — Uns andern Nüchternen, — die wir zu schwer, zu nah der Erde sind — dürfte es etwas sauer werden, diesem Phantasiemann, auf seinem Fluge in alle Regionen der Wein- und Revolutionssphäre zu folgen, und allenthalben sein Evan Evan nachzulallen. — Wir wollen uns daher begnügen, zu sehen, wo er bleibt, und was er hie und da treibt. — Der Originalspaß hebt am Rhein an. — Durch neutrale Lande, Reichscontingentstruppen, und einen Theil der franz. Schweiz stürmt dieser fröhliche Trinker, den Montcenis hinan; verweilt hier einige Augenblicke, um, wie ein zweyter Hannibal, seinen Weg — durch satte Rebengefilde zu wählen. Er wankt zuerst nach Venedig, berauscht sich auf dem Wege dahin, und auf seinen Ab- und Seitenflügen tüchtig. Dort, in den Armen seines Mädchens, wird geschäkert und gelacht über vieles, was an der revolutionairen Tagesordnung ist; man labt sich mit köstlichen Weinen aus allen Theilen Italiens, und mit Speisen, welche selbst den berühmtesten römischen Sybariten der Vorzeit fremd seyn mochten, ohne sich viel an die sinkende Republik und verspottete Braut des adriatischen Meeres zukehren. — Sein Zug geht nun die Brenta zurück, und auch hier wird in Rebenlauben und inter pocula geschwärmt, und mit unter Wahrheit gesprochen. — Nach einem ausgeschlafnen Rausch, in welchem Adelstan von Turin träumt, oder wirklich dahin taumelt, geht der Bachusreihen, in Gesellschaft eines räthselhaften Engländers, Italien hinab. — Nach tausend bestandnen Abentheuern, bunten Abschweifungen, Controversen, Seiten- und Rücksprüngen, zieht er durch die porta del Popolo in Rom ein. Daß da der heilige Vater und seine Anbeter Hauptgegenstände der Späße und Sarkasmen sind, läßt sich leicht denken. Auch hier durchkreuzen diesen Feuerkopf zahllose Episoden, witzige Einfälle, in Dichtungen gekleidete starke Wahrheiten und phantastische Grillen. Bald wechselt ein Lächeln des feinen Spottes mit einem sardonischen Gelächter; bald trifft die Geißel die Satyre, und bald werden Luftstreiche geführt; bald läßt sich die Zaubersprache

des

des Genies, bald wieder eine geschraubte affectirte Mundart hören; lebendige Dichtungen einer glühenden Phantasie, und verzerrte Karikaturen gehen nach einander vorüber in diesem tausendgestaltetsten Gewimmel von wahren Darstellungen und überspannten Fictionen. Ob es viele Leser geben mag, welche der Tendenz dieses sonderbaren Ganzen und der Manier des Verf. Geschmack abgewinnen werden, sey dahin gestellt. So viel es der Zweck erlaubt, glauben wir das Unsrige gethan zu haben, um darauf aufmerksam zu machen, und gestehen gern, daß mancher genialischer Witz, mancher originelle Zug in diesen Bogen uns ein Lächeln abgelockt, und eine nicht geistlose Unterhaltung gewährt hat.

Vf.

1. Kalender für das Ruhr-Departement auf das VII. Jahr der Franken-Republik (,) mit historisch-statistischen Anmerkungen (;) nebst vollständigem Namenverzeichnisse aller konstituirten Gewalten und öffentlichen Beamten. Kölln, bey Mathieux, und Aachen, bey Dullye. 150 S. 8. 3 Liv. (18 gr. sächsisch.)

2. Jahrbuch für das siebente Jahr der französischen Republik, mit beygefügtem gregorianischen Kalender auf das Jahr 1799. Kölln a. Rh., bey Thiriart und Comp. 3 Bog. 8. (beyde auf fein Schr. Pap.) 3 gr.

Ungeachtet es dem Zwecke der N. A. D. Bibl. nicht ganz gemäß ist, ausländische (und das sind doch gewissermaaßen die vorliegenden) Kalender anzuzeigen: so machen doch die beyden gegenwärtigen, weil sie von Deutsch sprechenden Franzosen geschrieben worden sind, darin, und besonders wegen ihrer allgemeinen Brauchbarkeit, eine billige Ausnahme, die um so mehr einige Nachsicht verdient, da sie so wenig im Leipz. Hbst. M. Verzeichnisse aufgeführet stehen, als sie wahrscheinlich nicht in den eigentlichen deutschen Buchhandel, wie sie es verdienten, kommen werden.

Als Rec. aus der Menge des dießjährigen republikanischen Kalenderheeres, die genannten beyden einzigen merkwürdigen Stücke suchte, fiel ihm der Gedanke auf: Daran dachten wohl die meisten Reichsdeputirten nicht, als sie, zu Abschliessung eines deutschen Reichs-Friedens mit Frankreich, den 3ten December 1797, die erste Sitzung des Congresses zu Rastadt eröffneten, daß gerade über ein Jahr, an eben diesem Tage, schon ein eigener Kalender für diejenigen Provinzen Deutschlands erscheinen würde, die das gegenwärtig mächtigere Frankreich, gegen alle Protestationen von Kayser und Reich, zu einem neuen Gebiete der großen Mutterrepublik, unter dem Namen des Ruhrdepartements erklärte! — Doch dieß thut nichts zur Sache: Genug es ist geschehen, was Rec. schon leider seit dem Nov. 1794 gesagt und behauptet hat. Also zur Sache:

Unter den beyden vorliegenden Kalendern, zeichnet sich ganz vorzüglich

Nr. 1. mit den trefflichsten Eigenheiten aus. Es wäre zu wünschen, daß mehrere, in Plan und Bearbeitung desselben, für einzelne oder combinirte Provinzen unseres geliebten deutschen Vaterlandes diesem Beyspiele folgten. Denn außer, was zu einem deutsch-französischen Kalender, in Absicht der columnenweise neben einander stehenden Zeitrechnungen und der Mondsveränderungen gehöret, findet man, was der Titel vermeldet, zuvörderst S. 17—19 die Verordnung wegen der Nationalfeste, die der Regierungscommissär des Vollziehungsdirectorii, Bürger Rudler d. d. Mainz, den 7. Flor. des 6. J. (den 24sten April 1798), an die Centralverwaltung in Aachen erlassen, und das Nähere dieses Gegenstandes darin bestimmt hat. Die genauen geographischen Grenzbestimmungen aller 4 neuen Departements auf dem linken Rheinufer machen hierin den Beschluß. — S. 20—22. Ueberblick der Centralverwaltung im Ruhrdepartement, deren Sitz Aachen ist; ihr Geschäftskreis, Benennung und Befugnisse der Büreaux's, wobey die Namen des Pentaami der Regierungsglieder angemerkt stehen. S. 23—25 Namen und Sitzungsorte der Glieder des Civil- und peinlichen Gerichts im Ruhrdepartement, und der dazu gehörigen Zucht-Policeytribunäle. — S. 26 Zweck und Absicht der in jedem der 42 Kantone des Ruhrdepar-

departements (Herr Posselt nennt ihrer nur 40, s. europ. Annal. s. 1798; 6tes St. S. 153) befindlichen Friedensgerichte. Wir wollen einige Gedanken daraus abschreiben: „Die Gerechtigkeitsverwaltung nach französischen Gesetzen ist überhaupt die vortrefflichste. Sie war bey der vorigen Regierungsverfassung der dießseitigen Länder meistens nur Mittel, um die Diener der Gerechtigkeit zu ernähren und zu bereichern.“ (Und diese Mittel sollten gegenwärtig bey der republikanischen Verfasser aus Paris und Aachen verbannt seyn???) — „Schnell und unpartheyisch ist die dermalige Gerechtigkeitspflege, die Verrichtungen der Friedensrichter sind die wichtigsten und vortheilhaftesten für die bürgerliche Gesellschaft.“ (Nicht auch für den Friedensrichter selbst?) — „Ganz Europa wird über das Resultat dieser trefflichen (?) Einrichtung erstaunen, wenn diese erhabenen Stellen mit uneigennützigen Männern besetzt sind, welche rastlose Thätigkeit mit praktischer Sachkenntniß vereinigen, Bürgersinn (was heißt das bey einem neurepublicanischen Beamten??) und Rechtschaffenheit, Wissenschaft und Geschicklichkeit besitzen, um die Streitigkeiten ihrer Mitbürger vor allem freundschaftlich beylegen.“ — (Das sollte so billiger Weise seyn; aber wo ist der uneigennützige, gerechte Aristides, der bloß um eine Staatsungerechtigkeit von Athen abzuwälzen, die schlauen Anschläge des Themistokles verwarf, weil sie Attika auf Kosten der Ungerechtigkeit vergrößern helfen sollten. Also in dem unverdorbenen Zustande der damaligen athenienstschen Republik galt die Moral der Individuen gleich mit der Moral des Staats, und umgekehrt. Man will die alten Republiken, nur nicht ihre Tugenden durchgängig kopiren. Man vergißt zu leicht, daß der Staat reich, die Beamten desselben arm seyn können. Aristides, der den Schatz von Delos ganz allein verwaltete, und welcher kurz vor dem peloponnesischen Kriege 460 attische Talente, etwan 600,000 Thlr. Preuß. Cour. betrug, schämte sich so wenig seiner Armuth, als er sie vielmehr für weit rühmlicher als alle Trophäen und Siege ansahe, die er und die griechischen Generale, seine Zeitgenossen, erfochten hatten. Sein Grundsatz, daß der nur Mangel leide, welcher seine Begierden über die Grenzen seiner Einnahme ausschweifen lasse, und derjenige hingegen, der mit wenigen Dingen auskommen könne, nähere sich dadurch den Göttern, welche gar keine Bedürfnisse hätten, verdient da-

her von allen denen beherzigt zu werden, die da wähnen, oder vielmehr vorgeben, ächte republikanische Tugenden, das ist im eigentlichen Sinne: Menschenrechte auszuüben. Wenn man aber den Friedensrichter eines Kantons, von einem Zucht- und Civiltribunal des Ruhrdepartements zum andern gefänglich transportiren lassen muß, wie im Novbr. und Decbr. 1798 geschehen ist: so geschiehet doch dieses wohl seiner Rechtschaffenheit wegen nicht. —) Endlich fährt der Verf. fort, und sagt in einem deklamatorischen Unterwerfungstone: „Ewiger Dank den edlen Republikanern, die an die Stelle des schändlichen Verwaltungssystem, die jetzige weise Einrichtung einzuführen unternahmen." (Wohl verstanden!! Die weise Einrichtung der Friedensgerichte besteht in allerley gerichtl. Verhandlungen, wovon der Gegenstand unter 100 Francs d. i. unter 25 Thlr. Reichsgeld beträgt. Ist die Sache aber um etwas beträchtlicher: so muß z. B. der Bauer aus der Commune Kekedam in der nordwestlichsten Spitze des Herzogthums Cleve westwärts Rheins an der Waal gelegen, nach Kölln, welches 27 Stunden von ihm entfernt ist, und daselbst seine Klage anbringen, jeden Wisch auf Stempelpapier, wäre es selbst eine Armensache, vorbringen. Vorschriften sind zwar zu hundert tausenden vorhanden; aber an ein eigentliches Gesetzbuch ist noch gar nicht gedacht worden, weil die Republik nicht aufhört, alle Tage neue Gesetze zu machen. Ein ganz klarer, neuer Beweis dieser weisen Einrichtung ist der, daß die Centralverwaltung zu Aachen, trotz aller Protestationen von mehrern hundert Agenten der Preußischen Provinzen am linken Rheinufer, und wider alle Vorstellungen der Cantons- und Communemunicipalitäten dieses Theils des Ruhrdepartements, die Hypothekenbücher jedes vormaligen Gerichtsbezirks gedachter Provinzen, durch den schwersten Exekutionszwang, und gleichsam mit Gewalt eingefordert hat, und nach dem Köllner Civilgerichte transportiren lassen. Rec. könnte eine Menge anderer Beyspiele von der weisen Einrichtung der Friedensgerichte sowohl, als anderer constitutionswidriger Anordnungen hiebey anführen; aber er verschweigt sie sorgfältig, weil die Bewohner des linken Rheinufers, in ihrem nunmehr vest bestimmten Schicksale davon nicht den mindesten Nutzen haben dürften. Wo die heiligsten Zusicherungen, selbst die Gesetze den Machtsprüchen untergeordnet sind, da verhallt jede Stimme, die Billigkeit

keit und wahre Menschenrechte zu vertheidigen, bemühet ist. —) S. 27 Eintheilung des Ruhrdepartements in 42 Kantone, deren Hauptörter sind: 1) Aachen; 2) Burtscheid; 3) Eschweiler; 4) Linnich; 5) Geilenkirchen; 6) Sittard; 7) Heinsberg; 8) Düren; 9) Froitzheim; 10) Gemünd; 11) Monjouye; 12) Kölln; 13) Weiden; 14) Dormagen; 15) Bergheim; 16) Kerpen; 17) Gülich; 18) Elsen; 19) Zülpich; 20) Brühl; 21) Lechenich; 22) Krevelt; 23) Kerpen; 24) Viersen; 25) Bracht; 26) Rheinberg; 27) Uerdingen; 28) Meurs; 29) Neuß; 30) Neersen; 31) Odenkirchen; 32) Erkelenz; 33) Kleve; 34) Ravenstein; 35) Gemert; 36) Horst; 37) Kronenburg; 38) Calcar; 39) Goch; 40) Xanten; 41) Geldern; 42) Wankum. (Man vergleiche hiemit das irrige tabellarische Namenverzeichniß dieser Kantons in Posselts europ. Annal. f. 1798; 6s St. S. 153.) Diese 42 Kantons enthalten die Gemeinden, welche denselben durch den Regierungscommissär Rudler d. 27. Prairial 6. J. (im Buche, das von Druckfehlern wimmelt, steht 9. J.) angewiesen, und in den darauf folgenden tabellarischen Verzeichnissen namhaft gemacht worden sind. Jetzt folgt der wichtigste Abschnitt des Kalenders, indem jeder Kanton, nach seiner statistisch-topographischen Beschaffenheit, dessen Bevölkerung, Nahrungsstand, Lage, Geschichte, Entfernung vom Hauptorte, Verzeichnisse der dazu gehörigen Gemeinden, Namen der Municipalbeamten und der der Friedensgerichte, und ob abgelegene Höfe, Häuser, Mühlen, ꝛc. dazu gehören, kurz und mit vieler Einsicht beschrieben wird. Daß in Ansehung der öffentlichen Beamten sehr oft schon im Laufe eines Monats manche Veränderung vorkommen, und nur von der Seite einige Unbequemlichkeit in diesem Kalender verursachen, wird Jeder leicht einsehen. Aber diese Unklarigkeit wird noch von einem Hauptfehler verdrängt, der in der Menge der historisch-geographischen Unrichtigkeiten besteht, welche fast auf jeder Seite vorkömmt. Uebrigens sind die, mit historischen Umständen gelieferten Beschreibungen der Kantone, und der Hauptorte derselben, in jeder Hinsicht recht brauchbar, und in statistisch-geographischem Betrachte merkwürdig, wovon wir sogleich einen Beweis geben wollen. Wozu aber die gehässigen Seitenblicke dienen sollen, die hin und wieder, wo der gegenwärtige Krieg, wegen irgend einer Begebenheit in dieser oder

jener Gegend Veranlassung darbot, in den Kantonsbeschreibungen vorkommen, ist nicht abzusehen. Denn was nützt es, wenn es in der Beschreibung von Aachen S. 31 heißt: „Die schändliche (n) Vortheile, welche die Pilnitzervereinigte (n) von dieser gräulichen Verrätherey (des Dümourier, der sehr häufig mit schwarzen Farben geschildert wird,) zu ziehen sich nicht schämten" (aber erröthet man nicht, wenn der amerikanische Freystaat die Pariser Unterhandlung vom Jahr 1797 drucken läßt, daß die Besitznahme von der Schweiz, Malta, Aegypten, und tausend andern ähnlichen Dingen, so wenig von dem gegenwärtigen Menschengeschlechte, als noch weniger von der unpartheyischen Nachkommenschaft gerechtfertiget werden kann?), „dauerten nicht lange. Oesterreichs Lohnknechte wurden von den tapfern Republikanern an der Maas ꝛc. ꝛc. zurückgetrieben." (Also letztere bedurften keinen Lohn; diese konnten wohl vom Winde leben, oder wie der Dachs von seinem eigenen Fette zehren; oder auf Kosten eines wehrlosen unterjochten Volks von den Requisitionsfrüchten zechen.) „Am 1 Vendem. d. 3. J. kam die siegende Frankenarmee nach Aachen, wo zeither (seitdem) die dreyfarbige Fahne weht. Vereint mit der großen Frankenrepublik wird Aachen, in Hinsicht der vortheilhaftesten Lage (das können wir nicht bejahen), Kunst und Erwerbungsfleiß verdoppeln, um den Schaden beyzuholen (einzuholen), den der beyspiellose Krieg verursacht hat." (Seinen Schaden wird Aachen gewiß bald wieder einholen; nur nicht durch seinen Handel; denn daran hinderts die Douane-Einrichtung; aber vielleicht durch den Geldverkehr, den die Centralverwaltung und die übrigen öffentlichen Auctoritäten in Umlauf bringen, indem wir aus ganz zuverläßiger Quelle versichert worden sind, daß in Aachen, mit Inbegriff der Employes und der übrigen Unterbedienten, an die 800 Personen zum öffentlichen Dienste gebraucht werden.) Der Verf. fährt fort zu bemerken: „Das französ. Gouvernement wird den wirklich bestehenden schönen Einrichtungen den höchsten Grad der Vollkommenheit zu geben wissen, und dann muß Aachen der Zusammenfluß aller Fremden von Europa, eine unerschöpfliche Quelle der Wohlfahrt und des Ueberflusses werden!. (Jenes wohl nicht; denn dafür ist die örtliche Lage, und daß das Gouvernement eine Departementalstadt, am wenigsten eine der entferntesten Provinzen jemals als Ne-

ben-

Nebenbuhlerinn von der Hauptstadt Frankreichs dulden wird, in mehr als einer Hinsicht Bürge. Vielleicht werden aber diejenigen in Aachen eine unerschöpfliche Quelle der Wohlfahrt und des Ueberflusses finden, die der Staat an ein einträgliches Amt gesetzt hat.)

Allenthalben, und fast bey jeder topographischen Beschreibung der Kantons, hat der rühmliche, und gewiß sehr einsichtsvolle Centralverwalter Wasserfall treffliche Schilderungen über die jetzige, durch die Douane-Einrichtung veranlaßte sehr traurige Lage des gänzlich zerstörten Handels des linken Rheinufers mitgetheilt, die leider allzurichtig, und hin und wieder noch ein stärkeres Collorit verdienten. Ob aber die frommen Wünsche dieses Mannes, der es übrigens mit seinem Vaterlande recht gut meint, durch den allenthalben im Auge habenden Frieden, zum Besten des Handels und der Indüstrie, vom Gouvernemente dereinst realisiret werden, ist eine andre Frage, worüber die Zukunft entscheiden wird. Noch zur Zeit läßt sich keine günstige Aussicht zur Beförderung der Handelsconcurrenz mit dem Auslande erwarten, weil alle Ein- und Ausfuhr-Zoll-Gesetze der französischen Republik, mit dem System des Gouvernements, allen Handel der Fremden im Gebiete des französischen Gemeinenbestes wo nicht völlig zu vertilgen, doch wenigstens in aller Absicht zu erschweren, übereinzustimmen scheinen. Vielleicht wird aber dereinst eine Aenderung darin getroffen, wenn der ächtfreye, brüderliche und gleichartige Grundsatz zu beglücken, statt zu erobern, die Stelle der jetzigen Staatsmaxime eingenommen hat.

Am wichtigsten, und für die Statistik am interessantesten sind die Angaben über die Bevölkerung, den Nahrungsstand, und die Arealgröße des cultivirten Bodens der Kantone im ganzen Ruhrdepartement, die wir, zu mehrerer Uebersicht und Vergleichung mit Büschings Angaben, tabellarisch hier einschalten wollen:

Tafel der Bevölkerung und Arealgröße des ganzen Ruhr-Departements.

Angaben nach vorstehendem Kalender:

Seite	No	und Namen der Cantone.	Bevölkerung.	Häuser.	Morgen Landes.	Büsching
30	1	Aachen	25,700	2,104	7,876	Nach Büsching's Erdbeschreibung; 6ter Th. 7te Ausgabe S. 117—506 fg. — ist diese Anzahl nicht gleichstimmig; s. a. a. O.
32—34	2	Burtscheid	21,729	2,406	30,177	
36—38	3	Eschweiler	14,768	3,182	24,595	
38—41	4	Linnich	15,868	2,314	27,545	
40—45	5	Geilenkirchen	17,951	2,906	34,968	
44—47	6	Sittard	14,394	2,606	24,167	
46—49	7	Heinsberg	21,731	3,492	33,571	
50—53	8	Düren	19,367	3,307	43,754	
54 u. 55	9	Froitzheim	8,226	1,533	17,860	
56—59	10	Gemünd	7,720	1,624	29,440	
58—61	11	Monjoye	15,657	2,682	10,000	
64	12	Kölln	42,150	7,404	—	
67—69	13	Wieden	12,560	1,800	39,000	
70 u. 71	14	Dormagen	10,643	1,711	32,930	
72—75	15	Bergheim	12,676	2,164	39,706	
76—79	16	Kerpen	9,996	1,737	26,612	
80—82	17	Gülich	14,785	2,247	28,842	
83—85	18	Elsen	10,526	1,619	35,938	
86—89	19	Zülpich	11,994	1,935	32,433	
90—92	20	Brühl	15,467	2,160	38,172	
92—95	21	Lechenich	11,962	2,160	38,172	
96 u. 97	22	Crefelt	10,847	1,225	[illegible],860	
98 u. 99	23	Kempen	15,778	2,333	26,388	
100 u. 101	24	Vierssen	17,544	2,435	18,030	
102 u. 103	25	Bracht	17,858	2,435	18,030	
104 u. 105	26	Rheinberg	6,856	1,209	13,372	
106—108	27	Uerdingen	8,783	2,133	12,996	
109—111	28	Meurs	10,800	1,928	23,824	
110—113	29	Neus	15,972	1,750	22,199	
114—115	30	Neersen	16,888	2,746	24,683	
116—118	31	Odenkirchen	16,070	2,181	19,180	
118—122	32	Erkelenz	19,800	1,885	34,928	
122—125	33	Cleve	9,920	1,486	13,822	
125—126	34	Ravenstein	8,518	0,928	11,712	
126—127	35	Gemert	11,548	1,874	16,831	
128 u. 129	36	Horst	14,083	2,227	18,591	
		Transport	537,111	80,847	875,204	

Seite	No	und Namen der Cantone.	Bevölkerung.	Häuser.	Morgen Landes.	Büsching
		Transp.	537,111	80,847	875,204	vergl. Büsching 4. Th.
130 u. 131	37	Kranenburg	6,910	1,249	22,504	
132—134	38	Calcar	10,990	1,674	34,159	
134—135	39	Goch	12,196	2,675	28,965	
136—138	40	Xanten	10,084	1,586	25,615	
138—140	41	Geldern	10,999	1,601	22,339	
140 fg.	42	Wankum	10,685	1,676	19,209	
		Sa. d. ganz. Ruhr-Dep.	598,975	91,308	1,027,995	

Also wohnen im Durchschnitt, sowohl in den Städten, Flecken, Dörfern und auf dem platten Lande in einzelnen Häusern, in 9 Häusern ungefähr 59 Menschen, d. i. in jedem einzelnen Hause 6$\frac{5}{9}$ Einwohner, wovon Jeder zu seinem Lebensunterhalte, und zur Beförderung seines Wohlstandes, jährlich 1$\frac{7}{10}$ Morgen cultivirtes Land benutzen kann. Nur schade ist's, daß die Morgengröße, die im Clevschen die Holländische ist, und 600 Q. rheinl. Ruthen beträgt, dagegen im Geldernschen, Meursschen, Cölnischen, Jülichschen, und den darin gelegenen kleinen Grafschaften, Abteyen und Herrschaften, fast allenthalben gegen einander abweicht, nirgend angegeben worden, ein Fehler, der künftig nachgeholt zu werden verdient. Von andern Mängeln, die besonders wegen Irrungen im Lokal entstanden sind, wollen wir, der Kürze wegen, nichts erwähnen. — S. 152 fg. Namensverzeichniß der öffentl. Notären. — S. 144 Namenverzeichniß des Commerztribunals, das aus 4 Richtern und 4 Supplianten besteht, daben in Cölln seinen Sitz hat. S. 145 fg. Namenverzeichniß der General-Domainen-Einnehmer und sonstigen Beamten des Ruhrdepartements. — In der Nacherinnerung S. 147 fg. wird viel Richtiges und Schiefes, Wahres und Falsches gesagt, wenigstens kann sich Rec. nicht überzeugen, daß der Verf. allenthalben im Kalender, wo von einer glücklichen Zukunft die Rede ist, nach einer tiefforschenden Einsicht gesprochen habe. —

Uebrigens ist zu wünschen, daß dieser sehr brauchbare und treffliche Kalender, künftig von den zahllosen Druckfehlern gereiniget, und auf die tabellarischen Angaben alle Sorgfalt der Richtigkeit angewandt werde.

Nr. 2.

Nr. 2. enthält die gewöhnliche französische und christl. Zeitrechnung an der linken Seite, ihr gegenüber unerhebliche Gedichte und alte Volkslieder zur Rechten für jeden Monat des Jahrs. Das wichtigste darin ist der Anhang, 28 Seiten groß, welcher eine Anleitung zur Decimalrechnung nach Stephan Bonneau enthält. Vorzüglich ist diese Anleitung auf das Verhältniß aller Arten der verschiedenen neuen Maaße, des Gewichts, und des Geldes in der französischen Republik, mit den alten Maaßen, Gewichte, und dem bisherigen Geldwerthe bestimmt. Alles geht auf Stadt Köllnische Vergleichungen mit dem neurepublikanischen Systeme aus. Angehängt ist S. 29 eine Tabelle der neuen Maaße in 4., die ebenfalls die altköllnischen Gewichte und Maaße zum Gegenstande haben. Für den gemeinen Mann, wofür dergleichen Kalender eigentlich bestimmt seyn müßte, ist dieser Anhang völlig unnütz; aber auch für hundert und mehrere öffentliche Beamten und Handelsleute aus allen Klassen, für die er bestimmt seyn soll, ist er nicht brauchbar; denn die meisten der erstern sind Leute, die nicht einmal mit der gewöhnlichen Schulrechenkunst, geschweige mit der mathematischen Lehrmethode der Decimalrechnung bekannt sind; und derjenige, der ihn brauchen kann, weiß gemeiniglich mehr, als hier auf eine sehr eingeschränkte Art vorgetragen wird, daher diese Anleitung auf jeden Fall hätte erspart werden können.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.
Sechs und vierzigsten Bandes Erstes Stück.
Viertes Heft.
Intelligenzblatt, No. 35. 1799.

Reisebeschreibung.

1. Reise der englischen Gesandtschaft an den Kaiser von China in den Jahren 1792 und 1793. Aus den Papieren des Grafen von Macartney, des Ritters Erasmus Gower, und anderer Herren zusammengetragen von Sir George Staunton, Baronet, Königl. Sekretär bey der chinesischen Gesandtschaft. Aus dem Englischen übersetzt von Johann Christian Hüttner, Mitgefährten dieser Gesandtschaftsreise. Erster Band, mit Charten und Kupfern. Zürich, bey Geßner. 1798. 550 Seiten. 8. 2 Rk. 10 Ж.

2. Reisen der brittischen Gesandtschaft unter dem Lord Macartney an den Kaiser von China, beschrieben von Sir George Staunton. Aus dem Englischen übersetzt von M. C. Sprengel. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1798. Erster Theil. 328 Seiten. Zweyter Theil. 349 Seiten. 8. 1 Rk. 20 Ж.

3. Des Grafen Macartney Gesandtschaftsreise nach China, welche er auf Befehl des jetztregierenden Kö-

Königs von Großbritannien George des Dritten, in den Jahren 1792 bis 1794 unternommen hat u. s. w. Aus dem Englischen frey übersetzt. Mit Kupfern. Berlin, bey Haude und Spener. 1798. Erster Theil. 376 Seiten. Als Anhang des historisch-genealogischen Calenders oder Jahrbücher der merkwürdigsten neuen Weltbegebenheiten für das Jahr 1798. 1 Rh. 12 gr.

4. Beschreibung zweyer chinesischen Maschinen, welche die Chineser zur Bewässerung ihrer Gärten, Felder und Wiesen brauchen und sich selbst erbauen. Aus den Nachrichten der Gesandschaft des Grafen Macartney, übersetzt und herausgegeben von F. G. Leonhardi, Professor der Oekonomie. Leipzig, bey Baumgärtner. 1798. 1 Bogen mit 3 Kpf. 4. 18 gr.

5. J. C. Hüttners Nachricht von der brittischen Gesandtschaftsreise durch China und einen Theil der Tartarey. Herausgegeben von C. B. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1797. 190 Seiten. 8. 14 gr.

6. Reise der Gesandtschaft der holländisch-ostindischen Gesellschaft an den Kaiser von China in den Jahren 1794 und 1795, worin man eine Beschreibung von mehreren den Europäern unbekannten Theilen dieses Reichs findet. Aus dem Tagebuche des Herrn Andre Everard Van-Braam Houckgraf, Chefs der Direktion dieser Gesellschaft und zweyten Person bey der Gesandtschaft, ausgezogen und herausgegeben von M. L. E. Moreau von Saint-Mery. Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen von dem Uebersetzer. Erster Theil. Leip-

Leipzig, bey Heinsius. 1798. 320 S. 8. 1 Rg. 16 gr.

So wenig von dem letzten Jahrzehend zu erwarten war, daß die Europäer in der ausländischen Erdkunde weiter fortrücken würden, indem die Unruhen und Kriege die Aufmerksamkeit aller nur auf einen Punkt gezogen zu haben schienen: so hat doch ihr rastloser Geist Gegenden auszuspähen, die vorher wenig oder gar nicht besucht sind, auch in diesem Zeitraume sich nicht aufhalten lassen. Mittel-Afrika und das östliche Asien ist in Richtungen, die vielleicht vorher kein Europäer genommen hatte, bereiset. Der König von Großbritannien 1792, 1793, und die holländisch-ostindische Compagnie 1794, 1795, haben Gesandtschaften an den Kaiser von China geschickt, davon die erstere eine Fahrt zur See genommen hat, die kein europäisches Schiff vorher wagte, und die zweyte einen Weg durchs Land geführt ist, wo vielleicht vorher kein Europäer gesehen ist. Beyde Gesandtschaften haben ihre Reise durch den Druck bekannt gemacht, und die 6 angeführten Bücher liefern sie ganz oder stückweise dem deutschen Leser.

Wir wollen erst aus den Reisen selbst einen Auszug machen, wobey wir uns aber kurz fassen werden, weil nicht Deutsche sondern Ausländer sie unternommen haben; und alsdann wollen wir von dem Werthe der Uebersetzungen nach angestellter Vergleichung mit den Originalien sprechen.

Das englische Original ist mit großer Pracht und vortrefflichen Kupfern gedruckt, das französische (s. den Titel von Nr. 6) kam zuerst in Philadelphia heraus, wurde in Paris nachgedruckt; ist aber noch nicht vollständig, weil eine Sammlung von Urkunden und eine Charte nachfolgen soll, der vielen Zeichnungen und andern Sachen nicht zu gedenken, die der auf dem Titel genannte Gesandte dem Direktorium der französischen Republik überreicht hat. Staunton, der Verf. der englischen Reisebeschreibung, wollte ein schönes und unterhaltendes Werk schreiben, machte aus den Journalen seiner Mitgefährten ein Ganzes, und hat daher seinem Berichte Digressionen, Reflexionen, vielleicht auch Nachrichten, die aus schon vorher bekannten Büchern genommen sind, eingeflochten. Der Holländer liefert sein eigenes Tagebuch, das zwar trocken ist; dem aber selbst diese Trockenheit das Siegel der Wahrheit aufgedrückt hat, und das von einem richtigen

Beobachtungsgeiste zeuget, der sich vorher in Europa, Asien und Amerika geübt hatte. Die Engländer segelten die gelbe See hinauf, um der Stadt Peking zu Schiffe so nahe zu kommen, als nur möglich war, landeten an der Mündung des Flusses Peiho, und reisten auf Barken den Fluß hinauf nach Peking. Von hier machten sie eine Reise zu Lande nach Zehol jenseit der chinesischen Mauer, wo sich der chinesische Kaiser während des Sommers aufhält. Die holländischen Gesandten kamen nicht weiter als bis Peking, und die umliegende Gegend, sahen nichts von der chinesischen Mauer, noch viel weniger etwas von der Tartarey. Allein sie reisten zweymal durch das ganze Reich, auf zwey verschiedenen Wegen, eine kleine Strecke ausgenommen, zu Ende der Reise hin, und zu Anfang der Reise her. Sie sahen es in Westen und Osten; sie reisten auch nicht beständig auf Flüssen und Canälen, sondern mehrere Tage hintereinander zu Lande. Die Rückreise der Engländer von Peking nach Canton ging mit wenigen Ausnahmen zu Wasser auf Flüssen oder Canälen. Man hatte die Britten im Verdacht, daß sie den rebellischen Unterthanen an der tibetanischen Gränze beystünden, und sogar auf ihrer Seite gefochten hätten. Der Lord wollte sich auch nicht zur Prostration vor dem Kaiser verstehen, und nach langem Wortwechsel über dieses Ceremoniel wurde es endlich dahin verglichen, daß der brittische Gesandte dem Kaiser die Ehrenbezeugung erwies, die er seinem eigenen Könige zu erweisen pflegte. Obgleich der Rec. nicht in das Ceremoniel der Höfe eingeweihet ist: so scheint ihm doch der Gesandte hierin zu weit nachgegeben zu haben. Die Holländer machten sich aber kein Bedenken daraus, vor dem Kaiser, oder vor irgend einem Symbol desselben ganz auf die Erde niederzufallen. Diese ihre Geschmeidigkeit machte sie unstreitig beliebter, und sie wurden daher oft zur Audienz gelassen, und sahen auch wirklich mehr von der Einrichtung des Pallastes, und den Handlungen, die an Gallatagen vorfallen. Die einen sowohl als die andern wurden auf das strengste bewacht, und waren, wie sie selbst gestehen, als Gefangene anzusehen, die es nur mit Mühe erhalten konnten, mit den Missionarien in Peking einigen Umgang zu haben. Die eigentliche Absicht, weßwegen eine so kostbare englische Gesandtschaft ausgeschickt wurde, wird nicht deutlich angegeben; man weiß nur mit Gewißheit, daß sie nicht erreicht ist. Daß man keine andere gehabt habe, als allen Europäern ohne Unterschied einen

frey:

freyern Handel nach China auszuwirken, läßt sich von dem kaufmännischen und selbstsüchtigen Geiste der Britten nicht vermuthen, die unstreitig besondere Vortheile für sich haben erringen wollen. Die holländische Gesandtschaft wurde durch die Chinesen in Canton selbst veranlaßt. Allein die Holländer mußten vorher auf das Bündigste versprechen, daß sie sich darauf einschränken wollten, dem alten Kaiser zum Antritt seines 60sten Regierungsjahres Glück zu wünschen. Auf die Weise war die Gesandtschaft eine politische Farce, womit man dem alten Könige, und dem mit Verachtung auf alle Fremden herabsehenden Volke schmeicheln wollte. Die habsüchtigen Mandarinen mögen sie als eine Gelegenheit, ihre Beutel zu spicken, angesehen, und auch um deßwillen in Vorschlag gebracht haben. Denn solche Gesandtschaften machen die ganze Reise auf Kosten des Kaisers, und da die Mandarinen, welche sie begleiten, die Unkosten über ihren wahren Betrag in Rechnung bringen: so ist sie für den Kaiser sehr kostbar. Sie ist es auch für die Europäer; denn nicht zu gedenken, daß den Gesandten, die eine so weite und in mancher Hinsicht unangenehme und gefährliche Reise mit einem ansehnlichen Gefolge machen, die Beschwerde durch eine Geldsumme vergolten werden muß: so sind die Geschenke, die dem Kaiser und den Ministern gemacht werden, von großem Werthe. Von denen, die die Holländer gebracht haben, wird kein genaues Verzeichniß gegeben. Die meisten sind in Canton, wo eine Menge von europäischen Luxuswaaren feil sind, gekauft. Die englischen haben unstreitig vor diesen, gewiß in europäischen Augen (daraus folgt aber nicht, daß Chinesen eben so davon urtheilen werden) den Vorzug gehabt. Man findet eine Beschreibung davon, wie sie den Mandarinen überreicht wurde, im Buche. Von den in Peking sich aufhältenden Missionarien aus Portugal und Frankreich, wird in beyden Reisen wenig gesagt. Durch die Engländer erfährt man, daß, seitdem in Peking die Nachricht von der französischen Revolution angekommen ist, man ein größeres Mißtrauen in sie setzt, und alle Briefe, die sie aus Europa erhalten, vorher untersucht. Rec. erwartete, daß die Reisenden sich vorzüglich an diese gewandt, sie um die Größe, Bevölkerung und überhaupt den statistischen Zustand des Reichs befragt, den Zustand der Mission erforscht, und durch sie Bücher und Nachrichten erhalten hätten. Allein von allem diesen ist so gut wie nichts geschrieben; und doch hatten sie Gele-

genheit die Missionarien zu sprechen. Die Chinesen haben den Europäern zwar mit ihren Landsleuten so wenig einen freyen Umgang gestattet, als mit den Eingebornen. Indessen halfen den Engländern Missionarien bey der Zusammensetzung der Maschinen. Sie sprachen sie also mehrmalen. Den Holländern warde fast aller Umgang mit den Missionarien abgeschnitten; allein sie schickten sich doch einander durch ihre Bedienten heimlich Briefe zu. Hätte hier nicht durch die Mittheilung der Missionarien Auskunft über manches können erhalten werden?. Oder glaubte man, daß die an Ort und Stelle von ihnen eingezogenen Berichte nicht anders lauten würden, als die, welche man schon in Europa bekannt gemacht hat? Vielleicht ist man auch nicht geneigt gewesen, alles, was man von China erfahren hat, bekannt zu machen. Van Braam sagt, daß er seine Gedanken, wie ein mehr freyes Verkehr mit den Chinesen zu erhalten sey, nicht anzeigen wolle; denn es könnte der Zweck nur erreicht werden, wenn alle handelnde Nationen einstimmig wären. Wer weiß ob die Engländer nicht auch manche Notiz zurückhalten, damit die Quelle, aus welcher auch in diesem Lande so große Reichthümer zu ihnen fließen, nur für sie ergiebig sey. Die Engländer scheinen nicht nach chinesischen Büchern gefragt zu haben. Wenigstens erinnert sich Rec. nicht, eine Spur davon gefunden zu haben. Van Braam erkundigte sich bey einem Mandarin nach Büchern über die Landwirthschaft; bekam aber zur Antwort, daß er die nicht mittheilen dürfe.

Die englische Gesandtschaft segelte auf 2 Schiffen den 26. Sept. 1792 von Portsmouth, und hielt bey Madera und den Cap Verdischen Inseln an, ehe sie nach Rio de Janeiro in Brasilien kam. Eine große Dürre hatte die Cap Verdischen Inseln so verödet, daß, wenn ihrer gleich 20 sind, doch nicht über 42000 Einwohner gerechnet wurden, wovon 12000 auf St. Jago sind. Desto üppiger war der Zustand von Rio, obgleich die Einwohner sich über drückende Verfügungen beschwerten, die die portugiesische Regierung noch neulich gemacht hätte, ihren aufkommenden Wohlstand zu hemmen. Man hatte z. E. verboten, das in den Bergwerken gefundene Gold zu verarbeiten, und deßwegen den Goldschmieden ihre Werkzeuge weggenommen. In den Diamantsgruben soll man neulich einen Diamant gefunden haben, der

alle

alle bisherige an Größe weit übertrifft. Sie werden von 10000 Sklaven, die der Krone zugehören, bearbeitet. Die Einkünfte von Brasilien sollen sich doch nur auf 1 Million Pf. Sterl. belaufen, wovon die Regierungskosten der Provinz ein Drittel wegnehmen. Auf die weitere Reise konnte man bey den Inseln Tristan d'Acunha sich nicht länger aufhalten, als nöthig war, ihre Lage richtiger zu bestimmen. Auf der Insel Amsterdam, die neben St. Paul im indischen Meere liegt, legte man an, auf das Zeichen, das von ein paar Menschen auf der Insel, die man für verunglückte Seefahrer hielt, gegeben wurde. Sie gehörten zu einem Schiffe, das in Isle de France ausgerüstet war, und hielten sich hier mit ein paar andern auf, um binnen 15 Monaten eine Schiffsladung von 25000 Seehundsfellen zu sammeln, die in Canton verkauft werden sollte. Die englischen Seefahrer, nicht bloße Matrosen, erhandelten einige von diesen Fellen mit List und ohne Vorwissen der beyderseitigen Befehlshaber, worüber der englische Capitain, wie die Sache, aber erst nachdem die Schiffe schon die Insel verlassen hatten, ruchtbar wurde, in nicht geringen Zorn gerieth. Am 6. März 1793 langten die Schiffe auf der Rhede von Batavia an. Die Holländer, die sich vorher vor der Gesandtschaft gefürchtet hatten, wurden von dem Lord Macartney überzeugt, daß sie auch für sie viel nützliches bewirken könne, und gaben daher an ihre Abgeordneten in Canton Befehl, ihr nicht hinderlich sondern vielmehr förderlich zu seyn. Man erhielt hier auch Nachrichten aus Canton, die eine gute Aufnahme der Gesandtschaft am chinesischen Hofe hoffen ließen. Von der großen Sterblichkeit in Batavia, die unter den Frauenzimmern nicht so beträchtlich ist, als unter den Mannspersonen, werden Exempel angeführt; obgleich auch andere zeigen, daß Leute gesund bleiben und alt werden können. Aus dem Museum eines Raths in Indien wurde ein Fasan nach London geschickt, den Dr. Shaw für noch nicht beschrieben hielt. Die regelmäßigen europäischen Truppen waren nur 700. Die Officiere und Gemeinen des Regiments Wirtemberg waren binnen einem Jahre gestorben. Von den Eingebornen waren 500 im Dienste. Dazu kamen noch 300 Freywillige aus der Stadt, und die unregelmäßigen Truppen unter den Insulanern. Die größte Schutzwehr Bataviens ist die ungesunde Luft und der schwere Eingang in den Hafen. Ein Muskatennußbaum wurde aus einem Garten von Batavia

jemanden in der Gesellschaft geschenkt, der ihn durch einen nach Europa zurückgehenden Herrn in den Garten zu Kew abliefern ließ. Die Nachricht von einem ungemein wirksamen Giftbaum wird für ein Mährchen erklärt. Viele Häuser in Batavia sind nicht bewohnt, und viele Schiffe liegen auf der Rhede unbefrachtet und unbemannet.

Weil der Südwest Monsun sich nicht zur regelmäßigen Zeit einstellte, und durch den Aufenthalt in Batavia und die langsame Fahrt in den umliegenden Gewässern viele Kranke am Bord der Schiffe waren: so lief man in Turonbey in Cochinchina ein. Hier konnte man sich den Einwohnern, obgleich der Chinese, der am Bord der Schiffe als Dolmetscher war, die Sprache nicht verstand, durch die niedergeschriebenen Schriftzüge verständlich machen. Lebensmittel wurden im Ueberflusse gereicht. Die Felder sind sehr gut angebaut. Zucker wird auf eine vortheilhaftere Art verfeinert, als anderswo, und nirgends ist er so wohlfeil als hier. Sie schmieden Eisen, sie machen Luntenflinten, Lanzen und andere Gewehr daraus. Ihr irdenes Geschirr ist sehr artig. Von der Malerey und Bildhauerey findet man keine Spuren; aber in der Tonkunst sind sie nicht ungeschickt. Der Handel hierher ist fast allein in den Händen der Portugiesen aus Macao. Die langen Bürgerkriege hatten vielen Menschen das Leben geraubt; indessen war doch noch in Chwefu der Hauptstadt eine Besatzung von 30000 Mann. Weil die Franzosen einmal gewilliget waren, auf der benachbarten Insel Collao eine Niederlassung anzulegen: so ist diese bey der Gelegenheit untersucht, und dazu sehr tauglich befunden. Als die Gesandtschaft der chinesischen Küste nahe war, suchten die Chinesen in Canton alle Gründe hervor, die Fahrt nach Tiensing abzurathen, und den Gesandten zu vermögen, daß er in Canton landete. Man fürchtete sich vor den Beschwerden, die über die Befehlshaber in Canton mögten geführt werden. Allein man antwortete von englischer Seite, daß die kostbaren Geschenke, wenn sie den weiten Weg von Canton nach Peking transportirt würden, leicht beschädigt, und daß, wenn die Schiffe nach Tiensing segelten, sie von da aus viel kürzer und leichter nach Peking gebracht werden könnten. Die Schiffe segelten durch die Meerenge, die China von der Insel Formosa oder nach dem Landesnamen Taivan trennet, nach Chusan oder Tschüßen, wohin sie

nicht

nicht ohne Mühe durch die sie von allen Seiten umgebende Kähne kommen konnten.

Bisher haben wir in unserm Auszuge Nr. 1. zum Grunde gelegt. Nr. 5 fängt von den Ereignissen in Chusan an, und wir wollen nun diese Schrift, die ohnehin als die Schrift eines Deutschen mehr für die A. D. B. geeignet ist, excerpiren. Chinesen staunten Europäer und diese jene an. Vorzüglich war den Chinesen die europäische Kleidung, die den Umriß aller Glieder sehen läßt, auffallend und anstößig. Die Gesandschaft 100 Personen stark, setzte in der Provinz Pecheli bey Taku an der Mündung Paiho ans Land. d. 5. Aug. 1793. China hat einen großen Küstenhandel, der von allen Orten zwischen Canton und dem Landungsplatze der Gesandschaft getrieben wird. Die Reise wurde auf Barken den Strom hinauf fortgesetzt, die von Menschen mit Seilen gezogen wurden. Auf den Flaggen war geschrieben: **Dieß sind die Leute, welche dem großen Kaiser Geschenke bringen.** Staunton verstand es unrichtig, indem er es **Tribut** übersetzte. Das Land war vortrefflich angebaut und ungemein bevölkert. In den Städten wurden die Fremden von den Gouverneurs und andern Staatsbeamten auf das höflichste empfangen. Bey Tong-chu 2½ Meile vor Peking verließ man die Barken, und das Gepäcke wurde theils auf der Achse, theils getragen, wozu an 3000 Menschen erfordert wurden, durch Peking, dessen Größe, Gebäude, Bevölkerung und Neugierde die Durchgehenden kennen lernten, nach Yuen-min-yuen, einen kaiserlichen Pallast, 1 Meile hinter Peking, gebracht. (Daß denen die Nr. 1 besitzen, Nr. 5 nicht entbehrlich sey, kann mit mehr als einem Exempel belegt werden. Wir führen nur eines an. Hr. Hüttner erinnert, daß an den Seiten des Throns, der in der Mitte des Zimmers stehe, zwey geschmackvolle große Fächer von Federn stehen. Man siehet diese auf dem vortrefflichen Kupferstiche zu dem Originale B. 2. S. 129, obgleich der englische Text ihrer so wenig als der chinesischen Wörter, die über dem Thron zu lesen sind, und die Hüttner **das wahrhaft große und stralende Licht** übersetzt, erwähnt.) Bald nachher wurde den Fremden ein geräumiger Pallast in Peking eingeräumt, wo sie sich nicht lange aufhielten, sondern bald nach Dschechó, auf den Charten Geho, der Sommerresidenz des Kaisers, in der tartarischen Provinz Leaotong reisten. In

dem englischen Originale wird der Ort Jhehol geschrieben. Die Reisenden übernachteten in den kaiserlichen Pallästen, und kamen durch mehrere kleine Städte, von denen Chupäku an der Mauer liegt, die China von der Tartarey trennt. Die Mauer ist an vielen Orten eingefallen, in der Mitte mit Erde und Schutt ausgefüllt, und 10 Fuß breit, alle 200 Schritt sind Thürme, jetzt ohne Besatzung. Sie gehet über die steilsten Gebirge ununterbrochen fort, und ist manchmal doppelt und dreyfach. Die kaiserliche Straße zwischen Peking und Dscheho läuft auf der Heerstraße 22 deutsche Meilen lang hin, ist 10 Fuß breit, 1 Fuß hoch, wird alle Jahre zweymal gebaut; wird, ehe der Kaiser darüber fährt, so reinlich gehalten als der Fußboden eines Zimmers; wenn dieser aber darüber gefahren ist, einem jeden Preis gegeben. Dschehe selbst ist mehr ein Dorf als eine Stadt. Die kaiserlichen Palläste, der prächtige Park und die reichen Lamatempel contrastiren mit den elenden Hütten, krummen Straßen und grosser Unsauberkeit. Der gefährlichste Feind der Gesandtschaft war ein Exgouverneur von Canton, Schwiegersohn des Kaisers, gerade damals am Hofe gegenwärtig, der die Engländer in Canton auf das verächtlichste behandelt hatte, und jetzt über die ihnen zugedachte Ehre eifersüchtig war. Wegen des vorher erwähnten Streites über das Ceremoniel wurde die Gesandtschaft erst 8 Tage nach ihrer Ankunft am 14. Sept., dem Kaiser vorgestellt. Die Audienz wurde in einem Zelte bey anbrechendem Tage gegeben, und über 5 bis 600 Mandarinen aus allen Gegenden des weiten Reiches waren hier versammelt, um dem Kaiser zu seinem bevorstehenden Geburtstage Glück zu wünschen. Der Gesandte und sein Gefolge beugten bloß ein Knie, obgleich alle übrigen neunmal auf die Erde niederfielen. Nach überreichten Schreiben wurden Erfrischungen gereicht, dem Gesandten aus der Hand des Kaisers, welche Ehre für unschätzbar gehalten wird. Alsdann ließen sich vor dem Zelte Ringer, Gaukler und Tänzer sehen, worauf der Kaiser zurückkehrte. Die Gegengeschenke des Kaisers bestanden in seidenen und baumwollenen Zeugen, Thee, Laternen, Porcellan, Zucker, seidenen Beuteln und Fächern. Diese waren an sich unbedeutend gegen die herrlichen Fabrikate, die man aus England gebracht hatte. Wenn man aber die Kosten des 5 monatlichen Aufenthalts der Gesandtschaft in China mit in Anschlag bringt: so haben die chinesischen Geschenke die englischen aufgewogen. Das Feuerwerk,

werk, das den Tag nach dem Geburtstage des Kaisers, der den 17. Sept. 82 Jahre alt war, gegeben wurde, war sehr schlecht. Als Seiltänzer zeigen die Chinesen eine verwundernswürdige Geschicklichkeit. Die Schauspiele schienen sehr langweilig zu seyn. Die Bonzen- und Lamentempel wurden auch den Gesandten gezeigt. Den 21. Sept. kehrten sie auf dem nämlichen Wege zurück, und trafen den 26. d. M. in Peking wieder ein. Am 7. Oct. verließen sie Peking. Die Krankheit des Hrn. Hüttner hat eine Lücke in seinen Beobachtungen, während des zweyten Aufenthalts in Peking, gelassen. Er sagt nur im Allgemeinen, daß das Mißtrauen, welches die Chinesen auszeichnet, keinen langen Aufenthalt irgend einer Gesandtschaft verstattet. Die Gesandtschaft hatte einen Kabinetsminister zum Begleiter, dem 2 Mandarinen, die sie vorher begleitet hatten, und die wegen ihres offenen und freundschaftlichen Charakters sehr gerühmt werden, untergeordnet waren. Bey Tienßing kam man aus dem Paiho rechts in einen andern Fluß. Die Schiffzieher liefen oft davon, troz der Schläge, die sie kriegten, wenn man ihrer habhaft wurde. In der Provinz Schantong bey Linsching beginnt der kaiserliche Kanal, auf welchem man den größten Theil des Weges von Canton nach Peking fahren kann. Die 72 aus Granit erbaueten Schleusen, wenn man ihnen diesen Namen geben darf, bey denen Zoll bezahlt wird, stecken sehr gegen die europäischen ab. Die Provinz Tschiannan oder nach der englischen Rechtschreibung Kiangnan (und es ist zu bedauern, daß Hüttner nicht dieser folget, sondern allenthalben nach der deutschen Aussprache schreibet), ist die reichste und vortrefflichste; der Kanal wird hier durch den Hoengho, gelben Fluß, der der größte im Reiche ist, durchschnitten. Die Seen, längs welchen der Kanal durch Märsche, die vermittelst der durchgezogenen Gräben zu Reisfeldern genutzt werden, vorhey gehet, sind voll schmackhafter Fische, die von zum Fischfang abgerichteten Vögeln, pelecanus piscator, gefangen werden. Von Sou-tchu-fu, (nachdem Hüttner Sot-schu-fu) einer der größten Städte, sahen sie nur einen Theil, aber genug, um sich von der großen Bevölkerung, Wohlhabenheit und Ueppigkeit der Einwohner zu überzeugen. In der Provinz Tchetchian (Hüttn. Tschekian) sind die Seidenfabriken am blühendsten. Ihre Hauptstadt Hang-tchu-fu ist eine Nebenbuhlerinn der vorher erwähnten. Von hier wurde man in Sänften in 2 Stunden

ge-

getragen, um auf dem Flusse Tschiang eingeschifft zu werden, auf welchem die Reise an sich beschwerlich, aber durch die bezaubernde Gegend angenehm, 6 Tage dauerte. Man reiste alsdann einen Tag zu Lande, und hatte dadurch Gelegenheit, die große Vollkommenheit, zu der der Feldbau in China gebracht ist, zu sehen. Sie schifften sich in der Provinz Kiangsi auf dem Flusse Kussancho ein, der sich in den See Pojang ergießt, über welchen sie in den Fluß Taischiang kamen. Bey Nantschangfu der Hauptstadt erregte die Menge von Fahrzeugen Erstaunen. Von Nanganfu machte man eine Landreise über den 3000 Fuß hohen Berg Miling. Bey Nan-tsiun-fu in der Provinz Quantong schiffte man sich zum letztenmal ein auf dem Sicho, und langte den 19. Dec. nach einer ununterbrochenen Reise von 2½ Monat in Canton an, wo die Gesandschaft, der man auf dem ganzen Wege viele Ehrenbezeugungen bewiesen, und vor der die Wachen aller Orten hatten ins Gewehr treten müssen, von den vornehmsten Staatsbeamten mit vielen Pomp empfangen wurde. Sie blieb noch 3 Wochen in Canton. Von diesem Orte kamen sehr interessante Nachrichten vor. Grausam ist der Chineser in seinen Strafen. Die Europäer lassen sich viele Plackereyen und Einschränkungen gefallen, und werden verachtet. Merkwürdig ist das Zeugniß, das Hr. Hüttner den Nachrichten der Missionare giebt, daß sie im Ganzen treu und wahr sind. Nach einer dem Gesandten zugestellten zuversichtlichen Liste beläuft sich die Volksmenge in China mit Einschluß der tributären Länder auf 331 Millionen und 400000 Menschen, und Hr. Hüttner hält die Zahl nicht für übertrieben. Menschenleben wird daher auch wenig geachtet. Manche Armen fressen aus Hunger ihre Kinder. Von dem Aussetzen der neugebornen Kinder meldet Hüttner nichts. Es wird aber von Staunton bestätigt. Die Herrschaft der Portugiesen auf Macao ist sehr begränzt, und sie wagen es nicht, die beständigen Eingriffe der Chinesen in ihre Rechte zu ahnden. Da die Europäer sich nur wenige Monate in Canton aufhalten dürfen: so bringen sie die übrige Zeit in Macao zu.

Die holländische Gesandtschaft, deren Reise in Nr. 6 beschrieben wird, reiste den 22. Nov. 1794 ab und kam den 9. Jan. 1795 in Peking an. Sie verließ diese Stadt den 15. Febr., und war den 10. May in Canton. Sie war 2 Mo-

Monate länger im Lande als die englische, und ihr Aufenthalt in Peking dauerte 4 Wochen länger. Sie bestand aus 26 Personen, also viel weniger als die englische. Die Dollmetscher waren die Franzosen, Hr. Agie und de Guignes, Sohn des berühmten Orientalisten in Paris, von dem wir einen aus China geschriebenen Brief in dem 3. Bde. des von Bruns und Zimmermann herausgegebenen Repositor. für Geogr. Statist. und Geschichte gelesen zu haben, uns erinnern. Da Hr. de Guignes auch Bemerkungen niedergeschrieben hat, in der Absicht, sie bekannt zu machen: so wird vielleicht sein Vater, durch den wir schon so viele schätzbare Werke über China erhalten haben, sie drucken lassen. Der Kaiser hatte verlangt, daß man 2 Europäer, die der chinesischen Sprache kundig wären, und als Dollmetscher gebraucht werden könnten, mitbringen möchte. Mit diesem Befehle S. 28, läßt sich ein anderer, dessen die Engländer erwähnen, nicht wohl reimen, daß kein Europäer die chinesische Sprache lernen, noch ein Chinese sie ihm lehren darf. Bis Nan-tschang-fu in der Provinz Kiangsi giengen die Holländer denselben Weg, den die Engländer genommen hatten, und alle in der Reiseroute des französischen Originals S. XXIII — XXXI bemerkten Oerter haben wir in der Charte des englischen Originals wiedergefunden, woraus man auf die Zuverlässigkeit beyder schließen kann. Ueberhaupt scheint uns, wenigstens in diesem Theile das holländische Original reichhaltiger an guten Bemerkungen zu seyn, als das englische. Wir müssen eine genauere Vergleichung und Prüfung den Geographen überlassen. Von Nan-tschang-fu reisten die Holländer zu Lande nach Peking, auf welchem Wege, der 320 Lieues (192 deutsche Meilen) beträgt, sie 28 Tage zubrachten; mithin legten sie im Durchschnitt 7 Meilen den Tag zurück. Der Weg gieng durch die Provinzen Kiangsi, Hou-quang, Kiagnam, Chantong, Tcheli. In letzterer war die Reise mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft. Der Ambassadeur und der Verf. des Tagebuchs reisten in Palanquins, von Coulis getragen, die übrigen waren zu Pferde. Die Bagage wurde gleichfalls von Coulis getragen, die die Reise oft aufhielten, und über welche die Mandarinen eine mäßige Gewalt hatten, obgleich der Kaiser ihnen befohlen hatte, den Reisenden das Fortkommen zu erleichtern. Allenthalben war das Land vortrefflich angebaut, und Fabriken in großer Mannichfaltigkeit. Die Schubkarren, worauf Sachen und Per-

so-

getragen, um auf dem Flusse Tschiang eingeschifft zu werden, auf welchem die Reise an sich beschwerlich, aber durch die bezaubernde Gegend angenehm, 6 Tage dauerte. Man reiste alsdann einen Tag zu Lande, und hatte dadurch Gelegenheit, die große Vollkommenheit, zu der der Feldbau in China gebracht ist, zu sehen. Sie schifften sich in der Provinz Kiangsi auf dem Flusse Kuffancho ein, der sich in den See Pojang ergießt, über welchen sie in den Fluß Taitschiang kamen. Bey Nantschangfu der Hauptstadt erregte die Menge von Fahrzeugen Erstaunen. Von Nanganfu machte man eine Landreise über den 3000 Fuß hohen Berg Miling. Bey Nan - tsiun - fu in der Provinz Quantong schiffte man sich zum letztenmal ein auf dem Sicho, und langte den 19. Dec. nach einer ununterbrochenen Reise von 2½ Monat in Canton an, wo die Gesandschaft, der man auf dem ganzen Wege viele Ehrenbezeugungen bewiesen, und vor der die Wachen aller Orten hatten ins Gewehr treten müssen, von den vornehmsten Staatsbeamten mit vielen Pomp empfangen wurde. Sie blieb noch 3 Wochen in Canton. Von diesem Orte kamen sehr interessante Nachrichten vor. Grausam ist der Chineser in seinen Strafen. Die Europäer lassen sich viele Plackereyen und Einschränkungen gefallen, und werden verachtet. Merkwürdig ist das Zeugniß, das Hr. Hüttner den Nachrichten der Missionare giebt, daß sie im Ganzen treu und wahr sind. Nach einer dem Gesandten zugestellten zuversichtlichen Liste beläuft sich die Volksmenge in China mit Einschluß der tributären Länder auf 331 Millionen und 400000 Menschen, und Hr. Hüttner hält die Zahl nicht für übertrieben. Menschenleben wird daher auch wenig geachtet. Manche Armen fressen aus Hunger ihre Kinder. Von dem Aussetzen der neugebornen Kinder meldet Hüttner nichts. Es wird aber von Staunton bestätigt. Die Herrschaft der Portugiesen auf Macao ist sehr begränzt, und sie wagen es nicht, die beständigen Eingriffe der Chinesen in ihre Rechte zu ahnden. Da die Europäer sich nur wenige Monate in Canton aufhalten dürfen: so bringen sie die übrige Zeit in Macao zu.

Die holländische Gesandtschaft, deren Reise in Nr. 6 beschrieben wird, reiste den 22. Nov. 1794 ab und kam den 9. Jan. 1795 in Peking an. Sie verließ diese Stadt den 15. Febr., und war den 10. May in Canton. Sie war 2 Mo-

Monate länger im Lande als die englische, und ihr Aufenthalt in Peking dauerte 4 Wochen länger. Sie bestand aus 26 Personen, also viel weniger als die englische. Die Dollmetscher waren die Franzosen, Hr. Agie und de Guignes, Sohn des berühmten Orientalisten in Paris, von dem wir einen aus China geschriebenen Brief in dem 3. Bde. des von Bruns und Zimmermann herausgegebenen Repositor. für Geogr. Statist. und Geschichte gelesen zu haben, uns erinnern. Da Hr. de Guignes auch Bemerkungen niedergeschrieben hat, in der Absicht, sie bekannt zu machen: so wird vielleicht sein Vater, durch den wir schon so viele schätzbare Werke über China erhalten haben, sie drucken lassen. Der Kaiser hatte verlangt, daß man 2 Europäer, die der chinesischen Sprache kundig wären, und als Dollmetscher gebraucht werden könnten, mitbringen möchte. Mit diesem Befehle S. 28, läßt sich ein anderer, dessen die Engländer erwähnen, nicht wohl reimen, daß kein Europäer die chinesische Sprache lernen, noch ein Chinese sie ihm lehren darf. Bis Nan-tchang-fu in der Provinz Kiangsi giengen die Holländer denselben Weg, den die Engländer genommen hatten, und alle in der Reiseroute des französischen Originals S. XXIII — XXXI bemerkten Oerter haben wir in der Charte des englischen Originals wiedergefunden, woraus man auf die Zuverlässigkeit beyder schließen kann. Ueberhaupt scheint uns, wenigstens in diesem Theile das holländische Original reichhaltiger an guten Bemerkungen zu seyn, als das englische. Wir müssen eine genauere Vergleichung und Prüfung den Geographen überlassen. Von Nan-tchang-fu reisten die Holländer zu Lande nach Peking, auf welchem Wege, der 320 Lieues (192 deutsche Meilen) beträgt, sie 28 Tage zubrachten; mithin legten sie im Durchschnitt 7 Meilen den Tag zurück. Der Weg gieng durch die Provinzen Kiangsi, Houguang, Kiagnam, Chantong, Tcheli. In letzterer war die Reise mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft. Der Ambassadeur und der Verf. des Tagebuchs reisten in Palanquins, von Coulis getragen, die übrigen waren zu Pferde. Die Bagage wurde gleichfalls von Coulis getragen, die die Reise oft aufhielten, und über welche die Mandarinen eine mäßige Gewalt hatten, obgleich der Kaiser ihnen befohlen hatte, den Reisenden das Fortkommen zu erleichtern. Allenthalben war das Land vortrefflich angebaut, und Fabriken in großer Mannichfaltigkeit. Die Schubkarren, worauf Sachen und Per-

so-

sonen transportirt werden, und bey denen man sogar Segel mit Vortheil angebracht hat, gehören unter die Merkwürdigkeiten, die bloß von den Holländern gesehen und beschrieben sind. Die vielen Triumphbogen sind zum Andenken derer, die sich durch Tugenden oder Verdienste und Erfindungen ausgezeichnet haben, errichtet. Sollten nicht ähnliche Monumente auf öffentliche Kosten, ohne Rücksicht auf den Stand, an den Heerstraßen bey uns angelegt, den Gemeingeist erwecken können? Die Namen der Flüsse, über welche auf bisweilen sehr langen Brücken, die Reise gieng, sind nicht angezeigt. Troz des großen Fleißes der Chinesen, wovon die Spuren auf der ganzen Reise bemerkt wurden, waren die Dörfer und Städte großentheils schlecht und unerheblich, auch mitunter verfallen, welches doch keinen hohen Grad von Kultur anzeigt. 1½ Meile vor Peking, aber nicht eher ist eine Chaussee, die von Dromedaren, Pferden, Mauleseln und Karren wimmelt. Die Straße in der Vorstadt ist nicht gepflastert, 100 Fuß breit, in der Stadt selbst eben so breit, und 32 Fuß davon gepflastert. Das Logis war schlecht, und noch nicht für die Gesandtschaft eingerichtet, als sie ankam. Allein der Kaiser beschenkte sie gleich bey ihrer Ankunft mit einem Stör 260 Pf. schwer. Dergleichen Geschenke von der Tafel des Kaisers — die größte Gnadenbezeugung, die man in China kennt — auch nachher gebracht wurden. Uebrigens waren die Gerichte in der Residenzstadt so wenig nach ihrem Geschmacke, als auf der Reise. In dem Pallaste war unter den vielen, die auf den Kaiser warteten, eine große Verwirrung, und die Europäer glaubten unter Wilden, nicht in der Nähe eines Monarchen zu seyn, wo alles nach der strengsten Etiquette geregelt ist. Nachdem sie den Kaiser gesprochen, wurde ihnen in einem elenden Zimmer ein Frühstück vorgesetzt. Der Pallast ist einer kleinen Stadt gleich. Im Innern stehen einige 100 Gebäude, die von außen ein herrliches Ansehen haben, und mit gelb lakirten Ziegeln (denn gelb ist die Hoffarbe) gedeckt sind. Auf dem zugefrornen Teiche im Pallaste ward in Gegenwart des Kaisers auf Schrittschuhen gelaufen, und die Holländer zeigten hierin viel Geschicklichkeit, und erndteten Beyfall ein. Die andern Tage wurde den vornehmsten Ministern die Cour gemacht. Die Zimmer waren klein, schlecht und ohne allen Schmuck. Man sah auch in dem Bezirk des Pallasts sehr elende Wohnungen. Als die Geschenke überreicht waren, nahmen die beyden

den ersten Führer von Canton aus von der Gesandtschaft Abschied, und andere Mandarinen traten an ihre Stelle. Auch durch diesen Wechsel wollte man vielleicht zu genaue Bekanntschaft mit den Chinesen verhüten. So oft Audienz gegeben wurde, welches allemal bey anbrechendem Tage geschiehet, es mochte nun eine etwas geheime, wie die am 19. Jan. in einem kleinen und engen Zimmer, oder mehr öffentliche wie die am 20 in einem Saale seyn: so wurde den Anwesenden Essen gegeben, das schlecht und unreinlich war; und allerhand Gauckel- und Schauspiele, Tänze und Musik machten den Beschluß der Feyerlichkeit. Am Hofe und in ganz Peking herrscht tartarische Roheit. Die kaiserliche Leibwache ist nicht stark, und überhaupt giebt es wenige Soldaten in Peking. Auf seiner ganzen Reise sah van Braam nicht so viele Soldaten, daß er die von den Engländern ihm angegebene Macht von 1, 800000 Mann für richtig halten konnte. Nichts schien dem Gesandten prächtiger zu seyn, als die Tempel im Pallaste, die ihnen auf kaiserlichen Befehl gezeigt wurden, ein Anblick der andern Reisenden nicht gewähret ist. Sie hielten sich 8 Tage zu Holtein einige Stunden von Peking auf, um ein nahegelegenes Schloß, wo sich zu der Zeit der Kaiser aufhielt, und das von ihnen sehr bewundert wird, in Augenschein zu nehmen. Am 15. Febr. 1795 reisten sie von Peking wieder ab, und schlugen den neunten Tag einen andern Weg ein, als den sie gekommen waren. Die Reise gieng bis an den 4. März durch die Provinz Tcheli, nachher durch Kiangnam, wo sie sich am 8ten zum erstenmal embarkirten. Denn die Jahrszeit hatte bisher keine Reisen zu Wasser verstattet. Die Reise wurde abwechselnd zu Wasser und zu Lande fortgesetzt, je nachdem es das Terrain nothwendig machte. Der gewöhnlichen Meinung, daß das bekannte Zeug Namking durch die Färbung gelb wird, widerspricht der Verf. Es würde sehr lehrreich seyn, die holländische und englische Reise, die auf dem Rückwege oft durch dieselben Städte gieng, zu vergleichen, und die Bemerkungen gegeneinander zu halten. Z. E. in Hong-tcheu-fu bemerkt van Braam eine mohammedanische Moschee mit einer arabischen Inscription, und hörte, daß die Mohammedaner aus dieser Stadt, Sou-tcheu-fu und einer dritten vor 12 Jahren von dem Kaiser vertrieben seyn. Ob die Engländer darin mit den Holländern übereinkommen, daß man 2 Mädchen gegen einen Knaben in China rechnen kann, wissen wir uns

nicht

nicht zu erinnern. Aber das sagen beyde, daß das weibliche Geschlecht in einer entehrenden Sklaverey gehalten werde; indessen versichert es der Holländer in noch stärkern Ausdrücken. Doch es ist Zeit, daß wir von den Uebersetzungen sprechen, und wir erinnern also noch, daß die Holländer den 10. May das Ziel ihrer Reise in Canton erreichten.

Hr. Hüttner hat die englische Reisebeschreibung des Hrn. Staunton ohne alle Abkürzung übersetzt (s. Nr. 1.). Da er, ein eingebohrner Deutscher, die Reise selbst mitgemacht, und von allem, was das Original beschreibt oder erzählt, sich eine anschauliche Erkenntniß erworben hat: so war er mehr als irgend ein anderer Deutscher dazu geschickt. Die Uebersetzung ist auch so gerathen, daß man mit ihr zufrieden seyn kann. Indeß stößt man doch hin und wieder auf undeutsche und harte Ausdrücke und Redensarten, die sich entweder von dem langen Aufenthalt des Hrn. Hüttn. außer Deutschland oder der Provinz, welcher er durch die Geburt angehört, herschreiben. Dergleichen sind Nordering, Ostering, Westering für nord, ost, westwärts, Seezeughaus, naval store house, Segelwarbaus, sich fernen, S. 159 für in der Entfernung ähnlich seyn, resembling at a distance, herausgewerpt S. 101 werped out, Deining S. 197 für Anschwellen des Wassers, mittheilsam von Personen communicative, Würdigkeit, Bühl ein veraltes Wort für Hügel u. d. m.

Wir können auch Stellen anführen, wo der Sinn entweder verfehlt oder unrichtig aufgefaßt ist. S. 155. Etwas von dem Zuwachs seines Götterthums für etwas von den Produkten aus dem Gebiete der Gottheit part of the produce of the deity's domains. S. 157. Gefräßigkeit dieser Unthiere. Unthiere wird von den Thieren gebraucht, die erdichtet sind, gar nicht in der wirklichen Welt existiren. Voraciousness of its nature, ihrer Natur, ihrer Art, ihre natürliche Gefräßigkeit. S. 158. und sonst rechnet der Uebers. 3 Seemeilen auf 1 league. Wir halten league einer Seemeile gleich; können uns aber hier nicht auf den Beweis einlassen. S. 182. Leibeigene für Sklaven. In Deutschland ist ein gewisser Unterschied zwischen beyden, und ein hier ansäßiger Uebersetzer würde nicht leicht slaves Leibeigene geben S. 95 Es ist gewiß, daß die portugiesischen Truppen (von dieser Zeit an)

sel-

selten wieder zurückberufen worden, u. f. Die eingeklammerten Worte verderben den Sinn. It appears that the troops sent from Portugal were seldom afterwards called home. Es scheint, daß die aus Portugal geschickten Truppen selten nachher zurückgerufen wurden. So leicht die Worte an sich sind, so sind sie doch auch in der Sprengelschen Uebers. mißverstanden. S. 203 wird von Columbus gesagt: Als er zurückkam (aus Amerika), fand er, es würde besser gethan seyn, nicht mehr — mit der Gewalt des Windes zu kämpfen, der ihm bey seiner Heimfahrt nach Europa stets widrig gewesen war. Ein jeder, der mit einigem Nachdenken lieset, wird den Widerspruch mit Händen greifen können. S. 262. Von dem Thermometer. Die Wechsel desselben giengen keinesweges mit dem Gefühle auf, welches die Hitze im Körper erregt, für: seine Veränderlichkeit entsprach nicht dem Gefühle, das u. f. its variations by no means corresponded to the sensations produced by the heat on the human frame. Doch wir fürchten die Leser durch mehr Exempel zu ermüden. Das müssen wir noch erinnern, daß diese Uebersetzung gegen die Gewohnheit der Förster, Zimmermanne und anderer Uebersetzer mit gar keinen Anmerkungen versehen ist. Stoff ist übrigens genug dazu vorhanden.

Nr. 4, die mit dem berühmten Namen Sprengel geziert ist, ist nicht eine Uebersetzung, sondern ein Auszug. Sie sollte den übrigen zugleich angezeigten vermuthlich den Rang ablaufen. Denn diese sogenannte Uebersetzung lieferte das Original früher, als irgend eine andere. Der Eilfertigkeit sind die Fehler zuzuschreiben, von denen das Machwerk wimmelt. Die Ursache entschuldiget aber die Fehler nicht. Denn warum wollte der Arbeiter laufen, wenn er auf seiner Bahn so oft straucheln mußte? In dem ersten Theil sind die Bemerkungen von Dr. Gillan, Sir Erasmus Gower u. a., die gelegentlich fast mit ihren eigenen Worten vorkommen, in der Uebersetzung weggestrichen. Geographische Bestimmungen der Lage der Oerter und Produktenverzeichnisse haben dasselbe Schicksal. Das übrige wird übersetzt. Nachher hat man sich mehrere Freyheit mit dem Originale erlaubt, nicht bloß viele Stellen weggelassen, sondern auch das Uebrige in die Kürze gezogen. Traurig ist für uns die Pflicht, daß wir vor dieser Uebersetzung warnen, und sich nicht durch

durch den ausgehängten Namen blenden zu lassen, rathen müssen. Aus einer Menge von Stellen, womit wir unser Urtheil, daß diesem Buche zu viel Ehre widerfahren ist, da es unter dem Namen des Hrn. Sprengel verkauft wird, beweisen können, wollen wir nur einige ausheben, die wir gar nicht mit Mühe ausgesucht haben. Erster Th. S. 75. An der Küste sind Heringe in Menge, das Original sagt gerade das Gegentheil: no oysters or herrings on the coast. S. 77. Worthlebernystrauch. Wie leicht ist es nicht Pflanzen zu übersetzen, wenn man auf die Weise worthleberry shrub geben darf! S. 135 — daß Portugal sein und seiner Colonien Glück bloß den Wohlthaten Englands zu verdanken habe, für: England vortheilhaft sey: redounded to the benefit of England, S. 164. Zu Anfang des 6. Hauptst. bereits früher. Wozu früher? — Vor als das setze man noch, um einen Sinn zu haben, daß sie. — Theil 2. S. 30. Daß von den englischen Kunstwerken, die dem chinesischen Kaiser geschenkt sind, nur eines beschrieben wird, können wir nicht billigen. S. 140 holländische Paketboote: passage boats on the english and dutch canals. Es ist von dem bekannten Trekschuyten die Rede. Paketboote sind ganz etwas anders. S. 65. Es zogen wohl 50 Mann eine einzelne Jacht. Wer das lieset, wird sich von der Kraft der Chinesen oder der Schwere der Jacht eine falsche Vorstellung machen. Das Original sagt 15 Mann. S. 88. 89. Die Tempel stehen für solche Rathfrager beständig offen, und ihr Dank äussert sich mehr in Geschenken an die Priester, als in Gebeten. The temples are always open for such as choose to consult the decrees of heaven. They return thanks, when the oracle proves propitious to their wishes. Yet they oftener cast lots to know the issue of a projected enterprize, than supplicate for its being favourable, and their worship consists more in thank giving, than in prayer. Der Leser mag selbst urtheilen, wie weit sich der Uebersetzer von dem Originale entferne. Die Stelle kann aber auch zur Probe dienen, wie das Original abgekürzt sey. S. 193 ist die Abkürzung so ungeschickt geschehen, daß bey der Buchdruckerey das Einschneiden der Form der Buchstaben en relief in dichtes Holz gar nicht einmal erwähnt wird. — Wenn nach S. 240 vorzüglich Hunde und Schweine auf dem Lande gegessen werden: so sollte man glauben, sie seyen nicht die Nahrung in

den

den Städten. Nach dem Original sind sie überall die gewöhnlichen Speisen. S. 246. „Der vielen Moräste wegen sind oft Colonien in die Tartarey geschickt worden, wird man so verstehen, daß zur Austrocknung und Urbarmachung der Moräste in der Tartarey Colonisten abgeschickt sind. Allein der Sinn des Originals ist, daß die vielen Moräste in China die Einwohner veranlaßt haben, aus diesem Lande nach der Tartarey zu ziehen, und sich daselbst anzusiedeln. S. 250. Nur 100, wie alle Wörter, einsylbige Namen sind in China bekannt, und von diesen Familien sollen alle übrigen abstammen. Wie dunkel! Der Sinn ist: Die Familiennamen sind in China einsylbig, wie alle Wörter; und man zählt nur 100 Familien, von welchen alle abstammen sollen.

Die sparsam angebrachten Noten sind hauptsächlich aus Nr. 6 entlehnt. Th. II. S. 63 wird eine Bemerkung daraus in den Text eingerückt, die nicht im Originale stehet, denn dieses erwähnt der holländischen Gesandtschaft nirgends.

Die zu dieser Uebersetzung gestochene Charte enthält die östliche Küste von China, nebst dem von den Engländern beschifften Theile des von Canton bis an die nördliche Gränze von China sich erstreckenden Meeres. Die Reise auf dem Meere und zu Lande ist durch eine punktirte Linie angezeigt. Von den Oertern befinden sich nur die vornehmsten, die die Engländer gesehen haben, auf der Charte. Alle übrigen sind weggelassen.

Viel besser als der Sprengelsche Auszug ist der unter Nr. 3 angezeigte gerathen, und wir empfehlen ihn denen, welche nicht Lust haben, das weitläufige Werk des Hrn. Staunton zu lesen. Ihm sind auch die vornehmsten Kupfer, welche in den Text des Originals eingeschaltet sind, beygefügt. S. 208 sind die in Klammern geschlossenen Wörter: wie in vorliegendem Falle die Waffen, wegzulassen. Ohne Noth muß auch wegbleiben; es liegt schon in unnütz. Man streiche auch nemlich weg, oder setze dafür daher. S. 211. Mangrovebaum ist nicht die deutsche Benennung für mangrove tree. Diese ist Mange- oder Leuchterbaum. S. 219. Die komische Benennung des obersten Segels sky-Scraper glaubte der Uebers. bey der Gelegenheit von

pen Matrosen ersonnen zu seyn. Allein sie ist die gewöhnliche. Hüttner hat es nicht so wörtlich ausgedruckt, als dieser Uebersetzer: Wolkenkratzer; sondern Oben-Oben-Bramsegel. S. 352. Da die chinesische Sprache größtentheils aus einsylbigen Wörtern besteht. Damit man nicht glaube, daß Staunton so unrichtig von der chinesischen Sprache geurtheilt habe; so setzen wir das Englische her, worin gerade das Gegentheil, nämlich daß die Sprache bloß aus einsylbigen Wörtern bestehe, gesagt wird. The necessity arises from the use of monosyllables only in the Chinese language.

Der große Ruhm, worin die brittischen Seefahrten und Unternehmungen stehen; die mit großer Erwartung angekündigte Gesandtschaft nach China; die Pracht, womit das Werk herausgekommen ist, haben mehrere Federn im Uebersetzen beschäfftiget. Die in aller Stille, ohne Geräusch, und mit geringerem Aufwande unternommene, und doch in China selbst viel besser aufgenommene Gesandtschaft der holländisch-ostindischen Compagnie hat nur einen Uebersetzer gefunden, der sich durch die Buchstaben J. A. B. in Leipzig zu erkennen gegeben hat. Das wenige, was er von dem Original weggelassen hat, beziehet sich nicht auf die Reise, sondern auf unwichtige Verhandlungen, die vorher vorfielen. Lobenswerth ist es, daß er die Orthographie der Namen im Originale nicht geändert hat. Anders verfahren Hüttner und Sprengel, wodurch denen, die in den Quellen (und das sind doch die englischen und französischen Werke) die geographischen Kenntnisse schöpfen wollen, das Auffinden der ihnen bekannten Namen erschwert wird. Die Uebersetzung können wir nicht für schlecht halten; sie ist aber oft zu wörtlich und bisweilen unrichtig. S. 3. Beylagen, die dem Werke zur Rechtfertigung beygefügt sind: pieces justificatives, sind Urkunden, Documente, die zum Beweise oder Erhärtung des Gesagten nöthig sind. S. 4. Mündung des Tygers, à l'entreé de Bocca Tygris. Nicht Tygris, sondern Bocca Tygris heißt der Fluß. S. 34. Indem man Linien beschreibt: en décrivant des lignes, von einem Schiffe, das nicht den geraden Strich, sondern in Krümmungen segelt. S. 37. Die Stadt (Jn-te-chen) ist groß, und nach der Unterhaltung ihrer Mauern zu urtheilen. Das erste ist falsch, denn das Origin. sagt n'est pas grande. Das

andere — wie undeutlich und sprachwidrig! Ren juger par l'entretien de ses murailles, wie man nach den wohlerhaltenen Mauern urtheilen muß. Eben so hat mich von einer Stadt, worin viele Betriebsamkeit herrscht, gesagt, S. 47, sie sey der Mittelpunkt einer grossen Bewegung. Die S. 108 erwähnte Brücke ist nicht 205 Fuß, sondern huit cents cinq pas, d. i. 805 Schritte oder 2415 Fuß lang. Wenn man dergleichen Fehler in sonst guten Uebersetzungen findet: so muß man gegen alle sehr mißtrauisch werden.

Der gegenwärtige Uebersetzer hat seine Ausgabe mit einigen Anmerkungen versehen, die, wie wir aus seinem Vorberichte sehen, aus wenigen und dürftigen Quellen genommen sind. Er citirt zwey Bände der englischen Gesandtschaftsreise nach der Hüttnerschen Uebersetzung, und wir sind doch gewiß, daß er bey dem 1sten Th. nur den ersten Band gebrauchen konnte, worin die Reise nach China, und nicht die in China beschrieben wird, und woraus er nicht viel zur Bereicherung seines Urtextes nehmen konnte. Gemeiniglich stehen seine Bemerkungen unter dem Text. Selten unterbrechen sie den Text, als S. 225, wo von der Religion, und S. 287, wo von der Mauer, die China von der Tartarey trennet, gehandelt wird. Wenn der Uebersetzer S. 74 zu der Nachricht, daß die nördlichen Bewohner China's sich von den südlichen in der Farbe der Haut unterscheiden, und jene von einer mehr dunkelrothen Farbe sind, hinzusetzet, daß vielleicht die Schminke Schuld sey, die das Klima auflegt: so wissen wir nicht, wie dieses zu verstehen sey.

Die getreue Abbildung und Erklärung der chinesischen Wassermaschinen, die Hr. Leonhardi in Nr. 4 gegeben hat, wird vielleicht dazu dienen, daß sie auch in Deutschland, wenigstens in den Gegenden, wo das Eisen selten ist, eingeführet werden. Sollte man nicht auch die chinesischen Karren, von denen in der holländischen Reise so viel rühmliches gesagt ist, nachmachen und empfehlen?

Er.

Gelehrtengeschichte.

Bibliotheca historica instructa a b. *Burc. Gotthelf Struvio*, aucta a b. *Chr. Gottl. Budero*, nunc vero a *Io. Georg. Meuselio* ita digesta, amplificata et emendata, ut paene novum opus videri possit. Voluminis IX Pars II. Lipsiae sumtu librariae Weidmanniane. 1798. 1 Alph. 4 B. 8. 1 Rthl.

Dieser Theil beschäfftigt sich noch immer mit Frankreich. Im dritten Kapitel der angefangenen 21. Section, werden die Schriften angezeigt, welche von den Lieutenans - Généraux des Armées du Roi, Maréchaux de Camp und andern höheren Kriegsbeamten; ingleichen von der französischen Kriegsverfassung, dann von den Grands - Aumôniers, Grands-Maitres de la Maison du Roi, Grands - Chambriers et Grands - Chambellans, Grands - Ecuyers, Grands - Bouteilliers, Grands - Panneriers, Grands Veneurs, Grands-Louvetiers, Grands - Queux, Grands - Maitres des Eaux et Forêts und andern niederen Hofbeamten handeln. Die 21. Section giebt ein Verzeichniß von den Schriften über die Conseils du Roi, Ministres d'Etat, Conseillers d'Etat, Secretaires d'Etat, Surintendans, Ambassadeurs, Maitres des Requêtes, und andere zum Geheimen Rathe gehörige Bediente. In der folgenden Section sind die Schriften aufgezählet, welche die Gerichtsverfassung, die Gesetze, die Parlemente und die Conseils souveraines, Chambres des Comptes de France, Cours des Aydes et des Elections, Cours des Monnoies, das Münzwesen alter und neuerer Zeit, die unteren Gerichte und deren Bediente, die Tréforiers, Prévots des Maréchaux, Baillis, Lieutenans - Civiles, Officiers du Chatelet à Paris, und andere Gerichtsangehörige, selbst den Roi des Ribauds oder den Nachrichter betreffen. In der letzten 25. Section wird das Verzeichniß der Beschreibungen, einzelner Geschichten, Verfassungen und Merkwürdigkeiten der Städte und Oerter angefangen, und bis auf die der ehemaligen Provinzen, Picardie, Champagne, Ile de France, Normandie, Bretagne, Orleanois, Bourgogne, Lionnois, Guienne und Gascogne vollführt.

Das gelehrte Teutschland, oder Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller. Angefangen von Georg Christoph Hamberger. — Fortgesetzt von Johann Georg Meusel. — Dritter Band. Fünfte, durchaus vermehrte und verbesserte, Ausgabe, Lemgo, bey Meyer. 1797. 584 Seit. 8. 1 Rt. 16 gr.

Dieses Verzeichniß der deutschen Schriftsteller und Scribler wird bey jeder neuen Ausgabe immer stärker an Bänden, weil leider! des Schreibens und des Scriblens in Deutschland immer mehr wird. Nur die zwey Buchstaben H und J konnten dießmal in diesem Bande Raum finden, da sie noch in der vierten Ausgabe neben den drey nachfolgenden Buchstaben K, L, M in Einem Bande standen. Der einzige Buchstabe H füllt dießmal 480 volle Seiten aus, nachdem dasselbe bey der zweyten Auflage des Werks auf 74, bey der dritten auf 121, und bey der vierten auf 202 Seiten Platz hatte. H enthält 746 alte, 85 neue, in Summa 831 Namen deutscher Gelehrten; J 133 alte, 18 neue, in Summa 151 Namen. Man erstaunt über die Menge der zum Theil unbekannten Namen. Welche Menge von Namen werden nicht erst die Buchstaben M, S ausdehnen, wenn ihre Meyer, Müller, Schäfer, Schneider und andere vielnamige Männer hervortreten! Wir wünschen daher von ganzem Herzen dem für das gelehrte Deutschland unablässig sammelnden, ordnenden, horchenden und nachspürenden Literator Meusel noch ferner Kraft, Lust und Geduld, um die Namen und Schriften täglich wachsender Schaaren unserer Schriftsteller und Schriftstellerlinge zusammenbringen, und in der angefangenen Vollständigkeit dem Publikum vorzeigen zu können. Ein solches Verzeichniß hat doch sehr großen Nutzen für die Literaturgeschichte. Man muß dem Manne danken, der aus Liebe für das gemeine Beste bey dieser so mühsamen als nützlichen Arbeit so viele Jahre lang ausdauerte.

In dem Buchstaben H sind dießmal die zwey jüngsten Schriftsteller wieder zwey Bayreuther, nämlich zwey Erlangische Lehrer, Hagen und Harles (Sohn des berühmten Philologen und Literators), von welchen jener 1769, dieser

1773 geboren ist. In dem Buchstaben J ist dießmal der jüngste Schriftsteller der Hofmedicus Jäger zu Stuttgard, geb. 1775. Unter dem Buchstaben H bemerken wir den berühmten Heyne. Die Titel seiner Schriften, unter denen freylich die mehresten durch sein Amt veranlaßte Programme sind, nehmen allein (das einzige Beyspiel bisher in dem ganzen Werke) eilf Seiten ein. Aber auch von D. F. Haas, Harles, Herder, Heydenreich, Hetzel, Höpfner, Jagemann sind viel Titel verzeichnet.

Das gelehrte Teutschland, u. s. w. Vierter Band. 1797. 548 S. 8. 1 Rk. 16 x.

Dieser starke vierte Band hatte für nicht mehr als nur für die Buchstaben K und L Raum; der Buchstabe K nimmt allein 319 Seiten ein. Vor 15 Jahren konnte derselbe noch auf 132 Seiten Platz finden. Aber seitdem ist die Anzahl der Schriftsteller in K auf 606 angewachsen, und unter diesen sind seit der Erscheinung des fünften und letzten Nachtrags zur vierten Ausgabe schon wieder 65 neue. Auch das neueste gelehrte L hat seit 15 Jahren an Stärke ziemlich zugenommen: indeß muß es seinem Nachbar an Extension noch sehr nachstehen. Jetzt zählt dasselbe 428, und unter diesen 33 neue Schriftsteller, nachdem es in der vierten Ausgabe im Ganzen 258 aufgestellt hatte. Im Jahr 1797 also hatten beyde Buchstaben 1034 Autoren aufzuweisen, deren sie vor 15 Jahren nur noch 604 vorzeigen konnten.

Es gewährt übrigens kein geringes Vergnügen von gemeiner Art, die Reihen und Glieder einer Schaar von 1034 Autoren durchzureisen, deren verschiedenartige Industrie zu beobachten, und zu sehen, wie in den neuesten Zeiten fast aus allen Ständen Personen herbeyeilen, um, da die politische Welt oft so wenig Trost und Nahrung gewährt, ihr Heil in der Schriftstellerwelt zu versuchen. So findet man in diesem Bande eine Kammerjungfer (Anna Theresie Khaser), einen Husaren (Fr. Klein), einen siebenzigjährigen Bauer (J. B. Knoob), der zum ersten Mal als Schriftsteller, und zwar als Dichter auftritt, einen Bereuter, einen Kurschmidt, u. s. w. Unter die fleißigern Verfasser in diesem Bande gehören unter andern Lavater und Meiners, wovon

ten jener achthalb, dieser zwölfthalb Seiten füllt. Zur künftigen Abänderung und Verbesserung theilen wir nur noch einige Bemerkungen mit: K. L. von Knebel privatisirt nicht zu Jena, sondern zu Weimar; J. G. W. Köhler ist auch Herausgeber des zu Weissenburg gedruckten geographischen Werks; bey Wilh. Lange fehlt: Animadverss. ad quosdam Luciani libros. Halae. 1795. 8. De fabulis romanensibus. ibid. 1795. 8. Auszug aus Aelian. Halle. 1797. 8. J. W. Lozbeck ist wohl schon 1757 gebohren; Matthisson lebt als Vorleser der reg. Fürstinn von Dessau zu Wörlitz, und J. F. W. Mayer als Kreissekretair zu Schwobach.

Das gelehrte Teutschland, u. s. w. Fünfter Band. 1797. 544 S. gr. 8. 1 Rh. 16 kr.

Dieser Band führt uns an die drey Schriftstellerreihen M, N, O, welche zusammen 856 Köpfe enthalten. Geht man um 14 Jahre, wo die vierte Ausgabe dieses Werks erschien, in jene Reihen zurück: so findet man bey derselben freylich einen fast ohne Verhältniß geringern Etat. Das gelehrte M zählte damals 275 alte, nebst 94 neuen Gliedern, zusammen also 369. Jetzt, nach 14 Jahren, hat sich diese Linie auf 577 ausgedehnt; unter welchen 510 ältere und 67 neuere sind. Fast in gleichem Verhältnisse hat sich seitdem auch die Linie N verlängert, in welcher jetzt 132 ältere und 20 neuere, zusammen 152 stehen, da vor 14 Jahren nur 92, nämlich 71 ältere und 21 neuere darin aufgestellt waren. Zu der Abtheilung O gehören 107 ältere, 20 neuere, zusammen 127. Ehedem hatte sie deren nicht mehr als 80, nämlich 66 alte und 14 neue. Mustert man gewisse einzelne sehr häufig vorkommende Namen: so bemerkt man eben diese Progression. Bey keinem aber wird man hierin mehr frappirt, als bey dem Namen Müller. Im Jahr 1772 hatten wir 23; 1776 29; 1784 schon 46 gelehrte Müller. Allein seit 14 Jahren haben sich diese 46 gelehrte Namensbrüder — beynahe — um das Duplum vermehrt, indem Rec., salvo errore calculi, jetzt deren 86 zusammenzählte. Dieser Band zählt also im Ganzen 749 alte und 107 neue Schriftsteller, deren Anblick wieder allerley Bemerkungen veranlaßt. Der jüngste neue Autor, der hier vorkommt, ist Professor

Nebel zu Giessen, geb. das. am 16. Febr. 1779. Nach ihm steht J. C. Nast, geb. 1771; nach diesem C. F. Michaelis und J. A. Ortloff, geb. 1770 und 1769. Unter den bisher erschienenen Bänden des gelehrten Deutschlands zeichnet sich der vorliegende, besonders durch die ungewöhnliche Betriebsamkeit einiger Schriftsteller aus. Die vier vorhergehenden enthalten einen einzigen Autor, Heyne, dessen Fleiss 11 Seiten füllte. Sechs andere, nämlich J. K. H. Dreyer, J. H. Formey, Forster, D. F. Haas, Kästner und Lavater ragen mit 7 bis 9 Seiten hervor. In diesem hingegen hat Meiners zwölfthalb Seiten. In einiger Entfernung von ihm stehen die seitdem gestorbenen F. J. Moser und Oelrichs, deren Schriften 15 und 13 Oktavseiten füllen. Nicht ohne Theilnahme werden die Freunde eines langen Lebens in diesem Bande an sehr vielen Beyspielen die Wahrheit bestätiget finden, dass auch dem Gelehrten und Schriftsteller die Parce nicht selten einen sehr langen Faden spinnt; denn man begegnet hier zwey Neunzigern, einem Neunundachtziger, einem Siebenundachtziger, einem Vierundachtziger, sehr vielen Siebenzigern und noch mehrern hohen Sechzigern.

Das gelehrte Teutschland, u. s. w. Sechster Band, 1798. 496 S. gr. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Dieser Band enthält die drey Buchstaben P, Q, R. Die ganze hier zum fünften Male gemusterte Schaar ist 864 Köpfe stark. Bey der vierten 1784 belief sie sich nur auf 785. Bemerkenswerth aber ist es, dass der Buchstabe Q seit 14 Jahren nicht um eine Linie mehr gewachsen ist, indem derselbe noch jetzt, wie damals, nur 5 zählt; da er hingegen 1776 doch 6 noch zählte. Desto bedeutender ist das P mit seinen 349, und das R mit seinen 510 Artikeln. Rec. hat auch in diesem Bande Merkwürdigkeiten mancherley Art gefunden. So schließt er z. B. die meisten Greise in sich, daferne diese nämlich, woran jedoch der Verf. selbst bisweilen zweifelt, alle noch am Leben sind. Man findet hier einen 85ger, zwey 87ger, zwey 88ger; einen 89ger und, C. E. Rückert, einen 92ger. Der jüngste neue Schriftsteller in diesem Bande ist A. L. G. von Reiche, Regierungsauskultator zu Bayreuth, geb. zu Nienburg an der Weser am

4. Nov.

[illegible] Nov. 1784, und zugleich der zweyte jüngste deutsche Autor überhaupt. K. W. F. Glaser daselbst bleibt also bis zu dem Buchstaben R noch immer der jüngste Verfasser. Unter den Schriftstellern aus dem hohen Stande findet man hier einen Fürsten (Heinrich XIII. F. von Reuß zu Greiz), aus dem niedern Stande einen Unterpedell, einen Leinweber und einen Buchbinder. Zu den fleißigsten gehören der Göttingische Rechtslehrer Pütter mit 9, und Rosenmüller der Vater (welchem schon drey Söhne als Schriftsteller zur Seite stehen) mit 6 Seiten. Mehrere Greise sieht man in dem Buche des literarischen Lebens zum ersten Mal aufgezeichnet, z. E. Pieter 79 J., Reinbeck 71 J., Rosa 70 J. alt. Der letzte, Maler und Aufseher der kais. königl. Bildergallerie zu Wien, wurde überdieß erst 1796 Schriftsteller. Die jüngsten fleißigsten Verfasser sind aber ohne Zweifel K. H. W. Pölitz und A. G. F. Rebmann, von denen der letzte schon drey Seiten braucht, um seine literarische Habe aufstellen zu können.

Atz.

Das gelehrte Frankreich, oder Lexicon der französischen Schriftsteller von 1771 bis 1796; von *I. S. Esch. Dritter und letzter Theil.* **Hamburg, bey Hoffmann. 1798. 1 Alph. 6½ Bogen. gr. 8. Derselbe Titel französisch: La France literaire, etc. 1 Rthlr. 8 gr.**

Hiermit ist vor der Hand dieses nützliche, auch von Franzosen selbst nach Gebühr geschätzte Literaturwerk geendigt. Auf den ersten 422 Seiten stehet der Rest des Verzeichnisses der Schriftsteller von O bis Z. Wenn wir erst unsere wenigen Bemerkungen werden mitgetheilt haben, dann wollen wir auch die darauf folgenden Anhänge rc. anzeigen.

Voraus sey es uns erlaubt, den Wunsch zu äußern, daß es dem fleißigen Verfasser gefallen möchte, in einer neuen Ausgabe, oder auch schon in den Nachträgen, die Büchertitel, so viel nur immer möglich, literarisch genau, besonders ohne alle Abkürzung, anzugeben. Manchmal wäre dieß leicht

leicht gewesen. — Da bey der Histoire de la Louisiane von *le Page du* (nicht *dit*) *Pratz*.

Von den Mém. pour servir à l'hist. litt. des 17 provinces etc., par *Paquot* finden wir anderwärts auch eine Ausgabe in 18 Octavbänden, die vermuthlich mit derjenigen in 3 Folianten zu gleicher Zeit erschien, angeführt. — Die deutsche Uebersetzung der polnischen Geschichte von Parthenay hat der ehemalige Prediger, Friedr. Klose zu Thorn, verfertigt. Sie erschien zu Mitau (Milan ist ein Druckfehler). — Aus Poucton's Werk, Métrologie, hat Hr. Rektor Oster tag zu Regensburg, einen deutschen Auszug mit erläuternden Anmerkungen in drey Programmen (1791 — 1792. 4) geliefert. — Von Pilati's Storia dell' Imperio germanico ist der erste Band ins Deutsche übersetzt worden. Lindau und Chur 1770. gr. 8. — In der Notiz von Poncet de la *Grave* ist der Projet des embellissemens de la Ville de Paris nur eine kleine Schrift. 3 *Vol.* ist demnach wegzustreichen. Von der ihm hier beygelegten Histoire de Paris etc. kann Rec. nirgends etwas finden. — Der Artikel Ritter (Erasme) kann aus dem gel. Deutschl. vollständiger gemacht werden. — Bey Roustan ist zwar die deutsche Uebersetzung seiner Lettres sur l'état présent du Christianisme (von Grynäus) angeführt, aber nicht die Danovische mit Anmerkungen, Halle. 1783. 8. Derselbe Roustan hat auch ein Abrégé über die Geschichte des Mittelalters ausgearbeitet, wovon aber Rec. keine nähere Nachricht geben kann. — Des Abbé de Sade Mém. pour la vie de Petrarque bestehen aus 3 Quartbänden, deren letzter 1767 erschien. — Die Einleitung zur Histoire de la guerre des Alpes p. le Marquis *de Saint-Simon* erschien vorher besonders unter dem Titel: Discours pour servir de préface à l'hist. de la dernière guerre d'Italie et de la campagne de Coni, à Amsterd. 1769. 8. — L'Esprit de Sully von Mad. *de Saint-Vast* ist ins Deutsche übersetzt worden (von C. B. R. Welk) Dresden und Warschau. 1769. 8. — Ezour-Vedam, herausgegeben vom Baron *de Sainte-Croix*, hat Ith ins Deutsche übersetzt, Bern, 1792. 2 Th. 8. — Die Klüberische Uebersetzung von Sainte-Palaye besteht aus drey Bänden. — Ueber den Artikel Eman. Salchli kann die neueste Ausgabe des gel. Deutschl. Auskunft geben. — Sellius, über dessen Todesjahr auch wir keine be-

bestimmte Auskunft geben können, schrieb mehrere Bücher, als hier angegeben sind. Einen Theil derselben findet man, wiewohl nicht literarisch genau, verzeichnet in Pütter's Gelehrtengeschichte von Göttingen, Th. 2, S. 59. — Von *Thomas* Eloge de Maurice, Comte de Saxe, existiren zwey deutsche Uebersetzungen (von Rinck und Meusel). — Mercier ist längst gestorben. Seine Idée etc. ist anonymisch; und statt des Druckorts steht auf dem Titel Politicopolis. — Bey Vicat (B. P.) fehlen: Catalogus librorum, qui in bibl. academiae Lausannensis asservantur. 1764. 8. Praelectio de successione testamentaria ex iure naturali, civili et statutario Bernensi. Bernae, 1748. 8.

Der erste Anfang (S. 423 — 433) enthält eine alphabetische Liste solcher Schriftsteller, die sich nur mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnet haben. Hr. E. hatte sie schon im Allgem. liter. Anzeiger 1796 vorgelegt, mit der Bitte, ihm die Namen selbst anzuzeigen; da es ihm aber nur mit sehr wenigen gelungen ist: so wiederholt er sie hier. Im zweyten Anhange stehen die Titel solcher Bücher, die, als einem Schriftsteller gehörig, statt der Namen derselben über Asterisken nach den Wissenschaften aufgeführt werden. Hr. E. fragte auch schon im A. L. A., welchen Schriftstellern sie zugehören? — Es folgen kurze Zusätze und Verbesserungen zu allen drey Bänden des Werks (S. 438 — 461). Das Meiste verspart Hr. E. bis zu einem Nachtrag, worin auch das Werk selbst bis zu Ende des jetzigen Jahrhunderts fortgesetzt werden wird. Dem zufolge kann er nicht eher, als nach dem Jahr 1800, erscheinen. Es ist zu wünschen, daß sowohl französische als deutsche Literatoren ihre Beyträge und Bemerkungen, sollten sie auch noch so geringfügig seyn, auf eine liberale Art darzu hergeben möchten. Hr. E. wird auch in dem Nachtrage, die in der Vorrede zum ersten Theil versprochene systematische Uebersicht vorlegen. Er giebt in den Nacherinnerungen zum dritten Theil eine Probe von ihrer Einrichtung, welcher wir unsern Beyfall nicht versagen können. Hr. E. wird dadurch einen neuen Beweis seiner ausnehmenden Genauigkeit und Geduld an den Tag legen. Das auch versprochene Verzeichniß der Aufsätze in akademischen Sammlungen oder Societätsschriften wird er deswegen nicht bearbeiten, weil ein musterhaftes Reperto-

rium über alle solche Abhandlungen von einem unserer vorzüglichern Literatoren zu erwarten ist.

Hb.

Zustand der neuesten Literatur, der Künste und Wissenschaften in Frankreich, in Auszügen und Erläuterungen von C. A. Böttiger. Zweytes Bändchen. Berlin, bey Lagarde, 1796. 15 Bogen. 8. 14 R.

Herr Böttiger setzt mit diesem Bändchen seine angenehme und gelehrte Sammlung fort, zu welcher er, nach der Herausgabe des zweyten Bändchens, gewißlich schon den interessantesten Stoff in Bereitschaft haben muß.

Das anzuzeigende Bändchen enthält zehn Aufsätze, die von dem letzten des ersten Bändchens fortgesetzt sind, und woraus wir auch hier das Wissenswürdigste ausziehen werden.

VI. „Projektirte Musikreforme in Paris.“ S. 1 — 15. Es betrifft die zu Ende des Jahrs 1793 dekretirte Errichtung einer „Ecole de Musique, pour la garde nationale,“ die aus lauter blasenden Instrumenten bestehen sollte. Von dem Concert, das die neuerrichtete Schule noch in diesem Jahre gab, wurden große Wirkungen erwartet. Gossec und Catre, die 2 republikanischen Musikvirtuosen, hatten fast alle Stücke komponirt. Der Bürger Sarette bewies dabey den großen Einfluß dieses Instituts für Nationalfeste, Militärmusik und den Unterricht überhaupt. Da alle Schauspiele auf Belebung und Unterhaltung des republikanischen Geistes abzielen müssen: so müsse man auch hier der Tuba den Vorzug vor dem weichlichen Saitenspiel geben. Die *Tuba curva* der Griechen und die vier Stunden weit schallende Posaune der Ebräer (worüber Herr Böttiger in der Anmerkung S. 4 — 6 gelehrte Nachweisungen ertheilt) sollten die Musikschule der Nationalmusik als neue Erfindungen bereichern. Frankreich bedürfe nun der Meister auf blasenden Instrumenten aus Deutschland nicht mehr. — Daß die stark- und kriegerischtönenden Instrumente auf den

Geist

Geist einer ohnehin exaltirten Nation den größten Einfluß müssen gehabt haben, wird, wer die Anwendung der Musik in den alten republikanischen Staaten kennt, wohl nicht bezweifeln. Ihre Gesetzgeber verboten weichliche, und verordneten rauschende und starktönende Instrumente ihrem Plane und ihren Absichten gemäß, mit dem wirksamsten Erfolge. Nach einem Bericht des Moniteurs blieb es indessen in Frankreich dießmal bey dem bloßen Entwurfe, und die neue Nationalmusikschule hatte mit den projektirten Decadenfesten, die **Eschassereux der Jüngere** in seinem berühmten Rapport über diese Feste so glänzend schilderte, vermuthlich ein gleiches Schicksal. Hr. **Böttiger** meint, die vorgehabte Reform würde wenigstens das Gute haben, der vormaligen schlechten Kriegsmusik der Franzosen, über deren elenden Zustand schon **Mercier** in dem Tableau de Paris geklagt, einen männlichern Geist zu geben.

VII. „Telegraphie.“ S. 16 — 34. Ueber die Versuche, sich der Telegraphie auch außer Frankreich zu bedienen. Ueber **Bergsträßers** und **Böckmanns** bekannte Streitigkeiten. Ueber des letztern telegraphischen Versuch, der in weniger als 10 Minuten aus einer Entfernung von anderthalb Stunden das bekannte kleine Gedicht am Geburtstage des Markgrafen von Baden durch den neuen Telegraphen nach Karlsruh signalisirte. Dieses Gedicht bestand aus mehr denn 200 Buchstaben, und übertraf selbst den Versuch, den der Direktor **Achard** von Spandau aus nach Berlin rapportirte. Wider **Böckmanns** Behauptung, daß der Bürger **Chappe**, der Erfinder der telegraphischen Maschine, des gefangenen **Linguets** Papiere benutzt, da, nach **Lakanals** Bericht, der hier von S. 34 u. folg. als eine Beylage hinzugethan ist, **Chappe** schon vor **Linguets** Gefangennehmung an dieser Erfindung gearbeitet. Eben so wenig scheine der Bürger **Chappe** diese Erfindung den Engländer **Hooke** (aus dem Discourse schewing a Way how to communicate one's Mind to great Distances) abgeborgt zu haben, da die Komposition der Maschine so einfach sey. Durch die Aufhebung des Uebungslagers bey Meudon schiene auch das dort errichtete telegraphische Institut, wo einige hundert Mann in den dazu erforderlichen Kenntnissen unterrichtet wurden, seine Endschaft erreicht zu haben. Auch die Errichtung der Telegraphen längst den Seeküsten, z. E. bey Bourdeaux, u. s. w.

bliebe

bliebe noch ein Räthsel. Uns dünkt, bey diesem Aufsatze sey der Zweck der Schrift, die sich auf den Zustand der Künste und Wissenschaften in Frankreich einschränkt, etwas zu sehr verfehlt.

VIII. „Ueber Taubstummeninstitute und ihre Reformen in Frankreich." S. 41—64. Herr Böttiger schickt einige allgemeine Nachrichten über die Bemühungen Taubstummen durch bildliche Erkenntniß zu Hülfe zu kommen voraus, und verbreitet sich dann weiter über die Verdienste des bekannten Abbé l'Epée, über die Schulen, die derselbe gezogen, und über die Werke, worin er die Methode seines Unterrichts ausführlicher bekannt gemacht. Bey der allgemeinen Verwirrung und Auflösung in Frankreich schien auch dieses Institut seinem Ende nahe zu seyn, besonders da der Abbé l'Epée kurz nach dem Ausbruche der Revolution mit Tode abgieng. Doch wird man hier aus dem Rapport des Bürgers Govenne an den Convent belehrt, daß die zwey jetzt in Frankreich, zu Paris und Bourdeaux, bestehenden Institute dieser Art erhalten und auf einen festen Etat gesetzt sind. Der Bürger Sicard, der würdige Zögling des Abbé l'Epée, ist zum Direktor der Hauptanstalt zu Paris ernennet, und bey den zwey Instituten sind 120 Freystellen für Taubstumme errichtet. Sicard ist auch noch als Lehrer der philosophischen Grammatik bey der Centralschule in Paris angestellt. In dem hier aufgenommenen Rapport an den Convent ist unter andern eine Anekdote von einem Zögling Sicards, Jean Massieu, erzählt, die wir hier aufnehmen. Ein Dieb hatte demselben im Gedränge auf öffentlicher Straße eine Brieftasche gestohlen. Ueber diesen Diebstahl gab Jean Massieu dem Richter, vor welchen sie beyde geführt wurden, folgendes auf der Stelle entworfenes Schreiben:

„Jean Massieu seinem Richter."

„Mein Herr! Ich bin ein Taubstummer. Indem „ich in Gesellschaft der übrigen Taubstummen die Sonne „des heiligen Sacraments auf einer großen Straße vor„beygehen sah, erblickte dieser Mensch eine kleine rothe „Brieftasche in meinem Rocke, schlich sich leise heran, und „nahm mir sie. Meine Hüfte gab mir Nachricht davon. „Ich wende mich schnell gegen ihn. Er erschrickt, und

„wirft

„wirft die Brieftasche einem andern an die Füße, der sie „aufhebt und mir wieder zustellt. Ich ergreife den Dieb „bey der Weste, und halte ihn fest. Er wird blaß, bleich „und zittert. Ich winke einem Soldaten, und gebe ihm „durch Zeichen zu verstehen, daß dieser Mensch mir die „Brieftasche stehlen wollte. Der Soldat ergreift den Dieb, „und führt ihn hierher. Ich bin ihm gefolgt, und ver„lange Gerechtigkeit. Ich schwöre bey Gott, daß er meine „Brieftasche gestohlen hat. Er wird es nicht wagen, bey „Gott zu schwören; aber ich bitte für ihn, daß er nicht ge„köpft, oder sonst ums Leben gebracht werde. Laßt ihn „rudern!"

Dieser Jean Massieu ist als einer der Repetitoren bey dem Pariser Institut mit 1200 Livres Gehalt angestellt. Als ihm Sicard diesen Beschluß des Convents bekannt machte, hob er die Augen gen Himmel, und sagte seinem Wohlthäter durch die Zeichensprache: „Nun, so werd' ich doch endlich meiner Mutter Brodt geben können!"

Das Institut für Blinde, die man mit den Fingerspitzen aus besonders dazu gedruckten Büchern lesen lehrt, das an den Abbé Hauy einen sehr verdienstvollen und verständigen Vorsteher hatte, soll, aus Mangel der Unterstützung, neuerlich eingegangen seyn.

IX. „Neues Nationalmuseum der Naturgeschichte zu Paris." S. 65 — 101. Das mit dem botanischen Garten verbundene, und der Aufsicht und Direktion des Grafen von Büffon anvertraute Naturalienkabinet war zwar durch Ludwigs XVI. Unterstützung ungemein vergrößert, und der Garten bis an die Seine verlängert worden; indessen bedurfte doch namentlich dieser Theil des Museums der Naturgeschichte die größten Erweiterungen und Verbesserungen. Das Personal der Gärtner und Unterbedienten war auch für den Umfang eines solchen Gartens, und die dabey zu beobachtende Aufmerksamkeit zu gering; einige der größten Seltenheiten waren bereits durch Mangel an Pflege in den kläglichsten Zustand versetzt. Mit den Sammlungen der Naturgeschichte, oder dem eigentlichen Kabinet, gieng es nicht viel besser: Die vier dazu bestimmten Säle waren nicht hinreichend, die ansehnlich vermehrten Reichthümer zu fassen; die Prachtstücke der in ihrer Art einzigen Ornithologi-

schen Sammlung waren so eng zusammengedrängt, daß dem aufmerksamsten Beobachter alle Lust vergieng, durch einen so angehäuften Wust seine Wißbegierde zu befriedigen; Büffons merkwürdige Sammlung von Hirnschädeln verschiedener Nationen befand sich in der ungeschicktesten Zusammenstellung; die in ledernen Kapseln verwahrten Pflanzensammlungen eines Tournefort und Vaillant lagen, aus Mangel des Platzes, übereinandergeschichtet; und an die von den Hrn de la Cepede und Daubenton in Vorschlag gebrachte neue Einrichtung konnte, bey der unter der königlichen Regierung täglich zunehmenden Verwirrung der Finanzen, gar nicht mehr gedacht werden. Durch die neue Einrichtung des Nationalmuseums sollen nun nicht allein alle diese Hindernisse gehoben, sondern auch ein Denkmal der zweckmäßigsten Pracht errichtet werden, das zugleich ein wahrer Tempel der Nation seyn wird. Der Plan zu dieser großen Unternehmung ist hier aus dem Berichte Thibaudeaus von S. 77 und folg. mitgetheilt, dem Hr. Böttiger seine Anmerkungen beygefügt hat.

Der Umfang des Nationalmuseums wird auf 120 Aecker erweitert. Der Ankauf der dazu bestimmten Plätze und Häuser beläuft sich auf 2,500,000 Livres. Die kostbare Ausführung des ganzen Plans von innen wird noch auf ruhigere und günstigere Zeiten verschoben. Einem jeden der bey dem Museum angestellten Professoren sind 4000 Livres Gehalt ausgesetzt.

X. „Antinekrolog der französischen Gelehrten und Künstler." S. 102 — 116. So nennt Hr. Böttiger die Liste der der Guillotine, und den Kerkern entronnenen besten Köpfe und Schriftsteller des republikanischen Frankreichs, denen, nach Chercers Bericht vom 3. Jan. 1795, von dem Convent eine Summe von 300,000 Livres zur Austheilung dekretirt wurde, die von 1500 bis 3000 Livres an die nahmhaftgemachten Gelehrten und Künstler ausgetheilt werden sollte. „Diese Liste, sagt Hr. Böttiger, ist darum wichtig, weil sie zugleich für jeden hier vorkommenden Namen „ein Lebens-Certificat enthält, und dadurch den Ausländern, die über die Existenz eines vor der Revolution von „ihnen gekannten berühmten Gelehrten und Künstlers gewiß „seyn möchten, nützlich zu seyn scheint." — „Der Himmel „bewahre jedes Land," setzt er am Ende hinzu, „vor der

„Noth-

„Nothwendigkeit solcher Rang- und Namenlisten!“ Freylich kommt man besser weg, wenn man die verdienten Gelehrten darben oder gar umkommen läßt; und da ziehen wir dergleichen Listen, die doch nicht gerade „Allmosenspenden“ sind, immer vor.

XI. „Neue Pariser Architektur- oder Verzierungskünste.“ S. 117 — 132. Enthält einen Auszug und Kritik des Bürger Vogels Prospektus zu einem architektonisch-periodischen Werke über die neue französische Baukunst, deren Epoche von der Erbauung der Genovevakirche, oder dem jetzigen Pantheon an datirt ist. Nicht bloß öffentliche Gebäude, sondern auch geschmackvolle Privatwohnungen, ja selbst Land- und Gartenhäuser, wenn sie sich durch Neuheit und Schönheit der Erfindung und Ausführung empfehlen, sollen in diesen Plan aufgenommen werden. Ferner gehören dahin Ornamente, d. h. durch Reinheit und Zierlichkeit sich auszeichnende innere Ansichten eines Gebäudes, geschmackvolle Erfindungen in Meubels, Vasen und anderm Hausgeräthe; neue Verschönerungen im Theatercostum und bey Nationalfesten; ja selbst Modeanzüge und Trachten, so bald sie das Gepräge eines gereinigten Geschmacks an sich tragen. Man verspricht zugleich ein fortlaufendes Tagebuch aller in der ganzen Republik für Architektonik und Verzierungskünste gemachten Erfindungen, der auf die Kunst Beziehung habenden Nationaldekrete, der Aussprüche, die von den Ausschüssen und der Jury der Künste gethan werden, und aller Kunstbücher und Schriften, die in dieser Epoche herauskommen. Auch interessante Flugblätter und Vorschläge in ephemeren Blättern, die diesem Kunstfache ersprießlich seyn können, sollen ganz oder in Auszügen mitgetheilt werden. Der abgekürzte Titel dieses Werks, wovon das erste Heft in Royalfolio prächtig gedruckt und mit sieben Probekupfern in Aquatinta begleitet ist, heißt: Museum de la nouvelle Architecture francoise. — Ouvrage periodique et critique, bey Fermin Didot. Die sechste Tafel des erschienenen Prospekts giebt das Innere eines prächtig verzierten und marmorirten Speisesaals der Bürgerinn Dervieux. „Schließt man von diesem Speisesaal“ sagt Hr. Böttiger S. 129, „auf den Luxus, der sich im ganzen Hotel der Bürgerinn Dervieux einen unvergleichbaren Tempel erbauet hat, und rechnet man nach, woher diese Frau, zuletzt die Freundinn eines bekannten polnischen Mag-

naten, die Schätze zu einem solchen architektonischen Sybaritismus zusammengebracht: so kann man bey der Betrachtung dieses Kupfers eine ganze Gallerie Pariser Scenen vor seiner Seele vorüber gehen lassen."

XII. „Ueber die projektirte neufranzösische Volkstracht." S. 133 — 172. Den größten Theil dieses Aufsatzes füllt eine Uebersetzung zweyer witzigen Briefe des Polyscope in der Decade philosophique, in welcher das neufränkische, von dem Mahler David in Vorschlag gebrachte Costum in Schutz genommen, und sowohl die Bekleidung des Mannes als des Weibes nach altgriechischem und altrömischem Costum auseinandergesetzt wird. „Bey allen Schiefheiten und Einseitigkeiten," setzt Hr. Böttiger S. 168 hinzu, „ist und bleibt dennoch in der Hauptsache viel Wahres, vieles, was unsern Herrn und Damen doch wohl zu einiger Beherzigung zu empfehlen wäre." (Wird aber das Ganze verworfen: so sehen wir von dem Einzelnen noch nicht recht ein, was.) Wenn er aber mit einer Stelle aus Herders Briefen zur Beförderung der Humanität diesen Aufsatz beschließt, die, beym Lichte besehen, unsere jetzige Tracht nicht weniger herabwürdigt, als der republikanisirende Polyscope: so dürfte fürs Erste Deutschland wenigstens in diesem Punkte taub gegen eine Stimme seyn, gegen welche es, wie Hr. Böttiger urtheilt, „nie taub" war.

XIII. „Neueste Kunst- und Naturalieneroberungen der Franzosen." S. 173 — 193. „Es war immer noch ein Verdienst, schreibt S. 183 Hr. Böttiger, daß sich der Nationalconvent um Künste und Wissenschaften erwarb, wenn er die Auslieferung aller Kunstwerke, die in den öffentlichen Gebäuden der eroberten Provinzen gefunden wurden, an die Nationalsammlungen in Paris dekretirte. Die Wohlthätigkeit dieses Beschlusses, der eine Menge einziger Meisterstücke vom Untergange rettete, setzt er hinzu, wird sich erst in der Folge, wenn wir genauere Verzeichnisse der auf diese Weise geretteten Kunstwerke erhalten, genau bestimmen und berechnen lassen." Dann vergleicht er dieses Verfahren des Convents mit den die eroberten Provinzen und Städte in gleiche Requisition setzenden Römern, und giebt den Ausschlag auf Seiten des erstern. Die letztern sammelten und plünderten meistens für sich: von den nach Frankreich überbrachten Meisterwerken hingegen ist, wie alle Aussagen hierin

zu übereinstimmen, keines den öffentlichen Sammlungen entgangen. Auch in Rücksicht der dem siegenden Staate zugebrachten Naturerzeugnisse der besiegten Länder stellt Hr. Böttiger eine ähnliche Vergleichung zwischen den alten Römern und den jetzigen Franzosen an, und findet das Verfahren der letztern, worin ein mit Klugheit berechneter Plan nicht zu verkennen sey, viel lobenswerther, als das der siegprangenden römischen Feldherren, z. B. eines Lucullus u. s. w. So hat der Bürger Thouin der ältere die französischen Heere in Deutschland, Belgien und Holland bloß in der Absicht begleitet, um Alles zu sammeln, was den Acker- und Gartenbau der Republik verbessern konnte. (Bey wie vielen landverderblichen Kriegen, darf man fragen, haben die großen Erdengötter sich zu gleichwohlthätigen Nebenabsichten für ihr Land und ihre Leute bestimmen lassen?) Daher sind eine Menge ausländischer Sämereyen und Pflanzen in den Nationalgärten bereits sorgfältig angebaut und vervielfältiget, die von da aus in die Departements vertheilt und als ein Theil der Entschädigung angesehen werden, die der Landmann für seine Aufopferungen mit Recht erwarten kann.

Der „Anhang“ stellt wiederum „zwey Parallelen“ auf, „die Revolutionsdamen im neuen Paris und alten Rom, S. 194 — 217, und „Revolutionsgerichte zu Athen und Paris,“ v. S. 218 — 228. In der ersten sind die Revolutionsdamen, die Chauvrette zu recht wies, die Roland und Olympiade de Gouges, mit den ungestümen Römerinnen, die die Aufhebung der lex Oppia durchsetzten (nach Livius XXXIV. Kap. 1), und mit dem Senaculum, bey welchem die Mutter des Heliogabalus präsidirte (nach Lamprid. in Heliogabalo cap. 4) in Vergleichung gestellt. Die andre giebt auf Veranlassung der französischen Schrift: „Les plaidoyers de Lysias contre les membres des anciens comités de salut public et de sureté génerale d'Athènes,“ wodurch man die blutige Geschichte der Pariser Revolutionshelden charakterisiren wollte, einen Auszug aus jenen zwey Reden des Lysias, mit dem und dessen Bruder die Revolutionsmänner in Athen, die sogenannten dreyßig Tyrannen, gerade so verfuhren, wie das mord- und raubsüchtige Decemvirat in Paris zu thun gewohnt war.

Wh.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Isocratis Evagoras, übersetzt und erläutert aus der Sprache und Geschichte, zum Gebrauch für Schulen. Von M. Heynig, Leipzig, bey Gräffe. 1798. XXXX und 119 S. 8. 10 gr.

Bey der Uebersicht dieser Schrift könnte man beynahe in Versuchung gerathen, zu glauben, die Jahrzahl auf dem Titelblatte sey verdruckt, und anstatt 1798 müsse 1698 gelesen werden: so weit ist der Herausgeber dieser isokratischen Rede in seiner Erklärung von der Behandlungsart alter klassischer Autoren für den Schulgebrauch in den letzten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts, wovon z. B. die Mitarbeiter an der Encyklopädie der lat. Klassiker und andere solche schöne Proben geliefert haben, noch zurück. Schon der Titel ist halb lateinisch und halb deutsch; und so das ganze Buch. Zuerst folgt auf eine deutsche Vorrede eine sogenannte Einleitung in deutscher Sprache, worin die Schreibart, die Interpunktion 2c. sehr vernachlässigt sind. Diese Einleitung enthält weiter nichts, als 1) einige Nachrichten und Bemerkungen von und über Isokrates, 2) eine kurze Geschichte von Euagoras II., welche aus der Guthrieschen allgem. Weltgeschichte (II. Th. S. 1235 fg.) ausgeschrieben ist, ohne daß Hr. H. auf die Heynischen Berichtigungen daselbst die mindeste Rücksicht genommen hat. S. XXVII sagt Hr. H.: Isokrates, als gleichzeitiger Schriftsteller, verdiene in Ansehung des Lebensendes des Euagoras mehr Glauben, als Diodorus Sic., Xenophon und Herodotus!! Wie mag Herodot von dem Tode des Euagoras II. haben schreiben können, wenn er nicht ein Prophet gewesen ist? Darauf folgt S. XXX eine sogenannte *dispositio* der Rede, welche Hr. H. tractatio ipsa nennet, und die weiter nichts als den Inhalt eines jeden Abschnitts enthält (er hat die Rede in 19 §§. eingetheilt). Auf diese in ziemlich steifem und unreinem Latein geschriebene Inhaltsangabe, welche füglicher als Marginalien an den Rand hätte gesetzt werden können, folgt das griechische Original der Lobrede (von deren Endzwecke, Einrichtung, Anordnung und ganzer Oe-

kono-

kannte man nichts erfährt); und dann in eben so vielen Abschnitten eine sehr mittelmäßige, oft unlateinische, lateinische Uebersetzung, bey welcher, wie es scheint, die alte von Hieron. Wolf, von welcher Hr. H. sagt, daß sie nach ihrem Zeitalter schmecke, zum Grunde liegt. Die seinige aber ist um nichts besser, oft schlechter, und kann, ohne das Griechische einzusehen, an vielen Stellen nicht verstanden werden. Sie scheint noch ein Paar Jahrhunderte älter zu seyn. Das Ganze beschließt, von S. 73 an, eine Art von lateinischem Commentar (Annotationes in Evagoram) über jeden §, größtentheils lexicographischen Inhalts; woraus aber Lehrer sowohl als Schüler vermuthlich nicht sehr viel Trost werden schöpfen können.

Tp.

Aug. Lib. Phaedri Fabulae Aesopicae. Nebst einer Uebersetzung in deutschen Reimen, von Johann Joseph Pracht, bürgerl. (giebt es denn auch adliche?) Tischlermeister in Schöngau. Nürnberg, in der Steinschen Buchhandlung. 1798. 269 S. 8. 18 K.

Unter den zahlreichen Bearbeitern der Phädrischen Fabeln, die seit Kurzem erschienen sind, möchte leicht der ehrsame Tischlermeister Pracht seine Leser am meisten überraschen. So selten Erscheinungen von der Art sind: so wünschen wir doch, daß sie auch selten bleiben. Es ist zuverlässig besser, daß das löbliche Tischlerhandwerk bey der Hobelbank bleibt; auch nährt, im Durchschnitt genommen, dieses Handwerk seinen Meister besser, als die leidige Buch- und Versemacherey. Damit wollen wir aber keinesweges dem ehrlichen Meister Pracht das Verdammungsurtheil gesprochen haben; sondern nur zu verhüten suchen, daß andere nicht ihre Hobelbank und ihren Ambos oder Pfriemen und Bügeleisen verlassen, und etwa die Buchmacherey zu treiben anfangen. Wenige nur dürften das leisten, was hier Meister Pracht geleistet hat, der in seinem früheren Leben eine ganz andere Kultur muß erhalten haben, als die Handwerker gewöhnlich erhalten.

Daß er seinen Phädrus, im Ganzen genommen, verstan-

den habe, ist gewiß; daß er ihn in seinen Knittelreimen oft treffend abconterfeyet, ist auch wahr; für wen aber sollte das Buch eigentlich bestimmt seyn? Vernünftiger Weise nur für Leute der mittlern und niedern Klassen, denen Verse von der Art anziehender und verständlicher sind, als die erhabenste Ode Klopstocks. — Wozu dann aber der Abdruck des lateinischen Textes? Hierauf weiß Recensent nicht zu antworten.

Uebrigens müssen wir der Wahrheit die Ehre geben und gestehen, daß sich die Uebersetzung, die hie und da sich etwas Freyheit nimmt, ganz gut lesen läßt. Wir hoffen jedoch, und dürfen, laut der Vorrede des Uebersetzers, es auch hoffen, daß Meister Pracht über seiner Schriftstellerey nicht den Hobel etwa vergißt, und daß er noch bessere Arbeit als Tischlermeister macht, als hier seine Uebersetzer- und Meistersängerarbeit ist. Den poetischen Hobel hätte er hier und da wohl mehr brauchen können: so würde das Versmaaß und der Reim nicht so viele rauhe Ecken noch haben, und die Sprache nicht zuweilen zu sehr verschnitten seyn. Will er mehr in dieser Gattung zur Ausfüllung seiner müßigen Stunden schreiben: so haben wir nichts dagegen, und glauben auch, daß er bey strengerer Sorgfalt und Aufmerksamkeit auch etwas vollkommneres liefern könne; nur braucht es eben nicht eine Uebersetzung eines Klassikers zu seyn. Vielleicht liegt in ihm ein guter Volksschriftsteller verborgen; es soll uns freuen, wenn sein Phädrus dieses Talent in ihm geweckt hat.

Zur Gemüthsergötzlichkeit geben wir unsern Lesern einige Proben: In der Vorrede des Uebersetzers an den Leser dichtet er, daß ihm im Traume die Muse erscheint, und ihm Phäders Fabeln mit dem Auftrage zeigt: dieß Büchlein in deutsche Reime zu kehren. Er lehnt den Auftrag erst von sich ab:

„Ich brauchte ja zur Handarbeit
Als Tischler schon vier Hände,
Daß ich bey dieser schlimmen Zeit
Mich besser nähren könnte;
Verschlendre ich die Zeit dabey
Mit einer solchen Tändeley,
So werd' ich gar zum Bettler.

Sie

Sie sprach: dieß kannst du nebenher
Und in den müß'gen Stunden, u. s. w."

Die Muse verschwindet; er fängt an im Buche zu lesen — da kam die Lust zum Dichten.

„Manch Verslein floß ganz leicht und nett;
Ich dacht': es läßt sich hören!
Die Hände waren auf dem Brett,
Mein Kopf in Phädrus Mähren.
Wie war oft meine Lust so groß,
Wenn Reime auf den Hobelstoß,
Und nicht bloß Späne flogen."

So kam das Büchlein endlich zu Stande. Die Muse ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe —

„Nun Leser! blick' auf mein Bemüh'n
Mit einem güt'gen Auge hin,
Und sey mein Freund — nicht Richter.

Nicht um in großen Ruf zu steh'n,
Verfaßte ich die Mähren;
Nur mich und Weib und Kinderchen
Mit Kopf und Hand zu nähren.
Mein Büchlein ist zwar nicht gelehrt,
Doch schätz' es deiner Liebe werth,
Als Werk von einem Tischler. u. s. w.

Nun noch eine Probe seiner Uebersetzung. Es sey gleich der Prologus L. I.

Aesopus Auctor, quam materiam repperit,
Hanc ego polivi versibus senariis.
Duplex libelli dos est, quod risum movet,
Et quod prudenti vitam consilio monet.
Si quis autem calumniari voluerit,
Quod arbores loquantur, non tantum ferae,
Fictis jocari nos meminerit fabulis.

Ich schliff in Jamben fein und glatt,
Was Aesop längst ersonnen hat.
Das Buch hat zwo besondere Gaben:
Man kann so was zum Lachen haben;
Auch weiset uns durch klugen Rath

Die Fabel auf den Tugendpfad.
Doch daß in meinen Fabeln hier,
Der Baum auch spricht — nicht nur das Thier,
Dieß lieber Leser tadle nicht!
Es ist ja nur ein Scherzgedicht.

Wir müssen indessen doch auch sagen, daß das Buch schlechtere Stellen hat, als diese Verdeutschung des Prologs, die unter die gerathensten gehört.

Tg.

1. M. T. Cicero's Dialog von der Freundschaft, übersetzt und mit Anmerkungen, Einleitung und Inhaltsanzeige versehen von J. Andr. Ehring. Dortmund und Leipzig. Gedruckt und verlegt, bey Blothe und Comp. 1797. XIV und 130 Seiten. 8. 10 gr.

2. Cicero's Laelius, oder das Gespräch von der Freundschaft. Frey übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von M. *Romanus Adolph Hedwig*. Leipzig, bey Barth. 1798. XX und 228 Seiten. 8. 16 gr.

3. Cicero oder Cato der ältere, vom hohen Alter. Neu übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. G. A. K. Leipzig in der Hilscherschen Buchhandl. 1798. 109 Seiten. 8. 6 gr.

Die hier angezeigte erste Uebersetzung des kleinen Ciceronianischen Tracktats von der Freundschaft kann als eine wohlgerathene Arbeit empfohlen werden. Sie verbindet mit einer, im Ganzen genommen, richtigen Darstellung der Gedanken des Originals, eine gute Wahl und Würde des deutschen Ausdrucks. Um so mehr dürften noch einige Mängel weggewünscht werden, die dem Rec. aufgefallen sind. Dahin gehört z. E. Diskurs, wodurch der Uebersetzer die lat. Formen

men differvit; disputationis sermone etc. ausgedrückt hat. Paris amicorum ist durch ächter Freund gegeben, und sollte doch wohl gleichgesinnter Freunde heißen. Ut optimi cuiusque animus in morte facillime evolet tamquam e custodia vinculisque corporis, lautet in der Uebersetzung: daß eines jeden Seele im Tode am leichtesten sich emporschwingt, je rechtschaffener er ist; wodurch aber der Gedanke des Originals nur angedeutet und nicht erschöpft wird. Amor princeps est ad benevolentiam coniungendam, die Liebe ist ja der vornehmste Grund, warum man Freundschaft zusammen macht, sollte heißen Freundschaft errichtet, oder freundschaftliche Verbindungen knüpft; Freundschaft machen klingt zu gemein. Obsequi ist übersetzt durch zu Willen seyn; aber jemanden zu Willen seyn, statt jemanden gefällig zu werden suchen, ist keine wohlgewählte Redeform. Ne necesse sit unum sollicitum esse pro pluribus, ist übersetzt: damit nicht einer genöthigt sey, sich für mehrere zu härmen. Aber, für etwas härmen ist unrichtig, weil es heißen muß, um etwas härmen. Sodann drückt hier auch der Ausdruck härmen das sollicitum viel zu ängstlich aus; denn es deutet doch nur auf eine ämsige Geschäftigkeit, die alsdann entstehen muß, wenn einer mehreren freundschaftlichen Verbindunhen zugleich Gnüge zu leisten hat. — Weil nach der Absicht ihres Verfassers diese Uebersetzung theils gebildeten Personen außer dem gelehrten Stande, theils den Jünglingen, welche das Original verstehen lernen möchten, bestimmt ist: so findet man ihr auch Anmerkungen beygefüget, welche sämmtlich dem Texte als ein Anhang folgen und zweckmäßig gewählt sind. Nur einige derselben dürften wohl überflüßig seyn; z. B. S. 78 zu den Worten: Du lagst mir oft an, die Anmerkung: „Diese Worte enthalten den Bewegungsgrund, den Cicero zur Abfassung dieser Schrift hatte;“ S. 83 die Anmerkung zu den Worten: er zerstörte zwey Städte; S. 85 zu den Worten: zu den Göttern emporgestiegen, und noch einige a. m. — Die voraufgeschickte Inhaltsanzeige ist eine Uebersetzung der Wetzelschen; auch ist nach der Wetzelschen Ausgabe der kleinen moralischen Schriften des Cicero von 1792 übersetzt, und dessen Erklärungen sind in den Anmerkungen benutzt.

Nr. 2 ist ein sehr elendes Produkt, und durchgängig so steif und schleppend, daß es den größesten Widerwillen erregt. Zur Probe möge gleich hier die erste Periode das Ur-

theil

theil bekräftigen. Er lautet also: „Der Zeichendeuter Quintus Mucius Scävola pflegte sehr viel von seinem Schwager Cajo Lälio, an das er sich erinnerte, mit lebhafter Freude zu erzählen, und stand nie an, ihn durchgängig, so oft es die Gelegenheit gab, den Weisen zu nennen. Mein Vater selbst hatte mich als Jüngling zu dem (den) Rechtsgelehrten Scävola unter der Bedingung gebracht, daß ich, so viel mir es meine Studia, und die häufigen Arbeiten des Mucii erlaubten, nie von der Seite dieses ehrwürdigen Alten weichen möchte; ich prägte also meinem Gedächtnisse theils das, was er mit philosophischem Geiste sprach, theils auch seine bons Mots, tief ein, und strebte emsig dahin, eben so weise, wie er, zu werden." In diesem Tone geht es immer fort; wer mag daran Geschmack finden? Die untergesetzten Anmerkungen sind theils unnöthig, weil sie nicht zur Verdeutlichung des Sinnes beytragen, theils mit Unrichtigkeiten angefüllt.

Nr. 3 ist ebenfalls von geringem Gehalte, sehr steif und schwerfällig; auch ist in manchen Stellen der Sinn des Originals entweder verfehlt, oder doch sehr unverständlich ausgedrückt. Die Anmerkungen bedeuten auch nicht viel, weil sie ganz bekannte Dinge betreffen, und scheinen zu verrathen, daß die Uebersetzung aus der Feder eines Schülers floß, der wiedergeben wollte, was er von dem Lehrer vernahm.

V.

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum. Editionem curavit *I. G. Hutten*, Philos. M. et scholae Anatol. Tubing. Rector. Tubingae, sumtibus Cottae, 1798. 114 Seiten. gr. 8. 4 gr.

Dieser Nepos gehört zu einer Sammlung von klassischen Autoren, welche die Cottaische Buchhandlung in Tübingen zum Schulgebrauche herauszugeben Vorhabens ist. Hr. Rektor Hutten (dessen kurze Vorrede auch vor diesem Nepos befindlich ist) besorgt dieselben, und mit der möglichsten Correctheit soll sich ein äußerst wohlfeiler Preis vereinigen. Die Buch-

Buchhandlung hat in Ansehung dieses Nepos ihr Versprechen erfüllet. Der Abdruck ist so correct, daß diese Ausgabe in dieser Rücksicht vor vielen andern den Vorzug verdient; der Druck ist deutlich, und fällt gut in die Augen, und der Preis beträgt nur 10 Kr. Uebrigens begreift diese Ausgabe, der Absicht gemäß, nur den blosen nepotischen Text mit den Fragmenten, nach den besten bisherigen Ausgaben.

Tp.

Libanii Sophistae Orationes et Declamationes. Ad fidem Codicum Mspt. recensuit et perpetua adnotatione illustravit *Io. Iac. Reiske. Volumen Quartum.* Altenburgi, sumtibus et literis Richteri. MDCCLXXXXVII. 1214 Seit. med. 8. 4 Rt.

Voran gehen Fr. Morells Vorreden und Anmerkungen über die in diesem dicken Bande enthaltenen Schriften des Libanius, bey deren Abdrucke man irgend einen Zweck, welchen Rec. nicht errathen kann, gehabt haben muß. Unterdessen muß der Abdruck dem Leser deßwegen willkommen seyn, weil in den Anmerkungen von Reiske, auf die von Morell hier, obgleich sparsam, beygebrachten Lesearten und Verbesserungen oft gar keine Rücksicht genommen worden ist. Fast muß man vermuthen, daß dieser Band der letzte ist, und daß man ihn um deßwillen so unverhältnißmäßig dick gemacht hat, um alles übrige noch hineinzubringen, worauf der alte Titel nicht einmal mehr paßt. Denn außer den 46 Deklamationen (worunter die 5 letzten jetzt zum ersten male gedruckt erschienen), welche hier nicht einmal numerirt sind, wie in den vorigen Bänden, folgen von S. 851 an, bis zu Ende des L., rhetorische Vorübungen, ebenfalls ohne Nummern, und zum Theil ohne alle Anmerkungen und ohne alle Bemerkung der ersten Ausgaben, abgedruckt. Sogar sind die 5 neuen Deklamationen ohne alle Anmerkungen und Verbesserungen, vermuthlich so wie sie aus der Handschrift (welcher? wird nicht einmal gesagt) abgeschrieben worden waren, eingerückt worden, und werden daher den meisten in

der

der Kritik ungeübten Lesern ganz unverständlich bleiben. Und doch haben diese 5 Stücke, nach des Rec. Urtheile, von Seiten des Ausdrucks einen weit größern Werth, als so viele andre Reden und Deklamationen des Libanius. Bey der ersten sind doch noch die Varianten der Baierschen Handschrift bemerkt; aber unter den übrigen findet sich keine Sylbe. Wie fehlerhaft die Abschrift und also auch der darnach gemachte Abdruck seyn müsse, können die Leser schon aus dem einzigen Umstande ermessen, daß bey der zweyten Deklamation S. 790 zwar eine προθεωρία oder Einleitung bemerkt, aber derselben Ende und Anfang der Deklamation selbst nicht angedeutet wird, welches d...h schon in Fabrizius Bibliothek VII p. 413 geschehen war. Daß unter allen diesen Schriften manche seyn mögen, welche den Libanius nichts angehen, sondern andre Verfasser haben, ist wahrscheinlich; und von der ἔκφρασις κάλλους S. 1069 hat schon Reiske diese Vermuthung geäußert, welche sich jedem aufmerksamen Leser gar bald durch die Bemerkung des seltsamen und gesuchten Ausdrucks bestätigen wird. Am Ende von S. 1139 an folgt Conspectus Orationum et Declamationum, welcher alle 4 Bände begreift; aber auch hier sind die Schriften des letzten Bandes nicht numerirt. Außerdem waren aber noch mehrere genaue Register, sowohl über den Inhalt der Schriften, als über den Sprachgebrauch des Libanius, und über den Inhalt der Reiskischen Anmerkungen zu wünschen, ohne welche die so mühsame und von Reiske sonst so wohl ausgestattete Ausgabe immer nur wenig gebraucht, und auch weniger brauchbar seyn wird, als sie es sonst seyn würde. Wenn die Verlagshandlung dem Rathe des Rec. folgen will: so wird sie noch willig die Kosten auf einen fünften kleinen Band wagen, welcher die von Villoison in den Anecdotis II p. 11 sq. und von Morelli 1785 bekannt gemachten Deklamationen und Fragmente, so wie die von Siebenkees in den Anecdotis bekannt gemachte Rede und Vertheidigung des Olympius enthielte, und hernach die nöthigen Register der Personen und Namen der Hauptsachen in dem Texte und in den Anmerkungen, und wo möglich noch eine vergleichende Tabelle über die Seiten der Morellischen und Reiskischen Ausgabe lieferte.

Plutarchs moralische Abhandlungen. Aus dem Griechischen übersetzt von Joh. Fr. Sal. Kaltwasser, Prof. am Gymnas. zu Gotha. Achter Band. Frankfurt am Main, bey Hermann. 1798. 1 Rk.

Oder: Sammlung der neuesten Uebersetzungen der griechischen prosaischen Schriftsteller. Dritten Theils achter Band: Plutarchs Schriften. Achter Band, enthält dessen moralische Abhandlungen. 508 S. 8.

Den Werth der Kaltwasserschen Uebersetzung und des Rec. Urtheil kennen unsere Leser aus den frühern Bänden. Da nun dieser Band seinen ältern Brüdern im Ganzen an Güte gleich ist, und Rec. es nicht über sich erhalten kann, etwa auf einzelne glücklich oder weniger glücklich getroffene Stellen Jagd zu machen: so begnügt er sich, seinen Lesern zu sagen, was für Abhandlungen hier zu finden sind:

1) Ueber die Widersprüche der Stoiker. 2) Daß die Stoiker größere Ungereimtheiten behaupten, als die Dichter. 3) Ueber die gemeinen Begriffe. Gegen die Stoiker. 4) Ueber die im Timäus enthaltene Lehre von der Entstehung der Seele. 5) Daß man nach Epikurs Lehrsätzen nicht einmal vergnügt leben könne. 6) Gegen Kolotes. 7) Ob der bekannte Ausspruch: lebe verborgen, richtig und gegründet sey? 8) Ueber die Namen der Berge und Flüsse, und was in denselben gefunden wird.

Die Anmerkungen des Uebersetzers sind theils historisch, erklärend und erläuternd, theils geben sie bey verderbten oder zweifelhaften Stellen des Originals Auskunft und Rechenschaft über die bey der Uebersetzung befolgte Lesart, und sind dem Zwecke dieses Uebersetzungsinstituts ganz gut angemessen. Vielleicht würde Rec., wenn er diese Uebersetzung mit Anmerkungen zu bearbeiten gehabt hätte, Kindervaters Anmerkungen und Abhandlungen über Cicero's Bücher von der Natur der Götter, besonders bey den fünf ersten Abhandlungen dieses Bandes der Plutarchischen Schriften, fleißig be-

nutzt haben. Auf Tiedemanns Geist der specul. Philos. verweiset der Uebersetzer an schicklichen Stellen oft.

Ao.

Staatswissenschaft.

Ueber die Universitäten in Deutschland, besonders in den Kön. Preußischen Staaten. Mit ausführbaren Vorschlägen, wie sie vom Grunde aus verbessert werden können. Von einem sachkundigen Manne. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1798. 259 S. 8. 18 gr.

Der ungenannte Verf. ist seiner Angabe nach selbst vieljähriger Lehrer auf einer Universität, und hat vielfache Gelegenheit gehabt, die Studenten, ihre Lehrer, und die Verfassungen der Universitäten, so wie die Folgen versuchter Verbesserungen kennen zu lernen. Jetzt, da die Universitäten die Augen der Großen auf sich gezogen haben, und selbst die meisten Fürsten eine Reform derselben für nothwendig halten, wünscht er durch gegenwärtige Schrift dahin mitzuwirken, daß die Verbesserung mit Bedacht und auf eine gründliche Weise unternommen werde, und daß man sich dabey nicht begnügen möge, bloß äußern Unordnungen durch äußere Mittel entgegen zu arbeiten.

Erstes Kapitel. Von dem gegenwärtigen Zustande der Universitäten. Der Verf. bringt die Mängel derselben auf folgende Klassen zurück: 1) Mängel der äußern Sitten. „Das Brüllen aus den Fenstern und auf den Straßen, das schnelle Reiten und Fahren, das Attrouppiren, das Tobaksrauchen auf der Straße, das Komplottiren gegen einzelne Personen wegen angeblicher Beleidigungen, das Vivat- und Pereat-Schreyen, das Commerciren und Hazardspielen, das gebieterische und bruske Air in öffentlichen Häusern, die thätlichen Attentate gegen ihre Obrigkeit, Fenstereinwerfen, Demoliren der schwarzen Bretter, das Pochen in den Collegien, das ungesittete Aufbehalten der Hüte

Hüte in denselben, die Ordens- und Landsmannschaftsverbindungen, das Prügeln und Duelliren untereinander, das für die Gesundheit so verderbliche Hurenwesen, das alle Vorstellung übertreffende Schuldenmachen, u. s. w.: das sind Sachen, wovon ein jeder sehr viel zu sagen weiß, der die berühmtesten Universitäten gesehen hat." 2) Mängel, welche den eigentlichen Zweck der Universitäten, die Cultur der Wissenschaften bey den Studierenden betreffen. Erstlich kommen unsere jungen Leute mit zu verschiedenen und zu unvollkommenen Vorkenntnissen auf die Universität. Zweytens pflegen sie ihre Collegia ganz unrichtig anzuordnen. Drittens ist eine große Unordnung und Planlosigkeit in dem Inbegriffe der Vorlesungen, welche von den Professoren von einem halben Jahre zum andern den Studierenden angeboten werden. Viertens wird von sehr vielen Curatoren der Fehler begangen, daß sie nicht für eine systematische und proportionirliche Besetzung der einzelnen Fächer sorgen. Fünftens bleiben die Studierenden eine zu kurze Zeit auf der Universität, im Preußischen nicht selten nur anderthalb oder zwey Jahre. Sechstens ist sowohl der Unterricht, als die Benutzung des Unterrichts auf der Universität sehr fehlerhaft, da der mündliche Vortrag nicht selten sehr zweckwidrig eingerichtet ist, und von den Zuhörern keine Rechenschaft, wie sie denselben gefaßt und benutzt haben, gefordert wird. **Zweytes Kapitel. Von den Mitteln, die Fehler der Universitäten zu verbessern, im Allgemeinen.** Die Ursachen dieser Fehler sind vorzüglich: 1) eine mangelhafte Oberaufsicht der Schulen und Universitäten. Die Curatoren kennen diese Anstalten nicht genug, und bekümmern sich nicht hinlänglich darum; es ist daher sehr nützlich, wenn sie einen Mann auf der Universität zu ihrem Rathgeber nehmen. „In Hannover hat die Regierung immer den Rath irgend eines angesehenen und einsichtsvollen Universitätslehrers befolgt, und es hat keine Universität in ihrer innern Einrichtung so wenige Fehler, als Göttingen, und in keiner ist für den Unterricht in allen Theilen der Wissenschaften besser gesorgt, als eben da." 2) Eine fehlerhafte Policey- und Justizeinrichtung. Selbst die äußere Policey ist kraftlos, weil die Universität gewöhnlich ihre eigene und abgesonderte Policey hat. Und doch muß die Universitätspolicey sich, wenn sie vollkommen werden soll, viel weiter erstrecken, als auf das, was durch Schergen und Wachen ausgerichtet werden kann. Sie muß

Disciplin werden; sie muß die Studenten unter eine enge Aufsicht nehmen, so daß sie von eines jeden Fleiß und Aufführung Rechenschaft geben kann. Die Aufsicht muß mehr schulmäßig eingerichtet werden. Die Schulden- und Injuriensachen der Studenten müssen nicht in gerichtliches Verfahren gezogen werden; der Richter derselben muß ihr Aufseher, ihr Rektor seyn. 5) Ein fehlerhaftes Verhältniß der Lehrer und Schüler untereinander. Der Lehrer begnügt sich, seinen Samen auszustreuen; wo er hinfällt, und wie er gedeihe, darum bekümmert er sich nicht. Das Verhältniß der Professoren und Studenten muß dem Verhältnisse der Lehrer und Schüler in Pensionsanstalten näher gebracht werden; je näher, desto besser. **Drittes Kapitel. Von Verbesserung der äußern Sitten der Studenten.** Die Palliativcur ist eine strenge, ohne Unterlaß wachsame Policey, welche jeden kleinen Verstoß gegen ein Policeygesetz auf der Stelle wahrnimmt. Es sind aber mehrere Ursachen da, weßhalb eine obrigkeitliche Policey bey Studenten, wie sie jetzt sind, weit weniger ausrichten kann, als bey jedem andern Stande. Denn erstlich macht der immerwährende Wechsel der Glieder, daß die Policey niemals eine genaue Bekanntschaft mit den Subjekten, über die sie wachen soll, erhält, und daß die Policeystrafen keinen dauerhaften Eindruck machen, weil immer neue ankommen, die nichts von dem wissen, was vorher geschehen ist. Zweytens haben die Studenten, und was von ihnen Vortheile zieht, einen außerordentlichen Corporationsgeist, welcher ausdrücklich gegen die Policey gerichtet ist. Drittens sieht ein Student die Obrigkeit und das obrigkeitliche Verhör aus einem ganz andern Gesichtspunkte an, als der gewöhnliche Bürger. Letzter hat seine tägliche Arbeit, und jedes Stellen vor der Obrigkeit ist ihm lästig und verdrießlich. Der Student aber betrachtet das gerichtliche Verhör, als eine Art von Jubelfest. Viertens sind auf der Universität eine große Menge junger, starker, wohlhabender und folglich übermüthiger Leute beysammen. Es wird daher auch die beste Policey sehr viele Unordnungen nicht verhüten können, wenn sie nicht jeden Einzelnen bewachen, oder ihm einen Policeybedienten zum Begleiter an alle Orte geben will, wo er sich mit mehreren versammelt. Endlich fünftens sind gewöhnlich viele Ausländer auf der Universität, die sich aus Relegationen und andern akademischen Strafen nicht viel machen, oder sich ihnen sehr leicht entziehen können. Diese Schwierigkeiten würden sich zwar leichter überwinden lassen,

wenn

wenn die akademischen Gerichte selbst eine andere Verfassung hätten, oder wenn die Policey von andern Händen verwaltet würde; z. B. wenn das Rektorat nicht wechselnd wäre, wenn der Rektor nicht auch zugleich Professor seyn müßte, u. s. w. Aber eine totale Grundreform der äußern Sitten der Studenten zu befördern, folglich auch das Geschäfft der obrigkeitlichen Aufsicht zu erleichtern, dazu giebt es kein anderes Mittel als folgendes: **Jeder einzelne Student muß unter die ganz genaue väterliche und vormundschaftliche Aufsicht eines öffentlichen Professors gegeben werden**; und dieses darf weder von der Willkür des Studenten, noch der Eltern abhangen; sondern es kann gesetzmäßig keiner auf der Universität geduldet werden, der nicht unter der Curatel eines Professors steht. Bloß diejenigen, welche als volljährig oder mündig auf die Universität kommen, sind ausgenommen. Der Verf. legt auf diese Specialaufsicht das größte Gewicht, und hat daher auch einen bis in das Einzelne ausgearbeiteten Plan geliefert; es würde uns aber zu weit führen, wenn wir ihn hier mittheilen wollten. **Viertes Kapitel. Von der zweckmäßigen Besetzung der Professorstellen und deren Besoldung.** Gelehrsamkeit und die Gabe eines guten Vortrags müssen beyde zusammengenommen die alleinigen Bestimmungsgründe seyn, einem Mann eine Professorstelle anzuvertrauen. So leicht es aber ist, sich von der Gelehrsamkeit eines Mannes zu überzeugen, so schwer ist dieses oft in Absicht des Vortrages. Ein sehr unsicheres Merkmal ist der Zulauf der Studenten. Soll also ein Mann, der noch nicht docirt hat, oder dessen Docentengaben nicht ganz bestimmt ausgemacht sind, angestellt werden: so muß er erst eine Anzahl Probevorlesungen halten. Sodann muß auch mehr, als bis jetzt geschiehet, dahin gesehen werden, daß jedes Fach gehörig besetzt, und daß nicht in dem einen Ueberfluß, und in dem andern Mangel ist. Was aber die Besoldungen betrifft: so sollte billig mit jeder ordinären Professorstelle ein bestimmter und nicht zu vermindernder fixer Gehalt verbunden seyn, wobey sich die Regierung immer vorbehalten könnte, ihn bey außerordentlichen Veranlassungen zu erhöhen. Diese Einrichtung fehlt z. B. in Göttingen, Erlangen und Halle, welches sehr viele widerliche (hier angegebene) Folgen hat. Bey dem jetzigen Preise der Lebensmittel sind 500 bis 600 Thlr. das Wenigste, was man einem Professor anbieten kann, der keine an-

andern fixirten Nebeneinkünfte als Professor hat. Die ersten Stellen aber müßten mit 800 bis 1000 Thlr. Gehalt versehen seyn. Der Professor muß doch noch ein Mal so viel durch Collegia und andere Arbeiten verdienen, um in einer mittlern Stadt mit einer Familie leben zu können. Uebrigens muß man noch dahin sehen, daß ein Professor kein anderes heterogenes Amt bekleidet. Haben Prediger, Gerichtsassessoren, Officiere, u. s. w. Lust zu dociren: so mögen sie als Privatdocenten auftreten, auch wohl als Professores honorarii ein kleines Gehalt ziehen; aber wollen sie ordinäre Professoren werden: so müssen sie ihre Nebenstellen niederlegen. **Fünftes Kapitel. Von der Einrichtung des Lektionsplanes der Collegien, und der Bezahlung der Honorarien.** Es ist sehr fehlerhaft, daß der Lektionskatalog von den beliebigen Einfällen dessen, was die Professoren lesen wollen, zusammengesetzt ist; weil hierbey sich gar kein fester Plan des Ganzen gedenken läßt. Es muß also durch Ueberlegung der Professoren ein systematischer Lektionsplan verfertiget und höhern Orts approbiret werden. Nach demselben müssen alle Studierende, welche zu Anfange der Lektionen ankommen, in einer bestimmten Zeit alles hören können, was zur Bildung der Humanität, und zur Erlernung ihrer besondern Wissenschaft gehört, und auf diese bestimmte Zeit muß der Lektionsplan eingerichtet seyn. Eine eigne Studienkommission muß einem Jeden den Plan der Collegien machen. Um aber die eckelhafte Betteley um die Honorarien abzuschaffen, und sowohl dem Lehrer, als dem Zuhörer allerley Demüthigungen zu ersparen, wird folgender Vorschlag gethan: Jeder Student muß sich bey der Studienkommission, oder bey sonst jemanden, dem es aufgetragen werden möchte, Billete für seine Collegien lösen. Diese erhält er nicht anders, als entweder gegen baare Bezahlung des Honorarii, oder, wenn er seine völlige Armuth gerichtlich erwiesen hat, gegen einen Schuldschein, worin er sich anheischig macht, das Honorarium zu bezahlen, so bald er in bessere Umstände kommt. Der Student giebt hierauf die Billete bey dem Professor ab, auf welchen sie lauten, und erhält dafür Anweisung auf einen bestimmten Platz im Auditorio. Sobald der Professor die Billete beysammen hat, liefert er sie an die Behörde ab, und erhält dafür das Geld und die Schuldscheine, welche seine rechtlichen Forderungen für die Zukunft begründen. **Sechstes Kapitel. Von den Mitteln,**

die Studenten zum Fleiße anzuhalten. Hier werden empfohlen 1) wöchentliche Examina, die ein jeder Professor über das, was er die letzte Woche gelehrt hat, anstellen soll; und zwar unter Führung eines protocollirenden Examenbuchs, worin er jeden Examentag bey jedem Namen seiner Zuhörer mit wenig Worten bemerkt, wie das Examen abgelaufen, und, wenn das Subjekt nicht bestanden, ob der Lehrer glaube, daß dieses wegen Mangel des Fleißes oder des Talents geschehen; oder ob das Subjekt die Stunden versäumt habe. 2) Eigne schriftliche Wiederholungen der Zuhörer, die darin bestehen sollen, daß der Student nach jeder Stunde den Hauptinhalt der Vorlesung, besonders die Beweise und Prüfung derselben, oder das über die Paragraphen geführte Raisonnement, mit seinen eignen Worten und nach seiner eignen Methode niederschreibet. Diese schriftlichen Uebungen kann der Lehrer bey den wöchentlichen Examinibus zum Grunde legen. 3) Halbjährige Examina und darauf gegründete Zeugnisse. Nach geendigten Vorlesungen über ein Ganzes muß jeder Student noch einmal über das Ganze der Wissenschaft examinirt werden: so daß er einen tabellarischen Entwurf des Inhalts und des Zusammenhangs aller Theile der vorgetragenen Wissenschaft vorher schriftlich ausarbeiten, und dem Lehrer einliefern muß, um hierüber examinirt zu werden. Der Ausgang dieses Examens muß das Zeugniß bestimmen, welches der Studierende über jedes der gehörten Collegien empfängt. 4) Hauptzeugnisse beym Abgange der Studirenden. Sie müssen das Resultat der Particulärzeugnisse seyn, und es muß darin auf Aufführung, Fleiß und Geschicklichkeit Rücksicht genommen werden. Ohne Vorzeigung eines solchen Zeugnisses darf niemand zu einem Examen bey einem Landescollegio pro candidatura, oder zur Doktorwürde zugelassen, und es muß überhaupt bey Beförderungen darauf hauptsächliche Rücksicht genommen werden. Auf diese Art wird der junge Mensch einen großen Reiz haben, sich alle Mühe zu geben, um das beste Universitätszeugniß zu erhalten; denn er sieht, daß es ihm zu seinem Glücke unentbehrlich ist. 5) Wohlthätige Anstalten für Universitäten. Die Beneficien müssen vorzüglich nach Fleiß und Aufführung vertheilt werden. Und damit man hierüber zeitig genug urtheilen kann; so muß eine ähnliche Einrichtung mit den Testimonien auch bereits auf Schulen Statt haben. 6) Gute Benutzung der Ferien. Wenn der Verf. eine Universität ursprünglich einzurichten hätte, so würde sein

Grundsatz seyn: Die Studenten sollen gar keine anhaltenden Ferien haben; bloß den Lehrern müssen Ferien zugestanden werden. Dieses geht auch sehr gut an, wenn man bedenkt, daß nicht alle Professoren gerade zu gleicher Zeit ihre Ferien zu haben brauchen, und daß es auch weder nothwendig noch zweckmäßig ist, alle Collegia einerley Zeit dauern zu lassen. Wenn man aber auch den Fall setzt, daß die Ferien so bleiben, wie sie sind: so sollte man doch darauf bedacht seyn, daß die Studenten in denselben auf eine nützliche Art beschäfftiget würden, z. B. durch Feriencollegia, durch den Gebrauch der Bibliotheken, durch schriftliche Ausarbeitungen. 7) Zum gewöhnlichen Cursus der Studenten nicht gehörige Collegia. **Siebentes Kapitel. Von den Folgen dieser Einrichtungen für die äußern Sitten der Studenten.** Niemand wird zweifeln, daß sie dabey sehr gewinnen würden. **Achtes Kapitel. Von den Ordensverbindungen, Landsmannschaften und Kränzchen, und von den Mitteln, sie wegzuschaffen.** Man betrachtet diese Dinge aus einem falschen Gesichtspunkte, wenn man sie als gefährlich für die Ruhe des Staats betrachtet, und sie am Ende gar zum Gegenstande der Verhandlungen des Reichstages macht. Es werden Reichsconclusa und Reichsbefehle sehr wenig gegen diese Verbindungen ausrichten. Denn da sie heimlich unterhalten werden: so ist selten ein juristischer Beweis möglich, daß einer Mitglied ist. Ein solcher Beweis aber ist zur Bestrafung nothwendig, wenn dergleichen Verbindungen als Staatsverbrechen behandelt werden sollen. Dann ist es auch bey der dermaligen Verfassung der Universitäten unmöglich, eine solche fortgesetzte Vigilanz zu unterhalten, daß sich dergleichen Verbindungen nicht immer wieder unter neuen Namen entspinnen sollten. Desto gefährlicher aber sind diese Verbindungen für den Zweck der Universitäten und für die Studierenden selbst. Ihre Entstehung, ihr Zweck und ihre Folgen werden hier ausführlich dargestellt, und dann die Ausführung der in den vorigen Kapiteln gethanen Vorschläge als die sichersten Mittel angegeben, dergleichen Verbindungen zu zerstören. Jeder Student ist dann zu eingeschränkt, um sich in solche Gesellschaften einlassen zu können; auch fehlt es ihm gänzlich an Zeit dazu; er könnte nicht acht Tage darin seyn, ohne entdeckt zu werden. Statt derselben werden sich literarische Verbindungen bilden. **Neuntes Kapitel. Von den Duellen, vorzüglich auf Uni-**

ver-

versicherten. „Ich habe noch immer geglaubt, das Ende der
„tollen Gewohnheit des Zweykampfs zu erleben. Seitdem
„ich aber den Skandal gesehen habe, daß ein wegen seiner
„Einsicht weltberühmter Staatsminister eine Ausforderung
„angenommen, und sich mit einem Parlamentsgliede öffent-
„lich duellirt hat, und daß eine solche Handlung von der Obrig-
„keit gewußt, und weder untersucht noch bestraft wird, habe
„ich alle Hoffnung verloren, daß die Aufklärung unserer Zeit
„oder der strenge Wille unserer Regierungen dieser Tollheit
„ein Ende machen werde. — Auf dem Wege der Strenge
„scheint hier nichts auszurichten zu seyn. Aber wie, wenn
„der Staat die Falschheit des bey dem Duelle zum Grunde
„liegenden Begriffs von Ehre dadurch an den Tag zu brin-
„gen suchte, daß er die Duellanten mit einer Kinderstrafe be-
„legte? Ich bin gewiß, daß eine öffentliche Bestrafung mit
„20 Ruthenhieben auf den Hintern mehr Duelle verhindern
„würde, als Festung und Schwerdt." Der Verf. ist aber
eigentlich seinem Zwecke nach bloß damit beschäfftiget, zu zei-
gen, wie die Duelle von Universitäten durch die von ihm
vorgeschlagenen neuen Anstalten, und durch Verbreitung rich-
tigerer praktischer Grundsätze, wo nicht gänzlich weggeschafft,
doch sehr vermindert werden können. Vorzüglich muß bey
Festsetzung der Strafen für Beleidigungen der Ehre das Prin-
cip zum Grunde gelegt werden, daß die Beleidigungen der
Ehre mit solchen Strafen zu belegen sind, welche selbst eine
Verletzung der Ehre, und zwar nach der eigenen Meinung
des Beleidigers, enthalten. Es wäre vielleicht gut, wenn
ein eigenes Ehrengericht errichtet würde. Zehntes Kapitel.
**Von dem Schuldenwesen der Studenten, und den
Mitteln dagegen.** Das Uebel wird in seiner ganzen Größe [bey]
vom Verf. geschildert, und dann gezeigt, daß die vorhande-
nen Schuldengesetze unpassend und unzureichend sind. Sie
sind es vorzüglich, welche die Studenten den Wucherern und
Betrügern in die Hände liefern. Der Verf. untersucht dann,
wie der Student eigentlich in die Schulden verfällt; und die-
ses eröffnet ihm den Weg zu den Mitteln, das Schuldenmä-
chen zu verhindern. Er geht auch hier wieder von dem Grund-
satze aus: die Oekonomie der Studenten muß unter Aufsicht
kommen. Sie müssen alle Vierteljahre ihrem Aufseher ge-
naue Rechenschaft von ihrem Haushalte ablegen; und wenn
sie nicht bestehen: so muß ihnen ihr Geld abgenommen und
von einem Administrationscollegio verwaltet werden. Den

N 4 Plan

Plan, zu dieser Einrichtung findet man beym Verf. genau und ausführlich entwickelt. Eilftes Kapitel. Von den gerichtlichen Zwangsmitteln und Strafen auf der Universität. Die üblichen Studentenstrafen werden einzeln durchgegangen und beurtheilt. Zwölftes Kapitel. Von dem akademischen Senat und dessen Geschäfften. Der Verf. will, daß die Studentensachen so viel als möglich disciplinarisch, nicht aber juristisch behandelt werden sollen. Was würde daraus werden (sagt er), wenn ein Vater über seine Kinder, oder ein Schullehrer bey den Verordnungen seiner Schüler Protocolle aufnehmen, förmliche Verhöre anstellen, und Sentenzen fällen wollte, alles nach juristischer Sitte und Form? Der akademische Senat muß aber in keinem andern Verhältnisse mit den Studenten seyn, als in dem Verhältniß der Eltern zu ihren Kindern, der Lehrer zu ihren Schülern. Weit besser wäre es, wenn die akademischen Justizcollegia ganz aufgehoben würden. Oder wenn dieses nicht angeht; so sollten sie doch von den Disciplinarbehörden ganz getrennt seyn. Letztere sollten allein, ohne die weitläuftigen juristischen Formen, alle Studentenangelegenheiten disciplinarisch abthun. Hätte aber ein Student etwas verwirkt, was nach Disciplingesetzen nicht abgethan werden könnte, oder wo sich die Beleidigten bey den Maaßregeln der Disciplin nicht beruhigen wollten, z. B. wenn er ein Mädchen geschwängert, jemanden persönlich beleidiget, gestohlen hätte, u. s. w.: so könnte ihn der Beleidigte bey dem bürgerlichen Gerichte verklagen, wo er dann nach den allgemeinen Landesgesetzen, wie jeder Andere, behandelt werden müßte. Seit etwa 10 Jahren ist auf den preußischen Universitäten die Justiz in die Stelle der Disciplin getreten, und gerade so lange ist es auch her, daß Sittenlosigkeit und Unfleiß daselbst überhand genommen haben. Es ist aber zu rathen, die ergriffenen Maaßregeln wieder aufzugeben, und etwa folgende Einrichtung zu machen: Der Rektor ist die erste Instanz, vor welche alle Disciplinsachen gebracht werden, die der besondere Curator des Studenten nicht abthun kann. Dieser untersucht und entscheidet Kleinigkeiten auf der Stelle mündlich und ohne weitläufige Schreibereyen. Der Rektor muß auch für sich mit 1 bis 3 Tage Carcer strafen können. Sind die Parteyen mit den Entscheidungen des Rektors nicht zufrieden: so können sie sich an das Generalconcilium wenden. Dieses muß in Departementer vertheilt seyn, um auf solche Art die Ge-

schäffte zu beschleunigen und zu erleichtern. Die Klage wird vor das gehörige Departement gebracht. Dieses untersucht die Sache, und stattet dem vollen Concilio davon Bericht und zugleich sein Gutachten ab. Das Ansehen eines jeden einzelnen Professors würde dadurch, daß er Mitglied eines solchen Generalconcilii wäre, erhöhet, und jeder könnte als Curator und Lehrer mit desto größerem Nachdrucke wirken. Dreyzehntes Kapitel. Noch etwas zum Beschluß über die Möglichkeit, alle diese Vorschläge auszuführen. Es werden hier noch einige Einwürfe gegen die Ausführbarkeit der gethanen Vorschläge widerlegt.

Die Schrift trägt das Gepräge der genauesten Bekanntschaft ihres Verfassers mit dem Zustande und den vielen Gebrechen der deutschen Universitäten, und verdient von jedem akademischen Lehrer, und überhaupt von jedem, der zur Verbesserung des Universitätswesens etwas beyzutragen im Stande ist, reiflich erwogen und beherziget zu werden. Die Hauptvorschläge des Verf. beziehen sich auf Einführung einer strengen Disciplin und eine mehr schulmäßige Einrichtung. Davon sind aber verschiedene andere Vorschläge ganz unabhängig, die sich für sich, und ohne jener Hauptidee Beyfall zu geben, benutzen lassen. Ueberhaupt liefert die Schrift keinen frey ausgeklügelten und ausphantasirten Universitätsplan; sie ist kein Universitäts-Emil; sondern sie ist eine Sammlung praktischer Wahrnehmungen und dadurch erzeugter Raisonnements und Rathschläge, denen es natürlich zwar an innerm wissenschaftlichen Zusammenhang fehlen muß; die aber daher auch einer ohne den andern benutzt und ausgeführt werden können, und folglich einen großen Grad von Gemeinnützigkeit und einen großen Wirkungskreis erhalten. Fast alle Vorschläge sind ganz auf den gegenwärtigen Zustand der Universitäten berechnet; so daß sie sich an diesen unmittelbar anschließen, und der Uebergang zur Verbesserung leicht und mit gewöhnlichen Hülfsmitteln geschehen kann. Wer daher von nichts weiter hören will, als von Total-Veränderungen des ganzen Erziehungswesens, oder wohl gar von Radicalcuren des Menschengeschlechts, für den ist unser Verf. nichts, als ein zu beleidender Wicht, der nur halbe Maaßregeln empfiehlt, und sich mit elender Flickerey abgiebt. Für diese Leute hat der Verf. nicht geschrieben.

Xir.

Göttingisches Magazin für Industrie und Armenpflege. Herausgegeben von Ludwig Gerhard Wagemann, Pastor (jetzt Superintendent) zu Göttingen. Des vierten Bandes erstes Heft, Göttingen, bey Vandenhoek und Ruprecht. 1795. Zweytes Heft. 1796. Drittes Heft. 1797. Viertes Heft. 1798. Zusammen 492 Seit. 8. 1 Rh. 8 gr.

Recensent freut sich, nach mehrern Jahren abermals einen Band dieses ausgezeichnet nützlichen, und einen der wichtigsten Theile der Policey umfassenden Journals ankündigen zu können. Der würdige Herausgeber hat sich also durch seine inzwischen vermehrten Amtsgeschäffte nicht abhalten lassen, noch ferner einen Theil seiner Zeit, dem Nachdenken über Beförderung der Industrie und Armenpflege zu widmen, und dem Publikum die Resultate seiner Forschungen, nebst den wichtigsten eignen und fremden Erfahrungen über diese Gegenstände, mitzutheilen. Freylich kann ein Werk von so ernsten und oft zu traurigen Betrachtungen hinleitenden Inhalte, welcher in einen, den Sachen angemeßnen und anspruchlosen Vortrag gekleidet ist, kein so großes Publikum erwarten, als etwa ein Roman, u. dgl.; aber desto rühmlicher leuchtet aus der unermüdeten Fortsetzung einer von dieser Seite eben nicht sehr belohnenden Arbeit die bloß auf das allgemeine Beste abzweckende, von aller Selbstsucht entfernte Thätigkeit des Herausgebers hervor.

Auch dieser Band enthält theils Aufsätze und Vorschläge über Gegenstände der Armenpflege und Industrie, theils Nachrichten von ältern Anstalten dieser Art in Deutschland, oder von Versuchen, neuere Entdeckungen, Grundsätze und Plane wirklich in Ausführung zu bringen, nebst den dabey gemachten Erfahrungen. Ungemein erfreulich war es für Rec., zu bemerken, daß man in Deutschland das Bedürfniß einer zweckmäßigern Armenpflege und Erziehung der größern Volksklassen zur Industrie hin und wieder lebhafter zu fühlen anfängt, daß der edlen Männer, welche nicht nur ernstlich darüber nachdenken und richtige Grundsätze verbreiten, sondern auch selbst Hand an Einrichtung und Leitung solcher wohl-

wohlthätigen Anstalten legen, immer mehrere werden. Niemand wird unsern Vorfahren Hartherzigkeit oder Vergessenheit gegen die Armen vorwerfen, der nur einigermaaßen die vielen öffentlichen und Privatstiftungen zu milden Sachen, die Hospitäler, Waisenhäuser, Krankenpflegen, Freyschulen, Almosenspenden und andre dergleichen Anstalten aller Art der größern und kleinern Städte, so wie des platten Landes kennt; niemand wird behaupten, daß jetzt der Geist der Wohlthätigkeit unter uns ausgestorben sey, wer die Schaaren der Bettler erblickt, welche noch in den mehresten Städten von Haus zu Haus Gaben einsammlen, auf öffentlichen Plätzen und Heerstraßen die Scheidemünze in Requisition setzen, oder von ihren Streifzügen auf die Dörfer und Klöster mit gefüllten Magen und strotzenden Säcken zurückkehren. Aber eben diese Bemerkungen, so wie die nähere Betrachtung der oben genannten Anstalten berechtigen den sachkundigen Forscher zu dem Urtheile: daß es mit der Armenpolicey in dem größten Theile unsers Vaterlandes noch sehr schlecht bestellt sey; daß die Armenpflege an vielen Orten nicht so zweckmäßig, an manchen noch nicht so gewissenhaft besorgt werde, als zum Wohl der Armen selbst und zum Besten der Gesellschaft zu wünschen wäre. Englands Beyspiel zeigt, daß durch planloses Almosengeben dem Bettelwesen nicht gesteuert werden kann, daß die Zahl der muthwilligen Armen mit den Spenden wächst, wenn nicht das Uebel an der Wurzel angegriffen, und die Jugend der ärmern Volksklassen zu nützlicher Thätigkeit angeleitet wird; wenn nicht die Policey mit unermüdeter Wachsamkeit, uneigennütziger Menschenliebe, Parteylosigkeit und genauer Kenntniß der mannichfaltigen Ursachen des Verarmens, der Denkungsart und Bedürfnisse der Armen, mit steter Hinsicht auf den Hauptzweck der Almosen und milden Stiftungen (daß nämlich den wahren Armen wirklich geholfen, dem Bettelwesen gesteuert, dem Herabsinken zum Bettler vorgebeugt, der durch eigne Schuld verarmte gebessert, der verstockte Bettler mit Gewalt zur Arbeit angehalten werde) bey Verwaltung der ihr anvertrauten Fonds zu Werke geht. Hierzu gehört aber von Seiten der Beamten ein wenig mehr, als bloß mechanische Leistung bezahlter Pflichten. Der Herausgeber des vor uns liegenden Werkes ist ein nachahmungswürdiges Muster eines Armenvorstehers; seinem unermüdeten, uneigennützigen Eifer fürs gemeine Beste; seiner klugen, einsichtsvol-

vollen und von wahrer Menschenliebe geleiteten Verfahrungsart verdankt Göttingen eine der besten Armenanstalten, die dortigen Armen eine vortreffliche, ihren individuellen Bedürfnissen und Umständen angemeßne Pflege. Nur dann, wenn der Einwohner einer Stadt überzeugt seyn kann, daß seine Beyträge auf das gewissenhafteste, mit kluger Sparsamkeit und Gerechtigkeitsliebe zu ihrer Bestimmung verwandt werden; wenn er die wohlthätigen Folgen der Anstalt durch Verminderung der Straßenbetteley erblickt, wird er fortfahren, gern und reichlich beyzutragen; nur dann, wenn er fest überzeugt seyn kann, daß es keinem wirklichen Armen an Arbeit oder hinlänglicher Pflege fehle, wird er den sich herumschleichenden Hausbettler mit Ernst zurück und an die Armenanstalten verweisen können, ohne sich in seinem Gewissen Vorwürfe der Hartherzigkeit zu machen. — Doch wir wenden uns nun zur nähern Betrachtung des vor uns liegenden Bandes selbst.

Der erste Heft enthält folgende Aufsätze: 1) **eine kurze Nachricht von der Armenpflege der deutsch-reformirten Gemeine in Magdeburg**, vom Hrn. Cons. R. Küster. 2) **Ueber die Armenanstalt in Altona.** 3) **Auszug aus der vom Hrn. Thaddäus, Edlen von Baier, entworfnen Beschreibung der öffentlichen Armenversorgungsanstalten in Prag.** — Besonders zu bemerken ist es hierbey, daß auch in Prag die Verpflegung und Erziehung der Waisenkinder in einzelnen Familien, dem Zusammenwohnen in Waisenhäusern vorgezogen wird, ohne jedoch die nöthige Aufsicht über die solchergestalt zerstreuten Kinder zu vermindern. — 4) **Ueber Mitwirkung der Prediger, besonders auf dem Lande, zur Beförderung der Industrie und einer zweckmäßigen Armenpflege unter ihren Eingepfarrten** — (wahrscheinlich vom Bruder des würdigen Herausgebers, welcher im vorigen Jahre Prediger unweit **Hameln** geworden ist). Ein Aufsatz, der von jedem Prediger gelesen und tief beherzigt werden sollte. Hierdurch würden vielleicht Manchem die Augen über eine der vorzüglichsten Bestimmungen des Predigerstandes geöffnet, von der er in seinem gewöhnlichen Universitätscursus wenig oder nichts erfuhr. Bildung der Jugend zur Industrie; Leitung der Erwachsenen zu derselben, durch einsichtsvollen und mit Behutsamkeit ertheilten Rath,

durch eignes Beyspiel nützlicher Thätigkeit; Einrichtung und Verwaltung einer zweckmäßigern Armenpflege auf dem Lande, — dieß sind die Pflichten, deren treue Erfüllung seinen gewöhnlichen Amtsarbeiten mehr Gedeihen geben, ihn in jeder Staatsverfassung zu einem der nützlichsten und geehrtesten Staatsbeamten machen würde; wozu in dem vorliegenden Aufsatze sehr belehrende Winke enthalten sind. Glücklich die Gemeinde, der ein solcher Prediger ward, wie ihn der Verf. hier darstellt! 5) **Wie können Prediger auf dem Lande die Industrie in Absicht einer guten Obstbaumzucht befördern?** vom Candid. Apel in Göttingen. Wer da weiß, wie sehr es noch in Niedersachsen an gutem Obste fehlt, wie schlecht es auf dem Lande mit dem Gartenbau überhaupt und besonders mit der Obstbaumzucht bestellt ist, der wird diesen mit vieler Einsicht und Zweckmäßigkeit geschriebenen Aufsatz nicht überschlagen. Besonders hat Rec. S. 93 ff. der Abschnitt gefallen: „Wie soll der Prediger die Schuljugend für dieses Geschäfft zu gewinnen suchen?" Nach S. 101 gehen nach einem mäßigen Anschlage in der Gegend um Götting. jährl. 100 Thlr. für Obstbäume in die Fremde; daneben sind unter den in der Stadt Götting verbrauchten 60 Cent. gedörrtes Obst gewiß 50 Cent. fremdes, wofür, den Cent. zu 5 Thlr. gerechnet, 250 Thlr. jährlich auswärts gehen, welche man sehr gut im Lande behalten könnte. — Rec. bemerkt hierbey, daß die Ausführung der hier vorgeschlagenen Maaßregeln weit sicherer und mit wenigern Kosten für den Staat zum Ziele zu führen scheine, als die Anstellung von Kreisgärtnern, womit man in den königl. preuß. Landen diesen Zweck zu erreichen sucht. 6) **Ueber eine zweckmäßige Versorgung und Erziehung armer Waisenkinder aus dem Bauernstande**, vom Herausgeber. — S. 104 wird der sehr richtige Grundsatz aufgestellt: „daß die armen Waisen in den Städten ganz anders, als die auf dem Lande, erzogen werden müssen, wenn für ihr eignes Wohl und für das Beste des Ganzen recht gesorgt werden soll," und daraus die Schlußfolge gezogen: „daß Waisenhäuser von zweckmäßiger Einrichtung für große Städte ein wahres Bedürfniß sind; jedoch die einzelne Verpflegung und Erziehung der Kinder dadurch nicht ganz verdrängt werden darf." Der Verf. schränkt also obige Regel dahin ein, daß in ein Waisenhaus nur die Kinder zusammenzuziehen seyen, welche bey guten und arbeitsamen Einwohnern nicht untergebracht werden

den könnten. S. 107. „Große und zahlreich besetzte Waisenhäuser sind nicht anzurathen. Die löblichen Absichten dieser Stiftungen würden weit besser erreicht werden, wenn die Zahl der darin aufgenommenen Kinder kleiner wäre: so daß die ganze Sorge für die Wirthschaft des Hauses und für die Kinder etwa 2 Personen übertragen werden könnte. — Kinder, die das städtische Publikum in seiner Mitte erziehen läßt, und die für eine gemeine Lebensart bestimmt sind, dürfen durchaus nicht besser behandelt werden, wie sie es nach ihrer Entlassung aller Wahrscheinlichkeit nach wiederfinden werden. — Bey Waisenhäusern ist aller äußere und innere Glanz zu vermeiden, und, ohne den nöthigen Sorgen für die Gesundheit der Kinder, für Reinlichkeit und Ordnung zu nahe zu treten, der Wohnort und die Lebensart der Waisen in einige Aehnlichkeit mit ihrer künftigen Lage zu bringen. — Für arme Waisen aus dem Bauernstande ist die Erziehung in Waisenhäusern gar nicht passend, weil sie dadurch mehr von ihrer Bestimmung ab, als darauf hingeleitet werden. — Die Vertheilung der armen Waisen auf dem Lande ist vortheilhaft — für die Kinder selbst — für ihre Pflegeltern — für den bessern Betrieb der Landwirthschaft." — Lauter Sätze, deren Wahrheit auf den ersten Blick dergestalt einleuchtet, daß man sich wundern muß, wie man noch in einem großen Theile von Deutschland denselben so schnurstracks entgegen handeln kann. Die Beweise derselben, nebst der vortrefflichen Anleitung, wie die Vertheilung der Kinder, und die Aufsicht über dieselben den Predigern zu übertragen und policeymäßig einzurichten sey, verdienen die größte Aufmerksamkeit derer, welche diesen Theil der Staatsgeschäffte zu besorgen haben.

Zweytes Heft. 1) **Darstellung der neuen Armenanstalt in Kiel, als Muster für Städte ähnlicher Größe, deren Bewohner Gemeinsinn genug haben, sich zu diesem edlen Zwecke zu vereinigen.** Die im Jahr 1792 zu Kiel entstandne Gesellschaft freywilliger Armenfreunde, und das Resultat ihrer patriotischen Bemühungen bestätiget vortrefflich den denkwürdigen Grundsatz, womit der Herausgeber seine Nachricht beginnt: „Wohlthätige Mittel durch vereinte Kräfte, und anhaltende Thätigkeit mit Klugheit angewandt erleichtern und befördern große Unternehmungen." Jeder, dem das Wohl seiner Mitmenschen am Herzen liegt, der noch Kraft in sich

fühlt,

fühlt, etwas zur Beförderung derselben beyzutragen, muß diesen Aufsatz lesen. Die Gesellschaft gelangte durch unermüdeten Eifer ihrer Mitglieder, durch weise Einrichtung, durch Unterstützung ihrer Mitbürger dahin, daß sie 1) schon im Jahr 1794 bis 1795 365 erwachsene Arme und 179 Kinder verpflegen; 2) die arme Jugend der Stadt zu guten und nützlichen Menschen bilden; 3) an kranken Armen im Jahr 1794, in ihren eignen Wohnungen 345, und auf dem Krankenhause 22 in Kur und Pflege nehmen, für Kleidung der Armen sorgen, eine Industrieschule und einen Sonntagsunterricht veranstalten konnte; da aus der vorher bestandnen Armenkasse in Allem nur 219 Personen auf die gewöhnliche Weise unterstützt worden waren. Zugleich gelang es der Gesellschaft, das Singen und Betteln der Currende-Knaben ganz abzuschaffen. Da dieser Unfug leider in den mehresten deutschen Städten noch auf eine unbegreifliche Weise geduldet wird: so möchte vielleicht folgende Bemerkung des Herausg. S. 180 bekannter zu werden verdienen: „Es ist mir unerklärbar, daß man noch bis auf diesen Tag in so vielen Städten jenes gedankenlose und in der That sittenverderbliche Geschrey ungezogener Knaben duldet. Denn alles, was sich für die Beybehaltung dieses elenden Gebrauchs sagen läßt, ist etwa: es sey ein Mittel armen Kindern beyzustehen, und das Absingen eines Verses aus einem guten Liede veranlasse hier und da noch wohl einen guten Gedanken, der sonst vielleicht nicht aufstiege. Allein, wo eine Armenanstalt ist, da wird auch für hülfsbedürftige Kinder gesorgt werden können; und wenn solche Mittel gebraucht werden müssen, um religiöse Gedanken und Empfindungen beym Volke zu erwecken: so wäre es ja besser, man begünstigte die Betteley, damit recht fleißig vor den Thüren gebetet würde." 2) *Braunschweigs Stiftung zum Andenken des 6. Febr. 1794.* Diese dem edlen Regenten der braunschweigischen Lande und den Einwohnern der Stadt Braunschweig gleich ehrenvolle Anstalt verdiente allerdings einen Platz in diesem gemeinnützigsten aller Journale. Sie ist das schönste und dauerndste Denkmal der reinsten Bürgerliebe zu einem großen und guten Fürsten. 3) *Nachricht von der Armenanstalt in Braunschweig aus den Jahren 1794 und 1795, nebst einer summarischen Berechnung der Einnahme und Ausgabe der Armengelder.* Die Ausgabe im Jahr 1795 betrug 15,714 Thlr., wozu noch 2871 Thlr. für Besoldung

der

der beym Armenwesen angestellten Officianten kommen. 4) Nachricht über das Armenwesen und die Arbeitsschule zu Glücksburg in Schleswig. 5) Spinnanstalt zu Birkach, Stuttgarder Oberamts. Der dortige Pfarrer, M. Fr. Wilh. Köhler, verdient wegen dieser, von ihm mit so vieler Einsicht und Thätigkeit gestifteten Anstalt die Achtung des Publikums. 6) Ueber Mitwirkung der Prediger für Verbreitung der Industrie, vom Pastor Warlich zu Kütgenschneen bey Göttingen. Vergleiche Heft 1, S. 43 ff. Mit sehr vieler Sachkenntniß werden hier die Verschiedenheiten in der Erziehung der weiblichen und männlichen Jugend auf dem Lande, nach Maaßgabe ihrer künftigen Bestimmung, auseinandergesetzt. S. 234 heißt es: „Das Wichtigste in der weiblichen Erziehung für jeden Stand, aber vorzüglich für die sogenannten niedern Stände, ist die Bildung des sittlichen Charakters; denn die Tugenden und Fehler der Mütter gehen in keinem Stande so vollkommen auf die Nachkommenschaft über, als in dem, wo die erste Erziehung der Kinder dem weiblichen Geschlechte so ganz überlassen ist. Man kann dreist behaupten, daß durch die Vernachlässigung der moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts alle übrigen Anstalten zur Volksverbesserung, wo nicht ganz unwirksam, doch in ihrer Wirkung sehr geschwächt werden." Rec. kann bey diesem Aufsatze die Bemerkung nicht zurückhalten, daß das Beyspiel des Herausgebers dieses Journ. die erfreuliche Wahrheit von neuem bestätigt: daß ein für das Wohl seiner Mitmenschen thätiger Mann, gleich einem elektrischen Funken, die schlafenden Kräfte zunächst bey denen erweckt, die seinem Wirkungskreise nahe sind. In der ganzen Gegend um Göttingen werden sich vielleicht wenig Prediger finden, die nicht die zweckmäßige Besorgung des Armenwesens für eine der wichtigsten Pflichten ihres Standes hielten; die nicht über die Bildung der Jugend zum Gewerbfleiße richtige Begriffe gesammlet, und solche mit Beystand ihrer Schulmeister auszuführen versucht hätten. So wird Wagemanns Beyspiel noch lange Gutes wirken, wenn er auch selbst nicht mehr unmittelbar thätig für Jugend und Armuth seyn kann.

Drittes Heft. 1) Mitwirkung des Superintendenten zur Bildung der Jugend in den niedern Schulen seines Kreises. Hier hat sich der Herausg. gleichsam selbst

selbst die Laufbahn in seinem neuen Amte vorgezeichnet. 2) **Nachricht über die Versorgung der Armen in Göttingen, vom Jahr 1796.** Mit jedem Jahre tragen diese Nachrichten Spuren des immer weitern Strebens zur Vollkommenheit und der wirklichen Vervollkommnung der Götting. Armenanstalten. Jetzt sind z. B. die Almosenempfänger, A) nach den Ursachen ihrer jetzigen Dürftigkeit folgendermaaßen eingetheilt: „1) **solche, bey denen sich verschuldete Ursachen der Verarmung gefunden haben.** Dahin gehört a) Mangel an genugsamer Arbeitskenntniß und Fertigkeit — 35 Pers. b) Trägheit bey Abwartung ihrer Berufsgeschäffte — 15 P. c) Unordnung im Haushalt — 27 P. d) Erweislicher Hang zum Wohlleben — 8 P. e) Uebertriebener Aufwand in Kleidung — 4 P. f) Haltung unnöthiger Dienstboten — 3 P. g) Ausschweifende Lebensart. aa) Gesöff — 9 P. bb) Unzucht — 17 P. cc) Hang zum Spiel — 2 P. h) Grundlose Processe — 3 P. i) Unbedachsamkeit bey Heyrathen — 24 P. k) Unbedachtsamkeit bey Gewerbsunternehmungen und Anleihen — 8 P. l) Fehlerhafte Kindererziehung — 5 P. m) Unerlaubter Hang zur Unabhängigkeit, wodurch sie bestimmt werden, statt bey Herrschaften zu dienen, als Inquilinen zu leben — 10 P. 2) **Durch unverschuldete Ursachen der Verarmung sind der Armenpflege heimgefallen:** a) verwaiste und in Armuth verlaßne Kinder — 26 P. b) Körperliche Beschädigung und Gebrechen — 16 P. c) Mangel an Arbeit durch Stockung in einzelnen Gewerben — 10 P. d) Mangel an Arbeit durch unverhältnißmäßige Besetzung einzelner Gewerbe — 14 P. e) Mangel an Arbeit durch Unvermögen, die nöthigen Materialien anzuschaffen — 10 P. f) Anhaltendes Unvermögen zu Geschäfften, durch Krankheit und Verlust des Gesichts — 34 P. g) Todesfälle der Familienversorger — 24 P. h) Zahlreichere Familien, als sie die Erwerber ernähren können — 21 P. i) Böslich verlaßne Frauen und Kinder — 18 P. k) Altersschwäche — 56 P. — B) **Nach ihren Familien- und Standesverhältnissen sind die auf bestimmte Unterstützung angeschriebnen Armen folgendermaaßen eingetheilt:**

1) **Kinder, verwaiste, eheliche, uneheliche:** a) von Einheimischen, b) von Auswärtigen — 26 P. 2) Er-

wachsene. a) Gelehrte — 6 P. b) Künstler — 20 P. c) Kaufleute — 5 P. d) Handwerker: aa) Meister (Verheyrathete, Wittwer, Wittwen, mit oder ohne Kinder) — 105 P. bb) Gesellen (einheimische, auswärtige, nach obigen Unterabtheilungen) — 52 P. e) Arbeiter für Lohn, Copisten, Lohnbediente — 5 P. f) Tagelöhner (nach obigen Abtheil.) — 87 P. g) Soldaten- und Invaliden-Familien — 90 P. h) Dienstbothen — 5 P. = Summe 399 Personen. Außerdem wurden noch ein für allemal oder auf eine Zeitlang beträchtliche Summen vertheilt, a) an solche, die ein vorübergehendes Bedürfniß zur Bitte um Unterstützung veranlaßte, z. B. Bürgerfamilien, die ein häuslicher Unfall traf; Soldatenfamilien, deren Versorger im Felde waren; Kranke; Reisende, die um Zehrgeld baten. Dabey wurde die Unterhaltung des Krankenhauses besorgt. Darauf folgen 1) Liste der Kranken im Krankenhause, Industrieschulen-Rechnung, Werkhaus-Rechnung, Einnahme und Ausgabe bey der Armenkasse. — Allerdings sind die zu obigen Darstellungen nöthigen Untersuchungen äußerst mühsam, erfordern angestrengte Nachforschung, geübten Scharfblick und genaue Bekanntschaft mit der Lebensart der Armen; aber welch ein nützliches Hülfsmittel gewähren sie nicht der Policey zur richtigen Beurtheilung und Verfolgung der Ursachen des Verarmens, bis zu ihrem entferntesten Ursprunge! Nur dadurch kann man hoffen, endlich einmal die Hyder der muthwilligen Betteley zu besiegen. Ein Publikum, das solche wackere Vorsteher an der Spitze seiner Armenanstalten sieht, dem jährlich eine so lichtvolle Uebersicht der Verwendung milder Gaben und Stiftungen mitgetheilt wird, wird gewiß gern durch gewissenhafte und reichliche Beyträge zur Unterstützung einer so uneigennützigen und parteylosen Armenpflege mitwirken. Die wohlthätigen Folgen für das allgemeine Beste sind schon in Göttingen sehr fühlbar. — 3) **Ueber Armenanstalten auf dem Lande, vom Herausg.** Eigentlich ein Umlauf an die in seiner Inspektion befindlichen Prediger, über deren Mitwirkung zum öffentlichen Wohl in dieser Hinsicht, nebst einem Commentar über das Edikt und Regulativ, die Versorgung der Armen im Fürstenthum Altenburg betr. 1796. Folgende Stelle (S. 311) verdient besonders ausgehoben zu werden: „*Nicht zu richten, sondern zu helfen, ist der Beruf der Armendirektion;* doch soll, wenn den durch Unsittlichkeit Versunknen nur das Noth-

wen-

wendige gereicht wird, denen, die bey einem tugendhaften Wandel unverschuldet das Unglück der Armuth fühlen, auch noch mit einigen von ihnen gewünschten Erleichterungen, die ihr Unglück versüßen können, beygestanden werden. Alle unehelich Geschwängerten gehören in dem Falle der Hülfsbedürftigkeit in die 3te Klasse. Sie sollen in der Gemeine, wo sie sich in dem Augenblick ihrer Hülfsbedürftigkeit befinden, aufgenommen, mit dem Nöthigen versorgt, und milde behandelt werden." Hierzu macht der Herausg. folgende richtige Bemerkung: „Eine solche Einrichtung wird gewiß auf die künftige Generation die allerwohlthätigsten Wirkungen haben, indem das Leben und die Gesundheit vieler Menschen, die sonst dem Elende in den gefährlichsten Zeitpunkten Preis gegeben wurden, erhalten werden. — 4) **Versuch zur Versorgung und Erziehung armer Waisenkinder aus dem Bauernstande, durch Unterbringung in Privatfamilien auf dem Lande**, vom Herausg. Dieser Aufsatz enthält sehr wichtige Erfahrungen über die Nachtheile der Erziehungen der Landkinder in Waisenhäusern. Das Moringische Waisenhaus (etwa 2 Meilen von G.) war hauptsächlich zur Verpflegung armer Waisenkinder aus dem Bauernstande bestimmt. Im Jahr 1794 machte man einen Versuch, die Kinder auf dem Lande unterzubringen (wobey hauptsächlich der Herausg. vom Schatzcollegium in Hannover, welches die Aufsicht über jene Anstalt hat, zu Rathe gezogen wurde). Aus den Nachrichten und Beobachtungen der Prediger, welche in den verschiedenen Distrikten als unmittelbare Administratoren der neuen Anstalt angesetzt waren, ergab sich Folgendes: 1) Die Kinder, die aus dem Waisenhause kamen, waren fast durchgängig blaß und mit einem krätzartigen Ausschlage behaftet. 2) Sie brachten wenig Anlagen und Fertigkeiten für ihre künftige Bestimmung mit, waren träge und unbehülflich. 3) Was die religiöse und sittliche Erziehung betraf: so hätte man erwarten sollen, daß sie durch den im Waisenhause erhaltenen Unterricht weiter gekommen wären; man fand bey den meisten viel Verstellung, Verschlossenheit, Widerspenstigkeit, Leichtsinn, Eitelkeit. Die Erfahrung seit 1796 ergiebt, daß allen diesen Gebrechen durch Vertheilung der Kinder an einzelne Hausväter, und eine zweckmäßige Aufsicht abgeholfen, und von den zum Unterhalte eines jeden Kindes jährlich bestimmten 26 Thlr. C. M. etwas zum Vortheil desselben übergespart werden kann. Außerdem

jeden Mitglieds der Gesellschaft überlassen." Am Anfang des Jahres waren 229 Arme, die sich am Schlusse desselben auf 225 vermindert hätten. (S. 451) „Bey denen, die ohne ihr Verschulden genöthiget waren, Almosen zu nehmen, wird jeder theilnehmend es mitfühlen, wenn diese mit Dank gegen die Vorsehung der Armenpflege bezeugen: ihr Zustand sey so weit besser geworden, daß sie den Hülfsbedürftigern weichen könnten. Es ist ein rührender Auftritt, eine Erklärung der Art zu hören, und wir hörten sie im verflossenen Jahre einige Male." Dagegen aber sticht leider die Bemerkung (S. 457) gar sehr ab: „Ja es haben sich Einige unter den Einwohnern sogar von der Umtragung der Sammlungsbücher und Büchsen lossagen wollen, und Andere haben ihre sonst geleisteten Beyträge deßhalb verweigert, weil sie bey dem einen oder andern Gerichte in Strafe genommen sind." Welche Gelegenheit hat hier nicht ein Armenpfleger zu Bemerkungen über die verschiedene Denkungsart und Handlungsweise der Menschen! und wie sehr wird nicht auch hierdurch der Grundsatz bestätigt: daß dieses Amt sich am besten für den Predigerstand schicke! 4) Eine wohlfeile und erprobt gute Art, Arme zu speisen, aus der 28sten Nachricht über den Fortgang der Armenanstalt in Hamburg. Rec. kann den Lesern dieser Bibl. nicht dringend genug die Wichtigkeit dieses Aufsatzes ans Herz legen, und ihn besonders der Aufmerksamkeit aller derer empfehlen, welchen die Aufsicht über die Versorgung der Armen anbefohlen ist. Dem Armencollegio wurde 1797 von der Schuldeputation angezeigt, daß die Kinder der Armen im Ganzen genommen so schlecht genährt würden, daß die Zerrüttung ihrer Gesundheit zu besorgen stehe. Viel Kinder von 9 Jahren, welche zwischen 2 und 3 Pfund nahrhafter Speise täglich bedurften, erhielten mit dünnem Kaffee oder Haberwasser 20 bis 30 Loth trockne Kringel, und selten etwas weniges Kartoffeln. Es kam die wohlthätige Erfindung des hinlänglich berühmten Menschenfreundes, Grafen Rumford (Sir Benjamin Thouson) in München, in Vorschlag, welche in einer sogenannten Armensuppe bestand, die aus einer Mischung von Gerstengraupen, Mehl, Erbsen und Kartoffeln, mit Wasser, Salz und Essig in verschlossenen Gefäßen langsam gekocht, zubereitet wurde. Die Deputation erhielt von diesem edlen Manne ein Modell des Kochofens, und machte nun den Versuch, einige arme Kinder und erwachsene Spinne-

nerinnen mit dieser Suppe zu speisen. Anfangs hatte diese Beköstigungsart, wie alles Unbekannte, ein fast allgemeines Mißtrauen der Armen gegen sich, welches aber bald verschwand. Vom Jan. bis Decbr. 1798 genossen täglich 40 bis 110 Personen diese Suppe, welche durch allerley wohlfeile Abänderungen wohlschmeckend erhalten wurde. Jetzt hat sich die Zahl der Competenten auf 117 vermehrt, und würde noch stärker seyn, wenn die bisherige Einrichtung, mehrere zu speisen, erlaubt hätte. Die Tabelle, S. 472. ff., zeigt die Gewichte der in jedem Monat zu diesem Essen gebrauchten festen und flüssigen Bestandtheile (welche zusammen 31,945 Hamburger Pfund betrugen), wovon im ganzen Jahre 15,345 Personen gesättigt wurden. Diese kosteten mit Einschluß der Feuerung (welche täglich, um 150 Pf. Speise 6 Stunden zu kochen, nicht über 3 ßl. kam) 810 Mk. 4 ßl.

Mithin kam die reichliche Portion einer gesunden, nahrhaften, wohlschmeckenden Speise, an welcher jeder ein völliges Mittagsessen hatte (ohne Brodt oder irgend etwas daneben zu essen), nicht völlig auf 11 Pfennige, oder 1 ßl.

5) **Nachricht vom Zustande der Hannöverischen Armenkasse, von Michaelis 1796, bis dahin 1797.** Die Einnahme betrug 9270 Thlr.; die Ausgabe 8878 Thlr. C. M.

Rec. schließt hier mit dem Wunsche, daß diese Anzeige etwas dazu beytragen möge, diesem gemeinnützigen Journale recht viele Leser und diejenige Beherzigung des Publikums zu verschaffen, deren es in Ansehung seines Gegenstandes und der Verhandlung desselben so werth ist.

Ah.

Vermischte Schriften.

Bemerkungen über die Brunnen-Oerter Rehburg und Driburg, von A. G. Deneken, Doctor und Senator zu Bremen. Hannover, in der Helwingschen Hofbuchhandl. 1798. 3½ Bog. 4 gr.

Herr Dr. D. ist, wie es scheint, ein leicht zu befriedigender, sehr genügsamer Reisender. Er findet nach dem momentanen Eindruck, den die ihm neuen oder ihn anziehenden Gegenstände

auf

auf ihn machen, manches schön, reizend, vortrefflich, wobey ein strengerer oder kaltblütigerer Reisender nichts Erstaunenswürdiges finden würde. Wohl dem Manne, der mit so mäßigen Forderungen die Reise durchs Leben thut! Indessen dürfte das Publikum doch wohl etwas strengere Forderungen an den Schriftsteller machen, und dann würde Hr. D. schwerlich befriedigen. Diese Bemerkungen sind etwas, aber gewiß nicht viel, anziehender, als des Verf. Reise von Bremen nach Holstein, 1797; und das Interessante, das sie haben, verdanken sie dem Kunstgefühl des Verf., und der guten Zeichnung, womit er den Eindruck, den schöne Gegenden auf ihn machten, mit lebhaftem Colorit wieder darzustellen weiß. Die Bemerkungen über den Rehburger Brunnen kennen die Leser der deutschen Monatschrift schon aus dem Oktober-Stück von 1796.

Tu.

Pfeile des Witzes und der Laune, abgeschossen von Addison und Steele. Ein Recept zum Lachen, ein Mittel gegen die Hypochondrie, und eine Brennnessel für die Narrheit. Breslau, bey Korn. 1798. 21½ B. 8. 1 Rg.

Ein Ungenannter hat hier aus dem englischen Zuschauer, nach der Benzlerischen Uebersetzung, in der auf dem Titel angegebenen Absicht, alle die witzigen und satirischen Aufsätze zusammengestellt, die zur Erheiterung des Geistes, zur Beförderung muntrer Laune und des Lachens dienen können, dessen Heilsamkeit, auch in physischer Hinsicht, in der Vorrede mit allem Rechte gepriesen und empfohlen wird. Auch darin müssen wir dem Sammler dieser Aufsätze Recht geben, daß man in unsern Zeiten dieß Heilmittel nicht oft genug angewandt, und manche Quellen der Freude und Jovialität vorsetzlich verstopft hat. Es gehören indeß schon Leser von gebildetem Sinn und Geschmack dazu, diese Erheiterung, die mit mannichfacher Belehrung verbunden ist, aus den launichten und spottenden Blättern des Zuschauers zu ziehen, deren längst entschiedener Werth unserer Anpreisung nicht erst bedarf.

Gd.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des sechs und vierzigsten Bandes
Zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Kiel,
verlegts Carl Ernst Bohn. 1799.



Verzeichniß

der

im zweyten Stücke des sechs u. vierzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Rechts-

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arz-

III. Arzneygelahrheit.

IV. Schöne und bildende Künste.

V. Theater.

VI. Romane.

VII. Weltweisheit.

VIII. Mathematik.

IX. Naturlehre.

X. Botanik.

XI. Gartenkunst.

XII. Forst- und Jagdwissenschaft.

XIII. Haushaltungswissenschaft.

F. Faß's

XIV. Erdbeschreibung Reisebeschreibung und Statistik.

XV. Geschichte.

XVI. Erziehungsschriften.

XVII. Staatswissenschaft.

XVIII. Vermischte Schriften.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sechs und vierzigsten Bandes Zweytes Stück.
Fünftes Heft.
Intelligenzblatt, No. 16. 1799.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Belehrungen eines Vaters für seine Kinder, über Religion und Moral, nach dem Bedürfniß unserer Zeit, von D. Joh. Gottl. Benj. Pfeil, der Churfürstl. Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt Mitglied (e). — Erste Abtheilung. — Leipzig, 1798. bey Hilscher. 17 Bogen ohne Vorrede. 1 Rg.

Bey jedem Buche kommt es für den Recensenten und Leser hauptsächlich, theils auf die Materie und Absicht, theils auf die Art und Weise der Ausführung an. Die Absicht des gegenwärtigen erhellet aus dem Titel und aus der Vorrede. Und diese ist so schätzbar, daß der Verf. schon deswegen Achtung verdient. Denn wenige Väter, unter den Nichttheologen zumal, möchten es wohl für so wichtig ansehen, wie der Verf., ihre Belehrungen über die Religion mit sorgfältigem Nachdenken für ihre Familie niederzuschreiben. Er sagt in der Vorrede, da er bey den Stürmen der Meinungen über Vernunft, Religion und Offenbarung u. s. w. oft und gerne nachgedacht habe: so habe er es für seine Pflicht angesehen, die Resultate seines Nachdenkens zu sammeln, und sie denen, die er liebte, vorzulegen; um ihnen einen Leitfaden des Nachdenkens für reifere Jahre zu geben, darnach sie ihre religiösen Meinungen prüfen und berichtigen können.

Er glaubte, seine Arbeit möchte auch andern denkenden Christen, besonders der denkenden christlichen Jugend nützlich werden können, und machte sie deswegen bekannt. Sie soll übrigens keinen Unterricht in der christlichen Religion enthalten; keine neue Entdeckungen im Reiche der Wahrheit vortragen; sich weder an Orthodoxie, noch Neologie anschliessen. Vielmehr bestimmt der Verf. ihren Zweck dahin: 1. Sie soll einen Umriß der Lehren und Wahrheiten enthalten, welche nach seiner Ueberzeugung jeder Christ wissen, als wahr annehmen, und wonach er handeln muß. 2. Die Resultate des Nachdenkens des Verf. über die jetzigen religiösen Streitigkeiten, um das Nachdenken darüber zu befördern. Hieraus erhellet, daß diese Schrift freylich für nachdenkende Christen geschrieben ist, die auch darin manche nützliche Geistesnahrung finden werden; obgleich nicht tief in die Materien eingedrungen ist, was sich von dem Verf. nicht erwarten läßt, auch sein Zweck nicht war.

Dieser Theil beschäfftiget sich übrigens nur mit dem Theoretischen der Religion; Weniges am Schlusse ausgenommen. Im zweyten verspricht der Verf. die vornehmsten praktischen Lehren abzuhandeln. Das Ganze ist in 26 §§. getheilt, deren Summarien wir abgekürzt hersetzen wollen. §. 1. Veranlassung zu dieser Schrift. §. 2. Abriß der Denkungsart des jetzigen Zeitalters, über christliche Religionsbegriffe, Vorsichtigkeitsregeln dabey. §. 3. Was sind richtige christliche Religionsbegriffe? Mittel dazu. §. 4. Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung. Gründe, wonach jene die Lehren dieser beurtheilen muß. §. 5. Was lehrt Vernunftreligion ohne Offenbarung; was nicht? Ist sie zur Erreichung unserer Bestimmung hinlänglich? §. 6. Hat jeder das Recht, über Religion nachzudenken; und kann er es? §. 7. Vorsichtigkeitsregeln für Ungelehrte dabey. §. 8. Ist eine unmittelbare Offenbarung nothwendig nnd möglich? Ihr Charakter. Wo und wie ist sie vorhanden? §. 9. Richtige Vorstellung von der Bibel und ihrem Entstehen. §. 10. Inspiration. §. 11. Bibelstudium. Ists besser, die Bibel ganz oder im Auszuge zu lesen? §. 12. Anleitung und Regeln, die h. Schrift zu lesen; dabey mit über den Begriff der Weissagungen. §. 13. Welches sind die in der h. Schrift enthaltenen Unterscheidungslehren der christlichen Religion? §. 14. Was lehrt die Bibel von Gott, seinem

Wesen und Eigenschaften? §. 15. Lehre von Jesu Christo. §. 16. Vom Verdienst Jesu Christi. §. 17. Was lehrt das N. Test. von seiner Menschheit, Wundern, Auferstehung ꝛc.? Urtheil über die Wiederbringung aller Dinge und Offenbarung Johannis. §. 18. Wiederholung des Bekenntnisses des Glaubens an Jesum, nach dem Inhalt der Bibel. §. 19. Bibellehre vom heiligen Geiste. §. 20. Bibellehre von den Menschen, Engeln, Teufel ꝛc. §. 21. Des Menschen Entstehung, Bestimmung, Fall. §. 22. Wiederherstellung der menschlichen Freyheit, gut zu handeln. Heilsordnung; Glaube, Buße, Erleuchtung ꝛc. §. 23. Verschiedene Vorstellungen von der Heiligung; Glauben, Glaubenseinigkeit, Buße. Abriß der Lehre von der Rechtfertigung. Charakteristik der wahren Bekehrung nach individueller Lage der Menschen. Träume der Mystik. §. 24. Taufe und Abendmal. §. 25. Noch einige Lehren der geoffenbarten Religion: Unsterblichkeit der Seele; Begriffe vom Himmel und der Hölle; Auferstehung; Hölle; Ende der Welt. §. 26. Das Wesentliche des Christenthums ist nicht glauben; sondern Thun mit Glauben verbunden. Grund christlicher Glaubenspflichten. Mittel, sie auszuüben. Ihre glücklichen Folgen.

Eine große Menge von Materialien für ein so kleines Buch! Man hat also hier keine ausführlichere Erörterungen; sondern nur summarische Belehrungen zu suchen. — Wir machen noch einige Bemerkungen. Der Verf. erklärt sich §. 5. ziemlich strenge gegen die Vernunftreligion, ob er ihr gleich gegen das Ende wieder eine Ehrenerklärung macht. Sein gutgemeinter Sinn ist unverkennbar. Es sind aber hier sehr verschiedene Fragen verwechselt und übersehen. Anderer zu geschweigen, wie will er sich bey seiner großen Einschränkung des Werths der Vernunftreligion bey der Frage helfen: Wie ist die allgemeine Menschenliebe Gottes zu retten, wenn die Vernunftreligion so untauglich ist, da ein sehr kleiner Theil der Menschen unsre Offenbarung kennt, und ein noch kleinerer sie annimmt? Sehr wohl thut der Verf. dagegen, daß er die Frage über die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung als unnütz zu seinem Zweck erklärt. Wir müssen auch, nach unserer Ueberzeugung seinem Urtheil beytreten, daß sie sich nicht ausmachen läßt, und am Ende auf leere Speculation hinausläuft.

läuft. Aber er redet von einer unmittelbaren Offenbarung, ohne sich hinlänglich zu erklären, was er darunter versteht, welches immer einige Dunkelheit verursacht. Wenn er S. 63 Nr. 4. es als Charakter einer göttlichen Offenbarung angiebt, daß sie Wahrheiten lehren müsse, die wir durch die Vernunft nie erkennen lernen: so läßt sich das wohl nicht beweisen, und widerspricht schon dem zweyten Kennzeichen, daß sie mit dem übereinstimmen müsse, was eine richtige Vernunftreligion lehre. Es muß ja dann auch durch die Vernunft erkennbar seyn; welches er auch S. 73 einräumt. Es würde Rec. zu weit führen, wenn er seine Bedenklichkeiten gegen die vom Verf. angeführten Beyspiele unm. Inspiration aus der Bibel niederschreiben wollte.

Im 15. §. handelt der Verf. von Christo, und legt, statt sich auf Untersuchungen einzulassen, sein Glaubensbekenntniß, als Resultat seines Nachdenkens, ab, daß Jesus Christus kein Geschöpf, sondern ein zum göttlichen Wesen gehöriges Subjekt sey: mag aber nicht darüber entscheiden, ob er dem Vater ὁμουσιος oder ὁμοιυσιος etc. sey; und urtheilt über die Fruchtlosigkeit der kirchlichen Streitigkeiten über die höhere Natur Jesu, das πως betreffend, in Absicht der Religion selbst, ganz richtig. Sehr wohl hat uns der Rath gefallen, den der Verf. seinen Kindern S. 156 giebt. Er ist ein Beweis seiner ächtliberalen und christlichen Denkungsart. Wenn sie nämlich durch eigne Prüfung und Nachdenken zu einer Ueberzeugung gelangen sollten, die von der Seinigen abwiche; sie das System Socins, Arius, Sabellius rc. oder ein andres schriftmäßiger fänden: so — sollten sie nur ihrer Ueberzeugung getreu bleiben, Jesum darnach aufrichtig verehren, und andersdenkende Christen nicht hassen und verdammen. — Das ist in dem wahren Geist unserer Religion gesprochen!! — Ueber die Lehre vom Verdienst Christi §. 16. trägt der Verf. gleichfalls die strengste orthodoxe und die neuere Meinung kurz vor; legt sein eignes Glaubensbekenntniß ab, und führt die Gründe an, darauf es für ihn beruhet. Denn sagt er, es kümmre ihn nicht, ob seine Meinung kirchlich orthodox sey, oder nicht; und räth abermals seinen Kindern, sich nicht darüber zu beunruhigen, wenn sie seiner Meinung nicht seyn könnten; sondern nur ihren Erlöser, nach ihrer Ueberzeugung, aufrichtig und treu zu verehren, und gewiß zu hoffen, daß sie des Ziels nicht verfehlen würden.

Kurz! So aufrichtig Rec. bekennt, daß er in vielen Stücken nicht der Meinung des Verf. ist, und so wenig er den Lesern Hoffnung zu neuen Gesichtspunkten machen kann: so muß er das Buch doch redlichen Laien und christlichen Familien zu ihrer Belehrung und Erbauung recht sehr empfehlen. Es wird niemand von ihnen gereuen, es gelesen zu haben. Rec. siehet dem zweyten Theile mit Hoffnung entgegen.

Se.

Die Denksprüche Jesus des Sohnes Sirach. Ein Lehr- und Lesebuch für Leser aus allen Ständen, besonders für Schulen. Aufs neue übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen, von Friedrich Christian Zange. Arnstadt, 1797. bey Trommsdorfs Erben. 10 Bogen. 8. 8 gr.

Die Absicht des Verf. gehet dahin, diese Denksprüche durch eine deutliche Uebersetzung und durch hinzugefügte nöthige Erklärungen zu einem Handbuche moralischer Vorschriften und Klugheitsregeln im gesellschaftlichen Leben, für den Bürger, besonders auch für Schulen zu machen. Deswegen verließ der Verf. auch die gewöhnliche Ordnung der Kapitel; theilte das Ganze in gewisse Abschnitte, unter welche er die hier und da zerstreuten Erfahrungen, Ueberzeugungen und Lebensregeln ordnete; und versahe jeden Abschnitt mit einer passenden Ueberschrift. Die Uebersetzung ist genau, und dabey doch in einer sehr angenehmen und fließenden Schreibart abgefaßt. Hin und wieder ist mit wenigen Worten eine gegebene Erklärung gleich mit in den Text eingeschaltet. Die nach jedem Abschnitte hinzugefügten Anmerkungen sollen theils Erläuterungen über manchen dunkeln Vers geben, theils dem Leser eine Anleitung seyn, über diese und jene Materie weiter nachzudenken. Um diese Schrift zu einem eigentlichen Lesebuche für Christen einzurichten, hat der Verf. mit Recht manches übergangen, was hauptsächlich nur Juden interessiren konnte; z. B. das Lobgedicht auf die Vorfahren der Israeliten, und noch einige einzelne Stellen, die, ohne den Zusammenhang zu zerreißen, füglich ausgelassen werden konnten. Wir hätten gewünscht, daß der Verf. mit noch mehreren Stellen es eben so möchte

gemacht haben; mit solchen nämlich, wo Sirach sich offenbar durch jüdische Theologie und Philosophie hat verleiten lassen, Unrichtigkeiten vorzutragen: die der Verf. denn in den Anmerkungen zu widerlegen sucht: wohin wir z. B. die Stelle aus Kap. 39. nach einer andern Abtheilung Kap. 40. Vers 33 bis 37. rechnen; wodurch die Nutzbarkeit dieses sonst vortrefflichen Sittenbuchs gewiß würde gewonnen haben. Warum der Verf. übrigens in manchen Stellen anders als bisher übersetzt, und diese oder jene Lesart vorgezogen habe, davon giebt er in diesem Buche keine Rechenschaft; verspricht aber, daß es vielleicht bey einer andern Gelegenheit geschehen solle. Einige kurze Nachrichten von Sirach, so viel davon hierher gehört, giebt der Verfasser in der Vorrede.

Ka.

Predigerarbeiten, von M. Gottfried Heinrich Schatter, Pfarrer in Neunhofen bey Neustadt an der Orla. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Baumgärtner. (ohne Jahrzahl). 271 S. in 8. 18 gr.

Dieses Bändchen enthält in seiner ersten Abtheilung ausführliche Entwürfe zu Predigten über die Sonntags- und Festevangelien von dem ersten Adventssonntage bis zum sechsten Sonntage nach Epiphanias, nebst einer Predigt am Tage der Reinigung Mariä; in der andern Abtheilung aber zwey Erndtepredigten, eine Predigt am Tage der Reformation Luthers, zwey Trauungsreden, und zwey Confirmationsreden. Da der Verf. bereits als einer unserer bessern Prediger bekannt ist: so bedarf es wohl kaum noch erst der Versicherung, daß auch diese Predigerarbeiten den bessern dieser Art beygezählt zu werden verdienen. Wir hoffen, unsern Lesern einen angenehmen Dienst zu thun, wenn wir die Hauptsätze hier anführen.

Am ersten Adventssonntage: Anmerkungen über die drey Eigenschaften in Jesu: ein Gerechter, ein Helfer und arm. Am 2ten Adventssonntage: Von dem Sinne des Christen, wenn das Unglück derer, die wider ihn waren,

sein

lich Glück wird. Am dritten Adventssonntage: Daß die Klagen, man habe sich an seinem Glücke in der Welt durch tugendhafte Erfüllung seiner Pflichten Schaden gethan, häufig ganz ungegründet sind. Am vierten Sonntage des Advents: Ein Paar Merkmale, an denen man Offenherzigkeit von Schwatzhaftigkeit unterscheiden kann. Am ersten Weyhnachtstage: Wir thun als Aeltern wohl, wenn wir von jedem unserer Kinder immer denken: es ist nicht uns allein, sondern auch andern Menschen geboren. Am zweyten Weyhnachtstage: Daß Gott uns Aeltern schon durch die natürliche Beschaffenheit eines jeden Kindes von Zeit zu Zeit sehr deutliche Winke gebe, wie und wozu wir es erziehen sollen. Am dritten Weyhnachtstage: Daß es von Aeltern wohl und gut gedacht sey, wenn sie beständig denken: unsere Kinder sind uns von Gott gegeben. Am Sonntage nach Weyhnachten: Wie wir an das zu Ende gehende Jahr noch einmal so denken können, daß es uns nützlich wird für das kommende Jahr. Am Neujahrstage: Das gewöhnliche Verzeichniß der Gebornen, Verehelichten, Communikanten und Verstorbenen des vollendeten Jahres. Am Sonntage nach dem Neujahrstage: Von der Flucht, als dem Mittel der göttlichen Vorsehung zur Rettung des Kindes Jesu aus einer Lebensgefahr. Am hohen Neujahrstage: Ob und warum denn manche Menschen etwa auch uns aus dem Wege gehen möchten? Am ersten Sonntage nach Epiphanias: Daß es ein großer Fehler bey der Kinderzucht sey, wenn man den Kindern darüber (über etwas) Vorwürfe macht, woran man doch selbst Schuld gewesen ist. Am zweyten Sonntage nach Epiphanias: Wie glauben gute Aeltern mit ihren Kindern, und gute Kinder mit ihren Aeltern zu stehen, alsdenn, wenn die Kinder nun schon für sich leben? Am dritten Sonntage nach Epiphanias: Was gehört vorzüglich zu einem vernünftigen Zutrauen zu einem Arzte, wenn man krank ist? Am vierten Sonntage nach Epiphanias. Von der christlichen Entschlossenheit in Gefahren. Am fünften Sonntage nach Epiphanias: Daß wir einander oft durch Dienstfertigkeit zur Last werden. Am sechsten Sonntage nach Epiphanias: Jesus, Moses und Elias nebeneinander. Am Tage der Reinigung Mariä: Daß auf uns viel mit ankömmt, ob der Werth unsers Lebens nach und nach, in unsern Augen, fallen oder steigen soll. — Erste Erndtepredigt über Jes. 5, 4.: Zwey

Fragen, worauf bey der Feyer unseres Erndtefestes alles ankommt. Zweyte Erndtepredigt über Ps. 126, 3—5.: Ein Rath, unter die Freuden des heutigen Tages auch eine wehmüthige Empfindung mit aufzunehmen. Am Tage der Reformation Luthers, über 1 Cor. 15, 58.: Daß es, auch nach Luthers Reformation noch immerfort bey uns gar viel zu reformiren giebt. — Es sey uns erlaubt, nur noch einige kleine Bemerkungen über diese Predigten hier niederzuschreiben. Man sieht aus obigem Verzeichnisse, daß der Verf. keine ganz gemeine Sachen in seinen Predigten vorträgt; nur dünkt uns der Vortrag hin und wieder etwas schwerfällig und nicht wohl fließend, auch nicht immer, wenigstens für den Landmann, leicht und faßlich genug, zuweilen auch wohl etwas zu kalt, und nicht so eindringlich und lebendig zu seyn, als er unsers Erachtens es seyn könnte und sollte. Der Verf. scheint uns übrigens ganz der Mann dazu zu seyn; er versteht gewiß sehr wohl, was zur Sache gehört, nicht nur aufzufinden, sondern es auch immer gut und zweckmäßig vorzutragen; und er würde also auch leicht seinen Vorträgen jene Vollendung geben können, wenn er noch etwas mehr Fleiß und Zeit auf ihre Ausarbeitung wenden wollte. — So lehrreich und vortrefflich auch die Anmerkungen sind, die der Verf. in der ersten Predigt vorträgt: so kommt doch eine Stelle darin vor, woran wir einen Anstoß nehmen. S. 61 heißt es nämlich: „Ueberdem giebt es nicht in unserer Welt wirklich Fälle, wo der „tugendhafte Arme sich gar bald in bessere Umstände versetzen könnte, wenn er niederträchtig und gewissenlos handeln wollte; das aber nicht mag, sondern lieber ehrlich „und brav, dabey aber arm bleiben will; wo also seine „Rechtschaffenheit Ursache seiner Armuth wird?" — Sollte das wohl so ganz recht geredet seyn? Die eigentliche Ursach seiner Armuth liegt doch ganz gewiß nicht in seiner Rechtschaffenheit; sondern in dem hier angegebenen Falle ist seine Rechtschaffenheit nur die Ursach der festen edlen Entschlossenheit, mit welcher er jede niederträchtige und gewissenlose Art, sich zu bereichern, verschmäht. Es scheint uns doch aber sehr bedenklich zu seyn, die Rechtschaffenheit deswegen so geradehin eine Ursach seiner Armuth zu nennen. Der Volkslehrer kann in solchen Aeußerungen nicht behutsam genug seyn, um Tugend und Rechtschaffenheit bey dem Volke nicht in übeln Ruf zu bringen, oder widrige

Vor-

Vorurtheile dagegen zu nähren. In der Predigt am vierten Sonntage des Advents heißt es S. 40.: „Allein lasset „uns in diesem Falle auch besorgt um das seyn, ob wir nicht „etwa des Guten hierin zu viel möchten gethan haben, unser Herz mit unserer Zunge zugleich verschlossen, und da„durch, daß wir den Tadel der Schwatzhaftigkeit glücklich „vermieden, uns zugleich unglücklicherweise um das schöne „Lob der Offenherzigkeit gebracht haben." — Bey dieser Stelle entsteht die Frage: ob man den Satz, man müsse des Guten nicht zu viel thun, auch als moralische Vorschrift, oder auch nur als moralische Rathgebung, gebrauchen könne und dürfe? Ob man sagen könne und dürfe: man solle sich prüfen, ob man nicht etwa des Guten in diesem oder jenem Stücke zu viel gethan habe? Wir glauben: nein! Denn nur des physischen Guten kann man zu viel thun, z. B. beym Essen und Trinken; nie aber des moralischen. Des Schweigens sowohl als des Redens kann man zwar zu viel thun; aber in einer moralischen Rede läßt sich nicht sagen, daß man in dem einen oder andern Falle des Guten zu viel thue. Der Verf. hätte also lieber deutlicher und bestimmter sagen sollen: wir wollen uns prüfen, ob wir auch nicht etwa des Schweigens zu viel gethan haben. So aber hat er eine moralische Zweydeutigkeit gesagt, die wir um so weniger billigen können, je leichter sie den gemeinen Mann verwirren kann. Die Themata, die der Verf. am Weyhnachtsfeste abgehandelt hat, möchten wohl kaum auf jeder Kanzel ohne alles Murren durchgehn. Wir möchten also auch nicht jedem Prediger rathen, sie an diesen Tagen auf die Kanzel zu bringen, so lehrreich und nützlich sie auch sonst sind. Denn der größte Theil der Zuhörer möchte sie doch wohl etwas zu weit hergeholt, oder dem eigentlichen Zwecke und der Würde des Festes nicht ganz angemessen finden. In der Predigt am Sonntage nach dem Neujahrstage heißt es S. 97.: „Was haltet ihr „von diesem Mittel, wenn es Gott wählt zu Erreichung ei„ner solchen Absicht? Kommt es nicht bey dem ersten An„blicke so vor, als ob die Gottheit wohl etwa auf ein „schicklicheres, edleres, ihrer würdigeres Mittel hätte ver„fallen können?" — Da kommt es uns nun so vor, als ob das nicht verständig und würdig genug von der Gottheit gesagt wäre. In der Predigt am dritten Sonntage nach Epiphanias heißt es S. 139.: „Gleich als ob Leben und

„Gesundheit eine Nußschale wäre, mit der man spielt." — Sollte wohl dieser Ausdruck für die Kanzel so ganz schicklich seyn? In der Vorrede nimmt der Verf. die Pericopen gegen die freyen Texte in Schutz.

Ow.

Predigerarbeiten von M. Gottfried Heinrich Schatter, rc. Zweytes Bändchen. Leipzig, bey Baumgärtner. (Ohne Jahrzahl.) 280 S. in 8. 18 gr.

Auch dieses Bändchen hat, so wie das erste, zwey Abtheilungen. Die hier gelieferten ausführlichen Entwürfe zu Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien schließen sich an die des ersten Bändchens an, und gehen hier von dem Sonntage Septuagesimä bis zum Sonntage Jubilate. Am Sonntage Septuagesimä: Wie viel uns Gott zu Gute thut, wenn er uns günstige Gelegenheit giebt, zu arbeiten, wie wir arbeiten können und wollen. Am Sonntage Sexagesimä: Was muß ein Lehrer an seiner Gemeine wahrnehmen, ehe er von ihr mit Grunde denken kann: ihr seyd meine Ehre und Freude? Am Sonntage Estomihi: Ueber die Wohlthat Gottes, daß man in seinem Berufe bis an sein Ende arbeiten kann und mag. Am Sonntage Invocavit: Von der edeln Heftigkeit in uns, wenn man uns zumuthet, schlecht zu seyn. Am Sonntage Reminiscere: Ob man wohl seine Landsleute lieber haben dürfe, als Ausländer. (Der Verf. beantwortet diese Frage zwar mit Ja; aber doch so, daß man sieht: er ist selbst seiner Sache nicht recht gewiß. Es scheint ihm nur natürlich, christlich und vernünftig zu seyn. Er hätte aber immerhin etwas bestimmter und entscheidender sprechen mögen, und dieß würde auch ohne Zweifel geschehen seyn, wenn er nur den Begriff der Liebe selbst sich etwas deutlicher gedacht und bestimmter gefaßt hätte. — Am Sonntage Oculi: Daß auch bey dem Gebrauche der Religion der Rath gut sey: genieße, was dir Gott beschieden, entbehre gern, was du nicht hast. Am Sonntage Lätare: Daß wir, wenn Gott uns heute nebst fünf tausend Menschen mit fünf Broden sättigte, daraus viel mehr machen würden, als wir daraus

zu

zu machen geneigt sind, daß er uns alle Tage gesättiget hat. Am Sonntage Judica: Daß man bey der gewissenhaftesten Aufführung, und sogar durch sie Anlaß geben könne zu den gröbsten Verschuldungen seiner Mitmenschen. (Es scheint uns doch wirklich in vieler Hinsicht sehr bedenklich zu seyn, so geradehin zu lehren, wie der Verf. in dieser Predigt gethan hat: aus dem Guten könne Böses, und aus dem Bösen Gutes kommen. Denn im Grunde ist doch das keinesweges wirklich so; sondern es ist bloßer Schein, bloße Täuschung. Diesen optischen Betrug aber muß der Lehrer keinesweges unterhalten, sondern er muß vielmehr ihn hinwegzuschaffen suchen; böse Folgen entstehen nie aus dem Guten, und gute Folgen nie aus dem Bösen an sich selbst; sondern jene entstehen immer nur aus dem Bösen, welches dem Guten beygemischt ist, oder demselben widerstreitet und es einschränkt; diese hingegen entstehen durchgängig nur aus dem Guten, das dem Bösen widerstreitet, und es besiegt. So waren z. B. die guten Folgen, die aus der Versetzung Josephs nach Aegypten entstanden, keinesweges Folgen des Bösen, das von Seiten seiner Brüder dabey vorgieng; sondern diese guten Folgen wurden lediglich theils durch dasjenige Gute, was die Vorsehung zur Einschränkung des Bösen herbeyführte, theils durch die eigene Weisheit und Tugend bewirkt, die Joseph selbst dabey bewies. In der That, man erzeiget dem Bösen zu viele Ehre, und man verdunkelt hingegen die Würde des Guten, und vermindert die Achtung, die man demselben schuldig ist, wenn man so geradehin lehrt: aus dem Guten könne Böses werden, so wie aus Bösen Gutes. Das sey ferne!). Am Feste der Verkündigung Mariä: Daß es für gute Menschen bey ihrem Wohlergehen sehr angenehm seyn müsse, wenn sie merken, daß andere von ihnen glauben, sie seyen es werth, daß es ihnen wohlgehe. Am Sonntage Palmarum: Von dem Schaden und Nutzen, den es für unsere Tugend haben kann, daß es uns an Gelegenheit fehlt, häufig unter großen vermischten Haufen Volkes zu seyn. Am grünen Donnerstage: Der Anblick der Kinder, die heute das erstemal zum Abendmahle gehn, ein nützlicher Anblick. Am Charfreytage: Einige Fragen, die uns allen gewiß sehr wichtig vorkommen würden, sobald wir erführen, wir sollten heute noch sterben. Am ersten Ostertage: Daß Gottes Vorsehung oft schon zu der Zeit manche Dinge vollkom-

kommen wohl und gut besorgt hat, wenn sich der Mensch noch immer die größte Sorge darüber macht; als ein Wort für unsere Bekümmerte. Am zweyten Ostertage: Daß die nämlichen Religionswahrheiten, auf die nämliche Art vorgetragen, bey dem nämlichen Menschen, dießmal viel, ein anderesmal wenig oder gar keine Wirkung thun können. Am dritten Ostertage: Was wir immer bey jedem voraussetzen müssen, wenn es ihm ein Trost seyn soll, daß er in einer andern Welt seine hiesigen Bekannten wiederfinden werde. Am Sonntage Quasimodogeniti: Wenn und wie können wir uns der Treue Jesu dennoch trösten, ungeachtet wir in der Religion manches nicht glauben, was unsere Mitchristen glauben? Am Sonntage Misericordias Domini: Von einem Mißverstande, worein man gerathen kann, wenn man das Gleichniß Jesu vom guten Hirten zu weit ausdehnt. (Diesen Mißverstand setzt der Verf. nämlich darin, wenn man glauben wollte, die Menschen eben so in Religionssachen zwingen zu dürfen, wie der Hirte seine Schaafe zwingt, ihn zu folgen, und da zu weiden, wo er es für gut findet. Allen solchen Zwang verwirft der Verf. hier schlechthin; gleichwohl sagt er doch auch selbst wieder bey einer andern Gelegenheit S. 250.: „solche Tage (Bußtage nämlich) muß man ja nicht fallen lassen; da muß man die Seinigen, oder, wenn man sonst etwa Vorschriften machen darf, ernstlich anhalten, daß sie ja die Feyer solcher Tage nicht verabsäumen." Also giebt es doch eine Art von Zwang in Religionssachen, den man anwenden nicht nur darf, sondern sogar muß? Aber nur gegen einige etwa? Wenn gegen einige; warum nicht eben sowohl auch gegen alle? Die Sache scheint also doch wohl erst noch einer genauern Untersuchung und Bestimmung zu bedürfen.) Am Sonntage Jubilate: Von dem Vergnügen, das der Mensch daran findet, sich an die Noth zu erinnern, die er einst ausgestanden hat. — Die zweyte Abtheilung enthält Predigten und Reden bey besondern Gelegenheiten. Es sind folgende: An einen Schwörenden: Eine Rede von dem Hrn. Pastor Porland in Brambach bey Adorf im Vogtlande. Der Verf. hat Recht, wenn er in der Vorrede urtheilt, daß der Leser jede Entschuldigung wegen Aufnahme dieser fremden Arbeit gewiß sehr überflüßig finden werde, wenn er sie erst selbst gelesen hat. Sie ist überaus zweckmäßig und sehr eindringend abgefaßt. Der für

die

die Würde der Gottheit nicht ganz geziemende Ausdruck: Rache Gottes, der dem Hrn. Porland einmal entfallen ist, hätte leicht mit einem bessern vertauscht werden können, z. B. gerechte Bestrafung Gottes. — Bußtagspredigt über Maleachi 3, 7.: Das Thema ist: daß unsere Bußtage wohl besonders darum wenig fruchten, weil wir alle so gern glauben, daß wir ihrer für unsere Personen nicht bedürfen. (In andern Stellen construirt der Verf. das Verbum: bedürfen, mit dem Accusativo, welches unrichtig ist.) — Leichenpredigt über Hebr. 12, 1.: Bey einem Manne, der den Trunk liebte. Das Thema ist: Wie und wozu uns das Andenken an unsere verstorbene Mitchristen nützlich werden könne. — Zweyte Leichenpredigt über 1 Thess. 4, 13., bey einer vorzüglich guten Gattinn und Mutter. Das Thema ist: Je rechtschaffener die Unsrigen waren, desto leichter sollen wir uns als Christen bey ihrem Tode trösten können. — Ob diese Predigerarbeiten sowohl in Ansehung des Inhalts als des Vortrags durchgängig, besonders für den Landmann, hinlängliche Popularität und Faßlichkeit haben möchten; ob manche Hauptsätze derselben wohl nicht etwas zu weitschweifig abgefaßt seyn dürften, wodurch die nöthige Behaltbarkeit derselben etwas zu sehr erschwert zu seyn scheinen könnte; ob sie auch wohl immer ganz den Ton halten, den die Kanzel erfordert, und ob dieser nicht zuweilen etwas zu sehr sich dem gemeinen Conversationstone nähert; imgleichen ob einige darin vorkommende Ausdrücke und Redensarten, z. B.: „die Gemeindeglieder durch Religion zu gescheiden (?) Menschen machen; — dem höchsten Wesen etwas zu Gefallen thun, u. dgl. wohl zu billigen seyn möchten; daran zu zweifeln, könnte man zwar hin und wieder leicht versucht werden; im Ganzen aber glauben wir das vortheilhafte Urtheil, welches wir bereits über das erste Bändchen gefällt haben, auch hier bestätigen zu müssen. — Das Substantivum, der Tod (mors) schreibt der Verf. durchgängig mit einem dt; es muß aber zum Unterschiede von seinem Adjectivo todt, nicht mit einem dt, sondern bloß mit einem d geschrieben werden. Man sagt nicht: im Todte, sondern: im Tode; so wie man hingegen auch nicht: der Tode, die Toden, sagt; sondern der Todte, die Todten. (Mortuus, Mortui.)

Ow.

Rechtsgelahrheit.

Des Marchese Beccaria's Abhandlung über Verbrechen und Strafen. Von neuem aus dem Italienischen übersetzt. Mit Anmerkungen von Diderot, mit Noten und Abhandlungen vom Uebersetzer, mit den Meinungen der berühmtesten Schriftsteller über die Todesstrafe, nebst einer Kritik derselben, und mit einem Anhange über die Nothwendigkeit des Geschwornengerichts, und über die Beschaffenheit und die Vortheile desselben in England, Nordamerika und Frankreich. Von J. A. Bergk. Leipzig, 1798. bey Beygang. Erster Theil. 324 S. Zweyter Theil. 306 S. 8. 2 Rk.

Jeder, welcher nicht ganz Fremdling in der Literairgeschichte der Philosophie des Criminalrechts und der Criminalgesetzgebung ist, nennt mit Achtung den Namen Beccaria's, und schon darum kann eine neue Uebersetzung des Werks, durch welches der Name des unsterblichen Italieners dem Publikum achtungswürdig wurde, dem Freunde der Wissenschaft nicht gleichgültig seyn. Da wir aber schon mehrere Uebersetzungen dieses Werkes, und unter diesen eine vorzügliche mit, zum Theil schätzbaren, Anmerkungen des berühmten Hommels versehene besitzen: so ist es natürlich, daß uns mit einer bloßen Uebersetzung nicht gedient seyn könne; sondern daß wir berechtigt sind, an den, welcher uns eine neue Uebersetzung liefern will, Forderungen zu machen, welche in der That nicht so leicht zu befriedigen sind. Die allgemeinste und natürlichste Forderung ist, daß der neue Uebersetzer etwas Besseres liefern solle, als Hommel geliefert hat; und schon dieses ist, wenn man nicht etwa bloß an Verbesserungen des Styls denkt, (welcher indessen bey Hommeln immer noch erträglich ist,) keine geringe Forderung, wenn man auch gar nicht auf die vielerley Rücksichten achtet, in welchen eine vollkommnere Ausgabe, als die Hommelsche, wünschenswerth ist. Die Forderung wird aber offenbar um so stärker, je genauer man diese mehrern Rück-

sichten

sichten betrachtet. Zuerst ist es jedem, welcher Beccaria's Werk nur einigermaaßen mit Sorgfalt betrachtet hat, nicht unbekannt, daß Beccaria seine eigentlichen Gedanken häufig, und zwar mit Fleiß, in ein gewisses Dunkel eingehüllt hat, um weder Unwahrheit sagen, noch auch ein Opfer der Wahrheit werden zu müssen. Beccaria bedarf daher allerdings eines Commentators, um durchaus richtig verstanden zu werden; aber es ist wohl leicht einzusehen, daß nicht wenig dazu erfordert werde, um ein würdiger Commentator eines Beccaria zu werden, und den ächten Geist eines Werkes darzusteuen, welches sich unverkennbar als ein wahres Produkt des Genies ankündigt. So reich indessen das Werk über Verbrechen und Strafen an herrlichen Gedanken und Ausführungen ist, so voll von trefflichen und zweckmäßigen Vorschlägen es ist: so läßt sich doch leicht erwarten, daß der Mann, welcher die Losung zu freymüthigen Untersuchungen über Criminalrecht und Criminalgesetzgebung gab, welcher so viel zu thun hatte, um nur vorerst die gröbsten Schlacken abzusondern, weder ein vollendetes System könne aufgestellt, noch auch durchaus gerade das Wahre und Richtige aufgefunden haben. — Wie viel ist nicht, seit Beccaria, für die genannten Wissenschaften geleistet worden? Und welche ergiebige Quellen sind daher dem Bearbeiter des Werkes Beccaria's, welcher mit dem jetzigen Zustande dieser Wissenschaften vertraut ist, geöffnet, um seine Arbeit, bald durch treffende Berichtigungen, bald durch schätzbare Zusätze, recht interessant und nützlich zu machen? —

Unsere Leser können aus dem Gesagten beurtheilen, was für Forderungen wir an Hrn. Bergk, und mit welchem Rechte wir dieselben an ihn machen. Wir müssen nun beurtheilen, ob und wieferne er denselben Genüge geleistet habe.

Wenn wir unser Urtheil über Hrn. Bergk freymüthig sagen sollen: so ist er bis jetzt noch nicht der Mann, welcher einem solchen Unternehmen gewachsen seyn könnte. Es ist nicht zu läugnen, daß Hr. Bergk manche helle Begriffe, und auch die Gabe hat, dieselben auf eine faßliche Art darzustellen; allein, durchaus sieht man, daß er das Ganze der Wissenschaft, für welche er arbeiten will, noch nicht überschauen kann; durchaus bemerkt man daher an ihm Mangel an Gründlichkeit und Consequenz. Durch die Lectüre von Kants Schriften, welche er aber noch keineswegs gründlich studirt zu haben scheint, ist er eifriger Freund der kritischen

Philo-

Philosophie geworden; aber, ohne in den Geist dieser Schriften eingedrungen zu seyn, glaubt er, (ob etwa darum, weil ihn Hr. Heinsius in Leipzig als einen vollendeten Weisen in den Zeitungen ankündigt, wissen wir nicht,) ein vollkommner Schüler Kants zu seyn; und eben wegen dieses Wahns (welchen man in unsern Tagen bey so vielen antrifft) ist er zu gründlichen Untersuchungen verdorben. Ueberall schwärmt er an der Oberfläche herum, spielt mit den Worten seines Meisters; aber, weil er keine festen Begriffe mit denselben verbindet: so leitet er seine Leser, in einem ewigen Wirrwarr von halbdeutlichen Sätzen, nur in einem Haufen von Inconsequenzen herum; und man kommt daher nicht selten, wenn man eine ganze Abhandlung mit Aufmerksamkeit durchgelesen hat, dahin, daß man es bedauert, seine Zeit durch die Lectüre nichtssagender Worte verschwendet zu haben. Hr. Bergk ist daher noch keinesweges der Mann, welcher ein würdiger Commentator Beccaria's seyn könnte; aber er hat allerdings die Anlage, es zu werden, wenn er den Dünkel eines Kantianers aufgiebt, und wenn er durch gründliche Prüfungen seiner eigenen Begriffe und dessen, was Andere gesagt haben, sich in den Stand setzt, ein festes System zu bereiten, welches allein vor Inconsequenzen bewahren kann.

Zur Bestätigung unsers Urtheils wollen wir unsre Leser von dem Inhalte des Werkes einigermaaßen unterrichten. Die Uebersetzung, bey welcher Hr. Bergk die Hommelsche fast durchgängig zum Grunde gelegt hat, ist ziemlich fließend und rein; und wir läugnen nicht, daß sie sich besser noch, als die Hommelsche, lesen läßt. In den Noten des Uebersetzers sind ebenfalls manche recht schöne Bemerkungen enthalten. So ist das, was Hr. B. über die allgemeinen Begriffe, über die moralischen Anlagen des Menschen, über die Kraft unvollkommener Beweise, über die Einkerkerung der Verdächtigen u. dgl. sagt, recht gut und schön; wiewohl freylich nicht neu, welches auch niemand verlangen wird. Dagegen fehlt es aber auch nicht an Noten, in welchen man unser nachtheiliges Urtheil über Hrn. B. bestätigt finden wird. Man lese nur zum Beyspiel, was über die Eide gesagt wird. Wir wollen hier nicht die sonderbare Gedankenreihe ausschreiben, durch welche der Verf. zu beweisen sucht, daß die Eide unmoralisch seyen, und daß sie „dem Menschen seine Freyheit und Selbstständigkeit kosteten"; nur das wollen

wir

nur anführen, was er zum Beweise der Widerrechtlichkeit derselben sagt!

„Sind Eide rechtlich? Eide beziehen sich auf die Gottheit und nicht auf Menschen, und können also ganz und gar nicht in das Rechtsgebiet gezogen werden; sondern sie sind dem Gerichtshofe des Gewissens allein unterworfen."

Welch ein Beweis! Also ist es auch widerrechtlich, zu beten? Der Verf. fährt fort:

„Darf nun der Staat einen Eid von jemand fordern? Da das Schwören gänzlich außer dem Rechtsgebiete liegt, weil durch die Unterlassung desselben niemandes Rechte beeinträchtiget werden: so darf der Staat niemand zum Eid zwingen. Es ist daher widerrechtlich, wenn der Staat jemand, ehe er sein Zeugniß hören will, einen Eid abfordert. Der Staat handelt aber auch zugleich unmoralisch, weil er in die Regalien der Gottheit eingreift. Niemand darf vom Staate zu etwas genöthigt werden, was im Unterlassungsfalle niemandes Rechten Abbruch thut. Niemand hat daher die Verbindlichkeit, einen Eid abzulegen."

Versteht der Verf. unter dem, was niemandes Rechten Abbruch thut, das, was weder die Rechte des Staats, noch die der einzelnen Bürger verletzt: so hat er Recht, sobald er nur beweist, daß der Staat durch die Verweigerung des Eides nicht in seinem Rechte verletzt werde; denn bis jetzt hat er nur so viel gesagt, daß der Staat kein Recht habe, den Eid zu fordern, weil er keines habe, welches nichts gesagt ist. Versteht er aber darunter, was nicht die Rechte des einzelnen Bürgers verletzt: so möchten wir wohl wissen, auf welche Art er die meisten Polizeyanstalten rechtfertigen wollte.

[illegible] man ferner auf dergleichen Blößen stoßen, wie z. B. S. 119.

„Keine Frage darf geschehen, welche den Verbrecher in die Alternative setzt, sich entweder selbst als schuldig zu bekennen, oder zu lügen."

oder wie S. 120, wo es von dem Läugnenden heißt:

„Da entweder Bosheit oder Unwissenheit Schuld an „seinem Läugnen sind: so muß er Männern übergeben „werden, die ihn zur Einsicht seines widerrechtlichen „und schändlichen Läugnens bringen, und zur Reue über „seine That bewegen. Zeit und Unterricht sind also die „einzigen Mittel, zu welchen rechtlicherweise der Richter „gegen einen hartnäckigen Läugner seine Zuflucht neh„men kann; denn wäre seine Schuld auch sonnenklar: „so ist doch die Maxime, ohne selbst eigene Anerkennung „seiner That verurtheilt zu werden, eben so widerrecht„lich, als gefährlich."

Dann hat man doch wohl Recht, sich über die Oberflächlichkeit und Wortspielereyen des Verf. zu beklagen. — Ob es dem Verf. zur Entschuldigung gereicht, wenn er Vorr. S. XXXIV sagt:

„Sie (diese Anmerkungen) sind ohne die Absicht, irgend „jemand zu beleidigen, niedergeschrieben. Sie sind „Kinder der Unschuld, und gleichwohl sind sie nicht ohne „Anfechtung zur Welt gekommen. Sie haben nicht die „Absicht, den Lauf der Sterne zu verrücken; immer „mag der Mond und die Sonne den Gang fortgehen; „sie werden dieselben in ihrem tausendjährigen Laufe „nicht stören."

Dieß wollen wir dem Urtheile des Lesers überlassen.

Schätzenswerth ist es, daß uns Hr. Bergk zugleich Diderots Anmerkungen zu Beccaria geliefert hat. Sind es gleich dieser nur sehr wenige; so sind sie doch reich an Gehalt und Kraft. Vorzüglich interessant ist ein Brief des unsterblichen Beccaria an seinen französischen Uebersetzer Abbé Morellet, worin er selbst wichtige Nachrichten aus seinem Leben, besonders von seinen Beschäfftigungen, Lieblingsneigungen und gesellschaftlichen Verbindungen mittheilt, und welchen uns hier Hr. B. zum erstenmale deutsch liefert, wofür er allen Dank verdient.

Uebrigens enthält der erste Theil noch einen kurzen Abriß der Geschichte des Criminalrechts, d. h. eine Abhandlung, welche diesen Titel führt, aber keineswegs das leistet, was der Titel verspricht. Es sind darin einige flüchtige Bemerkungen über die Gesetzgebungen der Aegyptier, der

der Aethiopier, der Griechen, der Römer und der Deutschen; dann einige Nachrichten von neueren Gesetzgebungen, einige Namen berühmter Männer, und einige oberflächliche Betrachtungen über die Criminalgesetzgebung enthalten.

Der zweyte Theil hätte wohl, ohne vermißt zu werden, ganz wegbleiben können. Es sind darin Abhandlungen des Hrn. Bergks enthalten, welche als zweyter Theil des Beccaria freylich mehr Käufer finden werden, als sie sonst wohl gefunden haben würden.

Wer diese Abhandlungen liest, kann nicht zweifeln, daß unser oben gefälltes Urtheil über Hrn. Bergk völlig gegründet sey. Um unsere Leser nicht ununterrichtet zu lassen, wollen wir den Inhalt derselben kurz anzeigen.

Die erste Abhandlung führt die Ueberschrift: von Verbrechen. Den allgemeinen Charakter eines Verbrechens findet Hr. B. „in der Uebertretung des Gesetzes der allgemeinen Gleichheit und in der Vernichtung des äußern Rechts überhaupt." Wenn man diese Bestimmung richtig versteht: so ist nichts dagegen einzuwenden; aber wir sehen nicht ein, wie der Verf. nun darum, „weil ihm dieser Begriff eines Verbrechens ein apriorischer Begriff ist, welcher vor aller bürgerlichen Gesellschaft vorausgeht"; alle andere Begriffe, welche man von Verbrechen aufgestellt hat, verwirft, und nur die von ihm genannten Handlungen als solche betrachtet, welche die Vernunft — (sollte wohl heißen: die Sprache) Verbrechen nennte. Zum Beweise dessen, was wir oben von dem Verf. gesagt haben, zeichnen wir die Stelle aus, wo der Verf. untersucht, ob man sagen könne, durch Verbrechen würde die öffentliche Sicherheit verletzt.

„Die öffentliche Sicherheit ist ein vieldeutiger und schwankender Ausdruck. Eine andere Bedeutung hat er in „Monarchien, eine andere in demokratischen Republiken; „andre Begriffe verbindet damit der Jüngling, andere „der Mann oder Greis; aus andern Gesichtspunkten „betrachten ihn der Kenner der menschlichen Natur und „der Aufgeklärte, aus andern der Unwissende, Abergläubische, Intolerante und Schwärmer." (Und die allgemeine Gleichheit — wie vielerley Bedeutungen ist denn diese fähig?)

„Die öffentliche Sicherheit besteht nicht in einem „Todtenschlafe der Individuen, nicht in der Gedanken- „losigkeit des Pöbels, noch in dem Schweigen der „Schriftsteller, nicht in dem Verstummen der Gedrück- „ten, noch in der Unterdrückung aller öffentlichen Mit- „theilung der Gedanken; sondern in dem freyen unge- „störten Gebrauch aller äussern Rechte nach allgemeinen „Gesetzen. Der Begriff derselben verlangt also ein hö- „heres Gesetz, nach welchem er bestimmt, und nach wel- „chem ihr Inhalt angegeben werden muss. Ueberdiess „ist dieser Begriff aus der Erfahrung entlehnt, „und wird durch mehrere oder wenigere Einsichten und „Leidenschaften eingeschränkt oder erweitert. Da er also „keine Allgemeingültigkeit hat: so ist er zur Gesetzge- „bung ganz untauglich."

Welch ein Gemisch von wahren, halbwahren und falschen Sätzen! Derselbe Geist lebt in der zweyten Abh. über die Arten der Verbrechen und von der Stufenfolge derselben, und in der dritten: von der bürgerlichen Strafe und von dem Zwecke derselben, in welcher die Kantische Talion angenommen; aber doch die Todesstrafe gegen den Mörder verworfen wird!? —

Die vierte Abhandlung, welche volle 203 Seiten einnimmt, ist ein wörtlicher Auszug aus den Schriften aller derer, welche über die Todesstrafen geschrieben haben. Auf diesen Auszug folgt eine nochmalige Aufzählung aller dieser Meinungen, nebst einer Kritik derselben, und endlich die Meinung des Verf. Wie unnöthig diese Arbeit sey, wird derjenige leicht einsehen, der es weiss, dass schon Hr. D. Erhard in seiner Ausgabe des Pastoret einen ähnlichen Katalog geliefert hat.

Das Beste in dem 2ten Theile sind noch die in der letzten Abhandlung gegebenen Nachrichten von dem Geschwornengerichte in England, Nordamerika und Frankreich.

In einer Nachschrift erklärt der Verf., „daß diese Abhandlungen Kinder einer eisernen Nothwendigkeit seyen, die sich gleich Polypen an seinen Geist angehängt hätten, und die er nicht anders, als vielleicht durch ein Wunder, die aber

zum Unglück nicht mehr Statt finden, und an die man auch leider! nicht mehr glaube, abreissen könne."

Praktische Anleitung, wie die Kriegsschäden zu peräquiren, die Schulden zu tilgen, und die dadurch erschöpften Reichsländer wieder in Aufnahme zu bringen sind. Von Friedrich Heinrich Hatzfeld, fürstl. Oranien-Nassauischen Kammersecretär. Gießen, bey Heyer. 1798. 8. XXIV. und 191 S. 14 gr.

Unter den vielen Schriften, welche durch die traurigen Folgen des Krieges zwischen Deutschland und dem republikanischen Frankreich veranlaßt worden sind, gehört diese zu den bessern, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie selbst vor der Bodmannischen darum Vorzüge habe, weil der Vf. derselben seinen Grundsätzen getreu geblieben ist, und eine Consequenz in sein Werk gebracht, welche der, so häufig schwankende und unbestimmte Bodmann nicht kennt. Aber dadurch hat auch Hr. Hatzfeld, so wie die mehresten Schriftsteller über diesen Gegenstand gefehlt, daß er es vergessen hat, sein Gebäude gegen Einsturz zu sichern. Was hilft es uns, wenn auch unser Gefühl noch so sehr mit den Entscheidungen eines Schriftstellers über einzelne Fälle übereinstimmt, wenn wir nicht dadurch, daß uns ein fester Grundsatz, dessen Wahrheit die Richtigkeit aller einzelnen Bestimmungen begründen muß, deducirt worden ist, in den Stand gesetzt worden sind, uns selbst Rechenschaft davon zu geben, warum wir den Behauptungen unsers Vfrs. Beyfall zollen? — Diese Deduction hat Hr. Hatzfeld vergessen, und uns statt dessen bloß gesagt, daß die Qualification der einzelnen Kriegsschäden zur Repartition (bey welcher natürlich, wie er mit Recht behauptet, auf keine Privilegien eines Standes etc. Rücksicht genommen werden kann) dadurch bestimmt würden, daß sie durch kriegsrechtlichen Gebrauch veranlaßt worden seyen. Wie unbestimmt ist aber dieses? Und warum qualificiren sich denn nur dergleichen Kriegsschäden zur Repartition? Diese Fragen hat uns Hr. Hatzfeld nicht beantwortet. — Sehen wir auf die Resultate unsers Verfassers: so soll der individuelle Schaden, welcher bloßen Individuen zugefügt worden sey,

der Schaden, welcher bloß durch Handlungen der Individuen, und welcher gegen Kriegsmanier und Kriegsräson entstanden sey, nicht regartirt werden. Es folgt daraus, daß der Vf. unmöglich von dem obersten staatsrechtlichen Grundsatze, der Krieg ist eine Handlung des Staats, mithin alle seine Lasten gemeinschaftliche Lasten, ausgegangen seyn könne; denn jeder Krieg hat in seinem Gefolge Schäden für die Staatsbürger, die nicht aus dem Wesen des Kriegs fließen, nicht gerade eine Folge der sogenannten Kriegsräson sind, und dennoch den Staatsbürger darum, weil der Staat Krieg hat, treffen. Diese müßten mithin auch unter alle Gesellschaftsmitglieder nach jenem Grundsatze repartirt werden; allein Hr. Hatzfeld erkennt in diesen Fällen, nach dem Gesagten, die Verbindlichkeit zur Repartition keinesweges an. Rec. findet daher, wenn er Hrn. Hatzfelds Resultate durchdenkt, keinen andern Grundsatz, unter welchen sie gebracht werden könnten, als den, welchen auch Bodmann aufstellt, aber nicht mit derselben Consequenz durchführt, nämlich: die Kriegsschäden sind Zufälle, die der tragen muß, welchen sie treffen, und in Ansehung deren nur dann Entschädigung gefordert werden kann, wenn es aus dem Wesen des bestimmten Schadens klar ist, daß sie nicht den, welchen sie trafen, als Individuum treffen sollten, wozu allerdings die Betrachtung, ob er nach dem, was man Kriegsräson gewöhnlich nennt, zugefügt worden sey, oder nicht, wichtig seyn kann. Jeder Schade nämlich, welcher in eroberten Städten, Dörfern und Ländern, nach Kriegsräson Statt findet, ist nie auf das Individuum, sondern auf die Gemeinheit, wozu es gehört, berechnet, und die Individuen, welche hier, weil die Gemeinheit ihre Last nicht sogleich selbst abtragen kann, einstweilen für die Gemeinheit einstehen müssen, sind als solche anzusehen, die eine gemeinsame Schuld ausgelegt haben, und daher den Regreß an die Gemeinheit nehmen können. Rec. glaubt, daß dieser Grundsatz der positiv rechtliche sey, wenn er gleich gerne zugiebt, daß er nicht der positiv rechtliche seyn sollte, und daß nichts einer Gerechtigkeit liebenden und edlen Nation würdiger sey, als durch die Erhebung aller Kriegsschäden zu allgemeinen Schäden des ganzen Staats zu beweisen, daß sie gerade in dem Zeitpuncte öffentlich dem Rechte huldige, wo dergleichen Beyspiele von ganzen Nationen zu den Seltenheiten zu gehören anfangen. —

Die Untersuchung, in wie ferne die einzelnen Kriegsschäden sich zur Repartition qualificiren, macht den Gegen-

stand des zweyten Abschnitts dieses Werkchens aus, nachdem der Vf. in dem ersten Abschnitte ausgeführt hatte, daß in diesem Falle keine Privilegien irgend einen Staatsbürger schützen könnten, um von dem Beytrag zur Tilgung der repartirten Kriegsschäden frey zu seyn. Der dritte Abschnitt ist der Untersuchung über die Art der Tilgung der Kriegsschäden und der deshalb nothwendigen Besteurung gewidmet. Der Verf. ist hier der Meinung, daß Grund- und Gewerbssteuer die einzig zuläßigen seyen; gegen die Vertheidiger einer allgemeinen Vermögenssteuer zieht er stark zu Felde. Aber dennoch ist Rec. noch immer mit den Vertheidigern dieser letzteren einverstanden. Den Grundsätzen der Gerechtigkeit ist sie offenbar die angemessenste, und Rec. glaubt, sagen zu können, die allein angemessene. Politische Gründe können da, wo von Gerechtigkeit die Rede ist, nicht entscheiden, und der Cameralist kann vernünftiger Weise dem Juristen nie widersprechen. Aber das ist die wichtige Frage, welche der Financier zu beantworten hat: wie die Vermögenssteuer auf die leichteste und dennoch sicherste Art erhoben werden könne? Und hier thürmen sich freylich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten; welche jedoch Rec., wiewohl er sie hier, weil er kein Buch schreiben darf, nicht aus dem Wege räumen kann, nicht unüberwindlich scheinen.

Der Verf. schließt dieses Werkchen, welches ihm immer Ehre macht, mit dem Wunsch, daß man itzt, wo noch alles in frischem Andenken sey, Instructionen für die Beamten und Ortsvorsteher für künftig zu befürchtende Kriege entwerfen, daß man während des Kriegs in jeder Gemeinde aus ihren Mitgliedern abwechselnde Commissionen und für dieselben Formulare zu Registern und Rechnungen vorschreiben möge.

Welcher Menschenfreund wird hier nicht gerne mit dem Verf. übereinstimmen, wer nicht wünschen, daß er selbst dergleichen Instruction als einen Anhang zu seinem schätzbarem Werke geliefert hätte?

S.

D. G. M. Weber, Regierungsrath, Hofgerichts-Assessor und Professor zu Bamberg, über die Repartition der Kriegsschäden, in juristischer und kamera-

meralistischer Hinsicht, nebst einer kritischen Darstellung aller bisher gemachten Vorschläge. Würzburg, in der Kolischen Buchhandl. 1798. XXVIII und 626 S. 8. 1 Rk. 12 gr.

Je wichtiger die Lehre von der Repartition der Kriegsschäden in unsern Tagen geworden ist, je mehr das Unglück, unter welchem unser Vaterland darnieder liegt, die Federn der Schriftsteller in Bewegung setzt, je mehr wir täglich mit Vorschlägen zur Abwendung oder Erleichterung desselben beschenkt werden; desto nothwendiger ist es, daß endlich auch ein Mann als Schriftsteller in dieser Lehre auftritt, der, weit entfernt von sklavischer Anhänglichkeit an Auctoritäten und Dogmen der Vorzeit, es versteht, uns den festen Weg der Grundsätze zu führen, und uns so durch die Labyrinthe, in welche uns das Schwanken und Controvertiren der gewöhnlichen Schriftsteller verwickeln mußte, in den sichern Hafen der Gewißheit zu leiten. Hr. Weber, der als einer der vorzüglichsten Schriftsteller und der denkendsten Juristen schon längst allgemein anerkannt wird, hat sich durch dieses wichtige Werk aufs neue die gegründetsten Ansprüche auf den Dank seiner gelehrten Mitbürger erworben, und es kann nicht fehlen, daß von nun an alle Schriftsteller über diese Materie (denn beendigt werden die Untersuchungen über dieselbe noch nicht seyn), wenn sie anders von dem Publicum gehört seyn wollen, denselben Weg der Gründlichkeit einschlagen werden, welchen Hr. Weber gegangen ist, dessen Werk daher als ein solches betrachtet werden kann, welches Epoche machen wird.

Nach einer Prüfung der von Andern aufgestellten Grundsätze geht der Verf. zu der Frage über: Was repartirt werden müsse? Diese Untersuchung leitet ihn zu folgenden Resultaten: 1) Krieg wird vom Staate gegen Staat, und nicht von Individuum gegen Individuum, oder vom Staate gegen Individuum geführt, also muß auch der ganze Staat und nicht das Individuum die Folgen des Kriegs tragen. 2) Krieg ist eine gemeinschaftliche Last; an einer gemeinschaftlichen Last darf Einer keinen größeren Theil tragen, als der Andere; dieß würde aber bey Kriegsschäden der Fall seyn; also sind die Kriegsschäden unter alle Staatsglieder zu vertheilen. 3) Bey Repressalien hat das Staatsglied, welches das

das Opfer der [illegible] wird, seinen Regreß gegen den ganzen Staat; also auch bey Kriegsschäden. 4) Der Unterschied, ob sie vom Freunde oder Feinde, auf Befehl des Commandirenden geschehen seyen, oder nicht, fällt weg, weil a) diejenigen, welche ein gemeinschaftliches Geschäft übernehmen, auch die gewöhnlichen Folgen desselben im Ganzen stillschweigend ipso facto übernehmen; b) weil bey einer Gesellschaft auf Gewinn, alle und jede Zufälle, die einen nicht würden betroffen haben, wenn er ein gemeinschaftliches Geschäfte nicht unternommen hätte, die ganze Gesellschaft und nicht den Beschädigten treffen. Die Staatsgesellschaft ist aber in Rücksicht der Erhaltung der Staatsverfassung, der Erreichung des Endzweckes des Krieges eine Gesellschaft auf Gewinn. 5) Die Vorgabe des gegentheiligen Völkergebrauchs kann nichts beweisen, denn sie ist eine bloße quaestio facti. 6) Die Schadensvertheilung ist nicht unpolitisch und nicht unthunlich. 7) Und wäre sie es: so ist der Staat wenigstens dem Beschädigten seine Unterstützung schuldig.

Die Vortheile, welche diese Theorie des würdigen Verf. gewährt, sind auffallend. Sie characterisirt sich durch die höchste Einfachheit; denn nach ihr giebt es keine der Zeit und Geld raubenden Schwierigkeiten, keine der so sehr bestrittenen und so sehr verschieden beantworteten Fragen, welche gewöhnlich die Schriften derer, welche über diese Materie schreiben, corpulent machen; nach ihr kann z. B. über das Verhältniß des Pachters zum Verpachter, über die Bestimmung, wer die Personal- und wer die Reallasten zu tragen habe, kein nur scheinbar vernünftiger Zweifel obwalten, nach ihr kann die Entscheidung: ob die Kriegs-Brandschäden von der Brand-Versicherungscasse, und nicht vielmehr von dem Staate getragen werden müssen? nicht der mindesten Bedenklichkeit ausgesetzt seyn, nach ihr endlich kömmt die höchste Harmonie in das Ganze; denn alle Grundsätze derselben stammen aus einem und demselben obersten Grundsatze ab. Auch gewährt diese Theorie noch außerdem den Nutzen, daß der Leichtsinn der Großen, welcher gewöhnlich den Hauptgrund der Entstehung eines Kriegs enthält, dadurch beschränkt wird; denn der Fürst und die Großen, welche ihn umgeben, sind fast durchaus die reichsten Partikuliers des Landes; sie sind mithin auch diejenigen, welche der Schaden des Kriegs vor andern hauptsächlich stark trifft. —

Es ist ohne alle Widerrede gewiß, daß der Standpunct, auf welchem der Verf. in dieser Schrift stehet, der einzig richtige für den philosophischen Juristen ist. Was er sagt, geht zuletzt aus dem Begriffe des Staates hervor, und es ist sonach über allen Zweifel erhoben, daß der Grundsatz des Verf. in jedem Staate der entscheidende seyn sollte, und daß es der Würde der Repräsentanten einer großen Nation gemäß sey, dem Rechte öffentlich zu huldigen, und den Grundsatz des Vfs. als den entscheidenden aufzustellen. — Aber der positive Jurist, welchen geschichtliche Data leiten, hat als solcher nicht zu fragen, was als Recht anerkannt werden solle, sondern was anerkannt worden sey. Die bürgerlichen Gesellschaften sind, wenn man, an dem Leitfaden der Geschichte, bis zu ihrer Entstehung zurückgeht, so unendlich weit von dem Ideale des Staats entfernt, daß man sich wohl besinnen möchte, sie unter dem ehrwürdigen Namen des Staats zu begreiffen. Sie nähern sich aber demselben von Stufe zu Stufe, und werden von Zeit zu Zeit, je mehr sie dem allgemeingültigen Rechte huldigen, (je mehr das Positive mit dem Vernunftrecht übereinstimmt) ihres Namens würdiger. Das Inwieferne kann hier natürlich nur die Geschichte beantworten. Sie ist mithin die Leiterinn des positiven Juristen, wenn er bey der ihm nothwendigen Entscheidung einzelner Rechtsfälle sich die Frage aufwirft: was hier als Recht anerkannt worden sey. Rec. gesteht, daß nach seiner Ueberzeugung der positive Jurist, wenn er sich diese Frage in Ansehung der Entschädigungsforderungen durch den Krieg gedrückter Bürger aufwerfen muß, nicht die Grundsätze unsers würdigen Verf. als von den Deutschen öffentlich anerkannte Rechtssätze wird betrachten können. Leider möchte hier die Observanz der bisherigen Zeiten, leider selbst einzelne bestimmte Gesetze (z. B. die über das Verhältniß des Pachters zum Verpachter) beweisen, daß man bis jetzt von entgegengesetzten Grundsätzen ausgegangen sey, und wenn dieses der Fall ist: so wird dieses treffliche Werk des Verf. nicht als ein Leitfaden für den positiven Juristen als solchen betrachtet werden können.

Die zweyte Frage, welche unser verdienstvoller Verf. sich aufwirft, ist die: wie zu repartiren sey? Er ist, nach Rec. vollster Ueberzeugung mit Rechte, für eine allgemeine Vermögenssteuer. Trefflich führt er dieses aus, und Rec. glaubt

glaubt wohl behaupten zu können, daß diese mit voller Sachkenntniß bearbeitete Untersuchung über die Art der Besteurung, welche zugleich mit einer gründlichen Prüfung aller, von Andern hierüber gemachten Vorschläge verbunden ist, dem Werke einen vorzüglichen Werth ertheile, und es selbst zu einem überhaupt für den Cameralisten höchstwichtigen Producte erhebe.

Nu.

Deutsches Staats-Magazin. Herausgegeben von dem Professor von Berg zu Göttingen. Dritten Bandes erstes und zweytes Heft. Göttingen, bey Vandenhoek. 1798. 8. 1 Rg.

Das Erste Heft enthält: I. Friedensschluß zwischen Oesterreich und Frankreich, mit Anmerkungen. II. Etwas über den Niedersächsischen Kreistag. III. Gräflich Castellisches Hausgrundgesetz. IV. Königl. Preußische Reunionen in Schwaben. V. Ueber die Sustentation der Kammergerichtskanzley. VI. Staatsliteratur.

Das Zweyte Heft: VII. Beytrag zur Geschichte des Hessen-Casselischen Landtags in den J. 1797. 1798. VIII. Beyträge zur Geschichte des Wirtembergischen Landtags in den Jahren 1797 und 1798. IX. Etwas über den Niedersächsischen Kreistag. X. Aktenstücke, die neuerworbene Reichs- und Kreis-Standschaft des gräfl. Hauses Sickingen betreffend. IX. Oeffentliche Verhandlungen wegen der Brandenburgischen Vorschritte und Neuerungen in Franken. XII. Beytrag zur Geschichte des Berlepschischen Processes.

Eü.

Arzneygelahrheit.

Ausführliche Darstellung des Brownischen Systems der praktischen Heilkunde, nebst einer vollständigen Litteratur und einer Kritik desselben, von Christoph Girtanner. Zweyter Band. Göttingen, 1798. 8. 2 Rg.

Bey

Bey der Anzeige des ersten Bandes dieser Schrift (N. A. D. Bibl. B. 38. S. 75.) gab der Rec. die Erklärung von sich, daß die Darstellung der Brownischen Lehren gut, wenn schon ziemlich überflüßig für die Bedürfnisse des lesenden medicinischen Publikums sey; daß dieses Werk also in dieser Hinsicht von keiner Bedeutung; daß aber die Spannung des Rec. vornehmlich auf die dem zweyten Bande einverleibte Kritik über das System gerichtet sey. Mit Beziehung auf dieses unser individuelles Urtheil wollen und können wir also den größten Theil dieses zweyten Bandes, welcher die Fortsetzung der Darstellung des Br. S. enthält, mit Stillschweigen übergehen. Es ist in derselben nichts merkwürdig, als das überall sichtbare Bestreben des Hrn. G. die Fehler der Weikard- und Pfaffschen Uebersetzung bemerklich zu machen. Hr. Pf. mag und wird seine Arbeit gegen diese Beschuldigungen vertheidigen! Den bey weiten geringern Theil des Buches füllt die Kritik über das System aus. Sie hebt an S. 587. und geht bis S. 624. und enthält auf diesen wenigen Seiten nicht mehr und nicht weniger als drey, und noch überdieß ziemlich unwichtige Einwürfe! Also tant de bruit pour une Omelette! — Hr. G. setzt die Erfordernisse zu einem guten Kritiker ganz vortrefflich auseinander. Möchte er in seiner schriftstellerischen Laufbahn stets nach denselben gehandelt haben! Bis jetzt, sagt er, gebe es noch keine Kritik des Systems. Noch ständen die Hauptpfeiler des Gebäudes fest (das werden die Herren Hecker und Hufeland nicht zugeben!) Es lasse sich nicht läugnen, daß das System ziemlich konsequent sey. Allein 1) seyen die Principien unrichtig und erschlichen; 2) sey Br's. Schlußweise (ob sie gleich ziemlich konsequent ist?) unstatthaft; 3) gebe es eine Menge Erscheinungen im gesunden und kranken Zustande des Menschen, welche sich nach dem System durchaus nicht erklären lassen. — Ad 1) bedient sich Hr. G. einer offenbaren Sophisterey, indem wir von allen der Erregbarkeit ähnlichen Qualitäten und Kräften, von der Hallerschen Reizbarkeit bis zur Hufelandschen Lebenskraft, ganz dieselben Angaben statt finden lassen müssen. Wir sehen Erscheinungen, Veranlassungen, Mittel; aber die wahren Ursachen, die Kräfte selbst, und wie sie im Verborgenen wirken, über diesem allen hängt der heilige Schleyer der Natur, den kein Sterblicher je aufgedeckt hat, sagt einer unserer größten Philosophen. — Ad 2) Browns Schlußweise

durch

durch Analogie und Induktion sey irrig. Zugegeben, wenn das so viel heißt, als mangelhaft. Aber welche ist denn gewiß und über alle Irrung erhaben? Schloß Hr. G. nicht tausendmal eben so? Als er den Sauerstoff zum Princip der Lebenskraft erhob, schloß er anders, und war sein Schluß gerechter und richtiger? Wenn Hr. Hahnemann über die Wirkungen der Arzneymittel nachdenkt und schreibt, schließt er anders? Analogie und Induktion sind und bleiben gewiß immer die Wegweiser der meisten Aerzte in der Theorie und Praxis. Eben aus dieser Quelle schreiben sich ja alle die mannichfaltigen Systeme und Irrthümer der Aerzte aller Jahrhunderte her, und leider wird sie in dem nächsten Jahrhunderte noch immer nicht versiegen; aber wie können wir anders? Wenn Hr. G. sagt, daß es erregende Kräfte gebe, welche einen Mangel an Empfindung verursachen, z. E. Mohnsaft, Druck aufs Gehirn, Reiz des Kontagiums u. s. w.; so helfen sich die Brownianer mit dem Kap. der indirekten Schwäche. Der Druck auf das Gehirn paßt aber hieher, wie die Faust aufs Auge! Wenn Hr. G. sich in Konsequenzenmacherey verliert, indem er folgert, Wasser und Wein, Opium und Brod, Sublimat und Rindsbraten müsse eins wie das andere wirken; so hat er nur das Bischen Unterschied unter natürlichen und künstlichen, unter den geringsten und größten Reizmitteln vergessen, ungerechnet die so unendlich verschiedene individuelle Erregbarkeit und abgezogen davon, daß Brown nur behauptet, jedes Reizmittel müsse auf die Erregbarkeit zunächst wirken, ein Satz, den jeder Nervenpatholog, auch Hr. G., suo modo annehmen muß. — Von dieser Art sind nun die Beyspiele, mit welchen Hr. G. die Br. Lehre zu Boden schlagen will. Wir wollen die Zeit und Mühe nicht verschwenden, weitläuftiger davon zu reden, da wir uns auf Hrn. Röschlaubs Meisterwerk berufen können, wo alle die Einwendungen, auch die allzu mathematischen des Hrn. Eschenmayers, weitläuftig widerlegt sind. Wir sind weit entfernt, des Hrn. Br. System — nach allen seinen einzelnen Theilen und als ein richtiges, vollständiges System der Arzneywissenschaft — über alle Einwürfe erhaben zu glauben, weit entfernt, in verba magistri Brunonis zu schwören, weit entfernt, die Brownschen Erklärungen aller Orten hinreichend zu finden, obgleich die bisherigen pathologischen Erklärungen von Fäulniß, Kongestionen, Reaktion, chemischen Zersetzungen, [illegible]

hung

übrigens Auflagen genommen, nur wenig mehr hinzugekommen, alle aber lesenswürdig sind, obgleich manche Wiederholung mit eingeschlichen ist, die der Verf. hätte vermeiden können. Wir erwarten, in dem zweyten Bande, mehrere neue Untersuchungen über physiologische und pathologische Gegenstände zu finden, welche jetzt zur medicinischen Tagesordnung gehören!

Sammlung medicinisch-praktischer Beobachtungen und Abhandlungen, herausgegeben von M. A. Weikard. Ulm. 1798. 223 S. 8. 16 gr.

Der Herausgeber erwirbt sich durch diese kleine Sammlung von Beobachtungen bey vorurtheilsfreyen, parteilosen Erfahrungsmännern vielen Dank. Es war bisher immer noch die Klage, daß man die Brownischen Lehren nicht in concreten Fällen anwenden könne, von ihrer Anwendbarkeit noch keine bündigen Beweise habe, daß es so schwer sey, bis auf das Specielle, ein praktischer Brownianer zu seyn, daß die wenigen practischen Beobachtungen, z. E. eines Frank, Weikard, Marcus, u. theils nicht ganz rein Brownisch angestellt, theils nicht umständlich genug erzählt seyen, um ein richtiges Urtheil über die Brauchbarkeit des Br. Systems am Krankenbette fällen zu können.

Dieß Buch enthält Beobachtungen über verschiedene Grade von Fiebern, von Röschlaub; über das Nervenfieber, von Frank d. J.; und über den Durchfall, von Röschlaub; Beobachtungen, welche mit so vieler Genauigkeit angestellt und beschrieben, eben so interessant für sich, als überzeugend in Hinsicht des Werths des Br. Systems sind, wenn dieses mit Discretion und gesundem Verstande auf die Praxis angewandt wird. — In Bamberg waren voriges Jahr Fieber sehr frequent. Der Vf. beobachtete viele und vielerley, nur keine Typhus (ein höherer Grad von Synochus). Er zog aus seinen Beobachtungen folgende Resultate: Die Abführungsmittel im Synochus angewandt, schaden. Man soll daher die Cur desselben ohne alle Abführungsmittel bloß durch reizende Heilmethode unternehmen. Es giebt nur Ein Fieber. Durch Abführen kann aus Synochus Typhus werden. Abführen vermehrt auch Quartan-, Tertian-

und

und Quotidianfieber, und erschwert ihre Heilung. In vielen Fällen werden die gastrischen Zufälle erst durch die Methode, die Salze, u. d. gl. herbeygelockt. (Alles dieß ist recht gut! hüten wir uns aber doch ja nur immer vor allgemeinen Sätzen! So falsch es war, alle und jede Fieber gastrisch behandelt zu haben: so irrig oder wenigstens gewagt mag es seyn, bey allen Fiebern das gastrische System zu vernachläßigen, gar nicht zu reinigen, allemal und überall zu reizen. Nach den Erfahrungen des Rec. ist auch hier die Mittelstraße die beste Maaße. Die Schwächung durch Ein gelindes Abführungsmittel ist nicht bedeutend, wenn die Indication zweifelhaft ist; nothwendig ist eine Abführung, wenn der Unterleib örtlich leidet; schädlich, wenn die Schwäche sehr groß ist, z. E. im wahren Typhus.) — Hr. Frank schildert das Hospitalfieber (Typhus), welches zu Wien, besonders jungen, daselbst frequentirenden Aerzten gefährlich war. Es sind der Krankengeschichten neune, und sie sollen zum Beweise dienen, daß auch bey dieser Fiebergattung die abführende Methode nachtheilig, die reizende vortheilhaft sey. Sogar den Meteorismus leitet Hr. Fr. von der Schwächung durch Abführungsmittel her. (Der Rec. muß hier widersprechen. So gewiß er glaubt, daß dieses Symptom von Schwäche der Lebensfunction, namentlich Schwäche des Unterleibes herrührt: so entsteht es doch bey weitem nicht immer von abführenden Mitteln. Rec. hat es oft gesehen, wo gar nicht abgeführt worden war.) Auch befördern abführende Mittel das Ausbrechen der Exantheme eher, als sie es hindern, da diese Ausschläge Folgen von Schwäche sind, die durch Abführungen vermehrt wird. (Wir halten das für Sophisterey, zu der sich Hr. Fr. gar nicht hätte herablassen sollen. Bey neuen, zweifelhaften Behauptungen muß man entweder keine, oder bündige Beweise beybringen, um sie zu unterstützen, sonst schadet man der ganzen Sache.) Bey verschiedenen Kranken zeigten sich gastrische Symptomen. Andere Fieber waren entzündlich, ehe sie zu Nervenfiebern wurden. Das Contagium wirkt reizend (bey seinem ersten Angriff auf den Körper) und oft durch Neigung zu indirekter Schwäche, also eine Art von sthenischer Diathesis. Kann der Arzt den allzu heftigen Reiz mittelst der schwächenden Methode mindern: so beugt er der indirekten Schwäche vor, und heilt am kürzesten. (Das dürfte aber sehr schwer seyn!) Kommen zu einem Nervenfieber entzündliche Zufälle: so sind sie asthenischer Art; zeigen, daß die

Asthenie mehr auf einen, als die andern Theile wirkt; sind aber nicht die eigentliche Ursache des Fiebers, sondern Folgen der allgemeinen Schwäche. Hr. Fr. war in seiner Behandlung glücklich. Die meisten konnten nach 8—14 Tagen, ungehindert ihre Geschäffte wieder verrichten. Dieß geschah in Spitalluft und bey Spitalkost. Die Besserung geschah oft so schnell, daß — wäre die Ursache faulichte Auflösung der Säfte gewesen — sie schlechterdings unbegreiflich war. Auch die Recidive waren selten, seitdem Hr. Fr. die Genesenden weniger reichlich (das war also keine Spitalkost?) und mit größerer Auswahl nährte. Das Hauptmittel war der Bisam und andere flüchtige Mittel. (Dem Rec. ist es aufgefallen, warum man nicht öfterer Baldrian, Angelika, Arnika, sondern immer nur China und Schlangenwurz gab? Besonders bey den häufigen Diarrhöen wäre gewiß die Wolverleywurzel an ihrer Stelle gewesen. Auch hätten wir manchmal statt des manchen Nerven so unangenehmen Kamphers flüchtige Laugensalze gegeben, Zugmittel auf den Magen gelegt, u. s. w. Am wenigsten hat uns die Krankengeschichte des Hrn. Garzarolli gefallen. Auch die Geschichte des Hrn. Morikowsky scheint nicht über allen Tadel erhaben zu seyn. Dem letztern, glaube ich, hätte ich einige Tassen Blut nehmen lassen.) Die China wurde weniger gebraucht, (dennoch erscheint überall Decoct. corticis?) da sie in allen Fällen von großer Schwäche, besonders des Verdauungskanales, nicht paßt. Nur für geringere Asthenie gehört sie. (Wenigstens müssen immer flüchtige, sogenannte Nervenmittel damit verbunden werden. Allein ist sie auch schon zu schwer zu verdauen.) Uebrigens ist es nach dem Brownschen Systeme nicht gleichgültig und einerley, nur zu reizen, gleichviel, welches Reizmittel es sey. — Die dritte Abh. zeigt den großen Werth der Brownschen Arzneylehre bey Durchfällen. Hr. R. setzt die Ursache des Durchfalles von allgemeiner Krankheit durchgehends (?) in direkte Schwäche der Lebensfunktion, die im Darmkanale größer ist, als durch den übrigen Körper. Er hält also alle Durchfälle für asthenisch. Gesellt sich ein Durchfall zu einem sthenischen Uebel: so geschiehts nicht eher, als bis die Sthenie im Abnehmen ist. (Rein örtliche Uebel ausgenommen, wo doch wohl auch sthenische Durchfälle möglich seyn könnten.) Um Durchfall zu verhüten, ist nöthig, zu untersuchen, ob die Ursache allgemein, oder örtlich sey. Zu den letztern gehört: Geschwüre im Darmkanale, asthenische Entzündungen,

Schwämm-

Schwämmchen, Indigestionen. Bey gemischtem Uebel wenden wir allgemeine und örtliche Mittel an, so weit es möglich ist. Doch leisten die ersten mehr. Die wahren Mittel gegen gemeinen Durchfall sind diejenigen, welche die Lebensthätigkeit des ganzen Organismus und des Darmkanals insbesondere vermehren, stärken. Und da es meist direkte Asthenie ist: so müssen die reizenden Potenzen in desto geringerer Gewalt und Summe; aber in desto kürzern Zwischenräumen angewandt werden; je größer die Asthenie ist. Bey geringerer Krankheit können stärkere Reizmittel in größern Zwischenräumen gegeben werden. Es gehören zu den Heilmitteln: Reiben mit flüchtigen Geistern, warme Ueberschläge von Spec. cephalis. Wärme, weinichte, nahrhafte Getränke, animalische Diät, milde Gewürze, flüchtige Reizmittel, keine tonica und adstringentia. (Es giebt aber Fälle, wo nur tonica austera, Kino, Katechu, Alaun helfen?) Wer bey asthenischen Zufällen gierig nach China, Colombo, Burgunder greift, unternimmt deshalb grade noch keine Cur nach Browns Theorie. Im höchsten Grade könne z. E. alle 15 Minuten einige Tropfen Laudan. gereicht werden. Alles muß sich nach Alter, Constitution, Temperament richten. Diese Sätze werden mit Krankheitsgeschichten belegt, in deren Epikrisen manche bemerkenswerthe Winke gegeben werden. — Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß bald noch mehrere Aerzte ihre Bemerkungen über die Brownische Heilart sine ira et studio bekannt machen mögen, die Resultate mögen nun für oder wider dieselbe ausfallen.

Fp.

S. Th. Soemmering, de Corporis humani fabrica. Edit. aucta et emendata. *Tom. quartus.* De cerebro et de nervis. Traiecti ad Moenum, sumpt. Varentrappii et Wenneri. 1798. 366 S. in gr. 8. 1 Rg. 4 gr.

Die Vorzüge dieser Uebersetzung und neuen Ausgabe sind aus den vorhergehenden Theilen eben so bekannt, als die des Werks selbst. Besonders ist die Literatur vermehrt, und es sind noch andere Verbesserungen vorgenommen worden, wodurch zwar wieder die Seitenzahl vermehrt wurde, aber

gleichwohl diesmal die lateinische Ausgabe von der deutschen, in der Zahl und Ordnung der Paragraphen, nicht abweicht, obgleich zuweilen etwas aus einem in den andern versetzt wurde, wenn es da einen schicklichern Platz fand.

Dr. Joh. Friedr. Blumenbach — über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte. Nach der dritten Ausgabe und den Erinnerungen des Verfassers übersetzt, und mit einigen Zusätzen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Joh. Gottfr. Gruber, Doct. der Philosophie. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1798. 291 S. in 8. 1 Rg.

Mit Zustimmung des berühmten Verf. wollte Hr. G. das bekannte treffliche Original in dieser Uebersetzung auch andern Naturliebhabern, die es nicht eben von Profession sind, in die Hände geben. Diesen zu Gefallen hat er auch die Anmerkungen und Zusätze hinzugethan, die sich von S. 229. bis zu Ende erstrecken, und meistens aus des Verf., doch auch aus andern Schriften, hergenommen sind. Aus den frühern Ausgaben dieses Werkes selbst hat der Uebersetzer Manches, was der Verfasser in der neuen Ausgabe wegließ, wieder aufgenommen, und sonst in diesen Zusätzen, worauf im Texte durch Buchstaben verwiesen wird, allerley naturhistorische, anthropologische, physiologische, pathologische, u. dgl. Erläuterungen beygebracht, so wie er sie seinen Lesern nöthig glaubte. Das wäre dann ganz gut! Aber vor allen Dingen hätte nur Hr. Gr. richtig übersetzen sollen, indeß wir jezuweilen den Sinn des Originals verfehlt oder verkehrt gefunden haben! Z. E. ist übersetzt S. 24. aptius in vicem convergere, einander besser ausweichen; S. 25 Synchondros. gracilitas, zarte Verknorpelung; S. 31 in der Note: paradoxorum amantissimus, der große Paradoxe-Freund; hallice, non pollice, mit einem Finger, nicht mit einer Zehe; S. 36 heißt Berengar. Carpensis, Berengar, ein Anhänger des Carpus; und S. 37 foram. incisicum, Zungenloch. S. 38 steht Oberzähne f. Vorderzähne; bey andern f. bey allen; Hinterhaupt f. Schädeldecke.

decke. Circopithec. morta ist S. 40 eine unzeitige, und demnach S. 41 Senior morta eine nicht so unzeitige Meerkatze; S. 42 Schedula vetusta, eine alte Schaale. S. 43 ist die Eintheilung des Nervensystems in partem nervosam et partem sensorialem ganz verwirrt. S. 44 heißt der tubus alimentarius Speisenröhre, wo der Darmkanal gemeint ist; S. 45 Glandulae odoriferae sind scharfe Drüßen, und Singulare vteri parenchyma ist noch ein besonderes Mittelgefäß, die Gebärmutter, u. dgl.

Taf. I. II. stellen dieselben Schädel verschiedener Nationen vor, wie in der dritten Ausgabe des Originals, und sind recht gut gerathen. Auf der Taf. III. sind aus den ältern Ausgaben hinzugekommen: Schädel und Halswirbel des Mandrills, ein Paar menschliche Halswirbel, und ein mißlungenes menschliches Scelet, welches füglich hätte wegbleiben können.

Z.

August Gottlieb Richters Anfangsgründe der Wundarzneykunst. Fünfter Band. Mit 7 Kupfern. Göttingen, bey Dieterich. 1798. 472 Seiten 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Der vorliegende Theil dieses schätzbaren Werks betrifft die Krankheiten des Unterleibes, welche in 17 Kapiteln vorgetragen werden. Mit der bekannten Deutlichkeit wird darin von den Bauchwunden, dem Leberabscesse, der Gallenfistel, dem Nierenabscesse, dem Psoasabscesse, der Bauchwassersucht, den Brüchen insgemein, dem künstlichen After, angewachsenen Brüchen, der Radikalkur der Brüche, dem Netzbruche, kleinen Brüchen, angebornen Brüchen, Schenkelbrüchen, dem Nabelbruche, Bauchbrüchen und Rückenbruche gehandelt. Diese Inhaltsanzeige, mit der Versicherung, daß dieser Theil mit seinen Vorgängern in gleicher Art bearbeitet ist, reicht hinlänglich zu, die Stelle jeder anderweitigen Empfehlung an die Leser zu vertreten.

Mr.

Theater.

Der Königssohn aus Ithaka. Eine große heroisch-komische Oper in 2 Aufzügen. Verfaßt von Herrn Emanuel Schikaneder. In Musik gesetzt von Herrn Franz Anton Hoffmeister. Wien, in der Hoffmeisterischen Musik- Kunst- und Buchhandlung. 1797. 7½ B. 8. 8 gr.

Telemach Prinz von Ithaka. Eine heroisch-komische Oper in zwey Aufzügen. Ganz neu bearbeitet. Die Musik ist von Hoffmeister. Weimar, in der Hoffmannischen Buchhandl. 1797. 8 B. 8. 8 gr.

Gar leicht konnte sich Hr. Schikaneder durch den Taumel des großen Beyfalls, den seine Zauberflöte dadurch erhielt, daß Mozart ihr einen lebendigen Odem einblies, zu dem Wahne verleiten lassen, er sey ein großer und beliebter Operndichter. Dieser falsche Wahn blieb dann auch nicht ohne Wirkung; er liefert Eine Oper nach der andern, und war glücklich genug, auch zu diesen geschickte Componisten zu finden. Mit seinen Texten war er indeß so glücklich nicht. Ein gewisser Hr. Vulpius in Weimar glaubte, sich ihrer Nothdurft annehmen zu müssen, und lieferte eine Umarbeitung seines Spiegels von Arkadien. Wider dieses kühne Unterfangen schrieb er nun zu der oben angezeigten neuen großen heroisch-komischen Oper eine geharnischte Vorrede, genannt *Pro Memoria!* worin er bittre Klagen darüber führt, und ritterlich wider die Umarbeiter zu Felde zieht, „welche fremder Leute Arbeiten hernehmen, dieselbe mit „großmauligem Tone heruntersetzen, wie Marktschreyer „ihre zusammengebettelte Waare herausstreichen, und mit „in die Seite gestemmten Armen und gespreizten Beinen „dem geehrten Publikum vordemonstriren, was für eine herkulische Arbeit sie geliefert haben.“ Dagegen demonstrirt ihm nun in dieser großen, heroisch-komischen Vorrede Hr. Sch. vor, daß er seine Oper verbösert, nicht verbessert, und seine Laune Zoten gescholten habe. „Wenn ich, setzt er hin-

„zu, meine Zeit verschleudern, und dieses Notabena (*sic*) „verlängern möchte: so wollte ich Ihnen aus Ihren Glücks-„Liebs- und Ehstandsproben wahre Zoten herausklauben.“ In der Folge wirft er seinem Umarbeiter noch Ein gelogen! über das Andre entgegen. Und zuletzt verliert er sich in Selbstbehaglichkeit über die schon erlebte dritte Auflage seiner Zauberflöte, und schließt mit einem Komplimente an sein **gnädiges und verehrungswürdiges Publikum**, von dessen Unterstützung er lebe — dem er so viel — so unendlich viel zu danken habe.

Dieses neue Machwerk ist nun ganz seines heroisch-komischen Urhebers würdig; aber auch Rec hat nicht Lust, seine Zeit zu verschleudern, und dieses Notabena zu verlängern; sonst könnte er von den Talenten, und besonders von der seynsollenden Laune dieses großen k. k. privilegirten Unternehmers des Theaters auf der Wieden in Wien saubre Pröbchen geben. So singt Kolifonio, indem er zwey im anpassenden Ton des Orchesters brummende Bären sieht und hört:

> Auweh! wie beklatisch!
> Seht doch die Räuber an.
> Die Herrn sind musikalisch,
> Da bin ich übel dran.
> Das höllische Concert
> Hab' ich ja nicht begehrt.
> Ihr Virtuosen, singet,
> Ich werde mich skizziren,
> Und will, wenn dirs gelinget,
> Von weitem applaudiren.

In der vielbelobten Vorrede sagt Hr. Sch. unter andern Hrn. V.: „Hier wäre also abermals eine Oper, an der Sie „vielleicht Ihr Müthlein kühlen werden.“ Und siehe da! Hr. V. hat sein durch jenes Pro Memoria vielleicht ziemlich erbitztes Müthlein wirklich nicht ungekühlt gelassen; denn vermuthlich ist er wieder der Umarbeiter dieses Telemach. Was einmal verpfuschert ist, läßt sich nun wohl schwerlich zum Meisterwerk machen, wenn es gleich damit auf ganz neue Bearbeitung angelegt wird. Hier ist indeß doch ein Beyspiel dessen, was geschehen ist. Hr. Sch. läßt seinen Kolifonio folgendes Liedel singen:

Bey großen und stattlichen Herren
Möcht ich wohl ein Papagey seyn.
Ich ließ in den Käfig mich sperren,
Sie reichten mir Zucker hinein.
Und machten im Hause die Leute
Nur Einen verdächtigen Streich,
So macht ich dem Herren die Freude,
Und plauderte alles sogleich.
Ich schickte mich herrlich darein,
Ein Paperl, ein Paperl zu seyn.

Bey Nachts wär ich stets auf der Lauer,
Wenns Wetter wär düster und trüb,
Und stieg Einer über die Mauer,
So schrie ich: du Spitzbub, du Dieb!
Und gäb man mir Zucker und Feigen,
Und schmeichelte man mich dabey,
So würde ich dennoch nicht schweigen,
Ich blieb meinem Herren getreu.
Ich schickte mich herrlich darein,
Ein Paperl, ein Paperl zu seyn.

Auch giebt es gewisse Gespenster,
Es nimmt sie das Paperl in Acht,
Sie kommen gar oft durch das Fenster,
Und sagen den Mädeln gute Nacht.
Sie schleichen ganz still auf den Zehen,
Sind gerne bey Schönen allein,
Es hat euch der Paperl gesehen,
Geht weiter, sonst werde ich schreyn.
Ich schickte mich herrlich darein,
Ein Paperl, ein Paperl zu seyn.

Dieß ist in der neuen Bearbeitung so verändert:

Wer leiht mir ein buntes Gefieder?
Das liebt ja die fröhliche Welt;
Ich fliege dann schnell hin und wieder,
Und bleibe da, wo mirs gefällt.
Da will ich recht scherzen und necken,
Und kosen und tändeln gar fein.
Ich werde die Geißel der Gecken,

Der

Der Liebling der Zärtlichen seyn.
Das wär ja gar herrlich und fein,
Ein Papchen, ein Papchen zu seyn!

Ich wiegte bedächtlich im Ringe
Mich schaukelnd bald hin und bald her,
Als wenn ich, den Ursprung der Dinge
Enthüllend, im Wirbelkreis wär.
Dann führt' ich vortreffliche Reden
Und herrliche Sprüche im Mund,
Das machten entzückte Poeten
Der Nachwelt in Reimen dann kund.
Wie wär das so herrlich und fein,
Ein Papchen, ein Papchen zu seyn!

Ich flög um die Weiber und neckte
Sie zärtlich und lieblich und fein,
Und wenn ich mich fliehend versteckte,
So liefen sie hinter mir drein.
Sie wünschten mich alle zu haschen,
Ich flatterte eilig davon,
Sie reichten mir etwas zu naschen,
Da käm ich, und naschte davon.
Das wär ja gar herrlich und fein,
Ein Papchen, ein Papchen zu seyn.

Gd.

Wielands Oberon in fünf Aufzügen, als Decorations- und Maschinenstück bearbeitet von Gottfried Busch von Buschen, nebst einem Prolog von C. F. D. Grohmann. Weimar, in Commission der Hoffmannischen Buchhandlung. 1798. 6 B. gr. 8. 12 gr.

An sich selbst wird man es wohl weder wunderbar, noch unverschämt finden, daß der Verf. es gewagt hat, Wielands schönstes Gedicht zu dramatisiren, und seine Bearbeitung Wielands Oberon zu betiteln, und dergestalt dieses Dichters Namen zu mißbrauchen. Dieß besorgt der Verf. zwar; macht es aber zugleich kund und zu wissen, daß er für

alle dergleichen Urtheile weder Auge noch Ohr habe; und setzt hinzu, daß diese Bearbeitung seine Erste in diesem Fache sey, und, wills Gott nicht anders, auch die Letzte seyn solle. Es war ihm nur hauptsächlich darum zu thun, seinen Freunden zu zeigen, daß die dramatische Behandlung dieses Stoffs nicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft sey; in zwey Monaten war er damit fertig. Und Wielands Oberon nannte er seine Arbeit, weil er sich bemüht hatte, die Gedanken und Worte des Gedichts, so viel möglich, beyzubehalten; auch der Geschichte, in sofern es die theatralische Vorstellung erlaubt, getreu zu bleiben. Drucken endlich ließ er diese Bearbeitung, weil sie mehrern Freunden, die sie gelesen, nicht mißfiel; vornehmlich aber, setzt er hinzu, weil Jedermann, der nicht vollauf hat, in diesen hochbeinichten Zeiten jeden erlaubten Vortheil für sich mitzunehmen versuchen müsse, wenn er nicht sich mit Recht den Vorwurf machen lassen wolle, er sey selbst Schuld daran, daß er Mangel leide. — Will der Verf. nach allen diesen Protestationen und Defensionen für das Urtheil des Recensenten Aug' und Ohr haben: so gesteht er ihm gern zu, daß die Durchlesung seines Stücks ihn völlig überzeugt habe, die Dramatisirung des Wielandschen Oberon habe keine unbezwingliche Schwierigkeiten; — aber wohlverstanden, wenn man es mit ihrer Bezwingung so anfängt, wie hier der Verf. that, und wie Alexander den gordischen Knoten zerhieb. Denn die Scenen der Erzählung nach einander hinstellen, den Ort nach Willkühr jeden Augenblick umändern, es mit Zeit und Zwischenzeit so genau nicht nehmen, und die Reden größtentheils nur ihres metrischen Bandes entfesseln — darin besteht fast die ganze Kunst dieser Dramatisirung. In den Reden ist denn freylich das Metrische noch überall hörbar, und das thut eine seltsame Wirkung. Hievon nur folgendes Beyspiel, S. 55:

Rezia. „Halt ein! was unser Schicksal ist, hilft Deine Liebe mir, hilft meine Liebe Dir ertragen. — Mein Arm ist stark; er soll Dir beyzustehn in keiner Arbeit je ermatten. Und — laß das Aergste seyn — laß seyn — daß Jahr um Jahr sich ohne Hülf' erneue — laß jenen guten Geist, der uns bis jetzt beschützte, sich gänzlich von uns wenden — laß selbst auch endlich Deine Rezia ihr Grab auf diesem Strande finden — und doch soll nie, was ich gethan, mich reun. — Mich kostets nichts, von Allem mich zu tren-

wendet, was ich besaß. — Und — hätt' ich noch die freye Wahl — mit Freuden würd' ich dir ins Elend folgen. — Nur Muth, mein lieber Hüon! — Muth! denn da ich dich noch hab', acht' ich kein Ungemach; komm, folge mir."

Gr.

The Dramatic Works of *Shakspeare*, in Eight Volumes; the last containing Select Explanatoris Notes, published by *Charles Wagner*, A. M. Prof. of the Carolinum at Brunswick. *Volume the Second.* Publiſhed and ſold at Brunswick, 1798. 1 Alph. $11\frac{1}{2}$ B. gr. 8.

Dieser zweyte Band enthält sechs Lustspiele, und ist von dem Herausgeber mit einer kurzen deutschen Vorrede begleitet, worin er erklärt, daß er seinem ersten Plane, bey Verschiedenheit der Lesarten diejenige aufzunehmen, welche ihm die vorzüglichste schien, entsagt habe, und daß er nun dem Maloneschen Texte durchaus folgen werde, wovon er die Ausgabe von 1790 zum Grunde legt. Die neue von Reeds besorgte Ausgabe von Johnson und Steevens, jetzt wohl die richtigste und reichhaltigste, wird er indeß dabey zu Rathe ziehen. Außer den erklärenden Anmerkungen, die sein vornehmstes Augenmerk seyn werden, verspricht er auch, die kritischen nicht ganz zu übergehen. Auch wird er auf ein Glossarium bedacht seyn, wozu doch auch schon sehr erleichternde Hülfen vorhanden sind, die dem auf die Correktheit und möglichste Brauchbarkeit dieser empfehlungswerthen Ausgabe rühmlich bedachten Herausgeber gewiß nicht entgehen werden.

Der Sturm, oder, die bezauberte Insel; ein Singspiel in zwey Aufzügen. Nach dem Shakspearischen Schauspiele: der Sturm; bearbeitet von J. W. D. Cassel, in der Griesbachschen Hofbuchhandlung. 1798. $6\frac{1}{4}$ B. 8. 7 gr.

Seitdem die Shakspearischen Schauspiele durch die deutsche Uebersetzung bekannter geworden sind, scheinen des Schnitzelns und

und Künstelns an ihnen kein Ende zu sehen. Aber nun selten gelingen die damit angestellten Versuche, die auch selbst in England mehrentheils mißlungen sind. An den Sturm hat sich schon Mancher gewagt, um daraus ein Singspiel zu machen, wozu dieß Schauspiel allerdings die bequemste Anlage hat. Jetzt zu eben der Zeit, da des sel. Gotter's Bearbeitung dieses Stoffs unter uns bekannt geworden ist, erscheint hier ein anderer Versuch; dessen Verf. sich aber schwerlich darauf Rechnung machen darf, mit jenem Dichter beym Publikum um den Vorrang zu wetteifern. Er hat sich die Arbeit ziemlich leicht gemacht, die Scenen abgekürzt und zum Theil weggelassen, den Inhalt ins Kurze gezogen, und aus einem Stücke des Ganzen ein ganz erträglich neues Ganze zu bilden gesucht. Der Dialog ist in Prose, und größtentheils aus der Uebersetzung beybehalten; die eingemischten Arien und nach italienischer Art geformten Finale verrathen eben keinen sonderlichen Dichtergeist, und fallen oft gar sehr ins Matte und Niedrige. So singt Kaliban im Schlußgesange:

> Ha, Glück auf die Reise,
> Entfernt euch recht weit!
> Vom Geistergeschmeiße
> Werd' ich dann befreit.
> Als König der Insel bleib' ich hier allein;
> Mein Labsal soll Fressen und Saufen nun seyn.

Km.

Schöne und bildende Künste.

Leben des K. K. Kapellmeisters Wolfgang Gottlieb Mozart; nach Originalquellen beschrieben von Franz Niemtschek, Professor am Prager Kleinseit. Gymnasium. Prag, in der Herrlischen Buchhandlung. 1798. 10 B. kl. 4. 8 gr.

Jedem Verehrer der Tonkunst und des um dieselbe so vorzüglich verdienten Mozart wird diese interessante Lebensbeschreibung eine sehr angenehme und befriedigende Lektüre gewähren.

Sie empfiehlt sich durch sorgfältige Sammlung und geschickte Bearbeitung der Materialien; und die dazu benutzten Quellen sind theils die eigne Erfahrung des Verf. und sein Umgang mit Mozart's Familie und Freunden, theils die Zeugnisse vieler glaubwürdiger Personen, die M. in verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens gekannt haben. Außerdem hat aber auch die Wittwe dem Verf. mehrere Hülfsmittel, Schriften und Briefschaften mitgetheilt; und über die jüngern Jahre seines Lebens sind die in Schlichtegroll's Nekrolog enthaltenen Nachrichten zu Rathe gezogen worden. Es ist bekannt, daß sich das musikalische Talent dieses großen Künstlers schon ungewöhnlich früh, schon im dritten Jahre seines Lebens, zeigte; und die Erzählung von seiner schon in jenen und den spätern Kinder- und Knabenjahren an ihm bemerkten Einsicht und Fertigkeiten setzt wirklich in Erstaunen. Ueberhaupt ergab sich M. als Kind und Knabe schon allen Dingen und Personen, an denen sein Geist Interesse fand, mit der ganzen warmen und lebhaften Innigkeit, deren eine so zarte Organisation, wie die seinige war, nur immer fähig ist. Auch an dem Manne blieb dieser Zug ein unterscheidendes Merkmal; und war oft sein Unglück. Der Unterricht diente ihm nur als Reizungsmittel, und zur feinern Ausbildung. Sein zwanzigstes Lebensjahr nimmt der Verf. für die Epoche seiner Vollendung als Meister an; denn so zeigte er sich von dieser Zeit an im glänzendsten Lichte, und mit einer entschiedenen Ueberlegenheit des Geschmacks und Genies. Sehr interessant sind die vielen Anekdoten, welche die Fortschritte dieses großen Mannes in seiner Kunst, seine einzelnen Lebensumstände, und seine vornehmsten Arbeiten, besonders die letzte, das Requiem, oder die Seelenmesse, betreffen, deren Geschichte so geheimnißvoll als merkwürdig ist. Sie wurde ihm von unbekannter Hand in einem Briefe ohne Unterschrift übertragen. Ihm ahndete mehrmals, daß er diese Begräbnißmusik für sich schreibe; und seine Ahndung traf ein. „Am Tage seines Todes ließ er sich die Partitur an sein Bette bringen, und sah noch einmal das Ganze mit nassen Augen aufmerksam durch. Es war der letzte schmerzvolle Blick des Abschiedes von seiner geliebten Kunst — eine Ahndung seiner Unsterblichkeit!" — Die Erzählungen von der Unordnung seines Vermögens und von seiner Verschwendung erklärt der Verf. für unwahr und verläumderisch; ob er ihn deswegen gleich nicht als Muster der Oekonomie und der Sparsamkeit anprei-

angepriesen. Auf die Erzählung seiner Lebensumstände läßt der Verf. S. 44 ff. eine besondre Charakterisirung Mozart's folgen, die viel Einsicht und Scharfblick verräth. Und S. 51 ff. findet man einen Brief von Haydn, worin er seinen Talenten die wärmsten Lobsprüche ertheilt. „Könnt' ich, heißt es darin, jedem Musikfreunde, besonders aber den Großen, „die unnachahmlichen Arbeiten Mozarts so tief und mit einem solchen musikalischen Verstande, mit einer so großen Empfindung, in die Seele prägen, als ich sie begreife und empfinde: so würden die Nationen wetteifern, ein solches „Kleinod in ihren Ringmauern zu besitzen. — Mich zürnet „es, daß dieser einzige Mozart noch nicht bey einem kaiserlichen oder königlichen Hofe engagirt ist." Auch Gluck schätzte ihn sehr. — Lesenswerth ist auch, was S. 54. von seiner Art zu arbeiten gesagt wird. So groß er indeß als Künstler war: so zeigte er sich doch in den übrigen Verhältnissen des Lebens nicht immer als großer Mann. Uebrigens besaß er mancherley Kenntnisse, und es ist zu bedauern, daß er nie über seine Kunst geschrieben hat. Mit edler Bescheidenheit verband er doch auch ein edles Bewußtseyn seiner Künstlerwürde. Die Arbeitsamkeit seiner letzten Lebensjahre war außerordentlich. Sein Genie war eine seltene Naturerscheinung; aber noch seltener ist der hohe Grad des Fleißes und Geschmacks, den er mit dem Genie vereinte. Zuletzt giebt der Verf. noch einige Nachrichten von Mozarts Werken; und es ist fast kein Zweig der Tonkunst, woran er nicht mit entschiedenem Glücke seine Kräfte versucht hätte. Sie werden hier in eilf Klassen getheilt, nämlich: dramatische Werke, Klaviersachen, Sinfonien, Gelegenheits-Kantaten, einzelne Scenen und Arien, deutsche Lieder mit Klavierbegleitung, Konzerte für verschiedene Instrumente, Quartette und Quintette für die Violine, Parthien für Blasinstrumente zu Tafel- und Nachtmusiken, Tanzstücke und Kirchenmusiken. Diese letztern waren sein Lieblingsfach, ob er sich gleich denselben am wenigsten widmen konnte.

Jß.

Das Zeichnen und die damit verwandten Künste. Aus dem Französischen des Herrn *Neven* übersetzt von *J. M. Mihes*. *I. Theil*. Nebst einer Ta-

Tabelle und zwey Kupfertafeln. Breslau, Hirschberg und Lissa in Südpreussen; bey Korn d. Ä. 1798. 210 B. gr. 4. 13 gr.

Die hier deutsch gelieferte Abhandlung ist aus dem Journal Polytechnique ou Bulletin du travail fait à l'école centrale des travaux publics genommen, um dadurch auch den deutschen Lehrern dieser Kunst einen Grundriß in die Hände zu geben, wodurch sie ihren Schülern den richtigen Gesichtspunkt nachweisen können, aus welchem dieselbe in moralischer, politischer, und Künstlerhinsicht betrachtet werden muß. Wenn also gleich der Kenner nichts Neues in diesem Werke finden sollte: so wird doch selbst ihn die Zusammenstellung dieser für Anfänger und Kunstliebhaber nützlichen Belehrungen befriedigen können. Es war den Lehrern der Pariser Centralschule aufgegeben, ihren Unterricht mit einer mündlichen Uebersicht zu eröffnen, welche das Ganze der Materie auf eine vollständige, obgleich abgekürzte Art darstellen sollte. Hr. N. entschloß sich, dieses schriftlich in einer analytischen Tabelle zu thun, worin er den Plan der neun Vorlesungen entwarf, aus welchen sein Kursus über die zeichnenden Künste bestehen sollte. In dem Vorbericht beschreibt er die ganze Methode, nach welcher sowohl die theoretischen als praktischen Unterweisungen ertheilt werden. Die beygefügte Tabelle ist in der That mit vieler Einsicht und Zweckmäßigkeit entworfen, und enthält die Angabe der einzelnen Gegenstände des ganzen Kursus der Künste, welche das Zeichnen betreffen, nach ihrem theoretischen, praktischen und historischen Theile. Neben derselben steht die Inhaltsanzeige der neun Sitzungen oder Vorlesungen, wovon immer drey jedem der gedachten drey Hauptgegenstände gewidmet sind, wovon jedoch die letzte die Rekapitulation des ganzen Unterrichts enthalten soll. In dem gegenwärtigen ersten Theile werden, nach einer vorausgeschickten Einleitung, die vier ersten Vorlesungen selbst geliefert. Sie betreffen: die Malerey überhaupt nach ihrer Beschaffenheit, ihren Zwecken; eine Vergleichung der zeichnenden Künste unter einander; die Regeln von der Composition der Gemälde; und das nähere Detail über die Formen, oder der äußern Ansicht der Körper. In allen diesen Vorlesungen ist viel Gutes und Lehrreiches, und ihre aufmerksame Lesung kann auch unsern jungen Künstlern sehr nützlich werden.

Km.

Johann

Johann Daniel Preißlers theoretisch-praktischer Unterricht im Zeichnen. Dritter Theil. Mit 18 Kupfertafeln. — Vierter Theil. Mit 18 Kupfertafeln. Neueste, durchaus umgearbeitete Ausgabe. Nürnberg, bey den Preißlerischen Erben, und in Commission der Steinischen Buchhandlung. 1798. fol. 2 Bogen Text bey jedem Theile. 6 Rk. 16 ℛ.

Von der Einrichtung dieser neuen Ausgabe ist bey der Anzeige des ersten und zweyten Theils (B. XXXIV. S. 27.) Nachricht ertheilt. Der dritte Theil ist der vollständigen Ausführung der Figuren, dem Schatten und Licht, und der Bekleidung gewidmet, worauf sich denn auch die Regeln im Texte beziehen. Der vierte Theil ist eigentlich ein Nachtrag des jüngern Joh. Justin Preißler, und verbreitet sich über speciellere Gegenstände der Zeichnenkunst.

Neues theoretisch-praktisches Zeichenbuch zum Selbstunterricht für alle Stände. Dritter Heft, 12½ Bogen Text und 11 Kupfertafeln. Vierter Heft, 10 Bogen Text u. 7 Kupfertafeln. Hof, bey Grau. 1798. ℛ. 4.

Auch über diese Anleitung und ihren Plan ist bey der Anzeige der ersten Hefte (B. XXXIV. S. 28.) das Nöthige gesagt worden. Im dritten Hefte wird zum Tuschen der Landschaften Anleitung gegeben; und die Kupfer enthalten die Muster dazu. Der vierte Heft enthält die dort versprochne ausführliche Anleitung zum Koloriren landschaftlicher Gemälde. Die Kupfertafeln bestehen aus drey Blättern über die ersten Grundlinien der Architektur; aus zwey Farbentabellen zur Erläuterung der Lehre von Mischung der Farben; und zwey sauber kolorirten Landschaften in Aberlischer Manier.

Dr.

Deut-

Deutliche Anweisung für den Zeichnenschüler, mit 4 Kupfern, von *F. W. F.* Zweyter dritter und vierter Heft. Jeder mit 1 Bogen Text. 4. Erfurt, bey Beyer und Moring. 1797.

— — — — Zweyter Theil. Erster Heft. Ebendas. 1798. 4.

Als ein ganz gutes und zugleich wohlfeiles Hülfsmittel bey der Anleitung zum Handzeichnen ist schon der erste Heft in dieser Bibliothek empfohlen; und die Fortsetzung verdient gleichen Beyfall. Die beyden letzten Hefte des ersten Theils liefern Vorzeichnungen von Händen, Füßen, und ganzen menschlichen Figuren. In dem ersten Hefte des zweyten Theils wird der Anfang mit Thieren und Blumen gemacht, denen noch Vasen, Säulenordnungen, Landschaften und Insekten folgen sollen. Zur Linken steht allemal der Umriß, und zur Rechten die Ausführung der Figuren. Man kann auch illuminirte Kupfer davon erhalten. Für Professionisten, die sich selbst lehren und üben wollen, können diese Hefte gleichfalls dienlich seyn. Vor dem zweyten Theile findet sich der völlig ausgedrückte Name des Herausgebers: F. W. Facius.

Jk.

Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern. No. XIX. XX und XXI. Mit der französischen Uebersetzung, 29 Kupfern und 4 Bogen Text. Fol. Leipzig, bey Baumgärtner. 4 Rg.

XIX. Heft. 1. Zimmerverzierung im „phantastisch arabesken Geschmack." — Zum „recht herzlichen und gutmüthigen Lachen," wie den Herausgeber, hat den Rec. der Anblick dieser grotesken Farbenanhäufung auf den Wänden da, nicht gebracht; wohl aber, zum — gutmüthigen Kopfschütteln über unsre den guten Geschmack verbreitenden Journalisten, daß sie sich in diese geschmacklose, schmutzige Wändeanfärbungen verirren konnten, und zu dem Wunsch, daß die Leser dieses Magazins das Blatt als ein Beyspiel ansehen mögen, wie

 man

man Säle und Zimmer — nicht verzieren sollte. 3. Eine große offne Halle in der Gestalt eines Triumphbogens, von reicher Architektur; mit zwey bewohnbaren Nebengebäuden und dem Grundriß davon auf dem 3ten Blatte. — 4. Eisernes Gatterwerk zu Eingängen. 5. Eine Kegelbahn, in persischen Geschmack componirt, nebst einer bedeckten Gallerie und einem offnen Tanzsaal. — 6. und 7. Canadische und Carolinische Pappeln, als Anleitung und Muster zum Pflanzen und Beschneiden derselben. Ein guter und auch für den Zweck dieses Magazins passender Gedanke. In mehreren Gegenden Deutschlands wird mit dem Beschneiden und Kappen der Bäume ein so schändlicher Unfug getrieben, daß dagegen von Forstmännern und von Liebhabern schöner Gartenkunst nicht laut und oft genug gesprochen werden kann. Es verlohnte sich in dieser Hinsicht der Mühe, einige Karrikaturen von Bäumen, wie z. B. in den Hamburgischen Gegenden alle Frühlinge zu sehen sind, abzuzeichnen, und einen solchen knorrichten Pfahl, worin dort die schönsten Bäume auf den Spaziergängen ex officio von den Behörden selbst verwandelt werden, mit einem in seinem vollen üppigen Wuchs dastehenden Baume als Contrast zusammen zu stellen. — 8. Ein Taubenhaus im Chinesischen Geschmack. Leicht und gefällig. — 9. Ein kleines artiges Gartenhaus, mit einer umherlaufenden offnen Gallerie und einem bedeckten Gange darunter. — 10. Zwey Hütten von Holzwerk, und zwey von Lehm und Steinen, rustik und malerisch.

XX. Heft. 1. und 2. Ein Doppeldenkmal, für Freunde oder Gatten: zwey auf einem gemeinschaftlichen Grunde ruhende Pyramiden, welche mit analogen Umgebungen einen feyerlichen Eindruck machen werden. — 3. Gartenspiele; und ein Kabinet, unter einem Heuschober versteckt. — 4. Chinesische Brücken und Pavillons. — 5. Vogel- und Schwanenhäuschen, Brunnen, in türkischem und chinesischem Geschmack; Gartensitze. — 6. Ein achteckichter verschlossener Pavillon in gothischem Styl; gut gedacht. — 7. Aufriß und Profil zu der im 17ten Heft gelieferten chinesischen Bewässerungsmaschine. — 8. Einsiedeley; sehr einladend mit ihren wilden Umgebungen. — 9. Eiskeller, in einem Felsen angebracht, und wie ein ägyptisches Grabmal geformt.

XXI. Heft. 1. Ein sogenanntes Carouzel, in chinesischem Styl gebauet. — 2. Ein großes Gartengebäude von reicher

reicher Architektur, nebst dem Grundrisse auf der 3ten Tafel. Das Zimmer Nr. 9. an der Facade, mit dem Eingange in der offnen Vorhalle, dürfte doch wohl weniger zum Schlafzimmer gelegen seyn, wie das zum Speisezimmer bestimmte Nr. 4. im ruhigen und sichern Hintertheil des Hauses; jenes würde sich wiederum besser zum täglichen Speisezimmer passen. — 4. Brunnen, wie ein Denkmal geformt. — 5. Treibhaus für Pfirschenzucht, aus dem großen englischen Werk: über Treib- und Gewächshäuser, entlehnt, welches in dem Verlage dieses Magazins deutsch erscheinen wird. — 6. Ein großes Gartengebäude, mit einem sich darüber wie eine starke Säule erhebenden Observatorium. — 7. Fischerhütte, Gärtner- und Treibhaus, Gartenstühle. — 8. Ein rundes Gartenkabinet; im angenehmen, gefälligen Styl. Sehr romantisch macht sich der Kreis von Pappeln auf dem platten Dach, der den Obelisk umgiebt, so wenig auch sonst dieser letztere da oben an seinem rechten Ort zu stehen scheint. — 9. Vogelhaus — im erz-chinesischen Geschmack. — 10. Ein zum Graseinfahren bequemer englischer Karren.

K.

Romane.

Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altdeutsche Geschichte; herausgegeben von Ludwig Tieck. Erster und zweyter Theil. Berlin, bey Unger. 1798. I. 375. II. 410 S. 8. 2 Rℓ.

Altdeutsch heißt die Geschichte, weil man ihrem Darsteller zu Gefallen in den Anfang des sechzehnten Seculi sich versetzen muß; und herausgegeben, weil der unlängst verstorbne Wackenröder, Verf. der Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, am ersten Band einigen Theil haben soll, der indeß gegen Gang und Ton des Uebrigen nur wenig absticht.

Franz St., ein Schüler Albrecht Dürers, kann dem Heißhunger nach Italien nicht länger widerstehen. Bevor er solchen sättigt, wird das ein Paar Tagreisen von Nürnberg entlegne Geburtsdorf besucht, für dessen Kirche der erste Kunst-

versuch im Großen, eine nämlich ganz nach eigner Idee entworfne Verkündigung der Christgeburt von ihm gemalt; aber auch die Entdeckung gemacht wird, daß sein Vater, ein frommer Bauersmann, zu dessen Hinscheiden er eben zu recht kommt, nicht der wahre Vater gewesen; ohne daß dieser Zeit behielt, ihm das Räthsel zu lösen. Noch mehr Saamen zur Verwickelung streut unser Romandichter gleich dadurch aus, daß hier eine bildschöne Fremde, die schon in seinem frühesten Knabenalter ihm feenmäßig erschien und unauslöschlichen Eindruck zurückließ, jetzt abermal und eben so blitzschnell durcheilt; deren entfallene Brieftasche jedoch klaren Beweis enthält, daß seit vielen Jahren bereits St. eben so mächtig auf sie selbst gewirkt habe. Ihre Gestalt nunmehr auf immer für ihn Ideal werden, und den jungen Mann nicht übel Lust bekommen zu sehn, bloß zu Wiederfindung der Dame sich auf den Weg zu machen, wird ganz begreiflich. Beydes indeß, Herzensdrang sowohl, als Künstlerberuf, weiß er endlich in Einklang zu bringen, und eilt sodann nach Leiden, (ein ziemlicher Umweg nach Welschland!) wo Lukas, der berühmte Maler und noch berühmtere Kupferstecher, seiner Wißbegierde nicht nur reichliche Nahrung gewährt; sondern das Fest auch bis zum Göttermal erhebt; weil der von St. hochverehrte Dürer sich gleichfalls in Holland einfinden muß, und da zwischen beyden Künstlern solch ein Wechselerguß von Kunstkenntnissen und Herzensgüte Statt hatt, daß St. für Schönes und Edles enthusiastischer, als je seine Wanderung fortsetzt. Ein überaus jovialer Italiener, der eben deßhalb auch für den Leser sehr erwünscht zum Vorschein kommt, und mit lustigen Geschichtchen und Liedern manchen Bogen füllen hilft, wird nunmehr Sternbalds Begleiter. Von Antwerpen bis in den Elsaß hinein muß auf ihrer Reise dennoch Einförmigkeit geherrscht haben, weil man nichts Locales zu hören bekommt, und selbst Strasburgs Münsterthurm erst hinterher gelobt wird. Nun aber häufen Abentheuer und Mitspieler sich dermaaßen, daß an Nomenclatur nicht weiter zu denken ist, und Rec. sich mit der Anzeige begnügt: St. ist und bleibt der bald kleinmüthige, bald hochfahrende junge Künstler, wie er sich ankündigte, der eben so oft empfindelt, als genießt, Pinsel und Bleystift zwar nicht ungebraucht läßt; nicht selten aber beyde wegwirft, um über Natur und Kunst, Künstlerwerth und Eigensinn, Geschmack und Publikum so lange zu phantasiren, bis irgend ein neuer Zufall seiner Empfänglich-

keit was anders aufzufassen giebt. Wo und wie Dürers Schüler endlich über die Alpen kam, bleibt unerwähnt; genug, zu Florenz findet man ihn mitten im Kreise der vorzüglichsten Maler, die ihm zu Ehren auf gut Deutsch überall zu Werk gehen, und am Ende des zweyten Bandes ist er wirklich in dem herrlichen Rom; wo seiner überdieß das Glück wartet, ihn eben der reizenden Person in die Arme zu führen, die zweymal schon, obgleich im Vorbeyfluge nur, seinem Schicksal so heftigen Anstoß gab. Da man noch immer nicht erfährt, wer solche gewesen, so wenig als wer er selber ist: so hat man vermuthlich auf noch viel Wunderbares sich gefaßt zu halten. Das Wort unterstrich Rec. deswegen, weil man in beyden Bänden unzähligmal auf solches stößt, und mit ihm daher so vertraut wird, endlich gar nichts mehr wunderbar zu finden. Schwerlich las der Verf. seine Handschrift zum zweytenmal durch, weil ihm sonst die Wahrnehmung wohl nicht entgangen wäre, daß der unmäßige Gebrauch dieses so prägnanten Worts ein förmlicher Eingriff in die Rechte des Lesers sey, als dem allein zusteht, das, was Jemand ihm erzählt oder darstellt, für wunderbar zu halten, oder nicht.

Es stehe um diese Wunder über Wunder, wie es will, die Verhältnisse des Rahmens, der solche einschließen soll, kosteten dem Künstler, wie man gesehen, nicht viel Mühe; und eben so wenig kann es für Meisterstreich gelten, gleich im Anfange des Werks ein Paar magische Körner hingeworfen zu haben; denn auf Entwickelung und Reife der Frucht harrt man durch die zwey Bände vergeblich. Da indeß das so viel im Hinterhalt lassende Buch noch lange fortgesetzt werden kann: so ist geduldig abzuwarten, ob die Auflösung des Knotens witziger gerathen wird, als sein bisheriges Flechtwerk. Aber auch hiervon abgesehen, immer bleibt es ein kitzliches Wagstück, in dem Geist und Ton eines Zeitraums schreiben zu wollen, der, seiner dreyhundertjährigen Entfernung ungeachtet, aus bekannter Ursach ungleich weniger uns fremd ist, als mancher weit neuere. Daß der Autor im Vorbericht hofft, man werde im Punkt der leidigen Chronologie es nicht so genau mit ihm nehmen, hätte er lieber stillschweigend voraussetzen, als ausdrücklich äussern sollen! Mit dem Geiste der Vorzeit ganz unbekannten Lesern wird es völlig einerley seyn, ob sein Roman aus dem XVIten oder XVIIten Seculo

 datirt

datirt ist; wer aber das Eigenthümliche derselben durch eigne Nachforschung kennt, vermag schwerlich so viel über sich, alle dadurch gewonnene Resultate kurzweg auszulöschen, und zwey nicht schwache Bände hindurch einen Schriftsteller über Feinheiten und Ideale, Grillen mit unter auch und Paradoxa sich expectoriren zu hören, die auf keine Weise schon der Antheil jenes Jahrhunderts waren, oder nur seyn konnten. Dergleichen nicht übel unterrichtete Leser scheint der Verf. auch im ganzen Ernste zu perhorresciren; denn in mehr als einer Stelle seines Buchs wendet er vorzugsweise sich an die liebe Jugend, und wünscht recht sehr, solches von noch zarten Händen fleißig benutzt zu sehen. So willig man ihm dieses gönnen mag, so schwer dürft' es doch halten, in Empfehlung seiner Arbeit mit gutem Gewissen einzustimmen! Von Allem, was die Malerkunst Anziehendes, und Meisterhaftes und Herzerhebendes hat, ist in vorliegendem Werke die Rede; wer begreift nicht, daß gerade deßhalb der jüngere Leser um desto vorsichtiger zu behandeln, und schlechterdings nichts aufzunehmen war, was sein noch unsicheres Gefühl für die Kunst auf irgend eine Weise mißleiten konnte. Eine Behutsamkeit, die um so dringender ward, da wirklich nur noch unbärtige Leser an den Plaudereyen und Seitensprüngen Sternbalds Geschmack finden dürften; denn obgleich hier und da Ton und Farbe des Vortrags für nicht ganz verfehlt gelten können: so bleibt das Ganze doch voll innern Widerspruchs, leerer Ausdehnung, und unfruchtbarer Abentheuerlichkeit; und Rec. zweifelt sehr, daß ein Mann von gebildetem Geschmack die Leserey bis an den Schluß aushalten werde. Was schon oben in Rücksicht auf uns übrig gebliebener Kenntniß von Dürers Zeitalter im Allgemeinen gesagt worden, paßt noch genauer aufs Gebiet der Kunst. Sehr bestimmt z. B. ist der zwischen Albrecht und Lukas, als Zeichnern besonders und Kupferstechern obwaltende Unterschied anzugeben, und wie manche Bemerkung erlaubt Sternbald sich doch hierüber, die keine Rechtfertigung zuläßt! Allein, auf Erörterungen dieser Art muß Rec. aus Mangel an Raum gänzlich Verzicht thun, und sie solchen Beurtheilern überlassen, die den Roman über seine Kunstäusserungen prüfen werden. Schlimm genug, daß unsre neuesten Schriftsteller der Gegenstände so viel in ihre Darstellungen mischen, daß ein Beobachter, dem es um Wirkung des Ganzen zu thun ist, selten mehr den rechten Standpunkt ausfindig machen kann; denn auch in Hinsicht

auf

auf die Sittlichkeit dieses Romans herrschet eben so viel Zweydeutigkeit und Inconsequenz darin, wie in seinen übrigen Bestandtheilen. Zeigt auf der einen Seite sich Sternbald als frömmelnder, wohl gar ins Mystische gleitender Malergesell: so trägt er auf der andern wieder kein Bedenken, ein armes Bauermädchen im Elsaß zu verführen; und dieß unter solchen Verhältnissen, die nichts als Befriedigung thierischen Triebes andeuten. Magnus nobis erit Apollo, wenn auch dieser häßliche Auftritt dennoch im Verfolg der Geschichte zum Quell lehrreicher Epanorthose werden sollte! Auch in äusserst leichtsinniger, oft entschieden liederlicher Gesellschaft gefällt sich der Schüler Dürers; und wie aus solch einem Chaos endlich schöne, jedes Widerspiel auflösende Darstellung sich bilden werde, ist vor der Hand wahrlich nicht abzusehen. Was aber hilft das Gespinnst einer Fabel, quae vitae rationem evertit et usum? —

Eine der Hauptverzierungen sind hier Verse; wogegen es auch nichts einzuwenden gäbe, wenn zu Beförderung der Illusion ein Paar kurze Volkslieder nur, oder einige Stoßseufzer etwa Platz gefunden hätten. In dieser Absicht brauchten dergleichen Reimereyen um wenig oder nichts besser zu seyn, als die aus jenem Zeitraume wirklich noch vorhandnen. Was aber hat man von der Geduld, oder von dem Geschmacke des unsern zu denken, wenn, wie hier, viele Bogen sich an solche Possen verschwendet finden, und eben dadurch dem Leser zugemuthet wird, der Anmaaßung halber oder Petulanz eines Dichters, thörichter Weise sich wieder auf die niedrige Stufe von Cultur zu stellen, der wir mühsam und spät genug entklommen sind? Uebrigens ist es mit der Poesie unsers Darstellers nicht viel besser bewandt, wie mit seiner Prose. Alter Rost und modische Schminke lösen darin eben so grell und oft einander ab; und nichts wird origineller, wenn es auch mit verhängtem Zügel auf Originalität losgeht. So fällt ihm z. B. irgendwo sehr onamatopöisch ein, Lieder zu fertigen, deren Gesang und Klang den Schall des Alphorns, der Schalmey, des Wald- und Posthorns nachahmen sollen. Daß weder Dürer, noch seine Zöglinge, von Postillions und Posthörnern etwas wissen konnten, mag hingehen; was aber gewinnen Kunst und Darstellung durch Strophen, wie folgende aus dem Posthornsliede?

Pfeifender Wind
Treibe geschwind,
Schnell und schneller die Rosse ins Dickicht hinein,
Laß, o laß die trüben Stunden,
Eilend verschwunden,
Rastlos nimmer Stillstand seyn! —

Stanzen vom Gehalte der vorstehenden, und für die liebe Jugend von noch viel leichterm, ließen aus dem versificirten Theile des Romans schockweise sich ziehn. Diese jedoch wird, was ihr zusagt, auch ohne fremden Wink zu benutzen verstehn; und der Leser von schon reinerm Geschmack eben so wenig sich wundern, wenn auf so viel mit Versen angefüllten Blättern auch wohl Stellen sich finden, die nicht ohne Herzlichkeit, kräftigen Ausdruck und poetischen Werth sind; gerade deshalb aber den Schwarm solcher um so mehr verdunkeln, die der Dichter stans pede in uno uns ausgeschüttet hat; als wozu jedes Gedicht und Gedichtchen, denn es giebt auch ungebührlich lange darunter, leider! mehr als zu viel Belege darbieten.

Was jeder, der unsre neuesten Erzeugnisse der schönen Redekunst auch nur obenhin kennt, und dem dieser Sternbald in die Hand läuft, auf den ersten Blick wahrnehmen muß, Rec. eben deswegen aber ungern berührt, ob er gleich seinen Bericht damit vielleicht hätte anfangen sollen, ist der Umstand, daß Wilhelm Meister ganz vorzüglich, und hier und da Meister Jean Paul die Muster sind, denen St. sich anzuschmiegen strebt. Gewiß ein sehr löblicher Muth, so gepriesenen Vorgängern nacheifern zu wollen! unter der kleinen Bedingung jedoch, daß der Mitbewerber nicht anders auf die Laufbahn sich wage, als mit einem gleichfalls schon stattlichen Vorrath eben der Menschenkenntniß und Darstellungsgabe, wodurch Jener sich auszeichnet, und eben so reichhaltiger Einbildungskraft und Belesenheit, durch deren seltnen Einklang Dieser zu einer sehr merkwürdigen Erscheinung geworden ist. Fühlt der Nacheiferer über so wesentliche Punkte sich nicht in zu großem Abstand: so mag er immerhin auch an der Manier seiner Vorgänger sich versuchen; selbst dann, wenn sie zu Excentritäten ihn verleiten sollte, die der gute Geschmack zwar niemals billigt; immer aber hofft, daß solch ein Uebergewicht des andern Trefflichen und Schönen, den Darsteller über lang oder kurz aus seiner Anomalie schon ins

rechte

rechte Gleis zurückziehen werde. Wie weit nun Sternbalds Talent mit obigen Zweymännern die Vergleichung aushalte, mag untersuchen, wer Lust hat! Wen er zuverläßig am wenigsten nachahmen wollen, und in dessen Fußstapfen er doch in der That mehr als einmal geräth, ist eben der Tonkünstler, den ein bekannter Schriftsteller im Roman Hildegard von Hohenthal nach Italien in gleicher Absicht hat reisen lassen. Geht diese Nachahmungssucht noch weiter, und müssen alle Stände, Künstler, Professionisten u. s. w. so gelehrten und genialen Wanderschaften nach und nach sich unterziehen, wer zweifelt alsdann, daß zeitig genug auch an Bartscheerer und Tanzmeister die Reihe kommen muß? Vielleicht indeß, daß gerade die Odyssee solch eines Zunftgenossen, von witziger Feder ausgeführt, zum Specifico gedeiht, die Herren Nachäffer von ihrem Kitzel zu heilen; und aus dieser Rücksicht ist ein dergleichen Versuch itzt schon Zeitbedürfniß und wünschenswerth.

Uebrigens ist Rec., und das freywillig, der erste, seinen Bericht für länger und umständlicher zu erklären, als das angezeigte Buch zu fordern schien. Was ihn zu dieser Unschicklichkeit verführte? Nichts anders, als der bedenkliche Umstand, daß ein sonst witziger und kenntnißreicher Beobachter unlängst erst und öffentlich auf Ton und Art des Hrn. T., und auf seine Dichtergaben besonders, das Publikum aufmerksamer zu machen, für Pflicht hielt. Voller Vertrauen zu dieser Empfehlung, griff Rec. nach dem neuesten Produkt besagten Schriftstellers; mit welchem Erfolg aber auf sein eignes, noch dazu für den Autor schon bestochenes Gefühl, darüber haben diese Paar Blätter Rechenschaft abgelegt. Rec. bereut seine Offenherzigkeit um so weniger, weil sie vielleicht irgend einen Beobachter von größerm Scharfsinn veranlaßt, Lesern, denen es nicht besser gieng, auf die Spur zu helfen: wie in Sternbalds Wanderungen ein des allgemeinen Beyfalls sehr würdiges Buch zu finden, und als solches zu genießen sey?

Rw.

1. Miranda, Königinn in Norden. Geliebte Pansalvins. Germanien. 1798. 384 Seiten 8. 1 Rg. 8 gr.

2. Saul der Zweyte, genannt der Dicke, König von Kanonenland. Berlin und Potsdam. 1798. 416 S. 8. 1 Rk. 10 gr.

Zwey sogenannte historische Gemälde, die, manchen Kennzeichen nach, wahrscheinlich von eben der Hand dargestellt sind, die uns vor einigen Jahren den Pansalvin (N. Bibl. 23 B. 1. St. S. 170.) mittheilte. Nr. 1. enthält ein Gegenstück zu jenem, das aber seines erhabenen Gegenstandes wegen, auch ein größeres Interesse bey dem Leser erregen muß. Es ist, so viel Rec. behaupten kann, mit großer Uebereinstimmung der Geschichte und nach wirklichen Vorfällen bearbeitet, wenn es gleich scheint, als ob gegen das Ende die Begebenheiten zu abgebrochen, und besonders die letzten Tage der grossen Mirdnda zu vorübereilend erzählt sind. Auch läßt der Verf. sich Sprachfehler zu Schulden kommen, wie folgende: S. 21. Z. 12. herunter st. hinunter. S. 34. Z. 7. „sie lehnte am Fenster" st. sie lehnte sich an das ꝛc. S. 176. Z. 6. stak st. steckte. S. 176. Z. 1. v. u. „naufziehen lernen" st. heraufziehen lehren. S. 271. Z. 10. vors (fürs) erste, u. s. w., und bedient sich mancher unedeln Ausdrücke, als: sich einen dicken Bauch anfressen; ein dicker Magenbombardirer ꝛc.; auch seine Rechtschreibung ist noch die gerügte: krittisch, spasen, Maase, schwigen, Besitz, u. s. w. Uebrigens wird man die hier gebrauchten Namen leicht entziffern. Warum mag aber der Verf. den Potemkin in dem Buche selbst Powulzko nennen, da er ihn sonst und auch auf dem Titel desselben Pansalvin genannt hat?

N. 2. enthält die Regierungsjahre eines vollendeten Fürsten, der bey den trefflichsten Anlagen des Geistes und des Herzens, sich zu sehr seinen Schwächen überließ, und von eigennützigen und scheinheiligen Menschen ganz mißgeleitet wurde. Schon ein Blick auf das Titelkupfer; noch mehr aber das Gemälde selbst, wird den Leser bald orientiren, und ihm überhaupt manchen unterhaltenden Augenblick gewähren. Fehler in der Sprache und der Rechtschreibung sind Rec. hier weniger aufgefallen.

Eb.

Kuni-

Kunigunde, nicht die heilige; oder die umgehenden Engel, eine Sage aus den Gegenden des Schwarzwaldes. Vom Verfasser der unruhigen Matrone von Pfyrt. Hamburg, in der Nutzenbecherschen Buchhandlung. 1796. Erster Theil 301 Seit. Zweyter Theil 303 S. 8.

Dürfte man unsern gewöhnlichen Büchermachern Selbstgefühl genug zutrauen: so hätte Rec. leicht auf die Vermuthung kommen können, als ob der Zusatz auf dem Titel: vom Verf. der unruhigen rc., eine Warnung für die Leser seyn sollte. Denn wenn jenes nicht unendliche Vorzüge vor dieser letzten Ausgeburt hat: so muß Rec. sein gutes Geschick preisen, daß es ihn bis jetzt mit dieser Bekanntschaft verschonte. Die umgehenden Engel, heißt dieß Machwerk, von der unaufhörlichen Erscheinung der beyden ersten verstorbenen Kinder Eduards von Hennau, die oft sonderbar genug ausfällt, und zuweilen glauben läßt, daß der Verf. so etwas für nicht unmöglich halte. Unter andern kann man hier lernen, wie die Engel (S. 183. d. 2. Th.) auch „einen artigen guten Morgen wünschen," und wenn sie aufgebracht werden, mit einem: (S. 207. d. 2 Th.) „seyd nur nicht unwirsch" antworten. Uebrigens ist das Ganze in einem incorrecten, verworrenen und langweiligen Styl vorgetragen, voll Provinzialismen. Man lese gleich den Anfang: „die tiefre Dämmerung begunte (begann) schon den Abend mit der Nacht zu binden (verbinden) als rc."; „er bedurfte eine Mutter vor (für) seine Kinder"; „sich für (vor) etwas fürchten"; dafür (davor) warnen"; der Nachmittag wurde verthan"; „es hat einen Haken;" „sie war so unmunstern;" „er schot sich nichts darum." Doch Rec. wird es müde, noch mehrere angezeichnete Stellen hier abzuschreiben, um zu beweisen, daß dieser Roman äußerst mittelmäßig sey.

Cdh.

Sagen der böhmischen Vorzeit, aus einigen Gegenden alter Schlösser und Dörfer. Prag und Wien, in den v. Schönfeldschen Niederlagen. 1798. 220 S. 8. 16 Kr.

Dieß

Diese Sammlung erdichteter Volkssagen der Vorzeit, wird wohl schwerlich über die Gränzen Böhmens hinaus ihr Glück machen; denn ihr Vortrag, der vielen Provinzialismen nicht zu gedenken, ist in einem höchst langweiligen und fast ammenmäßigen Style abgefaßt. Der Erzählungen sind fünfe: 1) Laskopal und Militka. 2) Lubomire. 3) Das klingende Waldhäuschen. 4) Die goldne Ente. 5) Das Wechselkind.

Eb.

Botanik.

Antiquitatum botanicarum specimen primum, auctore *Curt. Sprengelio*. Mit 4 Kupferplatten. Leipzig, bey Schäfer. 14 Bogen 4. 1 Rh. 6 gr.

Wenn auch die Wissenschaft selbst von solchen Untersuchungen keinen großen Gewinnst hoffen darf: so bleibt es doch immer eine angenehme Erscheinung, den Verf. seine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Schriften der Alten auch auf dieses Feld des menschlichen Wissens anwenden zu sehen. Der erste Abschnitt, S. 1 — 13, betrifft die Violen der Alten, oder das ἴον der Griechen und seine Arten; der zweyte, S. 14 — 34, die Eichen der Alten, von welchen er 11 Arten nach Willdenow, Linné, Santi, Cavanilles und Duroi aufzählt, (auch von Q. Pseudo-suber nach Santi eine Abbildung liefert), die Linneische Q. Aegilops erklärt der Vf. für Theophrasts Ἥμερυ und Ἐλυμοδρυς. Der dritte Abschn. handelt, S. 35 — 46, von den Cytisis der Alten. Ueber das Schwankende in der Linneischen Bestimmung dieser Gattung; der Verf. behauptet gegen Miller und Schneider (freylich auch nicht zuerst) der Cytisus der Alten sey Linné's Medicago arborea. Der vierte, S. 47 — 67, hat die Lotos der Alten zum Gegenstande. Zuerst von Celtis australis, dann von Zizyphus Lotus und Diospyros Lotus, von Nymphaea Lotus und Nelumbo, und Arum Colocasia, zuletzt vom Steinklee, den der Verf. für den dreyblätterichten Lotus der Alten erklärt. Der fünfte Abschnitt, S. 68 — 79, handelt von den Asphodelis; der sechste, S. 80 — 88, vom Cancamum des Dioskorides, welches der Verf. für ein Harz von einer Art

der

der Amyris zu halten geneigt ist. Der siebente, S. 89 bis zu Ende, von Myrobalanen, nicht bloß aus den alten griechischen, römischen und arabischen; sondern auch aus den neuern, Loureiro, König, Forster, Jos. Gärtner, Ol. Swarts, Vahl und Forskål erläutert. Die Myrobalanos, chebulos und citrinos leitet er von Terminalia chebula; die belliricos aber von T. glabrata ab, von welcher hier ein blühender Zweig abgebildet ist.

Ag.

D. Johann Hedwig's, Professors der Botanik und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliedes; Sammlungen seiner Abhandlungen und Beobachtungen über botanisch-ökonomische Gegenstände. Zweytes Bändchen, mit einer illuminirten Kupfertafel. 175 S. 8. Leipzig, bey Crusius. 1797. 20 gr.

Es wäre zu wünschen, daß uns mehrere Aufsätze von der Art hinterlassen wären, da der Verf. so glücklich die physiologische Gewächskunde bearbeitet und erweitert hat. Es ist keine angenehme Sache, den schwerfälligen und oft undeutschen Vortrag des Verf. zu lesen; aber es lohnt, um mit ihm zu reden, des Gehalts wegen allerdings der Mühe. Vom Stamme der Gewächse, von der Blume und ihren Theilen, von den Blättern, welche der Vf. als Fettmagazine betrachtet, liest man hier viel Durchdachtes und Eigenes. Oekonomischen, aber minder wichtigen Inhalts sind die Aufsätze: Ueber die beste Methode, die Bäume gegen das Erfrieren zu sichern (Bedeckung, dichtes Zusammenstehen). Vorschlag gegen die Verwüstungen der Kienraupe. In wieferne ist die unächte Acacie vermögend, dem Brennholzmangel zu steuern?

Botanische Betrachtungen, nebst einigen neuen Gattungen und Arten. Von Joh. Christoph Wendland, Königl. Churfürstl. Gartenmeister zu Herrnhausen. 58 Seit. kl. fol. mit 4 illuminirten Kupfertafeln. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1798. 1 Rthl. 18 gr.

Es

Es ist was seltnes um einen Gartenmeister in Deutschland, der sich mit Beobachtung seiner Gewächse auf die Art beschäftiget. Hr. Wendland zeichnet und radirt alles, was er für merkwürdig hält, selbst, und schreibt seine Beobachtungen darüber deutlich und ohne vorgefaßte Meinung nieder. Hier findet man als neue Gattungen: Galeata ferruginea, Androphylax scandens, Micranthus oppositifolius, Achyronia villosa, Arctotheca repens. Neue Arten (welche freylich erst mit andern großen botanischen Werken müssen verglichen werden) und Bemerkungen über mehrere seltne Gewächse, deren Verzeichnisse hier zu vielen Raum einnehmen würden. Die Zergliederungen auf den Tafeln sind recht deutlich und genau, und wir zweifeln keinesweges, daß sie von Botanikern genutzt und dem Verf. das verdiente Lob verschaffen werden.

Ed.

Ericarum Icones et Descriptiones auctore *Iohanne Christophoro Wendland*. *Fascic. I* 18 S. 6 illuminirte Kupfer. *Fascic. II.* S. 19—30. mit eben so vielen Kupfern in 4. Auch deutsch: Abbildung und Beschreibung der Heiden. Hannover, 1798. bey den Gebrüdern Hahn. 5 Rg.

Man hat ein ähnliches englisches Werk von Andrews: Engravings of Heaths, in Folio, das aber weit kostbarer ist, wie gegenwärtiges. — Die Beschreibungen, größtentheils deutsch, enthalten eine ausführliche Darstellung von den abgebildeten, vom Verf. selbst radirten und recht gut illuminirten Heidearten. Auch verdienen die beygestellten genauen Zergliederungen alles Lob. Das Genus ist sehr zahlreich (man rechnet einige hundert Arten), und wegen der mannichfaltigen schönen Formen in und ausser England beliebt. Hr. Wendland wird also auch den Blumenliebhabern einen Dienst mit ihrer nähern Bekanntschaft leisten. Es enthalten beyde Hefte folgende Arten: Erica pinea Thunb. E. lutea. E. ramentacea. E. Plukenetii pinea. E. Pattersonia. E. perspicua. E. Plukenetii interrupta. E. taxifolia. E. laniflora Schmidt. E. strigosa Ait. E. spicata L. E. bergiana L.

Bsg.

Bemerkungen über das Studium der cryptogamischen Wassergewächse, von Albrecht Wilhelm Roth, der Arzneyg. Doctor, Landphysikus des Herzogthums Bremen. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1797. 109 Seiten. 8. 8 gr.

Rec. hat Proben der Verfahrungsart des Verf. vor sich, welche hier genau beschrieben wird, um die Conserven, Fuci und Tremellen auf eine schöne und instructive Art zu conserviren. Es verdient also diese kleine Abhandlung einem jeden Liebhaber dieser Gewächse zur genauern Kenntniß derselben empfohlen zu werden.

Ed.

A. Jos. Franc. Marattii liber rarissimus de vera Florum existentia in plantis dorsiferis. Recudi curavit, commentatione auxit de Filicum propagatione D. *J. P. Huperz*. Mit einer Kupfertafel in Folio. Göttingen, bey Schröder. 1798. 26 S. 8. 5 gr.

Auf Veranlassung und mit Beywirkung des Hrn. Prof. Hoffmann zu Göttingen, war es dem Verf. möglich, einen so guten Gedanken auszuführen, und als seine Inauguralschrift das seltne Werkchen von Maratti (Rom 1768), welches nur wenige Botanisten werden gesehen haben, abdrucken zu lassen. Dazu ist noch ein Brief von Amaduzi abgedruckt, in welchem er die Beobachtungen Maratti's gegen die gemachten Einwürfe von Adanson in Schutz nimmt. Was sich nur auf die Befruchtungsgeschichte der Farrenkräuter von Cuellius an bis auf Hedwig und Lindsay beziehet, hat man außerdem in der vorgesetzten Einleitung vollständig beysammen. Es können nun die Botanisten unter so vielerley Hypothesen wählen, und aufs neue untersuchen, in wiefern sie mit der wahren Vermehrungsart der Farrenkräuter übereinkommen.

Auswahl schöner und seltner Gewächse, als eine Fortsetzung der amerikanischen Gewächse. Erstes Hundert. Tab. 1 bis 50, 51 bis 100. 40 Seiten Text, in 8. Nürnberg, im Verlag der Raspeschen Handlung. 1795. Zweytes Hundert. Tab. 101 bis 150. Tab. 151 bis 200. 1796. 12 Rk.

In dem Vorbericht wird gesagt: Die gütige Aufnahme der dreyhundert amerikanischen Gewächse, und die öftere Nachfrage nach der Fortsetzung derselben haben uns ermuntert, eine solche zu wagen. Wer mit dem beträchtlichen Kostenaufwand einer solchen Unternehmung bekannt ist, der wird den Preis dieser Abbildungen äusserst billig finden. (Das Hundert 8 Thlr. ist nicht zu viel dafür). Werke dieser Art, besonders ausländische, sind gewöhnlich sehr kostbar (aber auch nach Verhältniß viel geschmackvoller und schöner); und wenige sind im Stande, sich solche anzuschaffen. (Auch sehr wahr; aber die Herren Sammler hätten jedesmal anzeigen müssen, wovon und woraus sie ihre Copien gemacht haben; auf die Art wüßte jeder über ihre Glaubwürdigkeit zu urtheilen. So viel Rec. erinnerlich ist, so findet er viele aus Curtis bot. Mag. aus den Jacquinschen icon. plant. rar., aus Schneevogt, aus Smith's Spicileg. bot. und icon. pict. aus Ehret, aus Swartz und aus andern entlehnt, und die Herren Sammler haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihre noch unabgebildeten Pflanzen nicht so leicht herauszufinden sind.)

Bsg.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Weltweisheit.

1. Der Philosoph, oder compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigen über Lebensweisheit. Erstes Heft. Eisenach und Halle, bey Gebauer. 1797. 120 S. 6 gr.

2. Der Staatsmann, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus dem Gebiet der Staatslehre und Staatskunde. Erstes und zweytes Heft. Eisenach und Halle, bey Gebauer. 1797. 202 S. 12 gr.

3. L. A. Muratori Anfangsgründe der Regierungskunst für junge Fürsten, welche einst ihr Volk glücklich zu machen wünschen. Mit nöthigen Abkürzungen übersetzt und mit einigen Anmerkungen und Zusätzen versehen von K. A. Cäsar, Prof. d. Vernunftlehre auf der Univ. zu Leipzig. Leipzig, bey Supprian. 1798 (1797). 325 S. 1 Rthl.

4. *Hume's* und *Rousseau's* Abhandlungen über den Urvertrag, nebst einem Versuch über Leibeigenschaft, den Liefländischen Erbherren gewidmet von *G. Merkel. Erster* und *zweyter Theil.* Leipzig, bey Gräff. 1797. 572 S. 1 Rthl. 16 gr.

5. Beyträge zur Veredlung der Menschheit, herausgegeben aus dem Erziehungsinstitut bey Kopenhagen, von C. J. R. Christiani. Zweyten Bandes erstes Stück. Kopenhagen und Leipzig, bey Schubothe. 1797. XVI und 296 S. 18 gr.

Dieses Stück der Beyträge enthält bloß das folgende Buch:

6. Ueber die Preßfreyheit und ihre Gesetze, von M. G. Birkner, Prediger in Korsöer ꝛc.

Laut der Vorrede von Nr. 1. „ist die Absicht bey Bearbei„tung dieser Abtheilung der compendiösen Bibliothek, den Le„sern derselben nicht nur einen vollständigen Begriff von dem „großen und wichtigen System der ganzen Philosophie zu ge„ben: sondern ihnen auch die Beurtheilung dessen, was in „unsern Tagen durch den berühmten Reformator der Philoso„phie geschehen ist, zu erleichtern. Da die Veränderung die„ses Systems durch Kant theils in einem Zusatze ganz neuer „Wissenschaften, theils in näherer Bestimmung der ersten „Begriffe und Grundsätze der schon bekannten besteht: so ist „leicht vorherzusehen, daß diese Abtheilung der C. B. zugleich „eine vollständige Darstellung des Kantischen Systems seyn „wird." — — Diese seine Absicht hat der Verf., wie es weiter heißt, „durch möglichste Anpassung der Kantischen „Vorstellungsart an die gewöhnliche zu erreichen gesucht, und „jederzeit erst bloß historisch vor Augen gelegt, und vor den„selben zergliedert, was alsdann synthetisch und nach Kants „Ordnung und in dessen Terminologie erwiesen wird. — „Dabey haben wir also den Leser mehr in die dogmatische „(täuschende und unrichtige) Vorstellungsart hineingeführt, „als Kant selbst es gethan hat." — Die Gründe dieses Verfahrens laufen nach S. 4 ff. zuletzt auf die Behauptung hinaus, „daß kein Mensch auf der Welt über die Dinge an„ders denken kann, als dogmatisch, und daß er nur durch „äusserste Anstrengung und Nüchternheit seines Kopfs es da„hin bringt, daß ihn diese ihm natürliche Denkart nicht täu„sche." Das Beyspiel vom Monde, der am Horizont größer erscheint, als in der Höhe, setzt ganz ins Klare, was der Verf. will.

Erste

Erste Abhandlung. Begriff und Theile der Philosophie. Größtentheils, wie eine Note sagt, nach Heusingers Versuch einer Encyklopädie der Philosophie. Wir finden hier Verschiedenes zu erinnern, wovon wir etwas zu weiterer Prüfung mittheilen.

S. 9. §. 5: „Es giebt eine zwiefache Art von Erkenntnissen (?) fast (?) über einen jeden Gegenstand, die gemeine „und die höhere oder wissenschaftliche.

Fast über einen jeden Gegenstand? Also über ein Paar Gegenstände giebt es nur eine Art; welches mögen wohl diese Paar Gegenstände seyn? und welches die Art der Erkenntniß, die es über sie giebt, die gemeine oder die höhere? und liegt es in der Natur dieser Gegenstände, daß es über sie nur eine Art der Erkenntniß, entweder die gemeine oder die höhere giebt, oder ist dieß zufällig? und durch welche Art von Erkenntniß, durch die gemeine oder durch die höhere, weiß der Verfasser dieses fast? Wer so schwankend spricht, der scheint seiner Sache nicht sehr gewiß zu seyn; wer seiner Sache nicht gewiß ist, der hat keinen bestimmten Begriff von ihr; sollte dieß etwa der Fall unsers Verf. bey dieser Eintheilung seyn? Das werden wir gleich sehen.

§. 6. „Die gemeine Erkenntniß sagt bloß aus, was die „Sache sey; die höhere enthält aber die Aufschlüsse über „die Natur der Sache. So ist der Satz, daß ein Wagen „auf höhern Rädern mit geringerer Kraft von der Stelle be„wegt werden kann, als einer auf niedrigen, bloß gemeine „Erkenntniß, wenn ihn einer von den Leuten aussagt, die „sich am meisten mit Wagen und Fuhrwerk beschäfftigen. „Sie wissen bloß, daß es so ist, wie sie sagen. In dem „Munde des Mathematikers aber wird derselbe Satz eine „höhere Erkenntniß; denn von ihm erfahren wir auch, wie „es zugeht, daß sich dieselbe so verhält: er kann, was er sagt, „demonstriren, und giebt uns in der Demonstration Auf„schluß über etwas, was zwar leicht zu bemerken und zu beob„achten; nicht so leicht aber verstanden und eingesehen ist."

Sollte man nicht glauben, der Verf. verstehe unter gemeiner Erkenntniß, was sogenannte gemeine Leute, als Fuhrleute u. dgl. wissen? und doch ist dieß gewiß seine Meinung nicht. Er hat mehr als einmal fehl gegriffen. Erstlich in dem Ausdruck gemein, wobey einem, ohne daß mans

merkt, immer die gemeinen Leute in den Sinn kommen; ob es gleich weiter nichts heißen soll, als allgemein, cuivis obvium, was jeder, der gesunde Sinne hat, und acht giebt, wahrnehmen, erfahren kann. Zweytens in dem Ausdruck Erkenntniß, statt Kenntniß; jenes Wort bedeutet immer im gewöhnlichen Sprachgebrauch, den die Philosophen respektiren sollten, Einsicht. „Ich erkenne meinen Fehler, ich „bin zur Erkenntniß meines Unrechts gekommen": das heißt nicht, „ich weiß, daß ich eine Handlung begangen habe, „die man einen Fehler, ein Unrecht nennt; das wäre Kenntniß des Fehlers, ein historisches Wissen; sondern es heißt: „ich sehe ein, ich bin überzeugt, daß ich gefehlt habe." Zur Einsicht gelangt man nur durch Nachdenken, und dieses ist das Werk der Vernunft. Hiermit stimmt auch §. 7. überein, und macht sonach wieder gut, was §. 6. verdorben hatte.

Der dritte Mißgriff ist, daß der Verf. einen und eben denselben Satz in dem Munde eines Mathematikers etwas anders seyn und sagen läßt, als in dem Munde eines Fuhrmanns. Sagt der Mathematiker weiter nichts, als der Fuhrmann; sagt er, wie dieser, bloß: „ein Wagen auf hö„hern Rädern kann mit geringerer Kraft von der Stelle be„wegt werden, als einer auf niedrigen": so bezeugt er, wie der Fuhrmann, bloß das Faktum, und sagt uns nicht, wie es damit zugeht. Daß er dieses weiß, ändert an dem Satze nichts; er muß es auch sagen; sobald ers aber sagt, hört der Satz auf, derselbe Satz zu seyn, und lautet so: „ein Wagen „auf höhern Rädern muß mit geringerer Kraft von der „Stelle bewegt werden können, weil u. s. w. Hier wird gesagt, daß es nicht anders seyn könne; in jenem Satze hingegen, daß es so sey. Das sind doch wohl zwey ganz verschiedene Sätze; jener ist analytisch, dieser synthetisch; zu deutsch: jener ist ein Vernunftsatz, dieser ein Erfahrungssatz.

Was der Mathematiker hier vor dem Fuhrmann voraus hat, nennt der Verf. die wissenschaftliche oder höhere Erkenntniß, im Gegensatz von der gemeinen; Wolf, den der Verf. hier anführt, nannte es die philosophische; und so nennt man es noch gewöhnlich im Gegensatz von der Erfahrungskenntniß. Der Verf. sagt, diese Benennung sey zu eingeschränkt, und führe irre. Das letzte freylich nach seinem Begriff von philosophisch; denn dieses heißt ihm: was sich

auf

auf Weisheit beziehet; aber auch das erste? Wolf sagt: cognitio rationis *eorum*, *quae sunt vel fiunt*, philosophica dicitur: mit den Worten: eorum, quae sunt vel fiunt, nimmt er ja dem philosophischen Wissen das ganze Reich der Erscheinungen ein. Unser Verf. hingegen will unter philosophischem Wissen bloß verstehen, was sich auf Weisheit beziehet. Wer schränkt nun den Ausdruck philosophisch mehr ein, er oder Wolf?

So gewinnt also unser Verf. nichts, weder gegen Wolfen, noch für sich. Aber er hat noch einen andern Grund für seinen Gebrauch der Ausdrücke: philosophisch, und Philosophie, den wir auch hören müssen.

S. 7. „Die Geschichte verläßt uns zwar bey der Nach„frage, was sich die ältesten Philosophen unter dem Gegen„stand ihrer Nachforschung bestimmt gedacht haben; der Na„me aber, welchen sie sich um dieser Nachforschung willen „beylegten, ist bedeutend genug, uns errathen zu lassen, was „sich diese Männer unter der Sache vorgestellt haben mögen. „Philosophie heißt Liebe zur Weisheit.“

Sollte es weiter nichts, als das heißen? und wie weiß man, daß es weiter nichts heißt, wenn uns die Geschichte nicht sagt, womit die ältesten Philosophen ihr Nachdenken beschäfftigt haben? So viel wir wissen, hieß es auch Liebe zur Wissenschaft, zur Kunst, zu Kenntnissen. Cicero, der sicher mehr griechisch wissen konnte und wußte, als unser einer, sagt: Distributa est in tres partes philosophia, in naturae obscuritatem, in differendi subtilitatem, in vitam atque mores. An einem andern Orte übersetzt er Philosophia durch studium sapientiae, und von der sapientia sagt er, sie sey mater omnium bonarum rerum. Σοφος hieß bekanntlich nicht bloß sapiens; sondern auch peritus alicujus rei vel artis, cujuscunque tandem, ut sutoriae, architectonicae; es hieß auch prudens, callidus, eruditus. Ist es also nicht ganz willkührlich angenommen, daß die ältesten griechischen Denker unter der σοφια, wonach sie strebten, weiter nichts verstanden hätten, als was wir jetzt im Deutschen bey Weisheit denken?

Aber gesetzt, sie hätten weiter nichts darunter verstanden: brauchen wir deswegen das, was sich auf Weisheit beziehet, philosophisch zu nennen? Lernen wir dadurch, daß wir es

so nennen, bestimmter, was wir uns bey dem deutschen Ausdruck Weisheit zu denken haben? oder gelangen wir dadurch schneller und sicherer zur Fertigkeit in der Ausübung dessen, was die Weisheit vorschreibt? Und wenn dieß nicht ist und nicht seyn kann, wäre es da nicht besser, die Ausdrücke philosophisch, Philosoph und Philosophie ganz außer Cours zu setzen, als darüber, was sie ursprünglich bedeutet haben und jetzt bedeuten sollen, einen müßigen, der Weisheit, und dem, der nach ihr strebt, nichts frommenden Streit, einen bloßen Wortstreit, zu führen? So lange dieser Streit nicht entschieden ist, braucht jeder die streitigen Ausdrücke in seinem Sinn, also willkührlich.

Willkührlich braucht der Verf. auch den Ausdruck, ein Gelehrter, indem er darunter (S. 12) den Inhaber dessen, was er höhere oder wissenschaftliche Erkenntniß will genannt wissen, versteht. Wenn ich sage, mein Sohn soll ein Gelehrter werden: so heißt das offenbar weiter nichts, als: er soll nicht Kaufmann, nicht Landmann, nicht Kriegsmann, nicht Handwerker, u. s. w. werden; sondern er soll in die Gelehrtenzunft, oder, wenn man lieber will, in den Gelehrtenstand treten; er soll sich die Art von Kenntnissen und Geschicklichkeiten erwerben, wodurch man in der Gelehrtenzunft den Gesellen- und Meistergrad erlangen, oder überhaupt in diesem Stande sein Brodt verdienen kann. Niemand, der seinen Sohn studiren läßt, wird und kann sagen; mein Sohn soll ein gelehrter Mann werden; das ist etwas anders als ein Gelehrter; das zu werden kann kein Vater befehlen, kann nicht jeder Sohn leisten; und um es zu werden, braucht man sich nicht in die Gelehrtenzunft aufnehmen zu lassen, braucht man kein Gelehrter zu werden. Eben so wenig wird und kann ein Vater, der seinen Sohn zum Gelehrtenstande bestimmt, sagen; „Mein Sohn soll Inhaber der höhern, der wissenschaftlichen Erkenntniß werden, er soll (S. „10, 11) in die innere Beschaffenheit, in das Wesen der „Dinge eindringen." Dazu — wenn sich auch so etwas überall vorschreiben ließe — braucht er kein Gelehrter zu werden. Was der Verf. einen Gelehrten nennt, das ist ein Denker, ein denkender Kopf, diesen erzeugt die Natur; eine verständige Erziehung hilft seine Kraft entwickeln; und nachher findet er, sie fortzuüben und anzuwenden, Anlaß und Beruf in jedem Stande, nicht bloß im Gelehrtenstande.

§. 8.

§. 8. „Was der gesunde Verstand über Recht und Un„recht, über Gut und Bös, über Zweckmäßigkeit und Un„zweckmäßigkeit (in Bezug auf den letzten Zweck des Menschen) „gleichsam nach einem innern Gefühle urtheilt, das „ist gemeine philosophische Erkenntniß. Denn es fehlt „den Urtheilenden insgemein an der Geschicklichkeit, die „nöthigen Erläuterungen und Aufschlüsse über ihre Urtheile „zu geben."

Diese Behauptung kündigt sich durch die Ausdrücke gleichsam und insgemein als schwankend an. Eins von beyden: entweder urtheilt der Verstand jedesmal nach einem Gefühl, oder er thut es niemals. Thut er es jedesmal, d. h., besteht sein Wesen darin, daß er nicht anders als nach einem Gefühl urtheilen kann: so urtheilt auch der wissenschaftlich geübte Verstand so, weil er vermöge seiner Natur nicht anders kann. Urtheilt aber der Verstand niemals nach einem Gefühl: so thut es auch der von dem Verf. so genannte gesunde Verstand nicht; und das, was der Vf. ein Urtheil nach einem Gefühl nennt, ist gar kein Urtheil, sondern ein bloß mechanisches Gefühl, wie der Kunsttrieb der Bienen, der Biber u. s. w.; ein Gefühl also, das die Stelle des urtheilenden Verstandes vertritt und ihn entbehrlich macht.

Ferner: fehlt es denen, die nach einem innern Gefühl urtheilen, nur insgemein an der Geschicklichkeit, die nöthigen Erläuterungen u. s. w. zu geben: so fehlt es ihnen nicht immer, also nicht nothwendig, nicht vermöge der Natur ihres gesunden Verstandes daran. Und tritt nun der Fall ein, wo es ihnen nicht daran fehlt, wo sie also die nöthigen Aufschlüsse und Erläuterungen zu geben wissen: so thun sie ja mit ihrem gesunden Verstande gerade das, wozu der Verf. eine höhere oder wissenschaftliche philosophische Erkenntniß fodert.

Man sieht wohl, daß gesunder Verstand und höhere Erkenntniß keine Gegensätze seyn können. Auch der Verstand des Metaphysikers, des Tiefdenkers muß gesund seyn, wenn seine Aussprüche gültig seyn sollen. Es ist mit dem Verstand, wie mit dem Auge: wer Teleskope und Mikroskope mit Nutzen brauchen will, muß gesunde Augen haben. Ein anders ist, ein gesundes, ein anders ein ge-

[illegible] Auge, ein gesunder Verstand und ein geübter, in gewisser Hinsicht, an einem gewissen Denkstoff geübter Verstand. — Aber, leider, nimmt es die Kantische Schule, nach dem Beyspiele ihres Meisters, mit den Ausdrücken, mit der Sprache so genau nicht. Der kategorische Imperativ z. B. sammt allem was daran hängt, ruht auf dem Ausdruck sollen, den Kant der Vernunft in den Mund legt. Man kann die Vernunft nicht unvernünftiger und undeutscher sprechen lassen: die Mutter der Gründe kann nicht die Sprache der Willkühr führen; oder es entsteht eine babylonische Verwirrung — wie denn auch entstanden ist.

Die zweyte Abhandlung enthält I.) Kritik, oder kurze Darstellung des Inhalts der Kritik der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Kritik der Urtheilskraft des Herrn Professor Kant. Die folgenden Hefte sollen Logik, Metaphysik, Moral, Naturrecht, natürliche Religionslehre enthalten.

Wir gehen jetzt zu

Nr. 2. Hier wird S. 2. ein Unterschied zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Staat gemacht, der mir ganz willkührlich scheint. Es heißt nämlich: „sobald sich mehrere „Familienhäupter zur Erreichung dieses Zwecks (möglichst „sichere und ungestörte Existenz zur ruhigen Erreichung der Men„schenbestimmung) wechselseitig verbanden, entstand ein neuer „gesellschaftlicher Verein, der bürgerliche, oder die bürger„liche Gesellschaft, deren Mitglieder Bürger heißen. „Erweiterte sich die bürgerliche Gesellschaft — bestimmte „sie die Art genauer, auf welche jener Zweck erreicht werden „sollte, und beschränkte sie selbst (oder ward sie beschränkt) „den Wirkungskreis, in welchem jener Zweck auf dieselbe „Art erreicht werden sollte: so entstand daraus ein Staat. „Ein Staat ist also 1) eine große Gesellschaft von Bür„gern, 2) auf einen großen, aber bestimmten Wir„kungsplatz eingeschränkt u. s. w."

Acht Zeilen weiter nimmt der Verf. größere und kleinere Staaten an. Unter den sämmtlichen Staaten muß einer als der kleinste, unter den sämmtlichen bürgerlichen Gesellschaften muß eine als die größte gedacht werden können. Gesetzt, diese letztere bestünde aus 100 Häusern: wird sie zum Staat sobald sich noch ein Haus da ansiedelt? „nicht „bloß

„bloß dadurch, kann der Verf. antworten: sie muß auch die „Art, auf welche ihr Zweck erreicht werden soll, genauer be„stimmen, sie muß ihren Wirkungskreis beschränken oder be„schränken lassen.“ Aber können 100 Häuser das nicht so gut thun, als 101 Häuser? und gehört das nicht zum Wesen einer jeden Gesellschaft, also auch einer bürgerlichen? Das Willkührliche jener Unterscheidung fällt in die Augen. Staat ist nur ein ander Wort für bürgerliche Gesellschaft, und dieß nur ein ander Wort für Familienverein oder Häuserverein. Wie viele Häuser sich vereinigen, darauf kömmt nichts an: zwey würden schon einen Staat ausmachen. Daß es so kleine Staaten nicht giebt, thut nichts zur Sache: hier ist von dem bloßen Begriff die Rede. Unter allen Punkten, die man mit Kreide, Röthel u. s. w. macht, giebt es keinen mathematischen Punkt; aber dessen ungeachtet liegt der Begriff dieses Punkts bey allen Punkten, mit Kreide, Röthel u. s. w. gemacht, zum Grunde. — Wenn aus der Erweiterung der bürgerlichen Gesellschaft soll ein Staat werden: so muß umgekehrt aus der Verengerung des Staats wieder eine bürgerliche Gesellschaft werden; und sonach hätte der Verf. S. 5 nicht sagen müssen, daß ein Staat, von dem man etwas abreiße, kleiner werde; sondern daß er in eine bürgerliche Gesellschaft zurück verwandelt werde.

Das Fachwerk, oder die Rubriken, in welchen die Staatswissenschaft hier geordnet erscheint, sind von S. 5 an, wie da angezeigt wird, meistens, doch mit einigen Veränderungen, nach Schlözers allgemeinem Staatsrechte und Staatsverfassungslehre S. 1—28 geformt. Die Staatswissenschaft wird in die Staatskunde und Staatslehre getheilt. Die letzte hat hier vier Hauptzweige: Metapolitik, allgemeines Staatsrecht, Staatsverfassungslehre, Politik oder Staatsverwaltungslehre. Die letzte theilt sich wieder in zwey Hauptzweige, deren einer die Zwecke, der andere die Mittel des Staatsmannes zum Gegenstande hat. Beyde haben wieder ihre Unterabtheilungen.

Ich habe wider diesen Grundriß mehr einzuwenden, als ich hier sagen kann; also nur einige Hauptpunkte.

1) „Die Metapolitik, heißt es S. 5, beschäfftigt sich „mit allen denjenigen Begriffen, wodurch erst die Vorstellung

„von einem Staate möglich und begründet wird." Nach dem Sinne, den ich mit dem Ausdruck Metapolitik verbinde, erkläre ich mir diese Worte so: die Metapolitik verhält sich zu der Politik, wie die Metaphysik zur Physik, oder wie die reine Mathematik zu der angewandten. Wenn aber dem so ist: so zerfällt die Staatslehre nicht in vier Theile, sondern in zwey; nämlich in die reine und die angewandte. Jene enthält die Grundbegriffe, worauf diese baut. Nach diesem Begriff sind Staatsverfassungslehre und Staatsverwaltungslehre der Metapolitik nicht bey-, sondern unter zu ordnen, als ihre Bestandtheile; und das allgemeine Staatsrecht, so wie es hier erklärt wird, ist in der Staatsverfassungslehre mit begriffen.

2) Von der Staatsverfassungslehre heißt es: „sie „unterrichtet von den verschiedenen möglichen Arten der Re„gierung, von den Vorzügen und Nachtheilen der einen vor „der andern." Wenn das wäre, wo bliebe der Unterschied zwischen Verfassung und Regierung? Unter der Verfassung eines Staats kann ich mir nichts anders denken, als das Verhältniß seiner Häuser zu einander. Es giebt nur zwey Verhältnisse: das der Gleichheit und das der Ungleichheit. Sind einem Hause oder einigen Häusern die übrigen unterworfen: so ist der Staat ein Herrenstaat; im ersten Fall ein einherriger, im zweyten Fall ein vielherriger Staat. Wo keine herrschenden Häuser sind, das ist ein Freystaat. — Ob und in wiefern sich mit dem Begriff Freystaat der Begriff Regierung vertrage, ist noch zu untersuchen. In Herrenstaaten hat sie entweder die Form der Monarchie, oder die der Polyarchie.

Nach diesen meinen Begriffen kann mir das, was hier unter dem Artikel Metapolitik S. 11—13 aus den Betrachtungen über Staatenwohl und Völkerglück ausgezogen ist, unmöglich gefallen.

Uebrigens sollen Auszüge hier, wie in der ganzen Bibliothek, immer der Hauptinhalt seyn; doch sollen auch mitunter aufgenommen werden: 1) Originalaufsätze, wenn sie wichtig und kurz, 2) Correspondenznachrichten, wenn sie neu und interessant sind; vor allem aber berichtigende und erweiternde Zusätze und Verbesserungen von theilnehmenden, aufmerksamen, sachkundigen Lesern.

Noch

Noch muß ich anzeigen, was unter den beyden obgedachten Zweigen der Staatsverwaltungslehre, den Zwecken und Mitteln des Staatsmannes verstanden wird. Die Zwecke sind a) die Sicherheit und Erhaltung einer ruhigen Existenz (liegt das zweyte nicht schon in dem ersten?); b) die Verbesserung des Zustandes der Bürger. Die Sicherheit kann gestört werden: 1) durch einzelne Bürger desselben oder eines andern Staats. Diesem wirkt entgegen die Justizpolitik. 2) Durch Gewaltthätigkeiten eines fremden Staats. Diesem wirkt entgegen die Kriegspolitik. 3) Durch Naturwirkungen im Großen. Diesem wirkt entgegen die Naturpolizey (warum hier Polizey, und nicht Politik? oder warum vorher Politik, und nicht Polizey? oder warum nicht ein Wort genommen, das für alle drey Störungen paßte?).

Der Zustand der Bürger kann verbessert werden: 1) durch Reichthum mittelst aller Arten von Erwerbsfleiß — Industriepolitik. Wohin gehört a) Landbau — Oekonomiepolitik; b) Bearbeitung der Naturprodukte — Manufakturpolitik; c) Handel — Handelspolitik. 2) Durch eine größere Menschenzahl — Bevölkerungslehre (warum hier nicht auch Bevölkerungspolitik?) 3) Durch Aufklärung — Aufklärungspolitik, die so viel Nebenzweige hat, als es Gegenstände dieser Aufklärung giebt; daher Religionspolitik, Gesundheitspolitik u. s. w. 4) Durch günstige Verhältnisse mit auswärtigen Staaten — auswärtige Politik. 5) Durch Veranstaltung allgemeiner Bequemlichkeiten, u. s. w. — Polizeywissenschaft.

In Rücksicht der Mittel stehen dem Staate hauptsächlich vier zu Gebote: a) Gesetze, b) Belohnungen und Strafen, c) Beamte, d) Einkünfte und Ausgaben. Die Theorie dieser letzten heißt Finanzwissenschaft.

Nimmt man hierzu die Staatskunde, die in Statistik und Staatsgeschichte zerfällt; so sieht man, was für ein großes Feld zu bearbeiten die Staatswissenschaft darbietet.

Nr. 3. Hr. P. Cäsar erwirbt sich durch die Uebersetzung dieses Buchs ein Verdienst sowohl um das deutsche lesende Publikum überhaupt, als auch insonderheit um unsere Fürstensöhne und ihre Führer. Rec. unterschreibt, was er in der Vorrede sagt: „Es ist angenehm und nützlich zugleich, „einen

„einen Mann, der mit reifen politischen Einsichten die wärm„sten Gefühle für Sittlichkeit und das allgemeine Beste ver„bindet; der im Jahr 1749, mithin lange vor den Katastro„phen unserer Tage, und eben deswegen nur desto unbefange„ner und nüchterner, schrieb, über Staatenwohl, über Män„gel der Regierungen, und über die geschicktesten Mittel, den„selben abzuhelfen, sprechen zu hören. Es ist angenehm und „nützlich zugleich, die Zeiten des Verfassers und die damals „herrschenden Grundsätze mit den unsrigen zu vergleichen, „und zu sehen, ob wir seit jenen Zeiten in Denkart und Sit„ten weiter vorgerückt sind, ob und worin wir es ihnen in beyden „zuvorthun, und hingegen an welchen, mit unter vielleicht „noch größern, Gebrechen und Mißbräuchen wir immer noch „krank liegen, und von welchen, bisher immer noch zu sehr „vernachläßigten, guten und heilsamen Rathschlägen wir Ge„brauch machen könnten und sollten. Es ist endlich ange„nehm und nützlich, in unserm Muratori ein Muster vor „sich zu sehen, wie man Mängel der Regierungen ohne Män„gel und Bitterkeit anzeigen, wie man Freymüthigkeit mit „Bescheidenheit, Wahrheitsliebe mit Mäßigung und Scho„nung, Liebe zum gehorchenden Theile mit schuldiger Ach„tung gegen den regierenden glücklich verbinden kann."

Das Werk enthält dreyßig Kapitel mit folgenden Ueberschriften: 1. Worin besteht eigentlich die Glückseligkeit eines Staats? 2. Die Bestimmung der Fürsten besteht eben darin, daß sie allgemeine Glückseligkeit herbey zu führen suchen. 3. Auch den Räthen der Fürsten liegt es ob, für das allgemeine Wohl zu sorgen. 4. Wie die Erziehung derer beschaffen seyn muß, die zu Staatsämtern geschickt gemacht werden sollen. 5. Welchen edeln Zweck müssen sich die Fürsten, die Staatsbeamten und die Gelehrten vorsetzen, um das allgemeine Wohl zu befördern? 6. Religion. 7. Wissenschaft. 8. Christliche Sittenlehre. 9. Rechtsgelehrsamkeit und Rechtspflege. 10. Gesetze. 11. Arzneygelahrheit. 12. Mathematik. 13. Logik, Physik, Metaphysik. 14. Geschichte, Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit, Dichtkunst. 15. Ackerbau. 16. Von den dem Staate nothwendigen oder nützlichen Künsten, und von dem Handel. 17. Worauf muß der Fürst seine Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet seyn lassen, um die Künste und den Handel zu beleben? 18. Sorge für die Lebensmittel. 19. Von dem Luxus. 20. Andere Unordnungen, welchen ein

guter

guter Fürst verzubeugen und abzuhelfen suchen soll. 21. Von den Ausschweifungen der Wollust, von der Trunkenheit und Völlerey, und von andern Unordnungen, welche ein Fürst ausrotten oder zähmen muß. 22. Steuern und Abgaben. 23. Von übermäßigen Steuern und Abgaben, und wie denselben abzuhelfen sey. 24. Von der Münze. 25. Von öffentlichen Archiven, von Notarien, und von den Armenanstalten. 26. Von öffentlichen wohlanständigen Spielen. 27. Von der Jagd und der Fischerey, und was hierin zu verfügen sey. 28. Von dem Kriegswesen. 29. Von den Gebäuden, von der Reinlichkeit, und von der Gesundheit der Land- und Stadtbewohner. 30. Beschluß.

Darauf folgen von dem Uebersetzer zwey Zusätze: 1. Ueber die menschliche Glückseligkeit. 2. Ueber den Zweck des Staats.

In dem ersten sind die Mißverständnisse zwischen den Eudämonisten und ihren Gegnern nichts weniger als gehoben; und man findet auch hier die Widersprüche, worein sich Kant und seine Schüler verwickeln, indem sie Glückseligkeit als Bestimmungsgrund unserer Handlungen zur Vorderthür hinausjagen und zur Hinterthür wieder herein lassen. Die Eudämonisten, die Moral und Glückseligkeitslehre für einerley nahmen, haben allerdings Unrecht: die Moral ist die Lehre von den Pflichten der Rechtschaffenheit, d. i. der Gerechtigkeit und Billigkeit. Daß die Erfüllung dieser Pflichten dem Rechtschaffenen Vergnügen gewährt, hat mit dem Wesen dieser Pflichten, oder besser, mit ihrem Begriff, nichts zu thun, hat eben so wenig damit zu thun, als mit dem Begriff von Zahlen das Vergnügen, eine arithmetische Frage richtig beantwortet zu haben. Der Begriff ist eine Sache für sich, und wird bloß mit dem Verstande, ohne Zuthun der Empfindung gefaßt. Der Begriff von Gerechtigkeit und Billigkeit kann also auch von dem Nichtrechtschaffenen richtig gedacht werden; auch kann er so handeln wie es dieser Begriff mit sich bringt, er kann andern das Ihrige lassen, und ihnen von dem Seinigen mittheilen. Worin besteht denn nun der Unterschied zwischen ihm und dem Rechtschaffenen? Darin, daß er ungern thut, was der Rechtschaffene mit Wohlgefallen, und mit Abscheu vor dem Gegentheil thut. Oderunt peccare boni virtutis amore. Ihm fehlt die Gesinnung des Rechtschaffenen. Diese

Ge-

Gesinnung ist ein wesentlicher Bestandtheil der mens sana, welche in Verbindung mit dem corpus sanum die Quelle der Glückseligkeit ist. Die Glückseligkeitslehre — auch die Kunst zu leben, auch Weisheit genannt — muß also nothwendig Anweisung geben, wie diese Gesinnung, als die Quelle der reinsten Freuden, zu erlangen und zu bewahren sey. Maaßt sich nun die Moral auch dieser Anweisung an: so geräth sie mit der Kunst zu leben in einen Gränzstreit, mit dessen Beylegung die Kantianer und Eudämonisten bis jetzt nicht fertig geworden sind (über den zweyten Theil der Kunst zu leben, über die Klugheit ist kein Streit, die Moral tritt diese freywillig ab). Es kommt, wie man sieht, darauf an, welchen Umfäng wir dem Worte Moral oder Pflichtenlehre geben wollen, ob hier bloß die Pflichten sollen aufgezählt und definirt, oder ob auch der Antheil, den der Wille, die Gesinnung, an der Erfüllung der Pflichten hat, hier soll abgehandelt werden. Erklären sich die Kantianer für das letzte: so setzen sie ihren kategorischen Imperativ aufs Spiel: dieser kann alsdann nicht lauten, du sollst thun; sondern er muß lauten, du sollst thun wollen. Du sollst wollen! Diese Ungereimtheit, im Namen der Vernunft ausgesprochen, fällt zu deutlich in die Augen, sollte ich meinen, als daß selbst der entschlossenste Kantianer sich darüber wegsetzen könnte. Bey den Ausdrücken: Achtung für die Tugend, Interesse an der Tugend haben, konnten sie das noch eher wagen, obgleich diese eben so wenig befohlen werden können, als das Wollen, weil sie ebenfalls ein Wollen, ein amor virtutis sind. — Aber ich muß von dieser Materie abbrechen, wenn ich nicht ein Buch statt einer Recension schreiben will. Doch von den Widersprüchen, die sich hier, wie in Kants Schriften, in Ansehung der Glückseligkeit finden, muß ich noch etwas sagen.

Nachdem der Verf. S. 254 — 261. darzuthun gesucht hat, was für ein wetterwendisches Ding selbst die innere Glückseligkeit sey: so wendet er sich nun zu denen, „welche „die Behauptung, daß wir nicht Glückseligkeit, sondern „Sittlichkeit für den höchsten Zweck unsers Daseyns halten „sollen, so schief verstehen, daß sie wähnen, man behaupte „damit, als sollten wir Glückseligkeit gar nicht zu einem un„serer Zwecke machen.“ Dieß sucht er nun zu widerlegen, und um sich recht faßlich zu machen, fährt er erklärend so fort: „Mit andern Worten, es ist Pflicht für mich, Wohl

„und

„und Glückseligkeit“ (ist denn das zweyerley?) „zu beför„dern; aber nicht deswegen, weil es Wohl und „Glückseligkeit ist“ (was? wie? nicht deswegen weil es Wohl und Glückseligkeit ist? — Ich bitte di Leser von hier an um ihre ganze Aufmerksamkeit; wenigstens einer von beyden, der Autor oder der Recensent, weiß nicht was er sagt), „weil Sinnlichkeit mich zu angenehmen Empfindungen „hintreibt“ (das soll die nähere Bestimmung von dem seyn, wobey ich so stutze. Man kann in diese Worte einen sehr guten Sinn legen, nämlich diesen: folge auch dem edeln Triebe des Wohlthuns nicht ohne Ueberlegung, damit es dir nicht gehe, wie dem Bären in der Fabel, der eine Fliege auf seines Freundes Stirn tödten wollte, und seinen Freund selbst tödtete; denn jeder Trieb an sich, auch der edelste, ist blind. Aber so meint es die Kantische Schule nicht: ihr ist keine Handlung gut, wobey ein Trieb mitwirkt; das nackte Sollen der von Kant erschaffenen praktischen konstitutiven Vernunft soll alles allein verrichten. Die Theologie hat kein grösseres Geheimniß aufzuweisen, als dieses philosophische ist); „sondern weil es der Vernunft wi„dersprechend seyn würde, sinnlichen Wesen, welche ange„nehmer Empfindungen fähig sind, diese zu versagen, so weit „dieselben sowohl unter sich, als auch mit den angenehmen „Empfindungen aller andern gleichgearteten sinnlichen Wesen „im richtigen Verhältniß und ohne Widerspruch mit einander „bestehen können.“ (Die hochgebietende konstitutive Vernunft ist sehr gnädig, daß sie sich so zu dem gemeinen Geschäffte der regulirenden Vernunft herabläßt. Aber gestattet sie hier nicht die angenehmen Empfindungen, weil sie angenehme Empfindungen, also Wohl und Glückseligkeit sind? und das war doch, wie wir so eben gesehen haben, wider die Pflicht, also auch wider die Vernunft. Vielleicht ist dieß so zu erklären: die Vernunft gestattet den Erdensöhnen die angenehmen Empfindungen, wie wir den Hunden die Knochen; wir essen selbst keine, und die Vernunft genießt keine angenehmen Empfindungen. Aber heißt dieß etwas anders, als, die Vernunft ist kein Empfindungsvermögen, sondern ein Denkvermögen? und wußten wir das nicht schon lange? und ist so die Kantische neugeschaffene Vernunft etwas anders als unsere gemeine?)

„Die Vernunft soll wirksam seyn.“ (Soll? wer befiehlt ihr das? giebt es in dem Kantischen Menschen noch

ein befehlendes Prinzip außer und über der praktischen Vernunft? und wie heißt dieß Prinzip? Wenn das nicht ist, so befiehlt ja, drollig genug, die praktische Vernunft sich selbst. Oder nimmt etwa in diesem Fall die theoretische Vernunft den Kommandostab? Lauter Räthsel! wie gesagt, in der Theologie giebt es keine, die unauflösbarer wären.) „Gleichwohl findet sie keinen andern Kreis ihrer Wirksamkeit vor „sich, als diese Sinnenwelt." (Was ihr sehr leid thut, wie wir gleich sehen werden. Die arme Kantische Vernunft ist in der That schlimm daran — wie alle Despoten.) „Und „was findet sie hier? Wesen, welchen allen Verlangen nach „Wohl und Glückseligkeit eingeprägt ist, welche von Natur „nach angenehmen Empfindungen streben; deren Empfin„dungsart aber von so vielen zufälligen Umständen, z. B. „von Organisation, Temperament, Alter, Erziehung, Ge„wohnheit, Beyspiel u. dgl. m. abhängig, und eben des„wegen in verschiedenen Menschen und zu verschiedenen Zei„ten so verschieden ist, daß das sinnliche Interesse des einen „dem sinnlichen Interesse eines andern geradezu widerstreitet; „so daß die Bedürfnisse, Neigungen, Wünsche und Bestre„bungen der Menschen einander auf tausendfältige Weise „durchkreuzen, und der sinnliche Glückseligkeitstrieb" (also ließe sich auch ein Glückseligkeitstrieb denken, der nicht sinnlich wäre?) „der einzelnen, wenn er sich selbst überlassen „wäre, Unglückseligkeit für das Allgemeine bewirken würde. „Diese Welt, solche Wesen soll nun die Vernunft regieren." (Da hat sie freylich alle Hände voll zu thun. Aber das ist ja die Sache der regulativen Vernunft: was braucht sich die konstitutive um die Wünsche und Bedürfnisse der Menschen zu bekümmern? Sie sagt: ihr sollt! ob wir wollen, ob das, was wir sollen, unsern Neigungen gemäß ist, das geht sie nichts an. Sie sorgt nicht für unsere Glückseligkeit, sondern dafür, daß wir der Glückseligkeit würdig werden. Und es ist nicht die Glückseligkeit dieser Welt, der wir würdig zu werden trachten sollen — denn für die fehlt uns, wie es heißt, der Maasstab — sondern es ist die Glückseligkeit jener Welt. Worin diese bestehe, sagt uns freylich die konstitutive Vernunft nicht, sie behielt es weislich in petto. Denn kennten wir die Glückseligkeit jener Welt: so würden wir darnach verlangen. Nun ist aber alles Verlangen sinnlich, und alles Sinnliche sträflich, ich meine mit dem der Glückseligkeit würdig seyn, unverträglich: also

mußten

mußten wir die Glückseligkeit, der wir würdig zu werden streben sollen, nicht kennen. Ignoti nulla cupido. — Noch einmal also: was hat die praktische Vernunft sich um das irdische Wohl der Menschen zu bekümmern? Der Verf. kann antworten: 1) sie bekümmert sich nicht darum, weil es Wohl ist, denn das geht sie nichts an; sondern weil sie die Vernunft ist. Oder 2) es ist nicht die praktische Vernunft, die sich der Sache annimmt; sondern die theoretische, die regulative; die hier in Vollmacht von der praktischen handelt. Oder 3) es ist zwar die praktische Vernunft in eigner Person, die hier wirksam ist, aber sie ist es in ihrem dermaligen Stande der Erniedrigung; sie schulmeistert wie Dionys, als er nichts bessers zu thun hatte. Sie ist, leider, in dem Menschen eingekerkert, und weiß vor langer Weile nicht, was sie anders machen soll, als seine Begierden zähmen und ordnen; ein Geschäfft, das an sich weit unter ihrer Würde ist; denn es ist das Geschäfft einer guten Hausfrau; und sie ist befehlende Kaiserinn, und ist es in allen möglichen Welten, nicht bloß in dieser sublunarischen. Sie hat lange genug gerufen: du sollst! und niemand will. Sie muß nun aus der Noth eine Tugend machen, und sich dem fügen, was der Mensch will, weil er nicht thut, was er soll; und weil er, wie sie selbst einräumt, auch nicht thun kann, was er soll, so lange er auf menschliche Weise sinnlich, d. h., so lange er ein Mensch ist. Diese Antwort liegt deutlich in dem, was nun folgt.

„Ueberzeugt, daß sie thätig seyn soll, und doch keinen „andern Thätigkeitskreis vor sich findend, als Wesen gerade „von der beschriebenen sinnlichen Art, kann sie nichts anders „thun, als das Wohl des Ganzen zur einschränkenden Re„gel für das Wohl der einzelnen Theile machen, und da „Einigkeit und Harmonie stiften, wo ohne ihre Gesetzgebung „und Oberherrschaft nichts als Tumult und Anarchie statt „finden würde.“ (Man ist immer in Versuchung, die Frage zu wiederholen: warum giebt sie sich damit ab? Aber wir kennen ja die möglichen drey Antworten auf diese Frage.) „Dennoch stellt sie das Wohl des Ganzen, das allgemeine „Beste nicht als den eigentlich letzten und höchsten“ (dieser liegt, wie wir aus dem vorigen wissen, über die menschliche Natur hinaus); „sondern nur deswegen als einen „für uns Menschen allgemein verbindlichen Grund auf, weil

„sie sich in ihrem jetzigen Wirkungskreise“ (ihrem menschlichen Kerker) „auf keine andere Weise, als durch Gesetze für „die Beförderung der Glückseligkeit thätig erweisen kann, „weil sie es gerade mit solchen sinnlichen Wesen zu thun hat, „als wir Menschen sind.“ (Darf je ein Geschöpf zu seinem Schöpfer sagen: warum hast du mich gemacht? so darf die praktische Vernunft diese Frage an ihrem Schöpfer Kant thun. Er erschuf sie zum Kommandiren, und schickt sie unter Aufrührer, die ihr Kommando nicht achten, ja nicht einmal verstehn. Er erschuf sie ohne alle Theilnehmung an Glückseligkeit, ja mit einem Widerwillen dagegen, und verbannt sie hin unter Wesen, die von nichts als Glückseligkeit wissen, und ihrer Natur nach, wie er selbst gesteht, von nichts anderm, als ihrem letzten Zweck, wissen können. Grausam! wenn er sie nicht bald zurück ruft, so muß sie von Sinnen kommen; sie ist es vielleicht schon. Warum schickt er sie nicht hin, wo sie konstituiren, d. h., ihrer anerschaffenen Natur gemäß wirksam seyn kann?) „Wäre „ihr eine andere Thätigkeitssphäre angewiesen, als diese Sinnenwelt“ (es wird doch irgendwo eine solche Thätigkeitssphäre geben, wo nicht hier auf Erden, doch in einem der übrigen unzählbaren Weltkörper, die theils schon entdeckt sind, theils von Herscheln u. s. w. noch täglich entdeckt werden); „hätte sie andere Wesen zu beherrschen, als solche, welche immerdar nach Glückseligkeit streben; hätte sie Gesetze „zu geben für Wesen, die von Wohl und Weh, von Freuden und Leiden überhaupt nichts wüßten, die weder Glückseligkeit begehren, noch Unglückseligkeit verabscheuen könnten, und denen irgend eine andere, obgleich uns unbekannte, Bestimmung ihrer der Vernunft untergeordneten Natur vorgezeichnet wäre: so würde die Vernunft auch nicht „Beförderung der Glückseligkeit für sie zum Gesetz machen, „mithin ihnen auch nicht, Rücksicht auf das Wohl des Ganzen zu nehmen, anbefehlen können.“ (Zu solchen Wesen schlage ich — falls die leidende konstitutive Vernunft auf unserm Planeten bleiben soll — Uhren, Mühlen, die Vaucansonschen Automate u. dgl. vor: sie haben alle Eigenschaften, die erfordert werden, um dem unbedingten Sollen unbedingt zu gehorchen. Sie wissen nichts von Wohl und Weh, von Freud und Leid, sie begehren nichts, sie verabscheuen nichts; ihnen ist eine andere Bestimmung als Glückseligkeit vorgezeichnet; sie sind mit Hülfe der theoretischen

Ver-

Vernunft entstanden," und also ihrer Natur nach der praktischen, die den Primat behauptet, unterworfen. Von ihrem thuenden und leidenden Gehorsam kann sich jeder überzeugen, der eine Uhr hat: er ziehe sie auf, sie läßt es ohne Widerrede geschehen; er sage ihr, du sollst gehen, und sie geht den Augenblick. Ihre Bestimmung ist uns zwar nicht unnennbar; aber das scheint auch der Verf. nicht als nothwendig zu fordern, sondern nur als nicht-hinderlich anzusehn. Nun also, die konstitutive Vernunft kann mit uns Menschen nichts anfangen, und wir nichts mit ihr; wir sind ihr, und sie ist uns zur Last: man versetze sie also in die Maschinen, oder in einen andern Weltkörper, so ist beyden Theilen geholfen.)

„Läßt man diese Unterscheidungen aus der Acht, macht „man die menschliche Sinnlichkeit zu dem Maaßstabe aller „nur möglichen Sinnlichkeiten" (ein gewöhnlicher Mensch wie ich und meines Gleichen, hat freylich für die möglichen Sinnlichkeiten keinen andern Maasstab als seine eigene, die menschliche Sinnlichkeit; so wie er auch alle mögliche Glückseligkeiten und Vernunften nach seiner eigenen abmißt, weil er nicht anders kann; weil alles, was über die Erfahrung hinausgeht, für ihn ein Unding, ein nihil negativum ist. Das ist auch, wie jedermann weiß, ganz Kantisch. Aber auf der andern Seite ist die praktische konstitutive Vernunft, die über Erfahrung und Sinnenwelt hinausgehen, und in dem Nichts ein Etwas zu finden weiß, auch Kantisch. Wer nun diese übermenschliche Vernunft hat, der hat mit ihr freylich auch den übermenschlichen Maaßstab zu nicht-menschlichen Sinnlichkeiten; er kann also auch z. B. einer Uhr eine solche Sinnlichkeit zuschreiben, als erforderlich ist, damit die konstitutive Vernunft einen ihr angemessenen Thätigkeitskreis in der Uhr finde. Wir wundern uns, daß ers nicht thut), „hält „man diese irdische Sinnenwelt für den einzig möglichen Thä„tigkeitskreis der Vernunft, glaubt man, daß es keine ver„nünftigen Wesen (z. B. vernünftige Uhren) geben könne, „welche nicht zugleich auch wie wir, sinnlichen Begierden und „Leidenschaften unterworfen wären: so wird man sich hier nie „zurecht zu finden wissen (das unterschreiben wir), wird es nie „begreifen können, wie die Glückseligkeit des Ganzen" (darunter verstehen wir gewöhnlichen Menschen, in dieser Verbindung, das ganze menschliche Geschlecht, nicht das Welt-All,

das universum) „oder das Weltbeste“ (das Beste oder die Wohlfahrt unsers Geschlechts), „nicht das höchste Gesetz für „alle vernünftige“ (darunter verstehen wir bloß, menschliche) „Wesen ausmachen solle, und man wird die Zweydeutigkeit „gar nicht ahnden; welche dem Ausdruck anklebt, das Welt„beste sey für uns das höchste Gesetz“ (die Zweydeutigkeit ist gehoben, so bald man sich über den Ausdruck Welt erklärt hat); „und indem man den Unterschied zwischen der ver„nünftigen Natur des Menschen und der vernünftig-sinnli„chen“ (das ist ein Unterschied wie der zwischen theoretischer und praktischer Vernunft; wir kennen ihn nicht; wir für unsern Theil haben nur eine, nämlich die vernünftig-sinnliche Natur) „ganz übersieht, wird man freylich die Lehre, daß „weder eigene Glückseligkeit, noch allgemeine Glückseligkeit, „genau betrachtet, das absolut höchste Gesetz nicht einmal für „uns vernünftig-sinnliche, geschweige denn für alle vernünf„tige Wesen überhaupt sey, für eine widersinnige, irreführen„de, oder wenigstens aus bloßer Neuerungssucht entsprungene „Lehre halten.“ (Wir glauben nicht, daß das Widersinnige in der Kantischen Lehre aus Neuerungssucht, sondern vielmehr daher entsprungen ist, daß Kant, nach seinem eigenen Geständniß, das Talent einer lichtvollen Darstellung nicht hatte. Dieß setzt voraus, daß er sich nicht deutlich dachte, was er sagen wollte und sagen mußte; und dieß kam zum Theil daher, daß er der Sprache nicht mächtig genug war. Das sieht man daraus, daß er sich oft in den Ausdrücken vergreift; ein Hauptmißgriff dieser Art ist das sollen, als ein Ausspruch der Vernunft. Wohin solche Mißgriffe führen müssen, sieht man leicht, wenn man bedenkt, daß sich die philosophischen Vorstellungen bloß in Wortkörpern denken, und bloß durch Wortkörper mittheilen lassen. Wäre der Streit über grün, und blau statt über sollen und müssen: so brauchte man nur neben jenen beyden Wortkörpern die Farben dieses Namens hinzulegen, und zu sagen: das nennt der Deutsche grün und das nennt er blau. Aber bey sollen und müssen, als Gegenständen des innern Sinnes, können wir keine andern Körper, als wiederum Wortkörper legen, um ihren Sinn anschaulich zu machen. Daher ist in der Philosophie der Mißverständnisse und des Geredes kein Ende.)

Diese Kantische Sprach- und Ideen-Verwirrungen abgerechnet, ist der Aufsatz überaus lesenswürdig, und Prinzen-

erzieher

erzieher können viel daraus lernen. Schade nur, daß sie das Gelernte selten werden in Ausübung bringen können und dürfen.

Dasselbe gilt von dem Aufsatz über den Zweck der Staaten. Außer diesen beyden Zusätzen finden sich noch einige, die in dem Inhaltsverzeichniß nicht angegeben sind. Der längste darunter betrifft die Metaphysik. Diese giebt dem Verf. zugleich Gelegenheit, die Kantische Philosophie gegen die Angriffe ihrer Gegner, namentlich des D. Reinhards in der Vorrede zu der dritten Auflage seines Systems der christlichen Moral, zu vertheidigen. Wir können uns darauf nicht einlassen. Was wir wider Kant zu erinnern haben, besteht, mit einem Worte, darin, daß er, seinem Grundsatz, der Mensch könne nicht über die Erfahrung hinaus — ein Grundsatz, den niemand williger unterschreibt, als wir — daß er, sage ich, diesem Grundsatz ungetreu, eine praktische konstitutive Vernunft erfindet, um über die Erfahrung hinaus ins Uebersinnliche zu gelangen; daß er also sein eigenes Werk zerstört. Der Ausdruck übersinnlich ist auch einer von den Hauptmißgriffen, wovon wir oben sagten. Obersinnlich oder unsinnlich hätte alle Mißverständnisse verhütet, alle Mühe über die Erfahrung hinaus zu kommen erspart, und die praktische konstitutive Vernunft entbehrlich gemacht. Was diese uns gewähren soll, Hoffnung des ewigen Lebens, und Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines höchsten Wesens, das haben wir ohne sie. Wir können, was den zweyten Punkt betrifft, das Daseyn Gottes nicht mathematisch demonstriren, das wissen wir; aber wir können, das wissen wir auch, die Nothwendigkeit dieses Daseyns philosophisch erweisen, und zwar mit unsrer einen untheilbaren Vernunft. Wir kennen den Unterschied zwischen der Formel: es muß so seyn und es ist so, worauf die Mathematik fußet, und der Formel: es muß so seyn (d. h. es kann nicht anders seyn, es läßt sich nicht anders denken), die den philosophischen Wahrheiten zum Grunde liegt.

Doch es ist Zeit, daß wir weiter gehen.

Nr. 4. Hr. Merkel hat sein Werk „einer edeln und „hochwohlgebornen liefländischen Ritterschaft zu menschen„freundlicher Beherzigung gewidmet"; es kann auch noch sonst vielen Leuten nützlich werden. Rousseaus contrat social ist

zwar seit zehn Jahren viel genannt; aber darum von Deutschen wohl nicht häufiger gelesen worden, weil nur wenige, selbst unter den Studirten, sich die Mühe, die ihnen die Urschrift kosten würde, geben können oder mögen. Hume ist noch weniger bekannt; auch verdient er es weniger. Er schrieb nur fürs Kanapee; er macht den Hofmann; er hilft sich lachend mit sophistischen Wendungen, wenn er in der Enge ist; und das gemächliche finere mundum vadere, ut vadit guft allenthalben hervor; Wahrheit, Wissenschaft gewinnt directe nichts bey den 66 Seiten, die seine Broschüre hier einnimmt. Rousseau hingegen sucht der Sache auf den Grund zu kommen; man sieht, daß sie ihm am Herzen liegt. Ein Leser, der mit ihm gleiche Gesinnung hegt, wird sich die Mühe nicht verdriessen lassen, ihn zu studieren; denn mit flüchtigem Ueberblicken kömmt man hier nicht weit. Auch ist seine Abhandlung wenigstens sechsmal so lang als die Humische. Hrn. Merkels Versuch über Leibeigenschaft, oder wie ers nachher nennt, Leibeigenheit, nimmt 112 Seiten ein. Er hat das Motto darüber gesetzt: Vater, vergieb ihnen, denn wahrlich, sie wissen nicht, was sie thun. Nun, jetzt können sie's wissen; Hr. M. hat es ihnen hier und in seinem Buche, die Letten, deutlich genug gesagt. Wie ers gesagt hat, das würde diese Anzeige viel zu spät erzählen: Hr. M. hat längst den Beyfall von tausenden verständiger Menschenfreunde eingeärndtet.

Nr. 5 und 6. Ex ungue leonem: hier ist eine Stelle, so wie sie mir beym Aufschlagen des Buchs in die Augen fällt. Die Rede ist von der Art, wie die Regierung ihr Betragen rechtfertigen, oder rechtfertigen lassen könnte. S. 288 f. „Vor allen „Dingen müssen die Sachwalter der Regierung sich sorgfältig „hüten, daß sie nicht in die Fußstapfen Schirachs, Hoffmanns und Consorten treten; sie müssen nicht den blinden Gehorsam, ein heiliges Dunkel, die Vergötterung der Regenten, „u. d. gl. in Schutz nehmen; nicht alle von den Fürsten der „Welt ausgeübte Unmoralitäten und Ungerechtigkeiten bemänteln wollen; nicht sonnenklare und in unserm Zeitalter „so ziemlich ausgemachte Wahrheiten in Zweifel ziehen; nicht „läugnen, daß die Regenten um der Menschen, um der Regierung willen da sind; daß der Mensch nie als eine Sache „behandelt, nie als das Eigenthum irgend eines sterblichen „Menschen, oder einer menschlichen Gesellschaft angesehen wer-

„den

„den dürfe; daß die Regierung nur das Organ der Gesetze „sey, und daß diese, wenn sie gerecht seyn sollen, den allge„meinen Willen ausdrücken müssen; daß eine jede Freyheit, „die nicht wider den Zweck der Staatsvereinigung streitet, „das heißt, die mit der Freyheit anderer Menschen bestehen „kann, heilig gehalten; und daß jeder Eingriff in diese Frey„heit als ein Verbrechen wider das angeborne Recht der „Menschheit angesehen werden müsse; daß Adelsgeist und „Adelsvorrechte Thorheiten seyn, und daß jede Ungleichheit „der Menschen, die nicht in der Natur selbst, in dem Heilig„thume des Eigenthumsrechtes, und in dem Zwecke des Staats „gegründet ist, ein Uebel sey, welches man auf keine Weise ein„zuführen berechtigt ist; da aber, wo es nun einmal eingeführt „ist, mit Klugheit aufzuheben suchen müsse; daß die Regie„rung und ihre Beamten den Bürgern Rechenschaft schuldig „seyn; daß Constitution und alte Gesetze nicht deswegen als „heilig angesehen werden müssen, weil sie alt und uns von „den Vorfahren überliefert worden sind; und daß die Quelle „jedes Rechts etwas tiefer, als in gedruckten oder geschriebe„nen positiven Gesetzen aufzusuchen sey, u. s. w. Beobachten „sie dieß nicht: so wird ganz gewiß ihre Vertheidigung nur „wenig oder gar nichts wirken. Wer den Bogen zu stark „spannen will, zerbricht ihn; wer die Sache übertreibt, macht „sie gewöhnlich lächerlich; und wer zu viel fordert, wird nicht „einmal das erhalten, was er bey mäßigen Forderungen er„halten haben würde. Wollen diese Sachwalter der Regie„rung in die Fußstapfen Schirachs, Hoffmanns oder des „dänischen Volksfreundes treten: so müssen sie sich auf das „Schicksal dieser verachteten Menschen gefaßt machen.“

In diesem Geist und Ton ist das ganze Buch geschrieben. Der Verf. hat es zunächst mit Dänemark zu thun; er untersucht, nach S. 8, was die Preßfreyheit in Dänemark de facto sey, und dann, was sie de jure seyn sollte. Die erste Frage, die er sich vorlegt, ist also diese: Haben wir auch wirklich jetzt Preßfreyheit in Dänemark? Er verneint sie, weil er sich eine gesetzmäßige, nicht auf Connivenz allein gegründete Freyheit denke; er giebt S. 10 ff eine Geschichte der dänischen Preßfreyheit, und prüft die darüber erschienenen Verordnungen nach Materie und Form. Den Anfang macht das Rescript vom 14. Sept. 1770. Man sieht, daß Dänemark von diesem Zeitpunkt an gesetzmäßig

Censurfreyheit hat. Diese will unser Verf. nicht für Preßfreyheit gelten lassen. Ob er sich hierin nicht irrt? Die Presse ist frey, so bald das Schloß der Censur davon genommen ist. Aber es giebt noch immer Schlösser abzunehmen, wenn die Wahrheit soll ungehindert öffentlich auftreten dürfen; z. B. das Kirchenschloß. Werden diese übrigen Freyheiten nicht mit der Censurfreyheit zugleich gegeben: so kann die letzte allein nicht viel helfen. Das erfahren häufig die Schriftsteller, die sich der Censurfreyheit bedienen, um sich und der Welt die übrigen Freyheiten zu erschreiben. Daher möchten sie gern diese übrigen Freyheiten, als in der Censurfreyheit schon mit begriffen, angesehen wissen; sie versuchen, ob sie nicht ihren Zweck erreichen können, wenn sie diese letzte Preßfreyheit nennen, wie sie freylich auch von der dänischen Regierung genannt wird, obgleich diese weiter nichts, als Censurfreyheit darunter versteht, welches auch der eigentliche Sinn des Worts ist. Wir wünschten, unser Verf. hätte diesen Gang genommen, hätte zugegeben, daß Dänemark seit dem 14. Sept. 1770 Preßfreyheit, d. h. Censurfreyheit habe; hätte nun aber gezeigt, daß es daran nicht genug habe. Dieß letzte zeigt er freylich, und zeigt es sehr bündig; wir meinen nur, er hätte logisch geraden Weges dahin gehen können und sollen.

Rec. widerstehet nur mit Mühe der Versuchung, noch manche schöne Stelle aus diesem trefflichen Buche abzuschreiben. Aber er kann nicht umhin, noch über einen Punkt mit dem Verf. zu rechten.

Wir sind völlig mit ihm einverstanden, daß gerecht und nützlich zwey wesentlich verschiedene Begriffe sind, S. 61, die man nicht verwechseln, wovon man den einen nicht für den andern setzen darf. Aber wir glauben nicht mit ihm, „daß etwas gerecht und doch für das Wohl des Ganzen" (wir setzen hinzu, auch für das Wohl des Einzelnen) „keinesweges „zuträglich, so wie im Gegentheil etwas für das Wohl des „Ganzen höchst zuträglich und zugleich höchst ungerecht „seyn könne." Wir verstehen unter nützlich, was die Gesundheit und Stärke des innern und äußern Menschen, mentem sanam in corpore sano, erhält und befördert. Unter dem Ganzen verstehen wir, in diesem Zusammenhange, das mensch-

menschliche Geschlecht. (Jene doppelte Gesundheit und Stärke heißt auch, beyläufig gesagt, die Vollkommenheit des Menschen.) Ungerechtigkeit ist eine Krankheit des innern Menschen; sie zerstört also nothwendig das behagliche Gefühl, das die ihr entgegen stehende Tugend, als gesunder Zustand der Seele, gewährt. Ungerechte Handlungen machen ihre Urheber verhaßt; diese haben also die Wirkungen des Hasses von ihren Nebenmenschen immer zu fürchten, und erfahren sie oft; sie leben mit ihnen in beständigem, geheimen oder offenbaren Kriege. Ungerechtigkeit steckt an wie Narrheit; man sucht sich ihrer zu erwehren, indem man ihr Ungerechtigkeit entgegen setzt; man wird durch ihre scheinbaren Vortheile geblendet, und will dieser ebenfalls theilhaft werden; so verbreitet sich die Ungerechtigkeit über die Erde, und es entsteht ein offenbarer und geheimer Krieg aller wider alle, dessen Ende sich nicht absehen läßt. Ist dieß nicht der Zustand, unter welchem, so weit die Geschichte reicht, die Kreatur, das menschliche Geschlecht seufzt? und ist dieser Zustand sammt den Verfassungen ꝛc., die ihn erhalten, nicht die Folge der Verkennung des Rechts, das mit dem Menschen geboren wird? und ist diese Verkennung bloß eine Folge der Unwissenheit? stammt sie nicht eben so wohl aus Habsucht und Herrschsucht, den Quellen der Ungerechtigkeit? — Dieß sind die Gründe, warum ich nicht einräumen kann, daß Ungerechtigkeit je nütze, weder dem, der sie verübt, noch dem, an welchem sie verübt wird, weder den einzelnen Menschen, noch den einzelnen Staaten, noch dem ganzen menschlichen Geschlecht. Was Haß und Krieg erzeugt, und von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, das kann unmöglich nützlich seyn. Was man der Ungerechtigkeit als Nutzen anrechnet, ist keine Wirkung von ihr, sondern von andern Ursachen. — Aber wir würden die Gränzen dieser Recension überschreiten, wenn wir dieß noch weiter erörterten. Wir empfehlen zum Schluß noch einmal dieses schätzbare Werk allen Freunden der Wahrheit und Rechtschaffenheit, in- und außerhalb Dänemark. — Die Schrift ist dem Kronprinzen von Dänemark zugeeignet.

Kz.

Mathematik.

Meinerts schöne Landbaukunst. *Zweyte Abtheilung*, mit 13 Kupfertafeln. 5 Rg.

Dieß Heft enthält acht Erfindungen, in deren Beschreibung die Bezeichnung und Seitenzahl mit dem ersten Hefte fortläuft. Bey den Kupfertafeln aber, die mit Nr. 13 anfangen, und mit 25 endigen, ist in Absicht der Bezeichnung eine Unordnung und Verwirrung entstanden; und es werden im Texte ganz andere Nummern angezogen, als die Tafeln enthalten, auf welchen der Entwurf zu finden ist. Auch sind einige zusammengehörige Entwürfe weit von einander getrennt.

1) Ist ein Landgebäude im veredelten ägyptischen Style. Als solches betrachtet verdienet es das Lob, welches Hr. M. ihm beylegt, und kann auch, an seinen rechten Ort gestellet, seine Wirkung nicht verfehlen. Aber da der Styl selbst nicht Anspruch auf Schönheit macht; so wird man auch hier das wahre Schöne nicht suchen, noch finden; und die pyramidalische Figur des Ganzen sowohl, als einzelner Theile, vorzüglich der Fenster und Thüren, haben doch immer etwas unangenehmes. Daher es denn, ohne ganz besondere Absichten, wohl nicht nachgeahmet werden mögte. Es gehöret dazu auf Nr. 14 ein Grundriß und Aufriß der Haupt-Facade, und auf Nr. 13 ein Aufriß der Rückseite, und ein Seitenaufriß, dessen aber im Text gar nicht gedacht ist, der auch wohl durch die vielen Fenster seinem Charakter nicht getreu bleibet; wie es denn überhaupt dem Rec. scheint, daß das Ganze für den ägyptischen Styl fast zu klein ist. 2) Ein Gebäude im ländlichen Style oder Rustik. Die oben auf der Forste des Dachs gestellten Stroh- oder Roggengarben, wie sie genannt werden, wenn sie auch wirklich als Garben im Kupfer aussähen, und nicht noch dazu auf Kugeln gestellt zu seyn schienen, wollen doch Rec. nicht gefallen. In Nr. 15 ist ein Grundriß und Aufriß braun abgedruckt. 3) Ein kleines Landhaus in einem gefälligen Style, der sich der griechischen Bauart merklich nähert; vielleicht durch das jonisch seyn sollende Kranzgesimse, und die im Eingange angebrachten 6 Ellen hohen Caryatiden. Wäre es nicht besser gewesen, die schweren Quader in der obersten

Etage,

Etage, wo sie sogar nur den allerobersten Theil ausmachen, ganz weg zu lassen. Nr. 16 enthält den Aufriß in braunem, und Nr. 17 den Grundriß in schwarzem Abdruck. 4) Ein Landhaus für eine kleine Familie; dem Style nach gehöret es zu dem vermischten. Es ist nur von einer Etage, hat 3 Risalite, und auf dem erhöheten mittelsten ein Altangeländer. Nr. 24 enthält einen Grundriß, und zwey Aufrisse von der Vorder- und Hinterseite. 5) Ein kleines Landgebäude. Hat nichts besonderes. Auf Nr. 18 befindet sich ein Grundriß und Aufriß. 6) Ein Landhaus in einer englischen Gartenparthie. Nicht auf Nr. 18, a und b; sondern auf Nr. 19 und 20 findet man einen Aufriß und einen Grundriß. Der Charakter ist dorisch, und das Gebäude hat solche Säulen, doch ohne Basen. Uebrigens ist es unter allen das größte Gebäude, und nimmt sich sehr gut aus. 7) Ein Gartengebäude. Ohne Zweifel das beste in diesem Hefte; und obgleich die Capitäle der Säulen weder griechisch, noch römisch, noch deutsch, sondern bloß Phantasie sind: so zeigt das Ganze doch Geschmack mit Solidität verbunden. Auf Nr. 21 steht der Grundriß und die vordere Ansicht, und auf Nr. 25 die Ansicht der Rückseite, ingleichen ein Durchschnitt, der das hohe Vestibül und den großen Saal in der Mitte des Gebäudes zeiget; dessen aber gleichfalls in der Beschreibung nicht gedacht ist. 8) Ein Gebäude für einen Privatmann. Nr. 22 enthält den Aufriß und ein Profil, und Nr. 23 zwey Grundrisse. Die ganze Idee des Gartenhauses macht keinen Anspruch auf besondere Schönheit, oder eine eigene Wirkung; zeigt aber doch einen Aufenthalt, der Ruhe und Heiterkeit ausdrückt. Nur die in einer, wie mit Fensteröffnungen durchbrochenen, Umkleidung eingeschlossenen Eckernsteine haben etwas schwerfälliges, und machen keinen guten Effect.

Gz.

Alle Aufgaben der arithmetischen und geometrischen Proportion und Progression zum Selbstunterricht für Militaristen und andre Wißbegierige, besonders auch Studirende; mit Anwendung auf nützliche Exempel, selbst im gemeinen Leben, von M. Franz Christoph Jetze, der Philosophie und Mathe-

Mathematik Professor ꝛc. zu Liegnitz, ꝛc. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1798. 124 S. 8. 16 gr.

Die Kenntniß der Lehre von den Verhältnissen ist in jedem Theile der Mathematik unentbehrlich, und eben darum von der größten Wichtigkeit. Sie verdient es daher, daß man ihr eine eigene Untersuchung widmet. Diese Lehre wird schon frühe den Anfängern in der Mathematik vorgetragen; aber oft, wie mehrere andere, ohne ihnen ganz von der rechten Seite, und in ihrem völligen Umfange gezeigt zu werden. Der Verfasser der vor uns liegenden Schrift hat die Lehre von den Verhältnissen darin zum Gegenstande seiner Unterweisung gemacht. Seine Absicht ist dabey, wie er im Vorberichte sagt, vorzüglich die, daß diese Schrift zum Selbstunterricht dienen soll. Wie sie einem jeden der auf dem Titel gedachten Individuen besonders nützlich werden könne, bemühet sich der Verf. hier ebenfalls umständlicher auseinander zu setzen. Das Buch ist in zwey Theile getheilt. Der erste Theil handelt: „von den Verhältnissen und Proportionen"; der andere enthält: „Aufgaben der arithmetischen und geometrischen Progression." Die erste Abtheilung bestehet aus ein und zwanzig numerirten Abschnitten, deren jeder mit einer den Inhalt anzeigenden Ueberschrift versehen ist. Nr. 1. Vorläufige Einleitung. Darin kommen einige Bemerkungen für diejenigen vor, welche sich dieser Schrift zum Selbstunterricht bedienen wollen. Mit Nr. 2.: Von dem Wesen und der Beschaffenheit des Verhältnisses, fängt der Unterricht des Verf. eigentlich an. Nachdem gezeigt ist, wie zwey Größen, vornehmlich Zahlen, mit einander verglichen werden können: so wird folgende allgemeine Erklärung eines Verhältnisses aufgestellt: „Sie ist diejenige Relation oder Vergleichung zweyer oder mehrerer Dinge von einerley Art, welche die Größe oder Quantität der einen durch die Größe der andern bestimmt, ohne ein Drittes zum Maaßstabe anzunehmen." Nr. 3. Unterschied des arithmetischen und geometrischen Verhältnisses. Nr. 4. Von dem Unterschiede des Verhältnisses der Gleichheit und Ungleichheit, und einiger daraus hergeleiteten Folgen. Die Eintheilung der Verhältnisse in Verhältniß der größern und der kleinern Ungleichheit, je nachdem das vorhergehende

Glied

Glied grösser oder kleiner, als das nachfolgende ist, hat offenbar gar keinen Nutzen. Der Verfasser will dadurch bloß zeigen, wie aus dem Exponenten des Verhältnisses und einem gegebenen Gliede das andere gefunden werde." Unter den hergeleiteten Folgen heißt es (S. 28.): „5. Ein jeder Bruch kann als ein arithmetisches oder geometrisches Verhältniß angesehen werden; denn man erkennt die Relation des Zählers gegen den Nenner, ohne ein homogenes Dritte zum Maaße anzunehmen." Wie es möglich sey, einen Bruch als ein arithmetisches Verhältniß anzusehen, läßt sich nicht recht begreifen. Als geometrisches Verhältniß kann man schon eher einen Bruch betrachten; aber doch auch nicht anders, als in Beziehung auf die Einheit. Ebendaselbst heißt es ferner: „6. Daß ein jedes Verhältniß, besonders das geometrische, wie ein Bruch gedacht und geschrieben werden könne." Sich ein arithmetisches Verhältniß als einen Bruch zu denken, wie Hr. [illegible] will, ist unmöglich. Uebrigens fällt der Verf. hier in den so gewöhnlichen Irrthum, als ob Quotient und Verhältniß völlig einerley sey. Die Aehnlichkeit in der Art der Bezeichnung bey den Verhältnissen, und bey den Quotienten ist daran Schuld, daß beyde, die wesentlich von einander verschieden sind, für gleichbedeutend gehalten werden. Man kann dieß vermeiden, und man sollte es vermeiden. Es ist nur nöthig, daß von den beyden Zeichen für die Division das eine beybehalten, und das andere ausschließend da gebraucht werde, wo von geometrischen Verhältnissen die Rede ist. Nie sollte sich der Mathematiker eine Abweichung von der ersten und reinsten Bedeutung, welche den Zeichen beygelegt ist, erlauben. Nr. 5. Ein anderer Unterschied der Rational- und Irrationalverhältnisse. Richtiger: Unterschied der Rational- und Irrationalverhältnisse. Nr. 6. enthält die ehemaligen Eintheilungen der Verhältnisse bey den ältern Mathematikern mit ihren Benennungen, welches gerne gänzlich hätte wegbleiben können. Nr. 7. Wie Proportionen entstehen. Sie entstehen aus der Vergleichung der Verhältnisse. Am Ende stehen Exempel der Disproportion. Gewiß sehr überflüßig. Nr. 8. Von der Bezeichnung der Proportionen. Nr. 9. Die Species oder Arten der bisher erklärten Proportionen in einer Tabelle. Nr. 10. Von der proportione discreta oder (und) continua. Nr. 11. Was eine Progression sey. Sie entstehet aus mehreren zusammen verbundenen

denen stetigen Proportionen. Nr. 12. Einige Lehrsätze von den Proportionen. Nämlich, daß in der arithmetischen Proportion die Summe der äußern Glieder so groß sey, als die Summe der mittlern, und in einer solchen stetigen Proportion so groß, als das mittlere Glied doppelt genommen; in der geometrischen aber, daß die Produkte der äussern und mittlern Glieder einander gleich, und in einer stetigen Proportion dem Quadrate des mittlern Gliedes gleich sind. Außerdem kommt hier noch der Satz vor, daß sich allezeit das erste Glied zum dritten, wie das zweite zum vierten verhalte. Nr. 13. Auflösung der Aufgaben von der arithmetischen Proportion a. aus der Differenz Nr. 4. und Nr. 14.; b. aus dem Lehrsatze Nr. 12. I. Zu drey gegebenen Gliedern das vierte, wie auch zu zwey Zahlen die dritte, und besonders die mittlere Proportionalzahl zu finden. Die Auflösungen dieser Aufgaben sind hier durch eine Menge von Beyspielen in Zahlen erläutert. Auf eben die Weise sind in Nr. 15. und 16. die ähnlichen Aufgaben für die geometrische Proportion durch Zahlenexempel versinnlicht. Nr. 17. Anwendung des vorigen auf die allgemeine Regel der Rechenkunst des *van Rees*. Nr. 18. Anwendung dieser Regel auf einige Exempel A in ganzen Zahlen. Nr. 19. B in gebrochenen Zahlen. Lauter Exempel, die man in allen Rechenbüchern antreffen kann. Die in Nr. 20. vorkommenden Beyspiele gehören zu der sogenannten verkehrten Regel de tri (regula trium inversa). Um die angegebenen Exempel durchrechnen zu können, sind S. 69 — 73. die Schlesischen Münz- und Maaßsorten mit ihren Eintheilungen angegeben. Nr. 21. Von Erfindung aller möglichen Proportionalregeln. Proportionalregeln nennt Hr. J. alle die verschiedenen Arten, wie man die vier Glieder einer geometrischen Proportion so verändern kann, daß dennoch eine Proportion bleibt. Zweyter Theil. Aufgaben der arithmetischen und geometrischen Proportion. Dieser Theil ist in §§. eingetheilt. Die Sätze, daß die Summe der beyden äußersten Glieder so groß sey, als die Summe von jedem Paare gleich weit von ihnen entfernter Glieder, und bey einer ungeraden Anzahl von Gliedern auch so groß, als das mittlere doppelt genommen, werden erläutert, aber nicht bewiesen. Dann wird ohne weitere Umstände unmittelbar daraus gefolgert, wie die Summe einer arithmetischen Progression, und wie die Summe des ersten und

letz-

letzten Gliedes zu finden sey. Darauf folgen die Aufgaben, das letzte Glied und die Anzahl der Glieder zu finden, je nachdem drey Dinge gegeben sind. Die Auflösungen stehen da; aber ohne die Gründe des Verfahrens anzugeben. Oft erhellet die Auflösung selbst nur aus einem Beyspiele, welche überhaupt das beste bey der Sache thun müssen. Völlig eben so behandelt der Verf. in den folgenden Paragraphen die Lehre von der geometrischen Progression. Wir können daher diese Schrift nicht zum Selbstunterrichte, wozu Hr. J. sie bestimmt hat, empfehlen. Denn eine solche Schrift darf nichts enthalten, was nicht wirklich zur Sache gehört, und mit Recht verlangt man, daß der darin abgehandelte Gegenstand von allen Seiten betrachtet sey, daß die Lehren darin so vorgetragen werden, daß der sich selbst Unterrichtende alles leicht fassen kann, und von der Wahrheit des Vorgetragenen auf das vollkommenste überzeugt werde. Das vor uns liegende Buch hat diese Eigenschaften nicht, wenigstens in dem Grade nicht, wie sie von ihm gefordert werden können. Manches ist hier überflüßig, und daher ganz am unrechten Orte. Manche Sätze, die einer umständlichen Auseinandersetzung bedurften, sind hier sehr kurz aus dem Vorhergehenden gefolgert, ohne daß der Lernende einmal sehen kann, wie sie damit zusammenhängen, und ob sie wahr sind. Hr. J. scheint zu glauben, etwas werde verständlich, wenn man es nur durch viele Exempel erläutere. So richtig es auch ist, daß ein gut gewähltes Exempel oft eine Sache vollkommen deutlich macht: so bleibt es dennoch in einer mathematischen Schrift nur ein Exempel, wenn nicht zugleich die Allgemeinheit des Satzes daraus erhellet.

M.

Rechenbuch für Kinder, besorgt von G. C. W. Busolt, Lehrer bey der altst. Schule. Königsberg, bey Nicolovius. 1798. 3½ Bog. 8. 3 gr.

Was nicht in unsern Tagen alles für Kinder geschrieben wird, wenigstens für diese bestimmt seyn soll!! — Unsere deutsche pädagogische Literatur hat fast aus allen Fächern der Wissenschaften Grund-, Hand- und Lehrbücher für Kinder aus allerley Ständen, Alter, Rang, Lebensart und Bestimmung der menschlichen Gesellschaft, vom Throne bis zur dürftigsten

Hütte

Hütte des Landmannes, — und von manchen Branchen und Klassen mehrere Versuche aufzuweisen; nur nicht alle entsprechen bey weitem dem Zwecke ihrer Bestimmung. Gerade in diesem Falle findet Rec. das vorliegende Rechenbuch für Kinder, worüber sich der Verf. gar nicht erkläret hat, und es also dem Zufalle überläßt: ob, und von welcher Klasse der Jugend diese Schrift gebraucht werden soll? — Ohne über den Inhalt des Buchs weitläuftig zu referiren, sieht Jeder leicht ein, daß alles auf die eingeschränkteste und dürftigste Art in die engen Gränzen gedrängt seyn muß. Denn außer den 4 Species in Ganzen und Brüchen, unbenannter und namhaft gemachter Größen, der Reduction und Regel de tri, die auf Zinsen- und Gesellschaftsrechnungen angewandt wird, kommt auch noch eine kurze Erklärung von den Münzen, Maaßen und Gewichten vor, die sich jedoch auf Lokalverhältnisse des Verf. in Königsberg einschränken. An einen mathematischen Lehrvortrag ist gar nicht zu denken, wiewohl man in einigen Fällen sieht, daß der Verf. nicht ganz damit unbekannt ist. Unsre Schulkinder würden aber nichts dabey verloren haben, wenn diese Bogen ungedruckt geblieben wären.

Mo.

Naturlehre.

Geschichte der Physik, seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von Fr. Murhard. Des ersten Bandes erste Hälfte: die Geschichte der Montgolfieren und (der) Barometrie enthaltend. Göttingen, bey Rosenbusch. 1798. 1 Alph. 7½ Bog. 8. 1 Rg. 10 gr.

Diese Geschichte macht in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, seit der Wiederherstellung derselben, die von einer Gesellschaft Gelehrten ausgearbeitet wird, den ersten Theil der achten Abtheilung aus. Der Verf. hat es nicht für gut gefunden, uns zu unterrichten, nach welchem Plan er die Geschichte der Naturlehre vorzutragen gedenkt. Aus dem Inhalte dieses ersten Theils ist zu schließen, daß er die Geschichte

schichte der einzelnen Materien abgesondert abhandeln will. Wenn das gleich in Absicht auf diese selbst, wegen des Zusammenhanges der Fortschritte von einer gewissen Art, seinen Vortheil hat: so entbehrt man dabey aber den Zusammenhang und den gegenseitigen Einfluß der verschiedenen Gattungen physikalischer Kenntnisse. Uebrigens sieht man aus diesem Anfange, daß es der Verf. darauf angelegt hat, ein recht weitläufiges Werk mit aller Bequemlichkeit zu Stande zu bringen. Das meiste ist aus der Gehlerschen Uebersetzung von Faujas de St. Fonds Beschr. der Versuche mit den aerostatischen Maschinen, aus de Luc über die Atmosphäre, und Lutz über Barometer abgeschrieben. Ferner hat der Verf. häufig große Stellen aus Büchern, oder ganze Abhandlungen eingerückt; als S. [illegible] aus Franz Lana (Franc. Tertius de Lanis) über die Luftschifffahrt, italienisch und deutsch. Wenn auch das Werk dieses Jesuiten selten ist: so ist sein Vorschlag doch nicht wichtig, daß man ihn der Länge nach lieset. Eine Correspondenz im Journal de Paris über Blanchards erstes Projekt einer Luftreise, über 4 Seiten. Vieles von Blanchard, auch eine Erklärung desselben an das Hamburger Publikum, beynahe 5 Seiten. Ein Programm von Segner über ein von ihm erfundenes Meerbarometer, lateinisch, 5 Seiten. Ludolphs Beschreibung einer beweglichen Barometerscale, aus den Berliner Memoiren, französisch, beynahe 5 Seiten. Lamanons Aufsatz über die Berichtigung der Barometerhöhe, aus Journal de Physique, beynahe 4 Seiten. Voigts Einrichtungen am Barometer, aus einer kleinen Schrift desselben abgeschrieben, auf 13 S. La Hire über die Barometerveränderungen aus den Pariser Mem., französisch, 2 Seiten. Eben daher Leibnitzens Erklärung, französisch, 3 Seiten. Aus Desaguliers Physik über diese Materie, nahe 4 Seiten, englisch. Mairans Preisschrift in extenso, nur mit Weglassung einiger wenigen Stellen, 22 Seiten. Ein Programm von Segner, lateinisch, über 4 Seiten. Große Stellen aus Daniel, Bernoulli, Musschenbroek, u. m. Noch findet man im Anfange aus Schwenter die Beschreibung, einen recht körperlichen Drachen zu machen und fliegen zu lassen, über 2 Seiten, und hinterher noch eine Aufgabe über die Kunst zu fliegen, aus Harsdörfer.

Hr. M. hat geschwind ein Buch machen wollen, das er Geschichte der Physik betiteln könnte. Die physikalischen Schrif-

Schriften aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert durchzugehen, und daraus den Zustand der ältern Physik darzustellen, wäre eine mühsame und langweilige Arbeit gewesen. Bequemer war es, ein paar Materien zu nehmen, worüber in wenigen neuen Schriften vieles vorhanden ist. Aus diesen durften nur die angezeigten Stellen von einigen jungen Leuten abgeschrieben, und nach gewissen Anweisungen zusammengezogen und verändert werden; die langen vollständig eingerückten Stellen und Abhandlungen brauchten nur von einem gemeinen Abschreiber aufs Papier gebracht, oder von dem Setzer unmittelbar aus einem gedruckten Exemplar gesetzt zu werden; der Verf. numerirte die Blätter, und setzte die nöthigen Verbindungen hinzu, auf welche Art ein Buch von 30 Bogen sehr schnell verfertigt ward.

Wenn man auch den vermuthlichen Plan, die Geschichte der einzelnen Materien der Physik abgesondert vorzutragen, sich gefallen lassen will: so muß diese doch auf eine ganz andere Art behandelt werden, als hier geschehen ist. Wenn der Verf. so fortfahren will, wie er angefangen hat: so wird seine Geschichte der Physik ein unmäßig starkes Werk werden, woraus der Leser, der nicht schon unterrichtet ist, doch keinen zusammenhängenden Begriff von dem Anfang, Wachsthum und gegenwärtigen Zustande der Physik erhalten wird. Die Geschichte der Physik ist keine dogmatische Abhandlung der Wissenschaft selbst. Sie setzt die Bekanntschaft mit ihren Lehren, wenigstens den wichtigsten, voraus, ohne welche sie weder verständlich, noch interessant seyn würde. Sie soll zeigen, wie die Wissenschaft sich allmählich gebildet hat. Hierbey wird sie wohlthun, Erläuterungen der Lehren, deren Entdeckung sie erzählt, für die weniger unterrichteten mitzutheilen, und diese dadurch auf eine geschickte Art mit der Wissenschaft selbst bekannter machen; allein sie wird sich auf die dogmatische Erörterung nur bey solchen Sätzen und Fragen einlassen, deren Einfluß sehr allgemein ist. Sie wird die unvollkommenen Vorstellungen und Meinungen unserer Vorgänger nach Verhältniß ihres Werthes für ihre Zeit beurtheilen, und Irrthümer nur nach dem Einflusse, den sie hatten, in die Erzählung aufnehmen. Die Geschichte einer Wissenschaft soll nicht die ältern und neuern Schriften entbehrlich machen; sondern sie soll die Quellen der ältern und neuern Kenntnisse anzeigen, sie würdigen und sie gebrauchen lehren.

Sie unterscheidet sich also von der Literatur einer Wissenschaft, und ist nicht verbunden, nach Vollständigkeit in Absicht auf Personen und Schriften zu streben. Sie wird beydes, Magerkeit und Aufschwellung, zu vermeiden suchen. Demjenigen, der in einer besondern Materie umständlichere Nachrichten verlangt, sind durch sie die Wege angewiesen. Der Umfang, den man der Geschichte einer Wissenschaft zu geben hat, ist freylich nach der Absicht dabey zu bestimmen, und kommt bey der Ausführung auf die Beurtheilung des Verfassers an; allein in einem Werke, das zum allgemeinen eigenen Unterricht geschrieben wird, möchte doch das Brauchbare und das Unbrauchbare oder Ueberflüßige sich leicht bestimmen lassen, wenn der Verfasser nur nicht alle seine Belesenheit ausschütten und seinen Geschmack zum Maaßstabe nehmen will. Nach diesen Grundsätzen würde die Geschichte der Luftschifffahrt schwerlich mehr als einen Bogen einnehmen. Die Geschichte der Wissenschaft hat nur zu erzählen, durch welche Mittel und von welchen Personen sie bewerkstelligt worden ist, die Umstände der Fahrt, und die dabey gemachten Beobachtungen. Aber die besondern Vorfälle bey den Fahrten, und noch mehr, die Begebenheiten auf der Erde, das Frohlocken und das Erstaunen der Zuschauer, und dergleichen, gehören in die Specialgeschichte dieser Unternehmung. Hr. Murhard hat mit der Geschichte der Montgolfieren, wie er die Luftfahrzeuge allgemein nennt, 200 Seiten angefüllt, die Erzählung von den ältern Projecten mitgerechnet. Ferner nimmt die Geschichte der Barometer über 8 Bogen ein. Allein die Geschichte der Wissenschaft braucht sich auf die umständliche Beschreibungen der verschiedenen Einrichtungen dieses Werkzeuges nicht einzulassen; sie soll keine physikalische Technologie seyn. Der Geschichte einer einzelnen Frage, über die Ursache der Veränderungen des Barometers, ist zu viel Platz, mehr als 6 Bogen, eingeräumt; besonders da die darüber gegebenen Erklärungen größtentheils sehr mangelhaft sind. Der Verf. fand hier bey de Luc reichlichen Stoff zum Abschreiben.

Noch ist zu bemerken, daß zu dieser Geschichte Kupfertafeln gehören, welche aber nicht geliefert, auch auf dem Titel nicht angezeigt sind. Anfangs glaubte Rec., daß der Verf. die Beziehungen auf die Abbildungen hätte mit abschreiben lassen, da auf keine Figur dabey verwiesen ist. Weiterhin wird die Zahl der Figur, von Nr. XI. an, angegeben.

Es würde doch dem Leser zu viel angemuthet seyn, wenn er sich die Figur selbst entwerfen sollte, wie es einmal wirklich geschieht.

Kg.

Grundriß der Naturlehre von Friedrich Albrecht Carl Gren, Professor zu Halle. Mit funfzehn Kupfertafeln. Dritte ganz umgearbeitete Auflage. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke. 1797. 900 S. 8. 2 Rh. 8 gr.

Die Veränderungen, die die verschiedenen Auflagen dieses Lehrbuchs erfahren habe, sind ein sprechender Beweis, mit welchem rühmlichen Eifer der zu früh verstorbene Verfasser die Naturwissenschaften umfaßte. So sehr die zweyte Ausgabe sich vor der ersten auszeichnete: so vortheilhaft unterscheidet sich diese von der zweyten. Schon eine flüchtige Vergleichung zeigt, wie viel sie an Stärke gewonnen hat. Dasselbe, was dort 734 Seiten einnimmt, ist hier auf 872 ausgeführt. Der letzte Theil, Betrachtung des Weltgebäudes und Meteorologie, ist daher ganz weggelassen, und einem besondern Bande vorbehalten worden, der aber leider nicht erschienen ist. Bey genauerer Ansicht bemerkt man überall, wie sehr der Verf. bemüht gewesen ist, seinem Buche, theils in Ansehung der Ordnung der Materien, theils in Ansehung ihrer Behandlung, eine größere Vollkommenheit zu geben. Er hat es für nöthig gehalten, auf das Licht, welches die kritische Philosophie auch über diesen Theil menschlichen Wissens verbreitet hat, Rücksicht zu nehmen, und daher zum ersten Hauptstück die metaphysische Naturlehre gemacht. Freylich möchte man hier denken, ein Compendium der Physik mit der Metaphysik anzufangen, wäre ein wahres Hysteron Proteron; indessen ist er nicht, wie andere, Hrn. Kants metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaften sklavisch gefolgt, sondern hat nur das wesentlichste daraus auf seine eigene Weise behandelt. Ueber die Trägheit behält er seine ehemalige Vorstellung bey, und erklärt sich über die Einwürfe des sel. Gehlers, im Supplementbande zum physikal. Wörterbuche, die unstreitig nur aus einem Mißverständniß herrührten; inzwischen kann Rec. der Meinung des Verf. nicht ganz beytreten, doch

doch ist es hier der Ort nicht, sich umständlicher darüber zu erklären. Das zweyte Hauptstück handelt von den Grundstoffen und Formen der Körper und ihrer Cohärenz; das dritte, von den Phänomenen der Schwere im allgemeinen; das vierte, von den Phänomenen schwerer fester Körper; das fünfte, von den Phänomenen schwerer liquider (tropfbar flüßiger) Körper; das sechste, von den Phänomenen schwerer expansibeler Flüssigkeiten; das siebente, von den Schwingungsbewegungen schallender und klingender Körper. Man wird es sehr billigen, daß der Verf. die Lehre vom Schall nicht wie gewöhnlich bey der Luft, sondern nach Hrn. Chladni's Erinnerungen besonders abgehandelt hat; doch scheint er dessen Abhandlung über diesen Gegenstand in den neuen Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin nicht dabey vor Augen gehabt zu haben. — Diese sieben Hauptstücke machen den ersten Theil der Naturlehre, oder die allgemeine Naturlehre aus. Den zweyten Theil oder die besondere Naturlehre hat er in fünf Hauptstücke getheilt: 1) Wärmestoff; 2) Licht; 3) schwere einfache Stoffe und ihre Verbindungen — ein weitläuftiges Hauptstück; 4) elastische Materie; 5) magnetische Materie. — Bey der Lehre vom Wärmestoff glaubte er nicht nöthig zu haben, auf die Meinung derjenigen Rücksicht zu nehmen, die das Daseyn desselben überhaupt läugnen, und die Wärme für eine bloße Modification der Körpertheile halten. Damals waren ihm die Versuche von Thomson über die Entstehung der Wärme durch Reiben noch nicht bekannt, sonst würde er sich wenigstens gelinder darüber ausgedrückt haben. Zu der Lehre von dem Lichte nimmt er die Richtersche Hypothese an, daß es aus Brennstoff und Wärmestoff zusammengesetzt sey. In der zweyten Ausgabe hat er noch ganz das phlogistische System vorgetragen; bald nach Erscheinung derselben gab er es auf; aber um das Phlogiston (wenigstens dem Namen, wenn auch nicht der Sache nach) zu retten, nahm er die Richtersche Hypothese an. Vielleicht würde er, wenn er noch eine Auflage erlebt hätte, auch den Namen aufgeopfert haben. In der Electricität giebt er jetzt dem Franklinischen System den Vorzug, und fügt auch eine eigene Hypothese über die Natur der electrischen Materie hinzu; die uns aber nicht sehr befriedigend scheint. Er liebte einmal Hypothesen.

Dagegen hat er bey dem letzten Hauptstück die Darstellung von Prevost's Theorie, als unzulänglich, weggelassen.

Anfangsgründe der Experimental-Naturlehre für Gymnasien und höhere Erziehungsanstalten, wie auch für solche, die sich selbst belehren wollen, von Joh. Christ. Wilh. Nicolai. Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe. Mit 2 Kupfertafeln. Leipzig, bey Rabenhorst. 1797. 300 S. 8. 21 gr.

Schon bey seiner ersten Erscheinung erhielt dieses Lehrbuch das Lob einer guten Einrichtung und Brauchbarkeit, wenn ihm gleich noch mancherley Fehler im Einzelnen zur Last gelegt wurden. S. A. D. B. 89. Bd. 1. St. S. 162. Der Verf. versichert in der Vorrede, bey dieser Ausgabe die ihm gemachten Erinnerungen benutzt, und so seinem Buche eine größere Vollkommenheit gegeben zu haben. Indessen haben wir doch bey der Vergleichung mit den Bemerkungen anderer Recensenten gefunden, daß er die Revision nicht ganz mit der gehörigen Sorgfalt angestellt, und manchen mit Recht gerügten Fehler unverbessert gelassen hat. So heißt es z. B. S. 49: noch immer: daß die Pendelschwingungen im Verhältniß der specifischen Gewichte der schweren Körper ständen — welches ganz unrichtig ist. — Bey der Platina, S. 75, hätte die Jahrzahl 1754 verbessert werden sollen, da Ulloa seine Reisebeschreibung schon 6 Jahre früher herausgab. — Ausser diesen sind uns noch manche Fehler aufgestoßen, die der Verf. bey einer strengern Durchsicht hätte vermeiden können; wir erwähnen vorzüglich den 268 §., wo der Stand der Erde gegen die Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten unrichtig angegeben wird.

Handbuch der Physik, für Schullehrer und Freunde dieser Wissenschaft. Herausgegeben von C. P. Funke. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1797. 598 S. 8. 1 Rg. 16 gr.

Der Zweck dieses Handbuchs erhellt nicht nur aus dem Titel; sondern der Verf. sagt auch ausdrücklich in der Vorrede,

daß es seiner Absicht nach theils die Stelle eines Kommentars kurzer Entwürfe, welche Schülern in die Hände gegeben werden, vertreten; theils dem Freunde physikalischer Kenntnisse zur Selbstbelehrung dienen sollte. Er hat sich daher bemühet, die Mittelstraße zwischen compendiarischer Kürze und umständlicher Ausführlichkeit zu halten. Ein solcher Plan ist sehr zweckmäßig, und der Verf. besitzt die Gabe, durch einen faßlichen Vortrag die Sachen deutlich und anschaulich zu machen. Indessen merkt man doch bald, daß die Physik nicht das Fach ist, worin er zu Hause ist. Er hat zwar gute Hülfsmittel benutzt; aber das ist nicht genug, wenn man zum Lehrer in einer Wissenschaft auftreten will. Wie mangelhaft die ganze Arbeit ausfallen mußte, kann man schon daraus beurtheilen, daß Gehlers Wörterbuch und Grens Grundriß der Naturlehre, nach den beyden ältern Ausgaben, seine vornehmsten, ja fast einzigen Quellen waren. So schätzbar das physikalische Wörterbuch ist: so hat es doch den großen Mangel, daß es noch ganz nach dem alten phlogistischen System abgefaßt ist. Erst in dem Supplementbande ist auf das antiphlogistische System Rücksicht genommen; hier gesteht der würdige Verfasser sogar, daß dieses System jetzt einen entscheidenden Sieg davon getragen habe, und setzt S. 32. hinzu, daß es jetzt unverzeihlich seyn würde, in einem Buche davon zu schweigen, welches die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse und schicklicher Vorstellungen von den natürlichen Dingen zur Absicht hat. Gleichwohl erfähet man aus diesem Handbuche kaum die Existenz eines solchen Systems. Und was für einen Führer Hr. F. an Grens Grundrisse wählte, läßt sich schon daraus abmessen, daß dessen Verfasser selbst den dort von ihm betretenen Weg in der neuen Ausgabe ganz und gar verlassen hat. Dieses Handbuch kann also in seiner jetzigen Gestalt gar nicht dazu dienen, jemanden mit dem gegenwärtigen Zustande der Physik bekannt zu machen, und ist daher weder für Schullehrer, noch für Freunde physikalischer Kenntniß brauchbar. Es ist auch nicht sein einziger Fehler, daß es ganz nach dem phlogistischen System eingerichtet ist; sondern es finden sich noch andre Mängel darin, von denen wir nur einige anführen wollen. S. 23. heißt es, es gäbe so wenig einen absoluten Ort eines Körpers, als es einen absoluten Raum giebt. Allein absoluter Ort eines Körpers heißt der Ort, den ein Körper wirklich einnimmt, an und für sich be-

machet; denn muß es [illegible] eben soviel geben, als es einen Körper giebt, [illegible] bestimmen, weil alle Bestimmungen des Orts relativ sind. — S. 44. wird der Fall der Körper unrichtig erklärt: denn dadurch, daß die Schwere dem Körper am Ende des zweyten Augenblicks einen neuen Stoß ertheilt, kann er nicht während dieses Augenblicks geschwinder fallen. — Eine faule Wage (S. 64.) ist nicht die, welche eine beträchtliche Ungleichheit der Gewichte erfordert, um aus ihrer horizontalen Lage gebracht zu werden; sondern die, bey welcher Schwerpunkt und Unterstützungspunkt zusammenfallen, und die folglich, bey gleichen Gewichten, in allen Lagen stehen bleibt. — Die Dichtigkeit der Metalle ist so wenig Ursache ihrer Undurchsichtigkeit, als Holz, seiner Lockerheit wegen, durchsichtig ist. —. S. 383. wird eine Erklärung vom Verbrennen des Phosphors gegeben, die sich auf das neueste System von Gren, oder auf die Richtersche Hypothese von der Zusammensetzung des Lichtes gründet, wovon im vorhergehenden kein Wort gesagt ist; folglich ist sie ganz unverständlich. — Von der thierischen Electricität, dieser so höchst merkwürdigen Entdeckung, haben wir kein Wort gefunden.

No.

Grundriß der Naturlehre. Ein Leitfaden bey Vorlesungen. Entworfen von D. David Ludwig Bourguet, Professor der Chemie beym Königl. Kollegio Medico-Chirurgico zu Berlin. Mit zwey Kupfertafeln. Berlin, 1798. bey Hartmann. 326 S. 8. 1 Rg.

Hr. B. sagt in der Vorrede, daß er den Auftrag erhalten habe, der ersten Klasse des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums Experimental-Naturlehre mit besonderer Rücksicht auf Chemie vorzutragen. Dieß hat ihn zur Herausgabe dieses Lehrbuchs bewogen, worin der chemische Theil mit größerer Ausführlichkeit, als der eigentliche physikalische abgehandelt ist. So nimmt z. B. die Optik kaum einen einzigen, hingegen die Lehre von den Metallen über drey Bogen ein. Diese Einrichtung wird durch die Absicht des Verf. vollkommen gerechtfertigt. Uebrigens äußert er selbst das bescheidene

Urtheil,

Urtheil, „daß ein Buch, wie gegenwärtiges, im Ganzen „genommen, nichts anders als eine Compilation oder ein „Auszug aus andern seyn könne" — und er setzt hinzu, daß er vorzüglich Gren, Klügeln, und Karsten gefolgt wäre. Dieß ist aber, wie man leicht sieht, mit Einsicht und guter Beurtheilung geschehen. Das einzige hat uns mißfallen, daß hypothetische Sachen, wie die Zusammensetzung des Lichtes, des Kohlenstoffes und dergleichen in eben dem zuverläßigen Tone, wie andre Dinge, worin alle Physiker übereinstimmen, vorgetragen sind.

Lgh.

Anfangsgründe der Naturlehre für Bürgerschulen, von Gerhard Ulrich Anton Vieth, öffentlichem Lehrer der Mathematik zu Dessau. Mit 4 Kupfertafeln. Leipzig, bey Barth. 1797. 427 S. 8. 20 gr.

Hr. V. hat sich schon durch so viele Arbeiten als ein Mann von Einsicht im Fache der Mathematik und Physik gezeigt, daß es nicht nöthig ist, zum Lobe dieses Lehrbuches etwas zu sagen. Es besitzt dieselben Vorzüge, wodurch seine andern Lehrbücher sich auszeichnen: zweckmäßige Auswahl, gute Ordnung, Deutlichkeit und Richtigkeit. Bey schwierigen Gegenständen, wie z. B. der Lehre vom Fall der Körper, hat er nicht, wie man es in vielen andern Büchern findet, eine populär seyn sollende, unrichtige Erklärung gegeben; sondern sich begnügt, das bloße Faktum anzugeben; bey den Luftarten, dem Wasser und Wärmestoff ist das nothwendigste von der antiphlogistischen Theorie beygebracht; indessen bemerkt er sehr gut, was noch hypothetisch ist, und nicht mit Zuverläßigkeit angenommen werden darf. Dieß letztre halten wir für einen wahren Vorzug dieses Lehrbuchs, weil es eben so gewöhnlich, als für den Lehrling nachtheilig ist, bloße Hypothesen als ausgemachte Wahrheiten vorzutragen. S. 95 wird ein Verfahren angegeben, den Schwerpunkt eines Menschen zu finden: man soll ihn auf ein Brett legen, und dieses auf einer Kante hin- und herschieben, bis es ins Gleichgewicht kommt: so fände sich der Schwerpunkt in der Gegend des Beckens. Auf diese Art ist zwar der Schwerpunkt von Bo-

velli bestimmt worden: allein Oronzio de Bernardi hat in seinem Lehrbegriff der Schwimmkunst die gegründete Erinnerung dagegen gemacht, daß man dadurch den Schwerpunkt des Menschen und des Bretts zusammen erhielte; seinen Beobachtungen zufolge fällt der Schwerpunkt des Menschen in die Gegend des schwerdtförmigen Fortsatzes zwischen den wahren und falschen Rippen. — S. 326 wird bey Erklärung des Sehens gesagt, daß die Bilder im Auge umgekehrt ständen, wie in dem finstern Zimmer. Hätte hier nicht durch einen Zusatz der berüchtigten Frage begegnet werden sollen, warum wir die Gegenstände nicht verkehrt sehen?

Lgh.

Handbuch der Physik für Schullehrer und Liebhaber dieser Wissenschaft, von J. C. Ph. Grimm, Professor auf der königl. Friedrichsschule zu Breslau. Erster Band. Mit 3 Kupfertafeln. Breslau, bey Gehr u. Comp. 1797. 336 S. 8. 1 Rthl. 4 gr.

Da die Physik jetzt allgemein für einen nothwendigen Theil des Schulunterrichts anerkannt wird: so hat der Verf. durch dieses Handbuch Schullehrern ein Hülfsmittel liefern wollen, wodurch sie für einen mäßigen Preis sich die nöthigen physikalischen Kenntnisse verschaffen, und selbst die neuen Entdeckungen, die sie nur mit Mühe und Aufwand an Zeit und Geld in mehrern Büchern zusammen suchen müßten, bequem erfahren könnten. Das Buch soll dazu dienen, den gegenwärtigen Zustand der Physik daraus kennen zu lernen. Im Ganzen kann man auch mit der Ausführung zufrieden seyn, und muß dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er, so viel sich aus diesem Bande beurtheilen läßt, seinen Endzweck erreicht, und eine Arbeit geliefert habe, die denjenigen, welchen sie bestimmt ist, mit Nutzen gebrauchen können. Dieser Band begreift außer der Einleitung zwey Hauptstücke: das erste handelt von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, das zweyte hat die Ueberschrift: von einigen Theilen der angewandten Mathematik, welche mit den bisher vorgetragenen physikalischen Lehren in genauer Verbindung stehen. Diese Eintheilung zeugt

von

von keiner grossen systematischen Genauigkeit. Unstreitig hätte der Verf. den Begriff der Physik sorgfältiger entwickeln, und daraus die verschiedenen Theile derselben gehörig ableiten sollen. Dieser Mangel an systematischer Ordnung fällt noch mehr in die Augen, wenn man hier im dritten Abschnitt des zweyten Hauptstücks schon die Betrachtung des Weltgebäudes findet, die mit Recht gewöhnlich in den letzten Theil, die sogenannte angewandte Physik verschoben wird. In dem mathematischen Theile hätte billig auch mehr Mathematik gebraucht werden sollen, und das dynamische System, das seine respectabeln Vertheidiger hat, und vielleicht noch den Sieg über das atomistische davon tragen dürfte, verdiente nicht eine so kurze und verächtliche Abfertigung.

Hh.

George Adams Vorlesungen über die Experimentalphysik, nach ihrem gegenwärtigen Zustande, in unterhaltenden und faßlichen Erklärungen der vornehmsten Erscheinungen in der Natur. Aus dem Englischen mit einigen Anmerkungen übersetzt von J. G. Geißler. Erster Theil. Leipzig, bey Crusius. 1798. 686 S. 8. (Mit 7 Kupfertafeln in fol.) 2 Rthlr. 8 gr.

Nicht alles, was gut gemeint ist, ist darum wirklich gut. Die Absicht, die der nunmehr verstorbene Verfasser bey diesem ausführlichen Werke hatte, war löblich; Schade aber, daß man nicht eben so mit der Ausführung zufrieden seyn kann. Es kränkte ihn die, wie er glaubte, immer mehr überhandnehmende Irreligiosität, und die daher entstehende Zerrüttung der bürgerlichen Ordnung; das Studium der Physik, mit beständiger Rücksicht auf den ersten Urheber der Natur, schien ihm ein wirksames Mittel gegen dieses Uebel, und zu diesem Endzweck unternahm er dieses Werk. Seine großen praktischen Kenntnisse machten es ihm leicht, über physikalische Instrumente etwas nützliches zu sagen; aber er besaß weder die Gewandtheit des Ausdrucks, die erforderlich ist, um ein Werk dieser Art unterhaltend zu machen; noch war er in seinen chemischen Kenntnissen mit der Zeit fortgegangen. Daher kann

dieses Werk nicht dazu dienen, von dem gegenwärtigen Zustande der Physik einen richtigen Begriff zu geben. Das Fehlende in Anmerkungen einzuschalten, oder das Mangelhafte zu berichtigen, wäre zu weitläuftig und unangenehm geworden. Rec. kann daher das Unternehmen, dieses Werk ganz auf deutschen Boden zu verpflanzen, nicht billigen. Auch die Kupfer enthalten natürlich viel Bekanntes, und sind nicht einmal immer hinreichend, von der Sache, die sie darstellen, einen deutlichen Begriff zu geben, wie z. B. gleich auf der ersten Tafel die Ventile, Fig. 4 — 8., von welchen der Text keine Erklärung giebt, und der Uebersetzer sie in einem andern Werke verspricht. Uebrigens ist in diesem Bande die Lehre von der Luft, vom Feuer und von den Luftarten abgehandelt. Daß der Verf. ein eifriger Vertheidiger des Phlogistons ist, ist bekannt.

Igh.

Forst- und Jagdwissenschaft.

Magazin für das Jagd- und Forstwesen. Viertes Heft, mit illuminirten und schwarzen Kupfern. Nr. IV. Leipzig, bey F. G. Baumgärtner, mit fortlaufender Seitenzahl von 94—124 in 4. 1 Rg.

1. Von der Jagd überhaupt. Fortsetzung von Heft III. 2. Naturgeschichte des Luchses. 3. Beschreibung verschiedener zur Jagd nöthigen Geräthschaften. 4. Jägerbemerkungen zu dem Thier- und Vögelkalender für Obersachsen, Franken, Böhmen und Schlesien, aus den eingegangenen Briefen gezogen. 5. Beschreibung eines Saukarrens. 6. Beantwortung einiger eingegangenen Fragen, verschiedene Erfindungen in der Jägerey betreffend. 7. Von Giftschwämmen. 8. Vom Rechnungswesen im Forsthaushalte, und Wunsch zur Besserung desselben. 9. Neue Beschreibung eines Habichtkorbes. 10. Ueber den Anbau der Pappel überhaupt, und der carolinischen Pyramidenpappel, nebst der großblättrigen canadischen Pappel insbesondere.

Der Aufsatz: von der Jagd überhaupt, ist ohnstreitig der vorzüglichste, und macht besonders der Freymüthigkeit

des

des Verf., mit welcher er manche Wahrheiten, die man wohl nicht überall gerne hört, vorträgt, viel Ehre. Sehr deutlich und bündig erklärt er die Art, mit welcher nach und nach die Jagdgerechtigkeit in ein wirkliches Regale verwandelt wurde. Möge ihn sein guter Genius vor dem Waldmesser der gewaltigen Jäger schützen! — Die Jägerbemerkungen zu dem Thier- und Vögelkalender, könnten für die Naturgeschichte, Forst- und Jagdwissenschaft sehr nützlich werden, wenn sie stets gründliche und zuverläßige Nachrichten enthielten. Die Jägerbemerkungen gehen in diesem Stücke bis auf den Monat März (vermuthlich des vergangenen Jahres). Solche Beyträge müssen, wenn sie gemeinnützig seyn sollen, sich bloß auf Bemerkungen einschränken, die jeden Monat in der Haushaltung des Wildes sind gemacht worden, und die sich auf die jedesmalige Witterung oder andere Localumstände gründen. Wenn z. B. der Verf. vom Januar sagt: „Wegen des nicht strengen Winters waren in den Ebenen von „Schlesien, Böhmen und um Leipzig die Rostweyhe, der „Merlin, der Stockfalke und Sperber sehr selten; und von „den Eulen bemerkte man um Leipzig herum sehr wenige, in„dem ihre Anzahl seit der Niederreissung der Basteyen sich „ungemein vermindert hat. Daher sollten die hiesigen Forst„besitzer die Füchse mehr hegen, und die Landwirthe die Igel „schonen, damit die Mäuse sich nicht zur Ungebühr vermeh„ren. — Weit seltner als in andern Jahren, traf man „Spechte, Baumläufer und gemeine Spechtmeisen um die „Dörfer und in den Obstgärten an, wo sie durch Ablesung „der Insekten und ihrer Eyer so großen Nutzen bringen ꝛc." und vom Februar: „Zu Anfange des Monats fiengen die „Elster, Rabenkrähe, Mistel und Singdrossel an ihr Nest „zu bauen, und am 24. Februar fand ein Jäger im Erzge„bürge schon ein Nest des Wasserstaars mit Eyern an einem „Forellenbache. Am 18ten des Monats schlug der gemeine „Finke schon bey Leipzig. In den ersten Tagen ließ sich die „gemeine langöhrige Fledermaus sehen, und der Dachs gieng „im Erzgebürge ꝛc. häufig aus", —: so sind dieß allerdings für den Jäger und für den Naturforscher interessante Bemerkungen. Wenn aber vom März gesagt wird: „Der Schnepfenstrich, und mithin auch die Jagd der Schnepfen fängt an; „allein sie sind jetzt sehr mager, daher man sie weit vortheil„hafter auf ihrem Rückstriche im Herbste, schießt und fängt. — „Igel, Wiesel, Iltisse, Kaninchen, Hamster, Eichhörnchen

begat-

„begatten sich, und der Haase rammelt wieder rc." —: so sind dieß keine neuen Bemerkungen, sondern lauter alte, bekannte Sachen, die jeder Jägerbursche weiß, und die man hier nicht suchen sollte.

Ein fein gestochenes Kupfer, welches einen berühmten englischen Fuchsjäger auf der Jagd vorstellt, dient diesem Hefte zum Titelkupfer. Die übrigen Kupfer sind Abbildungen des Luchses (sehr unnatürlich); einiger Jagdgeräthschaften; des Saukarrens; der Fliegenschwämme und des Habichtkorbes.

Der Förster. Von F. Heldenberg. Zweytes Heft, mit einer Kupfertafel. Nürnberg, in der Steinischen Buchhandlung. 1798. 178 S. 8. 18 Kr.

Die bloße Anzeige des Inhalts wird den zunehmenden Werth dieser Zeitschrift hinlänglich darthun. 1. Reflexionen über die Beantwortung der Frage: Wie ist dem Holzmangel aller Art und für alle Zeiten am sichersten auszuweichen? mit besondern Rücksichten auf Bayern. 2. Neuer aktenmäßiger Beytrag zur Geschichte der Fichtentrockniß in Oberdeutschland. 3. Bemerkungen über den Zustand der Gehölze und der Waldungen in Frankreich, besonders in den mittäglichen Gegenden der Republik. 4. Naturgeschichte des Lerchenbaumes, vom Herausgeber. 5. Ueber die Beurtheilung meiner fortgesetzten Müllenkampfischen Sammlung der Forstordnungen verschiedener Länder (von Moll). 6. Fortgesetzte neueste Forstliteratur. — Auf der Kupfertafel sind Zweige, Blüthen, Saamen, u. s. w. des Lerchenbaumes, sehr sauber und nach der Natur ausgemalt, abgebildet. Auf die Verhütung der so häufigen Druckfehler sollte doch billig mehrere Sorgfalt verwendet werden!

Versuche und Erfahrungen eines Försters von der Holzanpflanzung, wie mehr Holz zu gewinnen, die Hindernisse abzuwenden, und dadurch dem einreissenden Holzmangel zu steuern sey. Von C. F. Pfizenmeyer, Förster in Ober-Ensingen. Mit Tabellen. Stuttgardt, bey Löflund. 1798. 80 Seiten 8. 10 Kr.

Der

Der Verf. theilt hier seinen Amtsbrüdern diejenigen Versuche und Erfahrungen mit, die er zur Verbesserung der Holzkultur in seinen Forstrevieren machte. „Vielleicht (so sagt er) „ist ein und das andere ihnen eine Veranlassung, noch mehr „und weiter nachzudenken und zu erfahren, um auf diese Art „die Holzcultur immer mehr in Aufnahme zu bringen." Es ist zu wünschen: daß viele seiner Collegen dem Beyspiele dieses wackern Försters folgen; ohne allen Eigendünkel die Natur fleißig beobachten — und die dabey gemachten Versuche und Erfahrungen eben so treulich und prunklos beschreiben. Dieß wird zur Vervollkommnung einer wahren Forstwirthschaft mehr beytragen, als alle gelehrten Theorien ꝛc. Und zu diesem Behufe empfehle ich allen Forstbedienten dieses kleine Werkchen.

Forstkatechismus für Forstmänner, welche Jünglinge zu unterrichten gedenken. Von J. C. Kramer, reitendem Förster. Göttingen, bey Dietrich. 1798. 68 Seiten 8. 4 gr.

Ein Forstmann, der beym Unterrichte seiner Lehrlinge diesen Forstkatechismus zum Grunde legte, würde in der That einen sehr üblen Beweis von seinen Einsichten geben. Die Belesenheit des Hrn. Försters muß sehr beschränkt seyn, wenn er nach seiner in der Vorrede geäußerten Versicherung nicht wußte: daß wir bereits eine Menge kurzer und wohlfeiler Anweisungen zum ersten Unterrichte für angehende Forstmänner haben, die seinen Forstkatechismus ganz überflüßig und entbehrlich machen.

Cb.

Haushaltungswissenschaft.

M. G. F. Kerzig's ökonomisches Lesebuch für Landleute, mit besonderer Hinsicht auf das Erzgebirge. Als die zweyte verbesserte und stark vermehrte Auflage des ökonomischen A B C Buchs, XVI und 408 Seiten. 8. Leipzig, bey Rabenhorst. 1798. 18 gr.

Ob.

Obgleich die erste Auflage dieser Schrift nur für die Landleute im Sächsischen Erzgebirge bestimmt war: so wurde sie doch auch in andern Gegenden mit vielem Beyfalle gelesen, und durch den häufigen Abgang vergriffen. Nun hat der Verfasser, als einer der vortrefflichsten Landwirthe der Oekonomen unter den Landgeistlichen, auch auf auswärtige Leser bey der neuen Auflage besondere Rücksicht genommen, und sie gänzlich umgearbeitet; dabey aber mit sieben neuen und interessanten Abschnitten, auch einer Inhaltsanzeige vermehrt. Was der Hr. Verf. darin vorträgt, ist sehr deutlich, und gründet sich meistens auf seine vieljährige eigne Erfahrung. Manches ist auch aus den besten ökonomischen Schriften entlehnt worden. Da wir nun bereits die erste Ausgabe in unserer Bibl. angezeigt haben: so ist es jetzt genug, nur den Inhalt vorzulegen, und über die neuen Zusätze unsre Bemerkungen zuzufügen. Erster Jahrgang, und darin 1ster Abschnitt, S. 1 — 12, handelt: 1) von der nützlichen Stallfütterung und dem schädlichen Austreiben des Rindviehes; 2. Abschnitt, S. 12 — 16, man unterlasse zu Zeiten, junges Vieh aufzuziehen; 3ter Abschnitt, S. 16 — 21, Vorschläge, wie der Mangel an Heu ersetzt, auch etwas davon erspart werden könne; 4ter Abschnitt, S. 22 — 26, von der Verbesserung der Wiesen und der Wässerung derselben; 5ter Abschnitt, S. 26 — 39, von dem Kleebau; 6ter Abschnit, S. 39 — 47, von der Abschaffung der gewöhnlichen Brache; 7ter Abschnitt, S. 47 — 53, von dem Dünger; 8ter Abschnitt, S. 53 — 63, von den Vorzügen der Ochsen vor den Pferden, in Absicht auf die Landwirthschaft; 9ter Abschnitt, S. 63 — 116, von einigen Hausthieren in ihrem gesunden und kranken Zustande. Zweyter Jahrgang, 10. Abschnitt, S. 117 — 130, von dem Kleebaue; ist eine Fortsetzung; 11ter Abschnitt, S. 130 — 143, von der Rindviehzucht; 12ter Abschnitt, S. 143 — 159, von der Feld- und Ackerbestellung; 13ter Abschnitt, S. 160 — 184, von der Aussaat einiger Feldfrüchte; 14ter Abschnitt, S. 185 — 196, von der Erndte derselben; 15ter Abschnitt, S. 196 — 201, von der Heu- und Grummeterndte; 16ter Abschnitt, S. 202 — 222, von den Unkräutern auf den Feldern und Wiesen; 17ter Abschnitt, S. 222 — 236, von einigen

nigen Unfällen bey dem Getreidebaue; 18ter Abschnitt, 236—246, von einigen häuslichen Beschäftigungen. Dritter Jahrgang: 19 Abschnitt, S. 247—260, von der Rindviehzucht, eine Fortsetzung; 20ter Abschnitt, S. 261—292, von einigen Futtergewächsen; 21ter Abschnitt, S. 292—313, von einigen Feldgewächsen; 22ter Abschnitt, S. 314—329, von der Düngung der Felder und Wiesen; 23ter Abschnitt, S. 329—344, Muthmaaßungen von der künftigen Witterung, von dem Gedeihen und Mißrathen landwirthschaftlicher Erzeugnisse; 24ter Abschnitt, S. 344—358, worauf man bey Erkaufung eines Bauergutes zu sehen hat; 25ter Abschnitt, S. 358—385, Allerley, als: a) allmälig muß der arme Bauer seine Wirthschaft verbessern; b) anfangs muß man die Grundstücke nicht vermehren, sondern verbessern; c) von der Fischerey; d) von Hecken und Zäunen; e) von Feuersbrünsten; f) von den Heubrachen; g) von dem Obstbaue; h) von dem Wohlstande der Wälder; i) von der Bienenzucht; und nun beschließt der letzte §. mit einigen Pflichten und Klugheitsregeln. Nachtrag, S. 386—392.

Im ersten Jahrgange ist als neuer Zusatz der 9te Abschnitt sehr wichtig, so daß er einen wohlfeilen besondern Abdruck verdient hätte; der vorhergehende 8te ist auch neu und lehrreich.

Im zweyten Jahrgange sind der 16. 17. und 18te Abschnitt neu. Im dritten Jahrgange gilt dieses vom 23. und 24. Abschnitte, so wie auch einiges in dem Allerley zugesetzt; alles Neue aber mit einem Sternchen gezeichnet ist. Indeß müssen wir doch auch vom Ganzen versichern, daß es ausnehmend gut umgearbeitet worden, und in Jedermanns Hände gegeben zu werden verdient; zumal der Verf. seine vormals im A B C unterrichteten Wirthe nun zum Lesen anführt; daher diese neue Auflage mit allem Rechte den Namen: Lesebuch, erhalten hat. Herrschaften sollten es daher dutzendweise in ihren Dörfern an die fleißigsten Wirthe, als Prämien, austheilen.

Im Ganzen wüßten wir an dieser neuen Auflage gar nichts zu verbessern, als nur S. 132, die Dunströhren, statt

nach der innern Seite, aber nach der äussern niedriger lie-
gen zu lassen, damit die Dünste, welche im strengen Winter
zu Eise frieren, bey Thauwetter nicht in den Stall zurück,
sondern nach der Aussenseite ablaufen. Solche [illegible]
ziehen dann schiefer.

Der Nachtrag ist auch neu, und begreift eigentlich das
in sich, was manche in der Vorrede anzeigen; da die Vor-
reden mehr Nachreden heissen, und daher — wie es schon
der schlesische Landwirth befolgte — hinten stehen sollten:
so hat der Verf. die Ueberschrift: Nachtrag, richtig gewählt.
Der Herr M. Kersig holt darin nach, was ihm während
des Abdrucks beyfiel; auch nahm er noch Rücksicht auf das,
was einigen Landwirthen nicht überzeugend genug schien.
Dieß besteht: 1) in Auferziehung der Kälber; 2) in Be-
richtigungen über das Kleesäen, u. s. w. 3) in ganz guten
Bemerkungen über das Behüthen der Wiesen nebst
Walpurgis und nach Michaelis, wobey er sagt: es ge-
höre ein starker Glaube dazu, daß die vergrabenen Excre-
mente der Schaafe und des Rindviehes hier das ersetzen,
was ihnen entgienge; 4) in Behauptung von mehrerer
Düngung aus verbrannten Substanzen, nach dem 7ten
Abschnitte, gegen den verfaulten; 5) in einer näheren
Belehrung über den Krampf der Schweine, wogegen ihm
kein besseres Mittel aus Erfahrung bekannt sey, als das Wa-
schen und Baden in Kuhgauche rc.; 6) in einer Nachricht,
daß vom Genusse grüner Kartoffeln in zu großer Menge
die Kuhmilch hernach in den Töpfen gerinne; 7) desglei-
chen, daß vom häufigen Genuß solcher Dinge, welche Alkali
enthalten, wie auch vom Unrathe der Mäuse und Ratten
die Kühe verwürfen; 8) daß der Rasen aus Wäldern oder von
Rainen, wo viele Unkräuter sind, zum Düngen verbrannt
werden, oder wenigstens gut faulen müsse; 9) daß zu leben-
digen Zäunen der Verf. die Zweige mit beyden Enden,
wie er es in einer beygefügten Zeichnung deutlich macht, nach
Form eines Bogens in die Erde gesteckt, oder statt Zäunen die
Lehmwände angelegt haben wolle; 10) in einigen Anmerkun-
gen über Holzkultur rc.; 11) in einer Anleitung über das
Legen der Erdäpfel (Kartoffeln) durchs Zerschneiden,
und von ausgestochenen Augen, wozu in seiner Gegend
einige Landwirthe ein eisernes Instrument haben (das müs-
sen trefliche Wirthe seyn!); 12) in Berichtigung des Aber-
glau-

glaubens vom Billenschnitte im Getreide; 13) endlich in einer Erklärung über manche mit Stillschweigen übergangene Dinge, worunter er den Acazienbaum und die Middletonsche Heumaschine rechnet, welche in seinem Gebirge — letzte auch an manchen andern Orten im flachen Lande — nicht empfohlen werden könnten.

Hieraus sehen unsere Leser nun schon zur Gnüge, wie reichhaltig und interessant des Verf. Zusätze sind; gewiß ist es, daß sein kleines Buch zehnmal mehr Wahres und Richtiges lehret, als die weitschweifig abgeschriebenen Mischmaschbücher unserer neuen Compilatoren, z. B. eines Meißners, Gaschitz, Bose, u. d. m.

Sm.

Vollständiger Unterricht von dem nützlichen und schädlichen Federvieh (e) und (den) Insecten, vorzüglich von den Waldinsecten; nebst den sichersten Mitteln (zu) ihrer Vertilgung. Von Franz Fuß, wirklichem Mitglied (e) und Secretär der königl. ökonomisch-patriotischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen, dann Ehrenmitglied (e) der Churf. sächsischen ökonomischen Gesellschaft in Leipzig. Prag, in der Herrlischen Buchhandlung. 1798. 344 S. ohne die Vorrede. 8. 22 gr.

Diese viel Gutes enthaltende Schrift besteht aus drey Abschnitten und verschiedenen Unterabtheilungen, von denen wir eben das zu erinnern haben, was schon ein andrer Recensent im 23. B. unsrer Bibliothek, S. 306, über die vielerley Zwischenabtheilungen mit allem Rechte anmerkte, als er des Verf. 1ten Theil: Anweisung — — der Landwirthschaft, anzeigte, und alle die Fehler der Schreibart rügte, von welchen der Verfasser sich noch nicht los zu machen gelernt, so wie auch den daselbst, S. 370, versprochenen 3ten Theil so wenig, als die zugesicherte Zeichnung und Beschreibung des gräflich Harrachischen Bienenstocks geliefert hat. Die Ueberschrift: erster, zweyter u. s. w. Absatz, war ganz unnöthig, da die Menge andrer

Absätze (§) vorhanden sind, als von 1 — 99. Wir wollen derselben Inhalt anzeigen; einiges daraus, größtentheils mit des Verf. eigenen Worten, anführen, und hin und wieder unsere Bemerkungen beyfügen.

Erster Abschnitt, S. 1 — 2: Von dem Feder- oder Geflügel-Vieh (e). Im 1. §. erklärt der Verf. zur allgemeinen Uebersicht: Geflügelvieh sey der allgemeine Name aller Vögel; dessen Unterschied wäre einheimisches (wohl richtiger: zahmes?) und wildes, bey der Landwirthschaft aber nützliches und schädliches.

I. Abtheilung: Von dem nützlichen Geflügel-Vieh (e), S. 2. Da würden wir lieber gesetzt haben: Eintheilung; denn der Verf. theilt hier alles ein, und handelt hernach davon in Absätzen. In dieser ersten Abtheilung zählt derselbe zu seinem unrichtig benannten einheimischen Geflügelviehe alle Arten und Abarten jener Vögel, die uns in jeder Hinsicht nützlich seyen. Wie kann er dieß behaupten? Erster Absatz: Indianische oder Truthühner, S. 3 — 14. Diese Gattung Hühner sind — nach des Verf. Meinung — um das Jahr 1530 aus Indien nach Deutschland gekommen; so wie man aber ziemlich allgemein es weiß, sollte der Vf. es doch auch wissen, daß sie aus Jucatan, einer Halbinsel in der Audiencia von Mexico, kamen. Ganz gute Lehre ist es, was der Verf. S. 6. weiter sagt: „Was noch bey den meisten Landwirthinnen nicht beobachtet wird, ist dieses, daß man denen (den) jungen Truthühnern (,) so lange ihr Schnabel noch zart und weich ist, ihr Futter auf einen harten Boden, (ein) Bret oder in ein anderes hartes Gefäß hingiebt. Bey diesem Umstand werden sie entweder gleich auf der Stelle krank, weil sie bey dem Aufbicken des Futters große Schmerzen empfinden, und daher krank werden und krepiren; oder wenn sie ja fortkommen: so bekommen sie einen krummen Schnabel, der ihnen nach der Hand sehr hinderlich ist, und immer ihr Verderben befördert. Um diesem Uebel zu entgehen, muß man ihnen das Futter auf ein zusammengelegtes Tuch ausbreiten.“ So schrieb der Verf. bis hierher mit so manchem Sprachfehler, und fährt dann also fort: „Nie dürfe man die jungen Truthühner an Oerter treiben, wo Brennesseln stünden, weil sie sich dazwischen die Füße verbrennen, und davon krumm und lahm werden.“ Rec. hat einen

großen

großen praktischen Freund, der, zur Härtung der Füße, diese von jungen Truten, wie sie aus dem Eye gekrochen sind, in starken Branntwein tunkt; unter 10 krepirte in der Folge kaum eins, bey guter Fütterung und Pflege. Was der Verf. §. 5. und 6. sagt, ist so beschaffen, daß man daraus nicht klug werden kann, wenn man nicht nach S. 9. die folgende überschlägt, und dafür die darauf kommende liest, und hernach diese überblättert. Es kann dieß zwar der Setzer und Corrector versehen haben; aber der Verf. hätte doch, nach Durchsicht der Aushängebogen, solches als Nachtrag oder Druckfehler am Ende erläutern, oder noch besser, diese zwey Blätter umdrucken lassen sollen. Was übrigens der Verf. vom Verschneiden und Mästen der Truthühner lehrt, ist ganz richtig. Zweyter Absatz: Pfauen, S. 15 — 18. Nicht die alten, wohl aber die jungen Pfauen, bis zu einem halben Jahre ihres Alters, geben eine schmackhafte Speise. Dritter Absatz: Hühner (Hof- oder Haushühner?), S. 19 — 34. „Die schwarzen und hernach die gelben sind die besten, hingegen die weißen und gespornten die schlechtesten. Der erwachsenen Hühner ihre gewöhnliche Nahrung, nebst dem, was sie sich den Tag selbst erbeuten, ist nicht besser und vortheilhafter, als gesottene, zerdrückte und ausgekühlte Erdäpfel mit etwas hintern Getreide vermengt; welches letztere aber immer besser und gedeihlicher ist, wenn man es ihnen gekochter darreicht." Die Krankheiten der Hühner sind der Pip's. Dieser entsteht (eigene Worte des Verf.) aus Mangel an reinem Wasser, wo Feuchtigkeit im Halse mangelt; daraus entstehen am Ende der Zungen Verhärtungen, wovon alsdann eine Art von Schuppe entsteht. Um die Läuse zu vertreiben, wäscht man die damit behafteten Hühner mit Urin von einer Kuh. Die Würmer an den Köpfen tödtet man, wenn man sie mit Fischthran beschmiert. Der Rupp (nach einigen die Darrsucht) ist ein Geschwulst am After, welche geöffnet werden muß. In der Verstopfung menge man den Hühnern ein wenig in Fleischbrühe aufgelöste Manna oder Rhabarber unter ihr Futter. Vierter Absatz, S. 35 — 40: Die Tauben. Von der Zucht derselben hält der Verf. nicht viel. Fünfter Absatz, S. 40 — 51: Die Gänse. Die jungen Gänse erhalten in den ersten drey Tagen hartgekochte zerhackte Eyer. Viele Oekonomen aber widerrathen dieses, und empfehlen dafür gekrümeltes Brod, oder klein geschnittenes Gras.) Die Gänse werden gemästet

 und

und gestopft mit Nudeln von einem Mehlteige des Tages viermal, oder mit Nudeln von grobem Schrot des Tages dreymal, oder mit uneingeweichten und rohen Körnern des Tages zweymal. Sechster Absatz, S. 57 — 60: Der Schwan. Siebenter Absatz, S. 60 — 63: Die Enten. Diese Absätze enthalten lauter Bekanntes.

II. Abtheilung: Von dem schädlichen Federvieh. Erster Absatz, S. 63 — 67: Schädliches Federvieh, das unsern nützlichen (Haus) Thieren schädlich ist. Der Adler, Geyer, Falk, Stößer, und andere Gattungen der Raubvögel (darunter die Nachteule, als Mausfangerin, wohl hätte weggelassen werden können, weil man gegen ihre Nachtwanderungen nur die Hühner- und Taubenhäuser verschließen darf) sind es, wovon hier gehandelt wird. Zweyter Absatz, S. 67 — 69: Vögel, die den Bienen schädlich sind. Dahin gehören die Schwalben, Rothschwänzchen, Bachstelzen, Meisen, Nachtigallen, Spechte und Sperlinge. (Der Storch hätte hier auch einen Platz verdient.) Dritter Absatz, S. 69 — 72: Vögel, die den Fischen schädlich sind; zu welchen der Verf. die verschiedenen Arten der Fischreiher rechnet, desgleichen die Rohrdrommel, von der er wissen sollte, daß sie auch Nachts schreyet, und doch keine Fische fängt, also willkürlich schreyen kann. Vierter Absatz, S. 72 — 77: Vögel, die den Feld- und Gartenfrüchten schädlich sind. Dahin sind zu rechnen: die Raben, Krähen und der Sperling oder Spatz; von dem letztern giebt er vier Arten an, da doch der Rohrsperling eigentlich keinen solchen Schaden anrichtet, daß er in die Zahl der schädlichen aufgenommen wird. Vom Spatzen — so sagt der Verf. — behauptet P. Kretschmar, daß einer jährlich 6 Gulden Unterhalt koste, und wenn man bey einer größern Stadt 1000, bey einer mittelmäßigen 500, und bey einem Dorfe 300 Sperlinge annähme: so würden in Böhmen 3,867,200 Stück seyn, und 11,603,100 Gulden Schaden anrichten. Das ist denn doch wohl übertrieben. Man darf wohl behaupten, daß sie an ½ Jahr nützlich, und ½ Jahr schädlich sind. Sie fressen überdieß nicht immer Körner, sondern, wie Rec. und mehrere seiner Freunde es sahen, auch schädliche Insecten, z. B. Raupen zu gewissen Zeiten. Ein Rec. an der Litteraturzeitung, Nr. 379, schreibt: daß man Mittel habe, sie zu zwingen, Unkrautsaamen, z. B. Knöt-

Wiederwachsen (Polygon.) zu fressen; sage aber nicht, wie? Fünfter Absatz, S. 77 – 84: Vögel, die den Wäldern schädlich sind. Der Auerhahn und Birkhahn; der Kreutzschnabel und der Specht, werden hier angeführt; beyde erstere vertheidigt der Verfasser; bey den zwey letztern ist er getheilt, so, daß wir dem Kreutzschnabel gern das bischen Fichtensaamen übertragen, das er verzehren möchte.

Zweyter Abschnitt: Insekten. Die Definition von den Insekten, S. 82, ist nicht ganz richtig.

I. Abtheilung: Nützliche Insekten; diese sind in 4 Sorten, die Biene, die Seidenraupe, die Cochenille und Schnecke, eingetheilet. Erster Absatz, S. 85 – 131: Von den Bienen. Der Verf. nennt erst einige alte Autoren, und zeigt sich als Freund der Insekten. — Die theilbaren Strohkörbe müssen dem Verf. nicht recht bekannt seyn; denn er würde sonst nicht sagen: „da sie hierlandes (sein gewöhnlicher Ausdruck) nicht gebräuchlich sind, so will ich ihre Einführung, wegen anderweitiger Unbequemlichkeit, auch nicht anrathen." — — Durch Erfahrung hat man gefunden, daß auf einer deutschen Quadratmeile 300 Stöcke in einer mittelmäßigen Gegend wohl bestehen können. Die Krankheiten der Bienen sind: die Ruhe; die Hörnerkrankheit; die Tollkrankheit, da die Bienen, wenn sie etwas schädliches genossen, in Wuth gerathen; die Faulbrut; die Ermattung, welche von Mangel an Nahrung herrührt; daher nur von Hunger geplagte Bienen damit befallen werden. Wenn das wäre: so wäre die Ermattung keine Krankheit zu nennen. Allein sie ist, nach Rec. individueller Ueberzeugung, wirklich eine, und richtet in manchen Jahren große Verwüstungen an. In vielen Bienenschriften aber findet man nichts davon, weil sie nur gewissen Gegenden eigen ist, z. B. wo Giftfänge in der Nähe sind. Kurz, an manchen Orten, hauptsächlich in gebirgigen Gegenden, werden die Bienen manchmal im Sommer äusserst matt, und die meisten kommen im Felde um; m. s. darüber Riems 6ten Theil neuer Sammlung ökonomischer Schriften, S. 117 – 124, das Ausführlichere vom Pastor Betzig nach. Mehrere Irrthümer, erlaubt der Raum nicht anzuführen und zu berichtigen; genug, man ersiehet aus dieser Schrift, und der im Eingange gedachten, von dem Verf. 1795

 heraus-

herausgegebenen Anweisung, zu Erlernung der Landwirthschaft (m. s. unsre Bibliothek B. 23. S. 302 — 306), worin er S. 347 — 383 auch von den Bienen gut und schlecht handelt, daß der Verf. mehr Stärke in der übrigen praktischen Landwirthschaft, wie in der Bienenwirthschaft, besitze. Zweyter Absatz, S. 131 — 146: Von dem Seidenwurm (e); der Vf. bleibt sich nicht gleich. Sollte er hier nicht auch schreiben: Seidenraupe, wie S. 84 und S. 250? Hat er doch es gefühlt, was ihm schon ein Rec. in unsrer Bibliothek (im 23. B. S. 305) gesagt hat, dessen er S. 131 unrichtig gedenket. Dritter Absatz, S. 147 — 159: Von der Cochenille. Wie bekannt, kommt sie aus Mexico, und ist, wie der Verf. sagt, ein Insect, das sich auf einer Art Feigenbäume: Cactus opuntia (vielmehr Cactus cochinellifera), aufhält. Die von wilden Opuntien gesammelte Cochenille ist schlechter, und heißt Feldcochenille. Böhmen ist wenigstens jährlich 100 Centner dieses Products benöthiget, und da jetzt der Centner 1000 Gulden kostet: so macht dieses eine Ausgabe von 100,000 Gulden. Der kleine Wegtritt, Sclerantus (nicht Sceleranthus, wie Verf. S. 148 und 152 schrieb) perennis, liefert auch Cochenille. Ueber dieses hat D. Joh. Mayer 1777 eine gleiche Cochenille in Böhmen entdeckt, und zwar an dem Nagel- oder Sperberkraute (Hieracium Pilosella), wo sie sich an den Wurzeln, aber nur an den jungen Pflanzen dieses Krauts, in Gestalt kleiner, runder, violetter Körner, am Ende Juli und im Anfange Augusts zeiget. Der Verf. muß nicht wissen, daß dieß allgemein bekannt sey, sonst würde er nicht ein so weitläuftiges Denkmal eingerückt haben. Er darf nur unsre botanischen Werke nachschlagen, z. B. Löwes, Succows u. a. m., die doch für Oekonomen geschrieben sind, und jeder, wenigstens ein Mann; wie der Verf. ist, studiert haben sollte. Vierter Absatz, S. 160 — 162: Die Schnecke. Diese ist nützlich und schädlich.

II. Abtheilung: Schädliche Insekten. Erster Absatz, S. 164 — 175: Insekten, die unserm Nutzviehe schädlich sind. Die Bremse und verschiedene Arten der Fliegen, verschiedene Würmer, Läuse und Maden. Zweyter Absatz, S. 175 — 182: Insekten, die den Bienen schädlich sind. Die Wespe, die Hornisse, die Hummel, der Bienenfalter (Ph. melonella), die Wachsmotte (Ph.

(Ph. cerbaria), der Bienenwolf, die Rankmade (Attelabus apianus), die Läuse (welche aber eher Milben genannt werden sollten), die Ohren (Ohr) würmer, die Ameisen, die Schlangen, Eidechsen, Frösche und Kröten. Wenn der Vf. S. 177 die Hummeln (Apis terrest.) für so gefährliche Bienenfeinde, wie die Hornissen (Vespa crabro) hält: so versichern wir, daß Hummeln sehr ohnmächtige Feinde der Bienen seyen; sie können ihnen nicht schaden; welches Rec. auch von den Fröschen behauptet. Dritter Abschnitt, S. 182 f.: Insekten, die denen (den) Fischen schädlich sind. Darunter rechnet der Verf. den Wasserkäfer, den Bandwurm und eine Art Läuse, die sich in den Kiefern der Fische befinden. Da der Verf. einmal so mancherley zu Insekten zählt, warum vergißt er die Blutigel? Vierter Absatz, S. 183 – 198: Insekten, die denen (den) Feldfrüchten schädlich sind. Um nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir die verschiedenen Käfer und andere Insekten nicht hersetzen, zumal sie allesammt, den sonst doch bekannten Maykäfer ausgenommen, nicht linneisch benennet werden. Zuverläßig sagt er von der Larve des Maykäfers (die er unrichtig Wurm nennet, gemeinhin Engerlinge heißen) zu viel, wenn er sie S. 185 die schönsten Wiesen in 2 bis 3 Monaten zu öden Plätzen und grundlosen Sümpfen umschafen (schaffen) läßt. Daran haben sicher andere Larven, die den Engerlingen ähnlich sehen, selbst die Maulwürfe, Mäuse u. s. w. Antheil, wie Beyspiele beweisen. Fünfter Absatz, S. 198 – 224: Insekten, die den Getreidkörnern (Getreidekörnern) überhaupt schädlich sind. Der weiße Kornwurm, der weiße Waitzenwurm, der rothe Kornwurm, der schwarze Kornwurm, der Mehlwurm; und diese hat der Verf. alle Linneisch benennet. Sechster Absatz, S. 225 – 232: Insekten, die den Wiesen und dem Graswuchse (Rec. in Nr. 379 d. J. 1798 hat dem Verf. dem eingeklammert zugesetzt, und doch hat Hr. Fuß hier das Wort: dem, richtig stehen) schädlich sind. Die Grasraupe, Ameise und Heuschrecke. Diese sind meistens Linneisch bezeichnet, vermuthlich weil des Verf. Gewährsmann sie auch hatte. Uebrigens findet man ziemlich richtige Gegenmittel; doch hätte das, was von Entfernung der Ameisen von den Seidenraupen, den Bienenstöcken u. s. w. gesagt wird, gehörigen Ortes dieser Rubriken angezeigt und hier weggelassen werden sollen. Sie-

benter Absatz, S. 233 — 248: Insekten (,) die den Küchengärten und Zugemüß- (Zugemüs-) Pflanzen schädlich sind. Solche anzuführen, erlaubt der Raum einer Recension nicht; denn ihre Anzahl ist beträchtlich; und von den wenigsten der Namen linnéisch erkläret; besonders sind die Sperlinge irrig als Feinde der Regenwürmer angegeben. Achter Absatz, S. 248 — 266: Insekten (,) die den Obstgärten, Obstbäumen und dem Obste selbst schädlich sind. Die gemeine braune, grüne, Ringel- und Wickelraupe, und der Knospenbeißer; ferner die spanischen Fliegen, Schildläuse, Baumläuse, Ohrenwürmer. Diese haben meistens Linnéische Namen; doch hätte der Verf. zunächst dem Hollunder, S. 263, auch die Esche nennen können, welche von den spanischen Fliegen (Meloe vesicatorius) nebst mehreren und zarten Pflanzen und Bäumen (welche? Obstbäume sicher wenig oder gar nicht) verwüstet werden. Neunter Absatz, S. 266 — 272: Insekten, die den Weingärten und dem Weine schädlich sind. Den Rebenstecher (Curculio Bacchus), die Wespe, Grylle, und den Goldkäfer findet man hier nur angemerkt; aber die Engerlinge, Enwürmer oder Larven der Maykäfer, besonders der sogenannte Weinschröter oder Nasehornkäfer (Scarabaeus nasicornis Linn.), welche den Wurzeln der Reben sehr schaden, gehören auch in diese Zahl. Vom Nachtheile der letzten s. Reichsanzeiger Nr. 276, v. J. 1798.; der Verf. hat übrigens nur Finken, S. 272, angeführet; aus den Bemerkungen der Churpfälz. ökon. Gesellschaft v. J. 1770, 2tem Theile, würde er bessere Belehrungen in den Preisschriften daselbst gefunden haben. Zehenter Absatz, S. 273, f.: Insekten (,) die den Hopfengärten schädlich sind. Dieß sind die beyden Phal. bombyx Humuli und Celsia. Eilfter Absatz, S. 274 — 309: Insekten (,) die den Waldbäumen schädlich sind. Die Waldraupe, Phal. bombyx Pini, nähret sich auf der Kiefer; die Fichtenraupe, Phal. bombyx Pityocampa, findet man auf Kiefern, Fichten und Tannen; die Tanneneule, Phal. bombyx unica; die Nonne, gemeine Waldraupe, Phal. bombyx Monacha; die Tannenraupe, Phal. bomb. Abietis; die grüne Raupe, Sphinx Pinastri; die Harzwanze, Ph. tinea resinella; den Borkenkäfer, Dermestes Piniperda; den Dermest. Typographus; und den Holzbock, Cerambyx, findet man hier. (jedoch ist der Fichtenspinner, Ph. Geom.

pinia-

[illegible], ausgelassen worden), nebst Vorsorge, die man nun jedoch auch besser hat. Fünfter Abschnitt. Ist wieder ein großer Fehler, und muß heißen: Dritter; vermuthlich hatte der V. den Custos: Vier, S. 81, dem aber: zweyter, folgt, angesehen. So gehts, wenn man so vielerley Ueberschriften von Abtheilungen, Absätzen und §. aufstellet; am Ende wird man selbst confus! Dieser Abschnitt enthält: Fische, in Abtheilungen; dießmal aber ohne die vorigen Unterabtheilungen. Wie kommen aber die Fische hierher? Gehören denn diese zu dem Federviehe und den Insekten? Weil kein Leser in dieser Schrift, weder dem Titel noch der Vorrede nach, eine Abhandlung von den Fischen, noch weniger von den Krebsen und Fröschen sucht: so wollen wir es auch überschlagen; denn von Feinden der Fische ist schon S. 69 u. f. w. behandelt worden; und den Krebs, S. 348, nennt der Verf. selbst Wasserthier und Schalthier, so wie er die Frösche, S. 344, unter die Amphibien zählet. Der Verf. kann hieraus die Nothwendigkeit ersehen, mehr Fleiß auf das Aeußere seiner Schriften zu wenden, und insonderheit wider die Sprache nicht so häufig zu sündigen, und sich bestimmter auszudrücken. Warum heißt es auf dem Titel: diese Schrift handle vorzüglich von Waldinsekten? Betritt er die schriftstellerische Laufbahn weiter: so denke er fleißig an den Wahlspruch: festina lente!

Bl.

Vollständiger Unterricht von dem Schaafviehe, dann von den Ziegen, dem Schweinviehe ꝛc., nebst einem Anhange von allen der Landwirthschaft schädlichen vierfüßigen Thieren, und deren Vertilgungsmitteln. Von Franz Fuß, wirklichen (m) Mitglied (e) und Secretär der K. K. ökonomisch-patriotischen Gesellschaft im Königreich Böhmen, dann Ehrenmitglied (e) der Churfürstl. Sächsischen ökonomischen Gesellschaft in Leipzig. Prag, in der Herrlichschen Buchhandlung. 1798. 251 S. 8. ohne Vorrede als Pränum. Ankünd. seines 3. Th. d. Anweisung zur Landwirthschaft. 16 gr.

Das

Das Publikum hat im vorigen Jahre verschiedene Schriften von dem Verf. erhalten. Schnell folgte eine die andern, und hin und wieder findet man auch von der eilfertigen Fabricirung derselben Spuren. Doch müssen wir ihm auch Gerechtigkeit widerfahren lassen, und offenherzig bekennen, daß ihm Sachkenntnisse gar nicht abzusprechen sind. Die vor uns liegende Schrift enthält viel Gutes; der Inhalt ist folgender:

Erster Abschnitt: Von den Gattungen der nützlichen Hausthiere. Erste Abtheilung: Von vierfüssigen Hausthieren. Erster Absatz: Von dem Schaaf (e), S. 1—141. Dieser Absatz enthält den größten Theil der Schrift, und man findet darin die Schaafzucht gut und ziemlich vollständig abgehandelt. Nur einiges wollen wir ausheben. S. 21 ff. findet man die Gründe derer, die das Schaafvieh dem Rindviehe, und dieses jenem vorziehen. Der Verf. sagt ganz richtig, daß das Locale solches entscheiden müßte, und drückt sich nach dem angeführten pro und contra so aus: „Die vorne angeführten Gründe sowohl für den „Küh- als Schaafnutzen sind eitle, sich widersprechende Sätze, „die bey einer wahren Untersuchung auf keine Art (?) sich „vertheidigen lassen. Man muß daher als eine Grundwahr„heit annehmen, daß jede Viehart, wenn sie auf dem gehöri„gen Platze ist, ihren guten Nutzen darreichen kann. Z. B. „in tief liegenden nassen und sumpfigen Gegenden werden „sich die Kühe ganz wohl, die Schaafe aber sehr schlecht be„finden." Ueber den Streit, ob die ein- oder zweyschürige Wolle besser sey, fällt der Verf. S. 117 folgendes Urtheil:

„Es ist zwar ausgemacht, daß die einschürige Wolle „etwas länger und feiner, als die zweyschürige ist; allein „ihr Gebrauch ist hierlandes noch nicht allgemein, und das „aus dem Grunde, weil davon nur Zeuge, gewürkte Strüm„pfe, und andere dünne und feine Waaren verfertiget werden, „die hierorts noch nicht allgemein sind, weswegen denn die „zweyschürige bis nun stets den Vorzug vor der erstern be„hauptet hat." Hierüber wollen wir weiter keine Glossen machen; wohl aber aus eben diesem §. das richtige Urtheil über die Güte der Wolle anmerken. Nämlich: „in Anse„hung der Stücke selbst ist die Wolle vom Rücken die beste, „die von (den) Seiten mittelmäßig, und die von den Schän„keln

„keln (Schenkeln) die schlechteste. Betrachtet man die Gat„tungen: so ist die Wolle der Mutterschaafe und der Schöp„sen (Schöpse) die beste, die von den Widdern mittelmäßig, „die von den Lämmern aber die schlechteste. Auch verdient „die Winterwolle vor der Sommerwolle den Vorzug." — Zweyter Absatz: Von dem Ziegenvieh (e). Der 15. §. enthält aus der Naturgeschichte des Hrn. v. Büffon eine Beschreibung von der Ziege, und im folgenden wird von der Angorischen gehandelt. Im Oesterreichischen hat man mit den Angorischen Ziegen viele Versuche gemacht; man hat aber keine Abhandlung, die diesen Zweig auf einen allgemeinen Gebrauch gebracht hätte. Diesem allen folgt nach §. 20. S. 159 — 169, eine Menge von Krankheiten und Heilung dieser Thiere. Dritter Absatz: Von den Schweinen. Die Mastung mit Sauerteig wird empfohlen; doch die Bemerkung dabey gemacht: „daß man ein mageres Schwein nie eher damit zu mästen anfangen müsse, bis es etwas bey Leibe wäre; denn der Sauerteig mäste zu schnell, und gehe bald in Fette (ins Fett) über; daher das Fleisch unter dem Speck (e) trocken und unsaftig werden würde. Will man die Schweine mit Erdäpfeln oder Kartoffeln mästen: so muß man sie kochen, und sie sogleich, wenn sie noch warm sind, zerdrücken. Der von ihnen ausgekochte Saft hat widriges und anziehendes von der Pflanze des Nachtschattens abstammendes; auch soll man das von den gekochten Erdäpfeln zurück gebliebene oder abgeschüttete Wasser nicht dem Viehe zum Saufen, oder zur Zubereitung des Futters, oder Getränkes geben." Vierter Absatz: Von den Kaninchen oder königl. Haasen. §. 30. enthält eine kurze Beschreibung von dem aus Brasilien nach Europa gebrachten Meerschweinchen, das viel ähnliches mit dem Kaninchen hat; demselben aber in Absicht auf den Nutzen weit nachsteht. Fünfter Absatz: Von dem Hunde. Sechster Absatz: Von der Hauskatze.

Zweyter Abschnitt: Von den Gattungen der schädlichen vierfüßigen Thiere. Erste Abtheilung: Thiere, die den nützlichen Hausthieren schädlich sind. Der Fuchs, §. 35. Der Marder, §. 36. Will man den in Eisen, die man Schwanenhälse nennt, fangen: so muß man folgende Witterung gebrauchen: Man zerläßt 1 Loth Hühnerfett in einem Tiegel über gelinde (n) Kohlen, jedoch daß

es

es nicht warm werde, läßt es etwas erkalten, thut ½ Loth Anisöl, 8 Gran Ambra, eben so viel Bisam und Bibergeil, ingleichem 4 Gran Kampfer klein gestoßen dazu, rührt alles gehörig durch einander, thut es in eine steinerne Büchse, verbindet es mit ein (einem) Stück Blase fest zu, und verwahret sie (es) an einen (einem) kühlen Ort (e), wo sie sich etliche Jahre lang gut erhält. Der Iltis, §. 37. Das Wiesel, §. 38. Zweyte Abtheilung: Thiere, die so wohl den gesäeten Feldfrüchten, als Feldern und Wiesen schädlich sind. Der Verf. rechnet dazu die Ratze, die Maus, den Maulwurf und den Hamster. Dritter Abschnitt: Thiere (,) die den Wäldern und Gärten schädlich sind. Das Eichhörnchen, §. 43, und der Igel, §. 44. Vierte Abtheilung: Thiere, die den Fischen und Teichen schädlich sind. Der Fischotter, §. 45, und die Wassermaus, §. 46.

Bl.

Gartenkunst.

Nützliche Bemerkungen für Garten- und Blumenfreunde. Gesammelt von Joh. Heinr. Albonico, Rechts-Consulenten zu Döbeln. Siebentes Heft. Leipzig, bey Fleischer. 1798. 6 Bogen. 8. 6 gr.

Behält noch immer gleichen Werth. Der Inhalt ist: 1) Kann man nicht ohne Veredlung unsern Obstbaum erziehen? Der Verf. bejaht diese Frage, und glaubt, daß alle verschiedenen Obstarten durch die Vermischung des Saamenstaubes in einem Garten entstünden, und also daraus noch immer neue Obstarten erzogen werden könnten. Aber die Erfahrung lehrt doch, daß in einem Garten die verschiedenen Obstarten an den Bäumen immer dieselben bleiben und durch den Saamenstaub nicht verändert werden, daß z. E. aus einer Renette nicht ein Borsdorferapfel wird. Dieß müßte aber doch geschehen, wenn der umherfliegende Saamenstaub zur Veränderung der Obstarten etwas beytragen könnte. 2) Zwey Worte über die Veredlung der Bäume, und das Schneiden der Veredlungsreiser im Winter. 3) Künstliche Vermeh-

[illegible] in der Blumenschale. 4) Dodecatheon Meadia, die Meadische Schlüsselblume, auch Göttergabe, Götterblume genannt, franz. Geroselle ou Primevere de Virginie. 5) Browallea elata, geradestehende Browallie. 6) Joh. Gottfried Zinns, Professors der Arzneygel. zu Göttingen, Abhandlung von dem Schlafe der Pflanzen. 7) Garten-Literatur. 8) Ankündigung. 9) Warnung.

Bemerkungen und Regeln über die Cultur und Charakteristik der Aurikel, nebst der charakteristischen Beschreibung einiger dieser Blumen, von Hrn. Premier-Lieutenant Raost, Hrn. D. Seelig u. a. Erste Lieferung. Aus den Annalen der Gärtnerey. Erfurt, bey Keyser. 1799. 83 S. 8.

Es sind einzelne Abhandlungen über die Cultur der Aurikel, die aus einem größern Werke, nämlich den Annalen der Gärtnerey abgedruckt sind, zum Besten derjenigen Blumisten, die sich bloß mit der Erziehung und Pflege dieser Blume abgeben. Der Inhalt ist: 1) Ueber die Charakteristik der Aurikel, von Hrn. Prem. Lieut. Raost zu Augustusburg. Ein lehrreicher Aufsatz, der allen Blumisten sehr angenehm seyn muß; warin mit vielem Scharfsinn die Kennzeichen angegeben sind, wornach die Charakterisirung der Aurikel geschehen muß, wenn man die verschiedenen Arten derselben von einander unterscheiden und ihre Schönheit beurtheilen will. Am Ende dieser Abhandlung werden von dem Herausgeber einige Einwendungen dagegen gemacht. 2) Versuch einer charakteristischen Beschreibung einiger meiner Aurikel, von ebendemselben Verfasser, worin er nach den im vorhergehenden Aufsatze angegebenen Kennzeichen einige seiner Aurikel beschreibt. 3) Einige Bemerkungen über die Cultur der Aurikel, von Hrn Doktor Seelig in Plauen.

1. Versuch eines kurzen und faßlichen Unterrichts in der einfachen Obstbaumzucht für die Landjugend; vom Pastor Bädeker. Dortmund, bey Blothe. 1796. 52 S. 8. 4 gr.

2. Anleitung zu einer Obstorangerie in Scherben.

Frank-

Frankfurt am Mayn, in der Andräischen Buchhandlung. 1796. 176 S. 8. 12 Kr.

Nr. 1. ist eine kurze, aber zweckmäßige, Anleitung, wie man gute Obstbäume sich selbst, ohne viel Kosten, anziehen kann. Die Schrift entspricht völlig dem auf dem Titel angegebenen Zweck, Landleuten einen ihnen faßlichen Unterricht zu geben, und ihnen Lust dazu zu machen, sich selbst viel Obst zu bauen, das ihnen in ihren Haushaltungen so nützlich ist. Wenn der Verf. S. 9. sagt, daß die Bäume in der Baumschule nur einen Fuß weit aus einander stehen sollen: so ist dieß wohl zu wenig; denn dabey würden sich die Würzeln einander die Nahrung entziehen. Der Verf. hätte auch die Provinzialismen mehr vermeiden sollen, um seine Schrift noch brauchbarer zu machen, als, S. 2, kalt geprahmte Aepfel und Birnen, S. 36, Aschebuk, Genster, Brahme.

Nr. 2. Der Verf. giebt Anweisung, wie man junge Obstbäume im Scherben setzen und sie behandeln soll, um daraus Zwergbäume zu erziehen, die bald und reichlich Früchte tragen. Diese Obstbäume in Scherben nennet er Obstorangerie, und glaubt, daß man an solchen Bäumchen weit sicherer und besser jede Sorte von Birnen und Aepfeln rein erhalten könne, als in Baumschulen, die im freyen Lande stehen, wo die Befruchtung von dem Blüthenstaub anderer nebenstehenden Sorten, durch die Bienen, sehr oft die Sorten des Obstes verunreinigt. Es wird hier weitläuftig gezeigt, wie man solche Zwergbäume von Birnen, Aepfeln und vom Steinobst erziehen soll, um damit allerley Proben zu machen, wodurch die Pomologie gar sehr würde verbessert und berichtigt werden. Dieser Vorschlag scheint sehr gut zu seyn, und verdient, daß er von vielen versucht werde; denn durch den Blüthenstaub einer Baumschule scheinen die Obstarten wohl verunreinigt werden zu können; ohnerachtet dieß doch noch erst durch mehrere Erfahrungen außer Zweifel gesetzt werden muß. Ueberhaupt ist diese Schrift sehr gut, und behandelt ihren Gegenstand sehr gründlich.

Bh.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sechs und vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Intelligenzblatt, No. 37. 1799.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Geschichte der christlichen Glaubenslehren vom Zeitalter des Athanasius bis auf Gregor den Großen, von J. C. F. Wundemann, Prediger zu Wahlkendorf im Meklenburgischen. Erster Theil. Leipzig, bey Kummer. 1798. 414 Seiten. 8. 1 Rthl. 6 gr.

Wer ein billiges Urtheil über dieses gelehrte Werk, welches mannichfaltige Kenntnisse verräth, fällen will, muß die Vorrede nicht übersehen, worin der Verf. versichert, daß er nur einen Versuch und kein vollendetes Werk über die Dogmengeschichte der angegebenen Periode liefern wolle, und daß er als Prediger auf dem Lande mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe, um sich den literarischen Apparat dazu zu verschaffen; welche jedoch seine Neigung zu dieser Art von Studium so gut als möglich besiegte. Nach vollendeter Arbeit wünschte er nun aber auch mit der Frucht seiner Muße gemeinnützig zu werden, und da der Herr Dr. Ziegler, dem er das Manuscript mittheilte, allerdings glaubte, daß er dieses durch die Bekanntmachung desselben werden könne; so übergab er es dem Drucke. In der That ist der Inhalt reichhaltig genug, um einen hinlänglichen Beweis von der Gelehrsamkeit des Verf. in diesem Fache zu liefern, und wenn

auch in Hinsicht des Planes, der Ordnung, und der pragmatischen Verarbeitung noch Manches zu erinnern seyn sollte: so entwaffnet schon auf der einen Seite die Lage und Bescheidenheit des Verf. die Strenge der Kritik, und auf der andern Seite ist das Beyspiel, welches er als Landgeistlicher von der nützlichen Anwendung seiner Muße gegeben hat, so rühmlich, daß man schon deßwegen darauf rechnen kann, es werde dieses Werk mit Beyfall aufgenommen werden. Dem pragmatischen Geschichtschreiber aber wird es vorzüglich dadurch wichtig und unentbehrlich, weil er hier vielfachen Stoff findet, den er auf seine Weise benutzen kann. Dieß wird sich schon aus dem bloßen Inhalte des vorliegenden ersten Theils ergeben, und noch mehr aus dem zweyten Theile, weil dieser die Augustinischen Dogmen enthält, die in ihrer Ausführlichkeit noch nicht bearbeitet sind. — Die Einleitung handelt von dem Werthe der Dogmengeschichte überhaupt, von ihrer Behandlung und Literatur. Der erste Abschnitt von den historischen Zeitumständen, worunter die Lehre gebildet ward. Der zweyte Abschnitt von dem Lehrbegriffe dieses Zeitalters nach folgenden Artikeln: 1) das Dogma von der Wahrheit der christlichen Religion; 2) von Gott a) von Gott überhaupt, seinem Daseyn, seiner Einheit, Natur und höchsten Vollkommenheit. Bey dieser Gelegenheit von Manichäismus, und der Bestreitung desselben von Seiten der Orthodoxen. b) Lehre von der Trinität. Platonismus, Philonismus. Gebrauch der Worte: ουσια, φυσις, ὑποστασις. Praxeas, Noet, Sabellius. Symbolum von Nicäa und von Konstantinopel. c) Lehre vom V. S. und G. besonders. Πατηρ αγεννητος, Zeugung. Aeltere Lehrart vom Sohne, Veranlassung zum Arianismus, Arianismus selbst sammt seinen Modificationen durch den Aetius, Eunomius, Akacius, u. s. w. Marcell und Photin. Widerlegung aller dieser Irrlehren von Seiten der Orthodoxen. Aeltere Lehre vom Geist und Lehre dieser Zeit. Macedonius, Eunomius. Synodalschlüsse und Behauptungen der Orthodoxen dagegen. Ausgang des Geistes. 3) von den Engeln und Dämonen. — Damit schließt sich dieser erste Band, und der zweyte wird alles Uebrige umfassen. — Vielleicht wäre es möglich gewesen, alles in einen Band zusammen zu drängen, und das Ganze würde an Uebersicht gewonnen haben, wenn die Nachrichten von den vornehmsten Kirchenschriftstellern und ihren Schriften in die-

ser

ser Periode ganz weggeblieben, oder doch kürzer gefaßt wären, und eben so die Entwickelung des Manichäismus von seinem Ursprunge an. Die ersten können zwar für Anfänger und Dilettanten sehr instructiv werden, und in dieser Hinsicht scheint sie der Verf. auch nur gegeben zu haben, weil sie Sachkennern bekannt seyn müssen; allein auch selbst in jener Hinsicht bedurfte es nicht dieser Weitläuftigkeit. Dasselbe gilt auch von der Entwickelung des Manichäismus. Der Verf. konnte entweder bloß auf die Schriften verweisen, wo sie zu finden ist, oder auch zum Besten der Anfänger und Dilettanten eine ganz gedrängte Darstellung geben, weil doch der Ursprung des Manichäismus und vieles, was damit zusammen hieng, nicht in diese Periode fiel. Eben so hätte sich auch wohl hin und wieder eine bessere Ordnung beobachten lassen. Von dem Platonismus und Philonismus mußte gehandelt werden, wegen der verschiedenen Meinungen der Zeit, und es ist auch sehr schön davon gehandelt worden; allein der gleich darauf folgende Gebrauch der Worte ουσια, Φυσις und ὑποστασις konnte bis dahin verspart werden, wo ihre Bedeutung erst recht wichtig wurde, d. i. bis zur Arianischen Streitigkeit selbst.

Dasselbe konnte auch mit der Aufführung des nicänischen Symbolums geschehen, und das Konstantinopolitanische ganz am Ende der Arianischen Streitigkeit folgen. Dagegen wären die Aussprüche einzelner orthodoxer Väter über die Trinitätslehre besser mit dem Ganzen verwebt worden. Eins hat aber der Verf. übersehen, welches ihm manchen Aufschluß erleichtert haben würde, nämlich die frühern kurzen Symbole vor dem nicänischen, die in *Walch's* Bibl. Symbol. gesammelt sind. Hieraus würde Herr W. den Beweis haben führen können, wie man mit der Zeit auf eine bestimmte Trinitätslehre kommen mußte. Der Sohn hieß von jeher in der regula fidei θεος, und wurde auch als solcher verehrt. Die Gegner des Christenthums, anfänglich bloß Juden, hernach aber auch heidnische Philosophen, machten daher den Christen den Vorwurf, daß sie zwey Götter verehrten, wenn sie gleich vorgäben, nur den einzig wahren Gott zu verehren. Dadurch wurden die Christen aufmerksam gemacht, und es kam nun bey der gangbaren Verehrung des Vaters und Sohns darauf an, die Einheit Gottes gegen die Einwürfe der Gegner und ihre Beschuldigung von

Mehrgötterey zu retten. Es mußte also der Sohn in ein solches Verhältniß zum Vater gesetzt werden, daß die Einheit Gottes erhalten wurde. Dieß konnte am besten geschehen durch eine philosophische Speculation vermittelst des λογος, der ja ohnehin vom Johannes Christo beygelegt war. Diesen λογος ergriffen die frühesten christlichen Platoniker um so lieber, da er ihnen schon vom Plato her bekannt war, und da sie ihn sowohl im Philo als beym Johannes wieder fanden. Damit wurde die Operation begonnen, und endlich nach vielem Umherirren auch vollendet. Der Zweck dabey war aber kein anderer, als die regula fidei mit der Einheit Gottes zu vereinbaren, und die letzte vor den Anschuldigungen der Gegner sicher zu stellen. So bald aber die Athanasische Homousie für den Sohn erstritten war, mußte die Erkämpfung der Homousie und Persönlichkeit des Geistes ein Anhang werden, weil sonst noch keine Konsequenz in dem Ganzen war, da die Taufe und das Bekenntniß auf V. S. und G. lautete. Nimmt man also den einzigen Sabellianismus aus, so waren, die Sache philosophisch betrachtet, alle Versuche der Vereinbarung höchst unvollkommen und mangelhaft gegen den Versuch und das System des Athanasius, und man mußte entweder vor der Philosophie die regula fidei aufgeben, oder eine von beyden Vorstellungen annehmen, die des Sabellius, oder die des Athanasius. Dadurch wird aber der Charakter und die Verfahrungsart des Athanasius noch nicht gerechtfertigt; denn jener taugte nicht, und diese war unredlich und hinterlistig. Die Väter zu Nicäa hatten das gar nicht bey seinem ὁμουσιος gedacht, was er hernach als den einzig wahren Sinn angab. Hätte er diesen schon zu Nicäa laut werden lassen: so würden die Väter dieses Wort fast einstimmig verworfen haben. Desto unredlicher war es aber auch, diesen Sinn erst späterhin unterzuschieben, und dadurch die Kirche ein halbes Jahrhundert bis auf die allgemeine Synode zu Konstantinopel in die größte Verwirrung zu setzen, zum unsäglichen Schaden der Religion selbst. Fragt man aber, wie Athanasius denn gerade auf seine Vorstellung gekommen sey: so lag sie zunächst in der Vorstellung des römischen Dionysius; die er aber weiter ausbildete und strenger begränzte. Daher sein großer Anhang im Occident, weil er eigentlich eine römische Meinung verfocht. — Uebrigens hat Rec. Ursach es zu bewundern, wie Herr W. bey keinem vollständigen literarischen Apparat doch noch so viel aus den

Quel-

Quellen hat schöpfen können, als hier am Tage liegt. Allein er hat auch alle möglichen Fragmente und Ausgaben einzelner Stücke der Kirchenväter benutzt, wo er sie nicht ganz haben konnte. So sieht z. B. Rec. die Fragmente des Marcell, von dem gelehrten Rettberg edirt, hier zum ersten Male gebraucht. Hin und wieder sind die griechischen Worte in der Reihe der Uebersetzung zu sehr gehäuft; denn da der Vf. sonst eine gute Kenntniß der griechischen Sprache verräth: so war diese Gewissenhaftigkeit nicht nöthig, und es durften allenfalls nur die Hauptworte, worauf es vorzüglich ankam, beygesetzt werden. — Endlich hat Rec. den überall liberalen theologischen Geist, der in diesem Buche herrscht, und die guten philosophischen Reflexionen, wozu die Geschichte Veranlassung gab, mit Vergnügen bemerkt, und es hat sich die Idee bey ihm aufs Neue bestätigt, daß das Studium der christlichen Geschichte der sicherste Wegweiser für einen Theologen sey, und ihn weit zuverlässiger zur Humanität bilde, als die egoistische Philosophie vom Ich und Nichtich.

Af.

Das Predigtamt in Kranken- und Armenanstalten, nach seinem wichtigen Einfluß auf die praktische Bildung künftiger Volkslehrer. Ein Beytrag zur nähern Kenntniß und richtigern Beurtheilung dieser Institute, auch Psychologen und angehenden Aerzten lesbar. Von Wilhelm Leonhard Kriege, königlichem Prediger bey der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Drossen, wie auch in den Colonien des Ordenswartebruchs, Heermeisterthums. Halle, in der Waisenhausbuchhandlung. 1798. 222 S. XVI S. Vorrede. 8. 16 gr.

Der etwas gezwungene und steife Ton in der Vorrede erregte anfangs bey Rec. eine ungünstige Meinung von dem Buche selbst, die er doch hernach zu seinem Vergnügen nicht bestätigt fand. Der ausführliche Titel sagt hinlänglich,

was man hier zu erwarten habe, nämlich: eine speciellere Anweisung für Prediger, welche in den genannten Instituten angestellt sind. Der Vf. selbst war mehrere Jahre Prediger in der königlichen Charité und dem Invalidenhause zu Berlin, und er liefert hier das Resultat seiner sechsjährigen Beobachtungen und Erfahrungen, wobey es ihm freylich auch nicht an Veranlassungen fehlte, manche auffallende Mängel zu rügen. Auch ähnliche Institute entgiengen seiner Beobachtung nicht. Er hielt ein eigenes Tagebuch zur Aufzeichnung wichtiger Begebenheiten, eigener und anderer Schicksale, seltener Amtsfälle rc., und brachte jedes unter seine Rubrik. Er erhielt auch von geschickten Männern manche nicht unwichtige, wie wohl nicht hinreichende Beyträge. Mit Recht dringt der Verf. darauf, daß bey dem so sehr gesunkenen Ansehen des geistlichen Standes die Mitglieder desselben sich desto mehr beeifern sollen, mit dem Zeitalter fortzugehen; sich nicht bloß auf das Halten guter, erbaulicher, belehrender und den Zeitumständen gemäßer Predigten einzuschränken. Der Prediger kann und soll sein Amt noch auf andre Weise nützlich und wohlthätig machen, und dieß kann geschehen, wenn er durch Wissenschaft, Welt- und Menschenkenntniß auch im täglichen Leben zu wirken und Gutes zu stiften sucht. — Der Hauptzweck des Verf. in dieser Schrift geht dahin, zu zeigen, wie sich der Prediger in öffentlichen Armen- und Krankenanstalten zu besserer Verwaltung seines Amts ausbilden könne. Es ist auch nicht zu läugnen, daß sich da viele Gelegenheit findet, Menschen in den verschiedensten Lagen kennen zu lernen, sie zu beobachten, und sich in ihrer zweckmäßigen Behandlung zu üben. Gewiß ist es eine eben so gute Schule für den Prediger, wie für den Arzt und Wundarzt; nur muß er die Beobachtungsgabe besitzen und Neigung haben, sie zu üben. — Das Ganze dieser Schrift zerfällt in 5 Abschnitte. 1) Werden die Zwecke aller Krankenanstalten, in sofern sie von dem Staate fundirt und unterhalten werden, aus einander gesetzt. 2) Diese Anstalten sind für den geistlichen Stand eben so wichtig und bedeutend, um sich hier für seinen künftigen Beruf vorzubereiten, als für den Wundarzt. 3) Werden die Gegenstände dieser Vorbereitung geschildert, und näher gezeigt, wie sich der Prediger zum wahren Volksredner bilden könne. In diese Abschnitte sind Erzählungen merkwürdiger Krankengeschichten und Amtsfälle eingewebt, die von des Verf. richtiger Beobachtungs-

gabe

gabe und von erworbener Pastoralklugheit zeugen. Weil man nun bisher diese Anstalten noch nicht hinlänglich zu diesem Zwecke benutzt hat: so werden 4) Vorschläge und Wünsche hinzugefügt, die nothwendig realisirt werden müssen, wenn sie zur Bildung des Predigers etwas beytragen sollen. Der Schluß enthält die Beantwortung einiger Einwürfe, welche dawider gemacht werden können. Dieß giebt dem Verf. Gelegenheit, manche auffallende Mißbräuche zu rügen, und Vorschläge zu ihrer Abstellung zu thun. Die ganze Schrift ist lehrreich, und verdient wegen der vielen eingestreuten Anweisungen zur Pastoralklugheit von angehenden Volkslehrern studiert zu werden. Wenn gleich manche Vorschläge für jetzt noch fromme Wünsche bleiben dürften: so ist es doch immer sehr verdienstlich, eine Sache, welche die Menschheit so nahe angeht, zur Sprache gebracht zu haben. In wiefern die Forderung, daß jeder junge Geistliche erst in solchen Anstalten arbeiten müsse, befolgt werden könnte, geben wir dem Verf. zur nähern Prüfung anheim, da diese Anstalten, selbst in großen Staaten, nie so zahlreich seyn können, um für viele angehende Volkslehrer zu vorbereitenden Stellen zu dienen. Gern sind wir aber damit einverstanden, daß diejenigen, welche sich hier gebildet haben, zu vorzüglich guten Stellen befördert werden müßten.

Bs.

Handbuch der christlichen Dogmengeschichte, von Wilhelm Münscher, Consistorialrath, Doctor und Professor der Theologie in Marburg. Zweyter Band. Marburg, in der neuen academischen Buchhandl. 1798. 541 S. 8. 2 Rg.

Die Geschichte des ersten Zeitraums ist in diesem Bande geendigt. Er enthält die Geschichte der Lehre von den Engeln und Dämonen, von der Schöpfung und Vorsehung, von der Natur und Bestimmung des Menschen, vom Ursprunge der Sünde, von der Erlösung der Menschen, von der Vergebung der Sünden und ihren Bedingungen, von den Gnadenwirkungen und der göttlichen Vorherbestimmung, von der Taufe, vom Abendmahl, von der Kirche, vom Zu-

stande der abgeschiedenen Seelen, vom Chiliasmus, von der Auferstehung der Körper, vom allgemeinen Weltgerichte und von den zukünftigen Belohnungen und Strafen, und zum Beschluß, allgemeine Bemerkungen über die Dogmen des ersten Zeitraums.

Je näher die meisten Dogmen, deren Geschichte dieser Band beschreibt, mit wichtigen moralischen Begriffen zusammenhängen, desto größer ist natürlich das Interesse der verschiedenen Meinungen der ältesten christlichen Lehrer über dieselben; zumal da in Absicht der meisten Dogmen noch sehr wenig durch die Kirchenlehre bestimmt, und deßwegen dem eigenen Nachdenken ein freyerer Spielraum gelassen war. Daher findet man in Hinsicht der Dogmen, über welche in der Folge spitzfindige Speculationen weiter angestellt, und künstliche Theorien ausgesponnen wurden, in diesem Zeitraume noch meistens vernünftigere Begriffe, als hernach; wenigstens ist es merklich, daß, ungeachtet der hindernden Vorurtheile, der Verstand und die Vernunft noch freyer ihr Vermögen äußerten, und neben verwerflichen, mit blindem Glauben aus Mißverstand angenommenen Begriffen, sich noch immer den Lehrern das Bedürfniß aufdrang, ihre Dogmen vor dem Richterstuhle des Verstandes, der Vernunft und des Gewissens zu rechtfertigen. Ueber viele Sätze, die hernach, und auch in der lutherischen Kirchenparthey, ein symbolisches Ansehen erhielten, urtheilten die Kirchenlehrer der ältesten Zeiten noch ganz anders, und dieß zu bemerken, kann auch darum nützlich seyn, daß man in Absicht mancher Sätze (z. B. daß Christus gelitten habe, um Gott ein Lösegeld für die Sünden der Menschen darzubringen, und eine stellvertretende Genugthuung zu leisten, wovon man so entscheidend behauptet hat, und noch jetzt zum Theil behauptet, daß dieß die ursprüngliche Christenthumslehre, und die klare Lehre der Apostel sey) zu einer neuen Prüfung der Stellen des N. T. veranlaßt werde; wenn man findet, daß die ältesten Lehrer der apostolischen Kirchen gar nichts von einem so bestimmten Begriff gewußt haben. In der Lehre von der Natur des Menschen, und vom Ursprunge der Sünde haben fast alle Lehrer dieses Zeitraums den Menschen einen freyen Willen, wie zum Bösen so zum Guten, beygelegt, und nur die Unterwerfung unter die Sterblichkeit als Folge und Strafe der Sünde Adams für seine Nachkommen betrachtet; wenn man

Ter-

Tertullian ausnimmt, der sich die Seele ganz sinnlich, und als mit der Zeugung fortgepflanzt dachte, und daher auch ein fortgepflanztes originis vitium annahm. In der Lehre von der Erlösung der Menschen ist weder von einer satisfactione Christi activa die Rede, die mit der den Menschen beygelegten Freyheit unvereinbar gewesen wäre, noch von einer Gott geleisteten satisfactione passiva; dagegen lehrte man, daß der Tod Christi den Teufel als Todesengel für die Menschen bezahlt, und sie dadurch vom Tode und Teufel erlöset habe; daß er die Werke des Teufels, Abgötterey, Herrschaft der Irrthümer, Sünden und Laster, zerstöret, und namentlich sowohl durch seine Lehre, als auch durch sein Beyspiel die Menschen erlöset habe. Die Vergebung der Sünden ward zwar dem Glauben zugesichert; aber unter diesem Glauben wurde theils die Annehmung der Lehre Jesu verstanden; theils wurde nur die Vergebung der vor dem Glauben begangenen Sünden dem Glauben ohne Werke verheißen; theils wurde nicht nur sehr ernstlich auf gute Werke gedrungen; sondern auch denselben, und den Almosen, der Taufe, der Buße, dem Märtyrertode u. s. w. die Kraft beygelegt, Vergebung der Sünden zu verschaffen. In der Lehre vom Abendmahle war gar nicht von der Art der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in, mit und unter dem Brodte und Weine die Rede; sondern es wurde theils als ein Lob- und Dankopfer betrachtet, das für die Wohlthaten Gottes durch Christum dargebracht werde; theils dachte man sich eine Vereinigung des Logos mit dem Brodte und Weine, wodurch dasselbe Brodt der Leib Christi, und der Wein das Blut Christi werde. S. 367 scheint daher der Satz, das Christus Fleisch und Blut, nach Justin des Märtyrers Lehre, in unser Fleisch und Blut verwandelt werde, dem Rec. einer Erklärung zu bedürfen. Denn Justin will nicht sagen, daß das Fleisch und Blut, welches Christus in seinem irdischen Leben hatte, in unser Fleisch und Blut verwandelt werde; sondern Brodt bleibt Brodt, und Wein bleibt Wein, und wird Nahrung unsers Leibes und Bluts; aber dieß Brodt und dieser Wein heißt Christus Leib und Blut, weil sich der Logos im Abendmahle, mit demselben so vereinigt, wie er aus Maria Fleisch und Blut angenommen hat. Er sagt: „nicht als gemeines Brodt und gemeinen Trank empfangen wir Brodt und Wein; sondern, wie durch den Logos Gottes der menschgewordne Jesus Christus, unser Erlöser, Fleisch und Blut hatte: so

sind, wir auch belehrt, daß durch das Gebet des Wortes Gottes die damit eingesegnete Nahrung, die durch Verdauung unser Blut und unsre Leiber nährt, jenes menschgewordenen Jesus Fleisch und Blut sey." Rec. kann dieß nicht anders verstehen, als daß Justin mit dem Worte λογος spiele, und das erste Mal den hypostatischen Logos, das zweyte Mal aber die Einsetzungsworte Christi verstehe, worin er Brodt und Wein seinen Leib und sein Blut genannt habe, deßwegen es auch so zu betrachten sey, nämlich als ein Opfermahl oder Religionsmal zum Bekenntniß zu Christo dem Gekreuzigten, wie sich der, der von einer Opfermählzeit aß, nach damaliger Sitte zu der Religion bekannte, nach welcher das Opfer dargebracht war. — S. 472 möchte Rec. nicht wagen zu behaupten, daß Jesus Matth. 22, 29 — 31. Luc. 22, 34 — 38. eine Auferstehung der Todten lehrte, in sofern darunter eine Wiederherstellung des jetzigen Leibes, wie gewöhnlich, verstanden wird. Denn so klar es ist, daß Jesus in diesen Stellen ein Fortleben nach dem Tode des Leibes lehre: so wenig sagt er doch auch nur ein Wort von Wiederherstellung des hier gestorbenen Leibes, worauf auch ja die aus 2. B. Mos. 3, 6. 15. angeführte Stelle nicht passen würde, weil Abraham, Isaak und Jakob nicht als auferstanden dem Leibe nach gedacht wurden. Eben so möchte Rec. S. 527 nicht behaupten, daß Clemens ein reinigendes Feuer nach dem Tode lehre. Denn dabey denkt man an eigentliches Feuer, und das will Clemens nicht verstehen, da er davon ausdrücklich ein πυρ φρονιμον unterscheidet, welches die Seele dessen durchdringe, der durch das Feuer geht. Er vergleicht bildlich die Vorwürfe des erwachten strafenden Gewissens mit einem Feuer, durch welches der Mensch hindurchgehen müsse, und das seine Seele durchdringe, um sie zu reinigen. Das wollte Schröckh auch wohl nur sagen, wenn er behauptete, daß Clemens nicht von einem reinigenden Feuer rede. Auch bey Origenes findet Rec. im πυρ καθαρσιμον nur ein Bild bessernder Strafen. — Mit gutem Grunde übergieng der Verf. theils die Darstellung der eigentlichen Lehre Jesu und der Apostel, von solchen Dogmen, in Absicht welcher die Urtheile über die Lehre Jesu von denselben getheilt sind, und überließ diese Darstellung der biblischen Theologie; theils eine Kritik der Dogmen, die wiederum wegen der dabey zum Grunde zu legenden Principien eine zu große Ausführlichkeit erfordert hätte, und immer nur

unsicher

unsicher wäre, da nach Jahrhunderten ein Geist, der aus einem höhern Standpunkte unsre jetzigen Dogmen übersieht, vielleicht auf sie eben so mitleidig lächelnd herabsehen wird, wie wir auf manche Dogmen älterer Zeit. Der ununterbrochenen Fortsetzung dieses trefflichen Werkes sieht Rec. mit Verlangen entgegen.

Cw.

Moralische Betrachtungen nach Anleitung einzelner Stellen aus dem Prediger Salomonis, von D. F. Heinrich. Leipzig, bey Heinsius. 1798. 224 S. gr. 8. 12 gr.

Schon der Titel besagt, daß man hier keine exegetischen Aufklärungen dieses Buches, oder einzelner Stellen desselben suchen müsse. Der Verf. selbst macht so wenig Ansprüche auf Exegese, daß er alles, was nur auf eine entfernte Weise dahin gehören könnte, unberührt läßt. Einige, wenigstens historische Nachrichten, wären doch wohl für die Klasse von Lesern, für welche er schrieb, nicht überflüssig gewesen. Aber er braucht die Stellen aus dem Prediger nur als Motto's, um darüber moralische Betrachtungen anzustellen. Wahr ist es, daß dieses Buch eine Sammlung vortrefflicher Aussprüche und Lehren in sich faßt, und daß man darin eine auf Menschenkenntniß und Erfahrung gegründete Lebensphilosophie nicht verkennen kann. Ein fester männlicher Geist spricht allenthalben darin, der edle religiöse Gesinnungen verräth; die aus eigner Erfahrung geschöpften Lebensregeln zwecken alle dahin ab, um dem Menschen Frohsinn, Heiterkeit und Zufriedenheit mit seinen Schicksalen bey allen Abwechselungen von Freuden und Leiden einzuflößen; ihn bey dem Genuß des Lebens, bey den oft vereitelten Hoffnungen und Wünschen, auf den erhabnen Zweck seines Daseyns aufmerksam zu machen. — Aus diesem Gesichtspunkte hat der Verf. dieses alte Buch angesehen, und aus einzelnen Stellen desselben seine Betrachtungen hergeleitet. Daß Salomo ihm dazu manche Data an die Hand gebe, ist nicht zu läugnen; aber Rec. kann mit der Ausführung selbst nicht zufrieden seyn. Wenn gleich hier und da manches gut und eindringend

gesagt

gesagt wird: so ist doch das Ganze in einem solchen Schwall von Worten eingehüllt, so sehr mit Blumen und Zierrathen überladen; das Streben, um schön zu schreiben, ist überall zu sichtbar; gehäufte Antithesen und glänzende Tiraden zeigen nur zu sehr, daß der Verf. noch zu jugendlich denke und empfinde, und daß er sich die Grundsätze und Fertigkeiten einer ernsten und männlichen Schreibart noch nicht erworben habe. Wir dürfen die Belege dazu nicht mühsam aufsuchen. Gleich in der ersten Betrachtung über Kap. 9, 7: **Gehe hin und iß dein Brodt mit Freuden**, heißt es: „Ist das nicht „der harmonische Zuruf der ganzen Schöpfung, durch welche „der Geist der Freuden hinwehet, der schönen wollustreichen „Natur, von allem, was da ist und lebt, an den Menschen, „den ein jeder bey dem majestätsvollen Stillschweigen dennoch „vernimmt, wohne er auch unter einem Himmelsstriche, unter welchem es sey; sowohl der, welchem die Vorsicht wilde „und kalte Himmelsgegenden zum Wohnplatz angewiesen, „der sich in Erdhöhlen bey magerer Kost an ungeheueren „Massen schön gefärbter Eisberge und spielenden Nordlichtern vergnügt, als auch der, welcher im heißesten Klima „von der auf der Jagd erhaschten Beute, von Kräutern und „Wurzeln sich nährt (welche Periode!). Scheint nicht „alles, über und unter uns, um uns her von dem großen „Urheber des Weltalls mit einer Zunge versehen zu seyn, „durch welche er ihn, den in seinen Augen so geliebten Erdensohn, den Menschen erweckt: Gehe hin, iß dein Brodt „mit Freuden. Kommt ihm nicht überall, in jeder Jahrszeit, „von allen Orten her, die Natur mit dem bekränzten Fröhlichkeitsbecher entgegen, und ladet ihn zu ihrem immerwährenden Freudenfeste ein? Legt nicht alles für ihn, den Liebling der Gottheit, seinen Schmuck an, und empfängt ihn „in vollem Reize, mit offenen Händen, mit bezaubernder „Stimme, bey seinem ersten Eintritt in diese Welt, den „neuen Ankömmling?“ ꝛc. — Schade, daß der Verf., der viele Anlage verräth, das Horazische: nonum prematur in annum, nicht beherzigt hat. Gewiß hätte er dann etwas Vorzügliches liefern können. — Um eine Uebersicht zu geben dessen, was die Leser hier erwarten können, setzen wir noch den Inhalt der Betrachtungen her: 1) **Der frohe Genuß des Lebens**. Kap. 9, 7. 2) **Fortsetzung**. 3) **Die Sorge für die Nachwelt**. Kap. 2, 18. 21. 4) **Alles hat seine Zeit**. Kap. 3, 1. 5) **Fortsetzung**. 6) Der

Der äusserliche Zustand des Menschen entspricht oft nicht seinem wahren Verdienst. Kap. 8, 14. 7) Nimm den bösen Tag von Gott mit gleichem Muth und Dank an, als den guten. Kap. 7, 14. 8) Die Nichtigkeit aller Dinge. Kap. 1, 2. 9) Rücksicht in meine Kindheit und Jugend. Kap. 11, 9. 10) Der Unveränderliche. Kap. 1, 5—7. 11) Die Unsterblichkeit. Kap. 12, 7.

Bs.

Rechtsgelahrheit.

Versuch eines Commentars über das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten. In Briefen. *Erster Band. Erste Abtheilung.* Leipzig und Züllichau, bey Frommann. 1797. 262 S. gr. 8. *Ersten Bandes zweyte Abtheilung.* Ebendas. 1798. 206 S. 1 Rg. 8 gr.

Wenn Rec. mit einem Freunde über das Preußische Landrecht, oder über irgend ein anderes Gesetzbuch correspondiren wollte: so würde ihm die Briefform dabey nicht wenig im Wege seyn. Der Verf. hat es anders gemacht; er hat die Briefform, die sich zu seinem Gegenstande in der That nicht sehr natürlich darbot, geflissentlich herbey gezogen. Das Publikum braucht es sich aber nur gefallen zu lassen, mit: mein Bester, angeredet zu werden: so verwandeln sich die Briefe sogleich in allerley an den Lector Benevolus gerichtete Commentationen und Commentatiunkeln, das allgemeine preußische Landrecht betreffend. Dieses Landrecht soll darin durchgegangen und erläutert werden, jedoch ohne daß der Verf. sich immer streng an die Ordnung desselben binden will. Eben die Briefform ist es, durch welche er sich berechtiget hält, die Materien in einer beliebigen Folge zu bearbeiten, wie es ihm gerade seine Muße vergönnt. Sie soll nur zu mehrerer Anschaulichkeit, nicht aber zum Deckmantel der Weitläuftigkeit dienen. Die von dem Verf. genutzten Schriften über das Preußische Recht sind S. IX bis XI namhaft gemacht. Man findet darunter ziemlich alles, was über das

Preus-

Preußische Landrecht geschrieben ist; wenigstens das Gute, doch auch einiges von dem Schlechten; so Grünlers System des Preußischen Rechts.

Eine sehr richtige Bemerkung ist es, wenn der Verf. S. VII sagt: der Unterrichter müsse bey den vielen Verdrießlichkeiten seiner Lage alles aufsuchen und nützen, um auf der einen Seite seine Liebe für Wahrheit und Recht gegen die vielen Angriffe unverständiger Menschen zu sichern, und auf der andern sich seine praktischen Arbeiten selbst so süß und angenehm, als möglich, zu machen. Hierzu dürfe fortgesetztes theoretisches Studium seiner Wissenschaft vorzüglich heilsam seyn, damit ihre Aussprüche, das Raisonnement der Laien wieder zu schlagen, und der oft trocknen Praxis jenen bezaubernden Reiz zu geben, vermögen, der den Verstand beschäfftiget, und so nothwendig alle Langeweile verbannt. Frage sich nur so mancher Richter (setzt der Verf. hinzu), dem sein Geschäfftsleben widrig ist, im Stillen, und er wird beystimmen, daß Mangel einer richtigern und ausführlicheren Theorie eine reichhaltige Quelle seines Mißmuths ist. Unser Verf. hat die gutgemeinte Absicht, diese Art Leute wieder zur Theorie hinzuziehen. Seine ungebundene, von allem systematischen Zwange entfernte Manier scheint uns recht gut dazu zu passen. Ohne gerade tief einzudringen, schreibt unser Verf. verständlich und angenehm. So mancher Brief, so manches Pensum; jedes läßt sich für sich lesen und verstehen; und wenn nach Beendigung eines Briefes die Stunde schlägt, welche in die Amtsstube oder an den Bescheidetisch ruft: so kann der folgende ausgesetzt bleiben bis auf andere Gelegenheit. Die Täuschung thut auch etwas, daß Briefe gelesen werden, keine Bücher. Da die Briefe an einen Jüngling gerichtet sind, der seit einem Jahre auf der Akademie lebt: so fühlt sich der Praktiker, wenn er Dinge nicht weiß, die er billig wissen sollte, weniger bey sich selbst compromittirt. Er findet es nicht auffallend, daß der Jüngling manches nicht weiß, was man ihm in den Briefen vordemonstrirt, und denkt nicht daran, daß er es selbst nicht weiß.

Der erste Brief giebt einen Ueberblick über die Geschichte der neuen Preußischen Legislation. Der Verf. spricht hierüber mit Sachkenntniß. S. 2 wird der Jüngling gewarnt, sich ja zu hüten, das allgemeine Preußische Landrecht

recht als die einzige Quelle seiner Erkenntniß zu betrachten, und zu glauben, daß er bey der Kenntniß der darin enthaltenen Grundsätze, seiner Theorie gewiß, für das praktische Leben hinlänglich ausgerüstet sey. „Unsere neue Gesetzgebung ist auf die ältere, besonders der Römer gebaut; sie leistet, und kann uns nicht für alle mögliche Fälle Gewähr leisten; wir müssen oft das Corpus iuris Romani zur Hand nehmen, wie andere ältere Gesetzbücher." Sollte hier nicht das römische Recht schon etwas zu weit zurück gesetzt seyn, indem es mit andern ältern Gesetzbüchern in eine Klasse gebracht wird? Man kann nicht eigentlich sagen, daß das römische Recht in eben dem Maaße, wie etwa das Griechische, im Preußischen nicht gelte. Denn jenes ist nicht völlig aufgehoben; sondern nur in Unthätigkeit, und in einen auch sonst in den Rechten wohl vorkommenden Zustand der Quiescenz gebracht worden, bey welchem die Möglichkeit des Reviviscirens vorausgesetzt wird. Man nehme doch den Fall, daß das Landrecht schlechtweg und ohne alle Bestimmung über ein Surrogat wiederum aufgehoben würde, wird dann nicht das römische Recht sogleich seinen alten Platz von selbst wieder einnehmen?

S. 10 sagt der Verf.: „Das Criminalrecht ausgenommen, welchem eine bey weitem weniger vollkommene Criminalproceßordnung zugesellt ist, dürfen wir uns jetzt der vorzüglichsten Gesetzgebung in Hinsicht des Materiellen sowohl, als des Formalen rühmen." Dieses Lob bekommt aber bald nachher, S. 17, eine Art von Berichtigung: „Mit „dem einem Gesetzbuche sahen wir endlich die Frucht des „zwölfjährigen Fleißes der würdigsten Köpfe. Und den„noch ist es mehr geordnete Sammlung schon vor„handener Materialien, als neue Erfindung, die den „kleinsten Theil eines Werks ausmacht, dessen unverkennba„rer Werth einstimmig anerkannt ist." Auf dieses Urtheil folgt unmittelbar die Ode auf das neue Preußische Gesetzbuch von Jenisch.

Der zweyte Brief handelt von Gesetzen überhaupt, und deren Auslegung; und in einem Nachtrage vom Retorsionsrechte. Einer der zunächst folgenden Briefe spricht von den Stellen in der Einleitung zum allgemeinen Gesetzbuche, worin die Preußischen Regenten sich selbst den Hauptpflichten, welche das allgemeine Staatsrecht den Herrschern auflegt,

unter-

unterworfen erklärten. Dahin gehört z. B. folgende Stelle: „Die Gesetze und Verordnungen des Staats dürfen die „natürliche Freyheit und Rechte der Bürger nicht weiter ein„schränken, als es der gemeinschaftliche Endzweck erfordert.“ Da diese und andere Stellen in dem allgemeinen Landrechte hernach weggeblieben sind: so sucht der Verf. hierüber seinen Jüngling zu beruhigen.

Nachdem der Verf. die ersten Titel des ersten Theils, also die allgemeinen Lehren von Personen und Sachen, und deren Rechten überhaupt, erläutert hat: so springt er dann, ohne sich weiter an die Ordnung des Landrechts zu halten, bald aus dem ersten Theile in den zweyten, bald aus diesem wieder in jenen zurück. Der Verf. verspricht aber in der Vorrede, daß keine Lehre ausgelassen werden soll, wenn das Publikum ihn durch seine Unterstützung zur Fortsetzung des Werks aufmuntern wird. Irrt Rec. nicht: so kann er dem Verf. hierzu die beste Hoffnung machen. Ohne aber das allgemeine Landrecht selbst dabey zu haben, lassen sich die Briefe nicht verstehen. Zu besserer Uebersicht rathen wir, am Ende des Werks ein Directorium nach Ordnung des Landrechts anzuhängen.

System des Preussischen Rechts, mit Hinsicht des in Deutschland geltenden gemeinen Rechts, von Dr. *Carl August Gründler*, ordentl. Professor der Rechte zu Erlangen, zum Gebrauch für Vorlesungen. *Zweyter Theil*; der die besondern Grundsätze des Preussischen Rechts enthält. Bayreuth, bey Lübecks Erben. 1798. 1 Alph. 14 Bog. gr. 8. 1 Rl. 16 R.

Vom ersten Theile s. diese Bibl. Bd. 36. St. 2. S. 343. Der vorliegende zweyte Theil bestärkt uns in der Meinung, daß es außer dem Vermögen des Verf. liegt, ein System des Rechts zu schreiben. Man sieht es dem Werke gar zu sehr an, wie es entstanden ist. Ohne im mindesten in den Geist der Preußischen Gesetzgebung eingedrungen zu seyn, mag der Verf. das allgemeine Preußische Landrecht durchgelesen,

lesen, und Stelle vor Stelle unter eine schickliche Rubrik eines schon vorher adoptirten Systems gebracht haben. Man glaubt daher an dem Werke eher ein Realrepertorium, als ein System zu haben. Wo der Verf. nicht in den Worten des Landrechtes gesprochen hat, fehlt es seinen Begriffen an Klarheit und Bestimmtheit, und der Sprache an Richtigkeit. So z. B. kann Rec. sich nicht darin finden, wenn es S. 8 heißt: „Die Erwerbart ist nach den Gesetzen entweder eine mittelbare oder eine unmittelbare, je nachdem außer der Besitzergreifung die Uebergabe, oder außer dem Titel bloß die Besitzergreifung nothwendig ist.“ Selbst Orthographie und Interpunktion ist sehr häufig fehlerhaft. Um aber Raum und Zeit zu ersparen, will Rec. die Belege zu diesen Behauptungen nicht anders als auf Verlangen des Verf. liefern.

Dg.

Privatentwurf eines vorzüglich für Geschäftsmänner bestimmten systematischen Repertorii der Preussisch-Schlesischen Verfassung, von *Carl Friedrich Wilhelm August Vater*, Preuss. Assistenzrathe, Iustizcomm. und Not. Publ. auch Syndico d. Coll. Med. et Sanit. zu Breslau. *Erster Band.* Breslau und Freyberg, 1798. Auf Kosten des Verfassers gedruckt bey Gerlach. LIV. XXVI und 412 Seit. gr. 8. *Zweyter Band.* Ebendas. 1798. XXXIV und 840 Seit. gr. 8. 4 Rg. 6 gr.

Es ist eine Sache von sehr großer Wichtigkeit für das Wohl des Staats, daß ein jeder Geschäfftsmann die Rechte und Verfassung derjenigen Provinz, in welcher er seinen Wirkungskreis hat, mit Hülfe eines gut eingerichteten Repertorii leicht und vollständig zu übersehen im Stande ist. In einem solchen Repertorio genügt eine blosse Nachweisung dessen, was in der Provinz als ausdrückliches Gesetz oder Observanz, als allgemein oder nur als Provinzial-Statut und Einrichtung gilt, und wo das Extensum oder sonst eine Auskunft

davon zu finden ist; nur muß das Ganze durch eine gewisse systematische Ordnung unterstützt, das Angeführte einigermaßen historisch berichtet, auch das Rubrum der Statuten nebst ihrem Dato bemerkt, und zur mehrern Deutlichkeit eine kurze Erläuterung beygefügt werden. Solcher Werke giebt es aber nur noch sehr wenige. Auf jeden Fall ist keins für Schlesien darunter. Das Wenige, was in dieser Art für diese Provinz bisher geschehen ist, ist theils veraltet, theils von zu engem Umfange, theils Stückwerk und unvollendet. Veraltet sind die Werke von Weingarten, Friedenberg, Seidel und Walcher. Böhme's diplomatische Beyträge werden aus Mangel an Beyträgen nicht fortgesetzt. Die Suarezische Sammlung der schlesischen Provinzialgesetze geht nicht fort, weil der Verf. durch andere wichtige Arbeiten verhindert ist. Die Kloseschen Briefe über Breslau, so wie die Eberhardischen und Dreßlerschen diplomatischen Sammlungen sind liegen geblieben, weil der Verleger bey einer Fortsetzung seine Rechnung nicht findet. Die Kornische Edictensammlung hat sich zwar bis jetzt noch erhalten; allein seit 20 Jahren enthält sie bloß Cameralien; und auch damit ist sie nicht weiter als bis zum Jahre 1790 vorgerückt, weil der Unternehmer über schlechten Absatz klagt. Unterdessen aber hat sich in der Verfassung Schlesiens und in der allgemeineren Gesetzgebung wieder so viel geändert, daß diese Provinz gegen andere preußische Länder, welche so viele neue Sammlungen und Nachrichten aufzuweisen haben, hierin zurück ist.

Mit dem gegenwärtigen, das Ganze der schlesischen Verfassung darstellenden Werke ist dem Bedürfnisse in Absicht Schlesiens auf das Beste und Vollkommenste abgeholfen worden. Weil es nur die Existenz der Verordnungen zum weiteren Nachforschen nachweiset: so bestimmt es der Verf. vorzüglich für Geschäfftsmänner, da diese den Quellen immer nahe sind, und in der Lage sich befinden, daß sie bloß einer Nachweisung derselben bedürfen. In sofern es am ausführlichsten das Privatrecht unter Bemerkung der einzelnen Statuten und Observanzen abhandelt, und das Uebrige gleichermaaßen zur Bestimmung der Gränzen desselben dient, kann es zugleich auch als ein Beytrag zur Sammlung der schlesischen Privat-Provinzialgesetze ange-

sehen

sehen werden, welcher jetzt ein ganz vorzügliches Interesse dadurch erhält, daß er zu einer Zeit erscheint, wo die preußische Legislation mit Abfassung von Provinzialgesetzbüchern gerade beschäfftiget ist.

Im ersten Bande wird die Verfassung Schlesiens nebst ihren Quellen im Allgemeinen, und in so weit es nicht auf das Eigenthümliche der verschiedenen Departements ankommt, abgehandelt. Dieser zerfällt wieder in zwey Theile. Erster Theil: Geschichte Schlesiens und der Grafschaft Glatz, so weit sie als die Grundlage der noch geltenden Einrichtungen und Gesetze anzusehen ist. Sie ist in folgende vier Perioden abgetheilt: 1) Von den ältesten Nachrichten an bis zum vierzehnten Jahrhundert, wo Schlesien zuerst zu Polen gehört; sodann eigene und unabhängige Herzoge erhält, und diese sich endlich unter den Schutz der Krone Böhmen geben. 2) Vom vierzehnten Jahrhundert an bis zum dreyßigjährigen Kriege, als Schlesien den König von Ungarn auf einige Zeit zum Oberherrn erhielt, und nachher an das österreichische Haus kam. 3) Vom Anfange des dreyßigjährigen Krieges im Jahre 1618 bis 1740, als Schlesien und Glatz unter preußische Hoheit kamen. 4) Von da an bis jetzt. Zweyter Theil: von den Gesetzen und Einrichtungen selbst im Allgemeinen, in zwey Hauptstücken. In dem ersten Hauptstücke wird noch kein besonderer Bezug auf den näheren Inhalt der Gesetze genommen, und es wird hier gehandelt: I. Von der materiellen Gesetzgebung, unter folgenden sechs Rubriken: von den einheimischen Rechten Schlesiens überhaupt; von den einheimischen Provinzialrechten einzelner Districte und Städte; von den allgemeinen, auf ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz gehenden einheimischen Provinzialrechten; von den fremden Rechten in Schlesien überhaupt; von der Anwendung aller der einheimischen und fremden Rechte und Gesetze überhaupt; von der Anwendung der fremden Rechte unter sich selbst. II. Von der formellen Gesetzgebung, unter folgenden zwey Rubriken: von der formellen Einrichtung überhaupt; von den allgemeinen formellen Gesetzen selbst. In dem zweyten Hauptstücke wird gehandelt von den allgemeinen Grundsätzen und dem gemeinen Privatrechte bey einzelnen Gegenständen, in Anmerkungen zum neuen allgemeinen preußischen Landrechte.

Zweyter und letzter Band: von den einzelnen Departements; und zwar im ersten Hauptstücke von dem geheimen Kabinetsministerio, oder dem Departement der auswärtigen Affairen; im zweyten von dem Militärdepartement; im dritten von dem Cameral- und Finanz- auch Landespolicepdepartement. Das dritte Hauptstück hat wieder folgende Unterabtheilungen: I. Vom Cameral- Finanz- und Landespoliceydepartement im Allgemeinen. II. Vom Cammerdepartement. A. Von der Einrichtung der königlichen Krieges- und Domänencammern in Schlesien. B. Von den zum Cammerressort gehörigen Gegenständen. C. Von den schlesischen Cammer- Justizdeputationen. III. Von dem Stempeldepartement. IV. Vom Postdepartement. V. Vom Münzdepartement. VI. Vom Bergwerks- und Hüttendepartement. VII. Vom Banquedepartement. VIII. Vom landschaftlichen Creditdepartement. IX. Vom Urbarienwesen. Viertes Hauptstück: vom Justizdepartement (in der engeren Bedeutung); und zwar A. vom oberamtlichen Departement: 1) im Allgemeinen; 2) von den schlesischen Oberamtsregierungen selbst; 3) von den schlesischen Ober- Pupillarcollegiis und dem Vormundschaftswesen. B. Vom geistlichen Departement: 1) im Allgemeinen; 2) von den geistlichen Sachen der Katholiken; 3) von den geistlichen Sachen der Lutheraner; 4) von den geistlichen Sachen der Reformirten; 5) von den übrigen Religionspartenen. C. Vom Criminalwesen. D. Vom Fiscalate. Dann kommt noch ein Anhang mit Abänderungen und Zusätzen.

Was die nähere Rechenschaft über die speciellere Ausführung betrifft: so hat der Verf. zuförderst das mehr von dem minder Allgemeinen abzusondern, und jenes immer voraus zu schicken gesucht. Dem Leser darf es daher unter andern nicht auffallen, daß er bey der Nachweisung der Documente und Statuten der einzelnen Fürstenthümer und Oerter im zweyten Theile des ersten Bandes nicht alle Sanctionen und Privilegien angeführt findet. Die dort weggelassen sind, kommen, da sie nur einzelne Gegenstände betreffen, in den Specialien vor. Eben so ist Manches, was dieses oder jenes Departement nicht allein angeht, bey diesem selbst, wenn es gleich dahin zu gehören scheint, übergangen, und unter die Generalien im ersten Bande deßhalb gebracht wor-

den,

den, weil solches entweder mehrere Departements mit einander gemein haben, oder doch auf mehrere Anwendung finden kann. In gleicher Absicht hat der Verf. noch in der letzten Hälfte des ersten Bandes das eigentlich schon zu den Specialien zu rechnende gemeine Privatrecht in sofern abgehandelt, als es ein Gegenstand aller Departements, und in so weit wieder als ein Generale aller Departements anzusehen ist. Wo dieser Fall wegen irgend eines näheren Verhältnisses zum Staate und dem Bono publico nicht Statt findet, kommt das Nöthige bey dem ressortirenden Departement vor. Von der Geschichte des Ganzen und Einzelnen wird nur so viel mitgenommen, als zur bessern Uebersicht und zur Aufhellung dieser oder jener Einrichtung und Urkunde dient. Bey den **Gesetzen und Verordnungen** sind, außer den völlig abrogirten, auch die bloß temporellen und abwechselnden Dispositionen, wohin z. B. die Ein- und Ausfuhrverbote gehören, wegen ihres nicht bleibenden Gebrauchs zur Vermeidung einer kostspieligen Vergrößerung des ohnehin schon weitläuftigen Werks weggelassen, und von der erstern Gattung nur solche hin und wieder erwähnt worden, welche wenigstens von historischem Nutzen seyn können. Wenn dagegen der Verf. manche Verfassung und Verfügung aus den andern preußischen Provinzen anführt: so geschiehet solches bloß zu einem doctrinellen Gebrauche, besonders für die Fälle, wenn es sonst ganz an einer Cynosur fehlen sollte. — Da alle unter sich sich absondernde Gegenstände von einander getrennt, und unter gewisse Rubriken gebracht sind: so konnte bey jeder derselben eine desto besser ins Auge fallende **chronologische Ordnung der einzelnen Verordnungen** beobachtet werden. Ausnahmen mußten jedoch da Statt finden, wo durch eine solche Procedur der Zusammenhang eines Gesetzes mit dem Inhalte einer früheren oder spätern Vorschrift durch andere, damit nicht so enge in Verbindung stehende Sanctionen zu sehr getrennt worden wäre; oder das Repertorium nur Zusätze und Bemerkungen zu einem andern Werke enthält, dessen Titel und Paragraphen nach der Reihe durchgegangen werden. Dieß letztere geschiehet im ersten Bande in Ansehung der neuern und ältern Gerichts- und Proceßordnung und des allgemeinen neuen Landrechts; im zweyten Bande hingegen in Ansehung der ältern und jüngern Vormundschaftsordnungen. Bey den ersten drey Titeln des zweyten Theiles des gedachten Landrechtes ist dieses deßhalb

nicht geschehen, weil die gesetzliche Kraft dieser Titel in Schlesien noch suspendirt ist. — In den Auszügen oder Summarien der Verordnungen ist ihre eigene Construction und Orthographie beybehalten worden, um den Vorwurf einer Verstümmelung zu vermeiden. — Die Quellen, aus welchen der Verf. geschöpft hat, sind theils Druckschriften, theils öffentliche Acten, theils glaubwürdige Privatsammlungen und Nachrichten, theils der eingeführte Gebrauch und die eigene Erfahrung des Verf., der seit zwanzig Jahren abwechselnd verschiedene Cameral- und Justizposten bekleidet hat. Hin und wieder hat der Verf. sich die Freyheit genommen, da, wo es noch an nähern gesetzlichen Bestimmungen zu fehlen scheint, den Leser darauf aufmerksam zu machen. Zu mehrerer Sicherung des Publici und des Verf. hat derselbe nicht nur das Ganze im Manuscript der Censurcommission; sondern auch jede der einzelnen Abtheilungen ihrem besonderen competenten Richter zur strengsten Durchsicht vorgelegt, und die ihm dabey gemachten Bemerkungen benutzt.

Zu mehrerer Brauchbarkeit des Werks geht einem jeden Bande eine genaue Inhaltsanzeige voran; und den Beschluß des Ganzen macht ein alphabetisches Register.

Rec. hält das Werk für eins der vollkommensten in seiner Art, welches den preußischen, insbesondere den schlesischen Geschäfftsmännern von unschätzbarem Werthe seyn muß. Wenn es aber ausgemacht ist, daß nicht leicht ein Staat regelmäßiger und planmäßiger verwaltet wird, als der preußische, und daß er daher in seiner Verfassung und Einrichtung vielfältig zum Muster genommen zu werden verdient: so muß das gegenwärtige Werk auch für Geschäfftsmänner außer Preußen von großem Nutzen seyn. Das wissenschaftliche Interesse, welches das Werk in sehr vieler Hinsicht für Gelehrte hat, ist noch für sich. Einen Theil seiner praktischen Wichtigkeit wird das Werk zwar verlieren, wenn das Provinzialgesetzbuch für Schlesien zu Stande gekommen seyn wird. Dadurch kann es aber doch nichts weniger als unnütz werden, da es theils zu allen Zeiten als ein wichtiges Hülfsmittel zur Geschichte der Gesetzgebung anzusehen seyn wird, und theils auch jenes Gesetzbuch doch nur das Privatrecht zum Vorwurfe haben wird.

Reper-

Repertorium von allen in den Berlinischen Zeitungen vom Jahre 1796 enthaltenen königl. Preussischen Declarationen, Edikten oder Verordnungen, und Publicandis. Von Engelhard Wahlreich. Berlin, bey Oemigke d. j. 1798. VI und 106 S. gr. 8. 6 gr.

Alle preußischen Verordnungen werden durch die Zeitungen zur Kenntniß des Publikums gebracht. Dergleichen Blätter aber verlieren sich gleich wieder, und mit ihnen auch die Kenntniß der Verordnungen. Daher ist es ein sehr beyfallswürdiges Unternehmen unsers Verf., durch ein jährlich heraus zu gebendes Repertorium die durch die Berlinischen Zeitungen bekannt gemachten Verfügungen für die preußischen Staaten wieder in Erinnerung zu bringen, und sie darin zu erhalten; auch dadurch denen, die dieses oder jenes Publicandum wissen wollen, die große Mühe des Aufsuchens in den Zeitungen entweder ganz zu ersparen, oder sie ihnen doch wenigstens zu erleichtern. Zu diesem Ende ist der vorliegende erste Jahrgang des Repertoriums dergestalt eingerichtet worden, daß man darin findet: 1) die Monate, in welchen die Bekanntmachung einer Verordnung geschehen ist, nach chronologischer Ordnung, und die Publicanda mit fortlaufenden Nummern; 2) das Ressort der Verordnung mit dem Datum derselben; 3) den wesentlichen Inhalt der Verfügung; 4) die Nachweisung des Zeitungsstücks, in welchem das Publikandum befindlich ist. Das dem Werke angehängte Register wird bey dem Aufsuchen eines Publicandi in dem Repertorio selbst den besten Dienst leisten. Zugleich gewährt dieses Register in anderer Hinsicht reichhaltigen Stoff zu allerley Betrachtungen über die Legislation eines jeden Jahres. Ein so nützliches Unternehmen wird gewiß vom Publiko hinlänglich unterstützt werden, daß es Bestand hat.

•

Versuch eines Auszuges aus den Policeyverordnungen, Gesetzen und Verfassung für angehende Cameralisten in den königlichen Preußischen Staaten mit freymüthigen Anmerkungen. Breslau,

Hirschberg und Lissa in Südpreussen, bey Korn dem ältern. 1798. 412 S. gr. 8. 1 Rk. 8 N.

Der vorliegende Versuch eines systematisch geordneten Auszuges aus den preussischen Polizeygesetzen ist gar nicht gelungen. Die Einrichtung ist unbequem, die Zusammenstellung unwissenschaftlich und unnatürlich, die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel sind bald unzulänglich, bald verdächtig, der Ausdruck incorrect und nicht selten ganz unverständlich. Die Spuren der Flüchtigkeit sind allenthalben sichtbar. Es ist sehr Schade, daß eine so gute Idee, wie die ist, welche bey dem gegenwärtigen Werke zum Grunde liegt, so schlecht ausgeführt worden ist.

Hk.

Merkwürdige Rechtssprüche der Hallischen Juristen-Facultät. Herausgegeben von D. Ernst Ferdinand Klein. — Dritter Band. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1798. 390 S. 8. 1 Rk. 4 N.

Wir heben aus dieser Sammlung zuerst die peinlichen Rechtsfälle aus, welche sämmtlich von dem in diesem Fache berühmten Herausgeber sind, und sich auf so mancherley Weise von den bisher gewöhnlichen Erkenntnissen dieser Art auszeichnen; sehr selten Gesetze, noch weniger Autoritäten von andern Rechtsgelehrten anführen und annehmen, und wirklich ganz auf einen (in dem 2ten Stücke des Archivs des peinlichen Rechts geäusserten) Lieblingsgedanken des Verf. abzuzwecken scheinen, durch das Ansehen der Rechtscollegien eine Verbesserung des peinlichen Rechts einzuführen und festzusetzen, was zwar bis hierher schon in mancherley Rücksichten mit gutem Erfolg geschehen ist, jedoch auch seine wichtigen Bedenklichkeiten hat. In dem ersten Falle war der Inquisit wegen Tödtung einer hochschwangern Weibsperson, welche ihn als den Schwängerer angegeben hatte, zuerst zur Schwerdtstrafe nebst Flechtung des Körpers auf ein Rad verurtheilt worden; auf geführte neue Vertheidigung aber, wird er zu lebenswieriger Zuchthausstrafe also verurtheilt, daß er

nicht

nicht nur vor seiner Abführung ins Zuchthaus; sondern auch nachher sechs Jahre lang jährlich an dem Tage und an dem Orte des begangenen Verbrechens öffentlich und hart, jedoch ohne Nachtheil seiner Gesundheit von der Hand des Gerichtsdieners gezüchtigt, nachher bis an sein Lebensende im Zuchthause wohl verwahrt, und zu harter, seinen Leibeskräften angemessener Arbeit angehalten werden solle. Bey wenigen Rechtscollegien würde gewiß dieser Inquisit der Todesstrafe entgangen seyn. II, Eben so bey dem zweyten Falle, wo das Corpus delicti vollkommen berichtigt ist; der Inquisit aber mit lebenswierigem Zuchthause so bestraft wird, daß er dabey unter der genauesten Aufsicht zu halten, von andern Gefangenen abzusondern, und, jedoch ohne Nachtheil seiner Gesundheit, mit solchen Fesseln zu belegen, welche ihm die Flucht unmöglich machen; höchster Landesherrschaft aber überlassen bleibt, anstatt des Zuchthauses eine Gefangenschaft, welche das Publikum mehr vor diesem Verbrecher sichert, zu wählen; daß der Verbrecher vor der Abführung mit einer öffentlichen harten, jedoch seiner Gesundheit unschädlichen Züchtigung zu belegen, diese noch fünf Mal jährlich am Tage des begangenen Verbrechens, und am Orte desselben, oder nach Bestimmung der Landesherrschaft am Orte des Aufenthalts zu wiederholen; sodann der höchsten Criminalbehörde vorbehalten bleibt, die Unterlassung der fernern Züchtigung, und die erträglichere Einrichtung seiner Gefangenschaft zu verordnen; sollte aber auf diesen ersten Bericht die Unterlassung der Züchtigung nicht verfügt werden; alsdann mit der vorgedachten Berichtserstattung von 6 zu 6 Jahren fortzufahren; bey jeder Berichtserstattung aber, so wie bey jeder jährlichen Züchtigung auf des Inquisiten jedesmalige körperliche Beschaffenheit Rücksicht zu nehmen; die Verschonung mit der Todesstrafe beruht hauptsächlich darauf, daß man hinlängliche Gründe zu haben glaubte, dem Inquisiten diejenige Willensfreyheit abzusprechen, welche zur vollkommenen Zurechnung der Handlung erfordert wird; was auch sehr meisterhaft ausgeführt ist. Nr. VII. enthält einen gut ausgeführten Fall über Bestechungen eines Forstbeamten. Sehr richtig wird nach den angegebenen Umständen von der Suspension vom Amte abstrahirt, und eben so von den Förmlichkeiten der Specialinquisition und dem Namen eines Inquisiten. Im XVII. Fall wird ein theils unbekannter, theils höchstverdächtiger Diebshehler, welcher in der ersten Urthel

zur lebenslänglichen Landesverweisung verurtheilt war, nur zu einer Caution von 300 Rthlr. auf drey Jahre lang verurtheilt, und nur, wenn er sich in dieser Zeit neuer Verbrechen schuldig machen, oder einen dem gemeinen Wesen nachtheiligen Lebenswandel führen sollte, der Obrigkeit das weitere vorbehalten. Rec. bekennt, es nicht zu verstehen, wie dieser Inquisit von aller Strafe (denn die Cautionsleistung ist keine Strafe) freygelassen werden konnte, da zumal die Unwirksamkeit von dem Widerrufe des Geständnisses so deutlich dargethan, und die Einwendungen des Defensors gegen das Geständniß so gründlich widerlegt worden. Vorzüglich gut, gründlich und lehrreich ist der XIX. Fall: **Ermordung des Ballstedtschen Gerichtschöppen Kahlhardt.** Der Inquisit, wider welchen zuvor die peinliche Frage erkannt war, wird in dem neuen Erkenntnisse wegen eines erwiesenen Diebstahls zu zweyjährigem Zuchthause verurtheilt; wegen des angeschuldigten Mords wird wider ihn der sich aus den Acten ergebende Verdacht vorbehalten; nach erstandenem zweyjährigen Zuchthause soll er noch nicht entlassen, sein bisheriger Lebenswandel u. s. w. inzwischen näher erforscht, und zugleich auf Erforschung des Kahlhardtischen Mörders Rücksicht genommen, die Aufseher des Zuchthauses, seine Aufführung besonders zu beobachten, angewiesen, und nach Ablauf der Strafzeit die bisher eingezogenen Nachrichten einer hohen Landesregierung einberichtet werden. Sollten bis dahin keine Gründe, welche den wider ihn entstandenen Verdacht schwächen, sich ergeben: so soll er noch ferner als eine dem gemeinen Wesen durch eigene Schuld gefährliche Person im Zuchthause oder in einer andern schicklichen Anstalt gefänglich zu einer schicklichen Arbeit angehalten, und von seinem Verhalten jährlich berichtet werden; und bleibt alsdann landesherrlicher Entschliessung vorbehalten, ihn entweder bey verspürter Besserung zu entlassen, oder noch ferner zur Sicherung des gemeinen Wesens verwahren zu lassen. So gern Rec. mit der Entscheidung in Hinsicht auf die erkannte Strafe des Diebstahls, und wegen Unzulänglichkeit der Anzeigen auf die Beyseitsetzung der Folter einstimmt: so möchte doch das, was die Urthel weiter enthält, theils in der Ausführung oft manche Schwierigkeiten haben, theils würde er Bedenken tragen, solches in dieser Form in die Urthel einzurücken; wovon ihm aber hier der Raum fehlt, seine Gründe auszuführen.

Die

Die Fälle aus dem bürgerlichen Rechte, welche dieser Band enthält, sind in ihrer Art größtentheils nicht weniger interessant, und gut ausgeführt, unerachtet die Entscheidungen in der Form nicht so sehr, wie die aus dem peinlichen Rechte, von dem bisher Gewöhnlichen abweichen, und selbst manche Anführung von Schriftstellern, jedoch mit der gehörigen Mäßigung, enthalten. Gleich der dritte Fall, eine Schäfereygerechtigkeit und die Collision des Berechtigten mit den Dorfseinwohnern betreffend, ist sehr wichtig, und enthält eine gründliche Erörterung mehrerer hier einschlagenden Rechtsfragen; vorzüglich gut ist die dritte Frage ausgeführt, nach welcher Baurengemeinden in der Regel ohne besondere Landes- oder Gutsherrliche Erlaubniß, Schaafzucht zu treiben, und Schäfereyen zu halten, berechtigt sind. Ein sehr verwickelter Fall ist der sechste, und sehr gründlich ausgeführt, daß in demselben keine Delegation vorgegangen seye. Nr. VIII. enthält den seltenen Fall einer in einem älterlichen privilegirten Testament gemachten substitutionis quasi pupillaris; daß sie nicht bestehen konnte, weil diese Substitution eigentlich Testament des Kindes ist, und eine fremde Person als Erbe substituirt wird, versteht sich von selbst, und es scheinen hier nur zu ängstliche Zweifelsgründe aufgesucht worden zu seyn. In dem XI. Falle wird behauptet, daß, wenn beyde Theile darüber einig gewesen, daß über die vorläufig genommene Abrede ein schriftlicher Vertrag aufgenommen werden solle, keine Verbindlichkeit eher entstehe, bis der Aufsatz von beyden Theilen unterschrieben worden; ein Satz, welchen wir zwar unter den angegebenen Umständen, jedoch nicht so allgemein zugeben können. Nach der XII. Entscheidung steht dem, welchem ein dingliches Dienstbarkeitsrecht zukommt, auch wider den, welcher die Dienstbarkeitsbeschwerde auf seinem Gut zu leiden hat, wegen Stöhrung im Besitz das interdictum uti possidetis zu. Wenn auch Rec. dieses zugiebt: so kann er doch den Verkauf eines Theils des Guts nicht für Besitzstöhrung halten, indem nach dem Verkauf, wie zuvor, dem erstern sein Recht bleibt, welches auf dem Gute haftet. Im XIII. Falle wird die Frage erörtert: Ob das Näherrecht in allen Fällen des Wiederkaufs anwendbar seye? und im Ganzen bejaht; mit gleichem Rechte aber behauptet, daß der vorgegangene Vertrag, obwohl er ein Wiederkauf genannt worden, doch kein solcher seye. Eine sehr gründliche Ausführung enthält das

XV.

XV. Gutachten über die rechtlichen Folgen der Empfehlungen, besonders unter Kaufleuten; der Verf. hält sie für unverbindlich, wenn sie nicht mit einem Versprechen, für den Empfehlmann zu bezahlen, verbunden sind; und selbst in diesem Falle die Verbindlichkeit wieder für aufgehoben, wenn einige Zeit verflossen, und in solcher der Empfehlende Wechsel des Empfohlenen mit Protest zurückgeschickt hat. Eines der wichtigsten Gutachten ist das XVI. über Abzug und Abschoßrecht von Klein; wo der Ursprung und Begriff dieses Rechts gründlich gezeigt; vornehmlich aber die Gegenstände, auf welche es Statt findet, gut erläutert werden. Das Wesentliche von dem Inhalte ergiebt sich aus folgender Stelle der Urthel: „Daß Leuterantinnen nur von derjenigen Ver„mögenssubstanz, welche wirklich aus dem Lande gebracht „werden soll, das Abzugsgeld zu zehen vom Hundert gerech„net, zu erlegen schuldig; jedoch die Einkünfte der Grund„stücke, welche sie innerhalb Landes besitzen, ingleichen die „Capitalien und andere nutzbare Rechte, mit dem Abzuge „zu verschonen; die Erbschaftscapitalien aber erst alsdann, „wenn sie künftig aus dem Lande gezogen werden sollten, mit „gedachtem Abzuge zu belegen; der Abzug aber ohne Unter„schied, ob das Vermögen innerhalb Landes, oder außer dem„selben erworben seye, zu berechnen; auch werden Leuteran„tinnen durch den Besitz eines Grundstücksfideicommisses, „oder andern dinglichen Rechts von der Schuldigkeit, den „Abzug zu entrichten, nicht befreyt." Nicht weniger wichtig ist der XVIII. eine Seeassecuranz betreffende Fall, welcher aber wegen der vielen Thatumstände keinen Auszug leidet. Endlich in der XX. Entscheidung: Ueber das richtige Kennzeichen einer Schenkung von Todes wegen, hieng die Entscheidung der Sache nur davon ab, ob die vorgegangene Schenkung eine Schenkung von Todes wegen oder unter Lebenden seye? und wurde für ersteres, und daß also die Schenkung widerruflich seye, sehr richtig entschieden, weil der Schenker sie gemacht hatte, als er gefährlich krank war, und in der Urkunde ausdrücklich enthalten war, daß er auf den Fall schenke, daß der Allerhöchste ihn aus dieser Zeitlichkeit in die frohe Ewigkeit versetzen sollte, und die Codicillarclausel ausdrücklich beygesetzt; die geschehene Acceptation aber bey einer Schenkung von Todes wegen eben so sehr, als bey einer unter Lebenden nothwendig war. Emb.

Fort-

Fortsetzung des Religions-Processes des Prediger Schulz zu Gielsdorf rc. in der zweyten und letzten Instanz. Nebst einem Nachtrage und einem Anhange. (Motto, aus Joh. 15, 20.) 1798. 368 S. 8. 1 Rf. 6 gr.

Daß Niemand vielleicht glaube, hier die Geschichte einer unter der jetzigen preußischen Regierung vorgenommenen Revision jenes Processes, von welcher schon verschiedene Nachrichten verlautet sind, zu finden. Vielmehr schließt sich diese Schrift genau an die 1794 herausgekommenen wichtigen Actenstücke aus dem Religionsproceß rc., und hat wohl nur unter der vorigen Regierung nicht mit Sicherheit ins Publikum gebracht werden können, da, dem Anhange gemäß, über die Bekanntmachung jener ersten Aktensammlung der Generalfiscal aufgerufen wurde, und von diesem der Urheber ausgemittelt werden sollte. Der Prediger Schulz sagte sich davon loß; behauptete aber mit starken Gründen und tapferm Muthe die Rechtmäßigkeit dieser Bekanntmachung.

Unter den jetzt so sehr veränderten Zeitumständen hat nun zwar dieser Rechtshandel schon vieles von seinem Interesse verloren, auch deßwegen theils, weil das Publikum die Hauptsache und das Ende davon bereits erfahren hat, und überhaupt von den Werken der brandenburgischen Obscuranten, dahin auch diese Inquisitionsgeschichte gehörte, hinlänglich unterrichtet; theils aber auch, weil die historische Wißbegierde der meisten wirklich nur eine ephemerische, und bey der sich drängenden und treibenden Menge von Merkwürdigkeiten des Tages allmählig selbst das Neue jüngst verflossener Monate nicht mehr neu ist. Indessen wird sowohl in juristischer als historischer Hinsicht der Schulzische Proceß immer denkwürdig und lehrreich bleiben. Hier erscheint nun derselbe in einem für die so hochgerühmte preußische Justizverfassung unvortheilhaften Lichte, und zeigt die fortdaurende Möglichkeit willkürlicher Machtsprüche und Eingriffe in den Proceßgang mit einem Besorgniß erweckenden Exempel. Nicht bloß Wöllner und der von ihm gemißleitete König; sondern selbst der vormalige Großkanzler von Carmer hat

sich

sich in dieser Sache Unregelmäßigkeiten erlaubt, die den Glanz seines Ruhms nicht wenig verdunkeln müssen.

Oa.

Geschichte.

Natur, Ursachen und Resultate der französischen Revolution. Eine Fortsetzung des Werks: Frankreichs monarchische Staatsverfassung im Kampfe mit seiner Regierung. Herausgegeben von J. G. Dyck. Nebst einem allegorischen Frontispiz und drey historischen Abbildungen. Leipzig, im Verlage der Dyckischen Buchhandlung. 1798. VI und 238 S. gr. 8. 1 Rg. 4 X.

Ueber die Natur, oder innere Beschaffenheit des Ereignisses, womit unser Jahrhundert so fürchterlich schließt, sind aus Burke's nachgelassenen Schriften hier einige der hervorragendsten Stellen entlehnt, abgekürzt, und auf fünf Blättern zusammengestellt worden. Nur zu wahr, daß seit letzter Revolution theoretischer Art, der nämlich von Deutschland aus bewirkten Glaubensreinigung, es keine merkwürdigere giebt, als eben das System politischer Gleichheit, angeblicher Volkssouverainität, und demokratischer Stellvertretung, welches seit zehn Jahren gepredigt, durch immer neue Machinationen unterstützt, und, wo dieses nicht hinreicht, durch Feuer und Schwerdt dem erschrockenen Weltbürger aufgedrungen wird. Wie der berühmte Britte solch einen Gegenstand behandelt, und mit frühern Versuchen ähnlicher Tendenz vergleicht, ist schon aus dessen noch bey seinem Leben abgedruckten Erörterungen bekannt, und keines noch gedrängtern Auszugs empfänglich; weshalb nichts anders übrig bleibt, als den Leser auf diese reichhaltigen fünf Blätter selbst zu verweisen.

Die Enthüllung der Ursachen und Resultate französischer Revolution, ein in der Mitte des Jahrs 1797 von dem Franzosen Adrian Lezay geschriebnes Pamphlet, nimmt den Raum von S. 15 bis 122 ein. Ob sein Verf. eben der

Mar-

Markis von Marenzia sey, der 1787 einen artigen Versuch in Versen über die Gartenkunst, mit unterhaltendem Commentar herausgab, weiß Rec. nicht sicher zu bestimmen. Genug, unter dem Familiennamen Lezay hat man von eben diesem Adrian über neuere Verwickelungen der Revolution schon mehr Flugschriften, die insgesammt den witzigen Kopf athmen, der einer freylich nur allzuvielseitigen Erscheinung durchaus irgend was Neues, und wohl zu merken! etwas Tröstliches abgewinnen will. In Rücksicht auf vorliegende Diatribe muß sogleich gesagt werden, daß sie bald nach dem Eintritte Barthelemy's ins Directorium erschien, und der sanguinische Citoyen sich einbildete, aller Unfug sey nun zu Ende, das goldne Zeitalter vor der Thür, und der Freyheitsbaum, köstliche Früchte zu tragen, reif. Schon ein solcher Irrthum allein erklärt das viele Halbwahre und Einseitige, wovon es in seiner Schrift wimmelt, und weil es meist durch andre längst verdrängte Vorfälle betrifft, auf keine nähere Beleuchtung mehr Anspruch zu machen hat. Merkwürdig indeß wird es, daß die Zahl der Beobachter sich täglich häuft, die keineswegs allgemein gewesene Noth als Hauptursach der ausgebrochnen Revolution ansehn; denn auch dieser, mit der zertrümmerten Regierung sonst gleichfalls schlecht zufriedne Franzos gesteht ohne Umschweif zu, daß wenn Volkselend das Signal gewesen wäre, manches benachbarte, namentlich von ihm aufgeführte Volk, weit mehr Ursach zur Empörung gehabt hätte!

Da keine der bisher dafür gehaltnen Veranlassungen ihm hinreichend scheint, was er auch wirklich scharfsinnig genug darthut: so bezeigt er am Ende nicht übel Lust, der Willkür des Regierers aller Dinge das bisher Geschehene beyzumessen; wo ihm dann noch immer der Trost bleibt, daß mit der Zeit auch wohl der Nutzen davon sich entwickeln werde; gerade, wie man mit Erdbeben, Pest, und andern Landplagen fertig zu werden sucht! Was er in seiner Kritik über die letzte Revolution sagt, und die Vorschläge die er zu ihrer Verbesserung beyfügt, mögen freylich noch das Beste in seinem Gutachten seyn; wie auch der Verdeutscher oder Herausgeber, Hr. D., in einer Note bemerkt; daß aber eben dieser Constitutionsverbesserer nicht im Sommer des Jahrs 97 das schon damals sich fühlbar genug machende Uebergewicht des Directorii, und die unausbleiblichen Folgen dieser

Prä-

Präponderanz berechnet, ja diese Seite kaum zu berühren wagt, macht seinen ganzen Beruf mehr als zweydeutig. Noch oberflächlicher wird Alles im siebenten und letzten Kapitel, wo an Resultate der fr. Rev. die Reihe kommt, und er gleich Anfangs sich damit hilft, daß eben diese Resultate schon in der gepriesenen (und doch so viel Unhaltbares zeigenden) Constitution angedeutet wären, und also keiner umständlichern Auseinandersetzung bedürften. Was er indeß doch noch davon recapituliert, ist durchaus von der Beschaffenheit, daß kein einziges der von ihm angegebnen Resultate für reinen oder sichern Ertrag gelten kann; mithin nicht ganz entgegengesetzte Folgen haben könnte, wirklich schon gehabt hat, und höchstwahrscheinlich deren noch mehr herbeyführen wird. Die erste, beste zum Beyspiel! Weil, wie er meint, unter französischen Bürgern fortan kein andrer Unterschied Statt fände, als der des mehr oder weniger ausgebildeten Verstandes: so müsse das unmittelbare Resultat davon eine bessere, und der Würde des Menschen entsprechende Erziehung seyn. Daß dergleichen mehr als einmal schon, und selbst unter dem Beile der Blutregierung decretirt worden, ist freylich wahr; an Ausführung aber des gleißnerischen Projects hat man bisher so wenig im Ernste gedacht, daß, mit Ausnahme der kläglichen Reste von Literatur zu Paris, und einiger zur Kriegskunst unentbehrlichen Anstalten, durch ganz Frankreich öffentliche, sowohl als Privaterziehung ganz und gar darnieder liegt; und der jungen Bürger immer mehr heranwachsen, die weder lesen noch schreiben gelernt haben, und ohne die mindeste Vorkenntniß in die Welt gestoßen werden. Von welch unübersehlicher Folge eine so strafbare Vernachläßigung auch für das übrige Europa seyn müsse, braucht keines Fingerzeigs; und aller Wahrscheinlichkeit nach wird eben das Land, wo die Afteraufklärung zuerst ihr Panier erhob, auch dasjenige seyn, wenn es anders nicht solches schon ist, von wo aus die totale Verfinsterung ihren bleyernen Scepter am schwersten dürfte fühlen lassen.

Vermuthlich war die Schwierigkeit, eine mit so vielen Flittern durchflochtne Witzübung gehörig zu würdigen, daran Schuld, daß Herr D. der Anmerkungen nur wenige machte, und statt ihrer die Untersuchung lieber von neuem anstellte. Dieses berichtigende Supplement füllt den Platz von S. 125 bis 134; bietet zwar keine neugewagten Ansichten der Dinge

Dinge dar; befleißigt sich aber durchgehends einer philoso-
phischen Mäßigung, und ist überdieß so angenehm geschrie-
ben, daß wer an dergleichen sich auch bereits satt und müde
gelesen hat, es schwerlich undurchblättert aus der Hand legen
wird. Da zu Genüge leistendem Auszuge der Raum unsrer
Blätter viel zu enge geworden: so mag das Epiphonem hier
wenigstens stehen, worin der Beobachter die von ihm ver-
folgten Gesichtspunkte zusammenstellt: „Was ich darthun
wollte, war: die Zerrüttung der Finanzen bewirkte die Re-
volution; Immoralität lieh ihr die Farbe; Politik gab ihr
die Richtung; Frankreich ist jetzt wieder die Schiedsrichte-
rinn von Europa.“ — Was den hierauf folgenden Ab-
schnitt über die Resultate betrifft: so scheint solcher laut S.
191 ebenfalls vor dem 18ten Fructidor geschrieben zu seyn;
ein dermaßen kritischer Zeitpunkt, daß an Aufstellung von
Resultaten damals auf keine Weise zu denken war; eben so
wenig, wie nach diesem für Europens Ruhe noch lange ver-
muthlich unglückschwangern Tage. Zwar hat dieser Par-
teystreich den Einfluß der executiven Gewalt bis zur Dictatur
erhoben; mit welchem Erfolg aber für das Glück Frankreichs
und seiner Nachbarn, ist weltkundig. Auch nur die nächsten
Folgen angeben zu wollen, indeß die Verwirrung von Innen
und Außen wächst, und den heiligsten Rechten der Mensch-
heit unaufhörlich Hohn gesprochen wird, wäre mithin vorei-
liger als je. — Bekanntlich hegt Herr D. die menschen-
freundliche Vermuthung, der Theophilanthropencultus sey
nur eine Seitenthüre, wodurch man dem gereinigten Ka-
tholicism die Rückkehr offen halten wolle. Um desto mehr
betrübt es ihn, seit dem berüchtigten Fructidor eine Gesell-
schaft in Paris sich emporheben zu sehn, die unter der heil-
losen Benennung: Hommes sans Dieu, den Theophilan-
thropen gerad entgegen arbeitet. Rec. hat niemals gezweifelt,
daß Letztre von den Machthabern nur so lange geschützt wur-
den, als das Uebergewicht dieser noch unentschieden war.
Jetzt aber, wo keine Larve mehr nöthig ist, tragen die Feinde
aller Religiosität weiter nicht Bedenken, erstere ganz bey
Seite zu werfen; und wie schlecht, sobald es auf Ausübung
ankam, sich die Moral der Theophilanthropen zeigte, ist
zeitig genug fühlbar geworden.

Den Rest des Buches von S. 194 an, benutzt Herr
D. zu sechs spätern Zusätzen, wozu die Geschichte des Tages

 leb-

leider fortwährend Stoff liefert. Ganz einverstanden mit ihm wird jeder ächte Kosmopolit über die Unvorsichtigkeit derer seyn, die Englands Vernichtung für Morgenröthe besserer Zukunft ansehn; als ob dergleichen jemals zu hoffen wäre, wenn Frankreich durch Wiederbelebung seiner Nationalindustrie nicht eine Concurrenz herstellt, die das Uebergewicht jener im Handel jetzt allmächtigen Eiländer nach und nach in ein dem festen Lande zuträglicheres Verhältniß zurückführt! In den fünf übrigen Aufsätzen beschäfftiget sich Herr D. mit Dümouriez Tableau speculatif de l'Europe; mit Meilhan's Schrift über die Nothwendigkeit der Emigration; mit einigen Aeusserungen in Engels mit Recht gelobtem Fürstenspiegel, denen er indeß hier und da mehr Umsicht, und also weniger Einseitigkeit wünscht; mit dem unserm Jahrhunderte zu Theil gewordnen Beynamen des aufgeklärten, ohne dem Obscurantismus etwa das Wort zu reden; mit Sheridan's berühmter Rede über französische Großmuth und Freyheit; auch wohl beyläufig mit andern politischen und sittlichen Episoden, worüber man einem, von Allem, was drüber schon gedruckt ward, so gut unterrichteten Manne sein Ohr nicht versagen wird. — Vier dem Buche beygefügte Kupferstiche ungenannter Künstler werden dem Liebhaber um so mehr willkommen seyn, da solche keinesweges in's gar zu Kleinliche fallen. Von dem allegorischen, den durch Furien untergrabnen Thron Ludwigs XVI. darstellenden Titelkupfer wird Niemand hier Erklärung suchen, weil solche nur allzugeschwind sich errathen läßt. Bey den übrigen drey in ganzer Figur und charakteristisch abgebildeten Männern: Mirabeau, Sieyes und Bailly, will Rec. nur des Letztern erwähnen, der viel belebter und stattlicher aussah; während der Zeit wenigstens, da er als Maire von Paris fungierte.

Rw.

Briefe, enthaltend einen Abriß der französischen Staatsangelegenheiten vom 31sten May 1793 bis zum 10ten Thermidor, und der in den Pariser Gefängnissen vorgefallenen Auftritte. Von Helena Maria Williams. Aus der englischen Hand-

Handschrift übersetzt von L. F. Huber. Dritter Theil. 1796. 188 Seit. Vierter und letzter Theil (mit dem Bildnisse der Verfasserinn). 1798. 177 Seit. 8. 1 Rg. 5 gr. beyde Theile.

Rec., welcher im 40sten Bande S. 56 der N. A. D. B. den zweyten Theil dieses schön und mit einem hohen Grade von Wahrhaftigkeit erzählten Bruchstücks der französischen Revolutionsgeschichte beurtheilt hat, findet nicht nöthig, sein Urtheil bey diesen Theilen abzuändern. Der dritte Theil enthält acht Briefe, nebst zwey Beylagen: 1) Rechtfertigung Cüstine's des Sohnes, aus dem Gefängniß, von La Force. 2) Ueber Marat aus Brissots Memoires. Die Verfasserinn fährt fort, die Gräuel unter Robespierre's und seines Anhangs Tyranney darzustellen, und kommt im 8ten Briefe auf den Zeitpunkt, wo die Verzweiflung endlich dem Convente den Muth gab, den Wütherich zu stürzen. Der Herausgeber begleitet den Text mit Anmerkungen, die ihm der Leser meist gern erlassen haben würde, da sie oft die Erzählung auf eine unangenehme Weise unterbrechen. Z. B. S. 5 wo die Verf. so lebhaft und schön die Wirkungen, welche der Sturz Robesp. in den Gemüthern der Gutdenkenden hervorbrachte, beschreibt, heißt es: „Aber wie süß ist, nach allen Grausamkeiten, die vorgefallen sind, der Augenblick, wo Mitleiden zur Mode wird.“ Gleich fährt der Herausgeber mit einer Note hinterher, nach welcher man ihn für einen ausgemachten Terroristen halten sollte, nicht zu gedenken, daß der Ausdruck: „Diese Mode des Mitleidens — hat nicht wenig Blut fließen machen,“ kein Deutsch ist. Nach der Note S. 18 straft sogar der Herausgeber den Choudieu, der einige Thatsachen zum Ruhme der Vendéer anführt, Lügen. Nach der Note 21 sollte man glauben, daß Carrier mit allen seinen Helfershelfern vor dem Richterstuhle des Herausgebers sehr glimpflich behandelt seyn würde. Die Note S. 33 ist ebenfalls ein Schwamm, womit der Herausgeber das so schreckliche Gemälde der Verf. nebst der Schande des Convents herauswischen möchte. Im vierten Briefe erzählt die Verf. die Gräuel und Cannibalen-Scenen des Collot d'Herbois in Lyon, des le Bon im nördlichen Frankreich, des Maignet im Süden, nachdem sie im vorhergehenden Briefe einen Abriß der empörenden

Verheerung des Westen durch Carrier gegeben hatte. Es schien, als habe der Convent eine Menge Tyger über ganz Frankreich losgelassen, welche im Morden, Brennen, Rauben mit einander wetteifern sollten — ein Beweis, wohin der leichtsinnige Umsturz aller Gesetze, Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung am Ende führt. S. 100 heißt es: „Die Hauptmänner vom Berg hatten alle einen sympathetischen Durst nach Blut; während sich aber andre damit begnügten, Befehle zum Mord auszufertigen, war Lebon nicht zufrieden, bis er mit eignen Augen das Blut fließen sah. In der Stunde der Hinrichtungen pflegte er auf dem Altane des Schauspielhauses, in dessen Nähe das Blutgerüst errichtet war, zu erscheinen, und seinen Kaffee zu schlürfen, indeß die Köpfe seiner Schlachtopfer fielen. „Nach S. 115 wurde das ausländische Publikum in jenem Zeitraume durch nichts so sehr getäuscht, als durch die Nachrichten, die man durch die öffentlichen Blätter erhielt.“ Während Plünderung und Mord, unter dem Namen gerichtlicher Confiscationen und Strafurtheile, jeden Fleck der Republik schändeten, stellten uns die Zeitblätter die zierlichsten philosophischen Berichte über Ackerbau, Literatur, schöne Künste auf; und wäre das lange Verzeichniß von Schlachtopfern nicht gewesen, welches das Abendblatt schloß: so hätten wir, auch nur in der Entfernung von Marly, uns einbilden können, das Reich der Philosophie hätte seinen Anfang genommen, und wir hätten uns da, wo ein so ernstlicher Wunsch, die Menschheit aufzuklären, durchzublicken schien, nimmermehr eine ungeheure Zusammenhäufung von Verrath, Barbarey und Mord denken können. Selbst jetzt (Dank sey es der Unterdrückung der Preßfreyheit!) bekömmt das Ausland noch nichts von der wahren Beschaffenheit des Innern zu erfahren.

Der vierte Theil liefert nun die Begebenheiten nach Robespierre's Tode, die Bestrafung seiner Helfershelfer, im 5ten Briefe, die Geschichte einiger merkwürdigen Gefangnen unter der Tyranney, und schließt mit der Besitznahme von Holland.

Ah.

Ueber-

Uebersicht der Ursachen und des Fortganges der französischen Revolution, von Johann Moore, M. D. Aus dem Englischen übersetzt. Mit dem Motto aus Tacitus: „Opus opimum casibus, „atrox praeliis, discors seditionibus, ipsa etiam „pace saevum.“ In zwey Bänden. Leipzig, bey Fleischer. 1796. 8. Erster Band. 25 Bog. 1 Rg. Zweyter Band. 29 Bogen. 1 Rg. 4 gr.

Es ist schon ein gutes Vorurtheil für die Zuverlässigkeit und den geschichtlichen Werth dieses Werks, daß eine Uebereinstimmung desselben über mehrere Begebenheiten mit den besten französischen Quellen, besonders aus der geheimen Geschichte des Bertrand von Moleville, wahrgenommen wird; auch hat sich Dr. Moore bereits durch sein früheres Tagebuch, das er während seines Aufenthalts in Frankreich geführt, und worauf er auch in diesem Werke (II, 438) Rücksicht nimmt, Kenntnisse und Nachrichten verschafft, die es deutlich werden lassen, daß er das schwere Geschäfft einer raisonnirenden Uebersicht der Revolution wenigstens nicht unvorbereitet begonnen. Ein Theil der merkwürdigen Ereignisse, die er beschreibt, gieng unter seinen Augen vor (er war im J. 1792 in Frankreich, und arbeitete an dem ersten Bande seiner Uebersicht, wie man aus I, 229 ersieht, noch zu Ende des Jahres 1795). Ueber manches führt er ausdrücklich die Zeugnisse glaubhafter Personen an, wie I, 177; I, 359; II, 385, u. s. w. Der beträchtlichste Theil seiner Nachrichten ist aber wohl aus politischen Flugschriften und aus den Reden der Mitglieder der Nationalversammlung selbst entlehnt. Die Erzählung beginnt mit der ersten Zusammenberufung der Notabeln, und endet mit dem zweyten, unausgeführt gebliebenen Project zu einer abermaligen Flucht der königlichen Familie, an welches die allgemeine Nachricht von der Hinrichtung des Königes, der Königinn und der Princessinn Elisabeth sogleich sich anschließt. Da der Verf. nicht bloß erzählen, sondern auch die Ursachen dieser großen Begebenheit ins Licht setzen will; dieser Gesichtspunkt aber ihn nothwendig auf die Verfassung und Staatsverwal-

tung von Frankreich zurückführen muß: so war es uns eines Theils lieb, Betrachtungen dieser Art von einem Britten angestellt zu sehen, der über dieses noch die Vergleichung der französischen Administration mit der Staatsverwaltung seiner Insel häufig zu dem Gegenstande seines Nachdenkens macht. Und obgleich dieser Hang zu politischen Parallelen die Gränzen einer Uebersicht der Revolution, wie uns dünkt, zuweilen ihn vergessen läßt, auch öfters der Verf. in Betrachtungen ausschweift, da, wo man bloß durch Thatsachen belehrt zu seyn wünschte: so halten wir doch diejenigen Stellen, wo diese Vergleichungen durch die Natur der Sachen herbeygeführt, und durch eine strengere Aufmerksamkeit des Schriftstellers gehörig in Schranken gehalten sind, keinesweges für den uninteressantesten Theil des Werks, wie I, 112 u. f. die ständische Verfassung des Adels von Frankreich in Vergleichung mit der Peerswürde von England, u. dergl. Eine andere vortheilhafte Seite dünkt uns die gut gerathene Zeichnung der Charaktere von mehrern Helden der Revolution zu seyn, die zwar mehrentheils stückweise und nur auf Veranlassung der Begebenheiten nach und nach gezeichnet; schon um deswillen aber nur desto anziehender für den Leser sind, wie wir im Verfolg dieser Anzeige mit einigen Beyspielen darthun werden. Zuweilen ist aber auch von dieser Regel abgewichen, und von dem Charakter und dem Betragen einer Person der Begriff auf einmal gegeben, wo denn freylich auch auf einmal und in näherer Zusammenstellung Dinge berührt sind, die erst lange nach dem Zeitraume geschahen, wovon gehandelt wird. Der Darstellung überhaupt, die man ohnehin aus Moore's frühern Produkten kennt, fehlt es gar nicht an Lebendigkeit und Kraft; doch dürften einzelne Züge mehr der Antithese, als der strengen historischen Wahrheit zuzuschreiben seyn, wie z. B. der Schluß des dreyzehnten Kapitels im ersten Bande, S. 343, wo der Bericht von der Niederlegung der geistlichen Zehenden in die Hände des Volks von dem Verf. mit folgendem Epiphonem beschlossen wird: „einige „vom Volke" — — „klatschten in die Hände zum Beyfall „über das große Opfer, welches die Geistlichkeit angeboten „hatte; aber die Nationalversammlung im Allgemeinen, die „es als eine gezwungene und nicht als eine freywillige Gabe „betrachtete, spottete der Opfernden, während daß sie sich „über das Opfer freute." Dagegen sind andere Züge mit

Scharf-

Scharfsinn aus dem Charakter der Nation herausgehoben, und nicht ohne Feinheit aufgetragen, wie I, 348, wo von Mirabeau's vereitelter Bemühung zur Unterstützung des Veto gesprochen ist, folgender: „Die öffentliche und uneingeschränkte Erörterung über eine politische Frage war noch „ein neues Vergnügen in Frankreich, und wurde in gegenwärtigem Falle mit aller der Hitze verfolgt, welche neue „Vergnügungen in diesem Lande gemeiniglich erregen." Fragt man, auf welchen Gesichtspunkt der Verf. das Ganze der Revolution im Allgemeinen zurückführt: so bleiben wir unsern Lesern freylich eine bestimmte Antwort schuldig; beynahe aber dünkt es uns, daß, außer der bemerkten politischen Parallele und außer den partikulären Rücksichten auf England, eines seiner Hauptaugenmerke das Ungewohnte und Frappante gewesen sey. Eine Stelle im acht und zwanzigsten Kapitel des zweyten Bandes, S. 400, wo von der gewissenhaften Aufmerksamkeit des Königs, durch keine seiner Maaßregeln der Constitution zu nahe zu treten, und von der Begierde seiner Feinde, Stoff zu einer solchen Anklage wider ihn zu finden, die Rede ist, scheint die von uns gefaßte Idee nicht undeutlich zu bekräftigen. Dieser Gesichtspunkt rechtfertigt auch einzig und allein eine gewisse Gattung von Betrachtungen, wie die, I, 78—80, mitgetheilten sind, auf welche der Verf. öfters zurückkömmt, und deren Nothwendigkeit dem Leser keinesweges einleuchtet. So wenig wir nun aber in Abrede sind, daß eine Schilderung von dieser, in ihren Ursachen und Wirkungen so disparaten Begebenheit auf obige Weise als zeitkürzende Lectüre vielleicht mit Glücke versucht werden könne: so sehr behaupten wir gleichwohl, daß dieß der eigentliche Charakter nicht sey, worunter die das Geschichtliche einer so grossen Staatsveränderung ausmachenden Ereignisse, wenn sie ein Werk von dauernder Belehrung für künftige Geschlechter bleiben sollen, zu bringen sind. Von dieser Art von Unterricht ist übrigens das angezeigte Werk nichts weniger als leer, da dessen Verf. genugsame Proben von seiner Kenntniß des menschlichen Herzens gegeben; im Ganzen aber eine Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe an den Tag gelegt hat, wofür schon die zu gleicher Zeit ihm gemachten Vorwürfe zu sehr begünstigter Demokratie und Aristokratie eine Art von Bürgschaft sind.

Die ersten beyden Kapitel (S. 1—43) legen einige die Geschichte und Verfassung, die neuesten Staats- und Sittenveränderungen Frankreichs, und die Charakteristik einiger seiner Könige betreffende Notionen vor, die, wie uns dünkt, in jeder historischen Entwickelung der Ursachen der französischen Revolution nicht unbesprochen bleiben dürfen, und die, an dieser Stelle, von dem Verf. mit reifer Sachkenntniß detaillirt, und durch einige treffende Züge anziehend gemacht sind. Eine ironische Folgerung, die S. 40 und 41 mit kaustischer Laune vorgetragen ist, hätte der Verf. als ein im Ernste gelehrtes, von vielen geglaubtes und verfochtenes Axiom in manchen Gegenden Deutschlands zu seiner Zeit laut genug ertönen hören können. „Man hat uns," sagt er, „seit Kurzem mit besonderem Nachdrucke gelehrt, daß das, „was in der Theorie vortrefflich scheint, in der Praxis ungereimt ist; und daß viele Dinge, deren erster Anblick dem „Gemüthe anfangs Abneigung erregt, nichts desto weniger „sehr vortheilhaft sind, sobald sie in Ausübung gebracht wer„den." — — „Aus dem nämlichen Raisonnement läßt sich „folgern, daß der Patriotismus, der am Anfange der Revo„lution auf die Franzosen und auf die Anstrengung aller ihrer „Kräfte, um die Mißbräuche zu verbessern, und eine freye „Constitution zu erlangen, wirkte, und der gleichwohl in sei„nem Erfolge sich getäuscht sahe, den Menschen zur War„nung dienen soll, nie wieder einen ähnlichen Versuch zu wa„gen; sondern vielmehr zu Errichtung despotischer Regierun„gen mit Herkulischer Gewalt sich zu vereinigen, um die „Hydra der Demokratie zu zerdrücken, wo sie es nur ver„sucht, ihre grimmigen Köpfe empor zu heben. Und da der „Geist der Freyheit in Frankreich von einer Rotte der ab„scheulichsten Menschen, die je die Erde trug, in die ruchlo„sesten Zwecke verkehrt worden ist: so sollte der Geist des lei„denden Gehorsams und der sclavischen Unterwerfung, in „jedem Lande, allein sorgfältig gepflegt, und von jeder Re„gierung, zur Sicherheit und Ruhe des menschlichen Ge„schlechts, geehrt werden. Und um den Frieden und die „Wohlfahrt der regierenden Gewalt bey allen Nationen, wel„ches der Hauptgegenstand der Regierung ist, vollkommen „zu sichern: so würde es gut seyn, ihr die Macht zu gewäh„ren, zur Zeit einer Unruhe alle verdächtige Personen zu „zwingen, Fesseln zu tragen; da Niemand es läugnen kann, „daß

„daß es Weisheit und Gerechtigkeit ist, Rasende und Mör-
„der in Ketten zu legen.“ — —

Drittes Kapitel. Die durch Herrn von Calonne beschlossene Versammlung der Notabeln. Die vorgeschlagene Stempeltaxe sollte allein jährlich an die dreyßig Millionen Livres einbringen. Seine übrigen Operationen giengen auf Kosten der Geistlichkeit; dieß zog ihm den Haß dieses Körpers zu, ohne ihm die Liebe des übrigen Theils der Nation zu verschaffen. So gern man die Geistlichkeit von Rechten entblößt sah, die ihrem Berufe fremd waren; und so abgeneigt der König für seine Person dem Erzbischof von Toulouse war, der schon lange seine Wünsche darauf gerichtet hatte, Minister zu werden: so stürzte doch den Herrn von Calonne seine eigene Unbedachtsamkeit dadurch, daß er vor der Zeit behauptete, die Versammlung werde allen Forderungen des Königes einmüthig beystimmen; und die vereinigte Bemühung der Königinn, der Tanten des Königes und des Abbé Vermon, der eine Creatur des Erzbischofs von Toulouse, und ehedem Lehrer der Königinn an dem Hofe zu Wien gewesen war, vermochte den König, dem Erzbischof von Toulouse den Titel und die Würde eines Principalministers zu ertheilen, und ihm einen andern als Generalcontrolleur der Finanzen an die Seite zu stellen. Man war der Meinung, der König könne die gereizten Gemüther der Geistlichkeit nicht besser besänftigen, als wenn er ein ausgezeichnetes Glied dieses Standes zum Nachfolger ihres Feindes erwählte. Die Versammlung selbst wurde bald nachher aufgehoben; aber die Wirkungen, die die Zusammenkunft derselben hervorgebracht hatte, waren nicht so leicht vertilgt. Die heftigen und unklugen Maaßregeln des neuen Ministers vermehrten das Geschrey nach der Versammlung der Generalstaaten. Der Lit de justice, wozu der Erzbischof dem Könige gerathen, und die Verweisung des sich widersetzenden Parlements nach Troyes, wozu er den König vermocht hatte, vermehrten eben so sehr die Popularität des Parlements, als der Haß des Hofes zunahm. Die erstere war indeß von kurzer Dauer; weil das Parlement in seiner Verbannung dasjenige that, was es in der Hauptstadt zu thun sich geweigert hatte. Die Protestation des Herzogs von Orleans gegen die neue Anleihe sey bloß die Wirkung seiner Anglomanie gewesen. Um die Regierung des Parle-

ments sowohl, als der Generalstaaten zu überheben, ward von dem Principalminister der neue Plan der Cour pleniere ausgesonnen, um die Edicte des Königs zu registriren. Das Edict, das diese wichtige Neuerung verordnete, ward zu Versailles, bey ausgestellten Schildwachen gedruckt. Aber Herr von Espremenil hatte sich eine Kopie davon zu verschaffen gewußt, wodurch der nicht übel ausgedachte Plan zum Theil vereitelt war. Dem commandirten Officiere, der sich der Person des Herrn von Espremenil bemächtigen sollte, antwortete ein Mitglied: „Der ganze Gerichtshof „sey aus Espremenils zusammengesetzt.“ Dieser übergab sich endlich, um eine Mordscene zu verhüten, selbst. „Während daß dieser offenbare Bruch zwischen dem Hofe und dem „Parlemente,“ so schließt sehr richtig D. Moore dieses Kapitel, „dahin abzielte, den Einfluß beyder zu schwächen, „nährte er eine dritte Macht, auf die weder der eine noch „das andere bisher eigentlich geachtet hatte, und die zuletzt „die Ursache des Untergangs von beyden ward.“ —

Viertes Kapitel. Zunehmender Haß gegen den Erzbischof. Oeffentliche Beweise davon bey Aufführung der Athalie des Racine, in welchem Stücke ein gottloser Priester vorkömmt. Gegenvorstellungen des Parlements, „in „solchen Ausdrücken,“ sagt der Verf., „daß man hätte glauben sollen, Frankreich habe eine wahrhaft freye und vortreffliche Regierungsverfassung gehabt.“ Abermaliger Lit de justice zu Versailles, um einen Begriff von dem neuen Gerichtshof zu geben, und die Mitglieder des Parlements zur Theilnahme an demselben zu bringen. Protest des Parlements wider diese Theilnahme, und Briefe von sechs Pairs, daß sie keinen Theil an den Verrichtungen des neuen Gerichtshofs nehmen würden. Hartnäckiges Bestehen auf dem vom Hofe geschützten Plan, ohne Mittel, ihn durchzusetzen. Zwecklose Scenen. Neuer Protest. Versiegelung der Kammern des Parlements mit dem königlichen Siegel. Drey Pairs treten ab. Das Parlement von Chatelet beharrt auf seinem Protest. Die übrigen Parlementer der Provinzen folgen ihm. Mißvergnügen und Aufstand in Bretagne, Dauphiné, Languedoc, und in andern Theilen des Reichs. Der Minister legt seine Stelle nieder, und entweicht nach Italien. —

Fünf-

Fünftes Kapitel. Eine bey Zeiten vorgenommene Reform der drückendsten Mißbräuche würde das wirksamste Mittel, Ruhe zu erhalten, gewesen seyn. Man schmeichelte sich, durch die Zurückberufung **Neckers**, den **Maurepas** gestürzt hatte, dazu zu gelangen. Zurückberufung der verbannten Magistratspersonen. Wiedereinsetzung der Parlementer in die Verwaltung ihrer Aemter. Stimmung der Pariser zu politischen Discussionen. Debatten über die Einrichtung der **Versammlung der Generalstaaten**, und über die Zahl der Deputirten des dritten Standes. **Zweyte Versammlung der Notabeln**, um ihr Gutachten über diesen Gegenstand einzuholen. Unerwartetes Decret des Parlements, die Generalstaaten auf die nämliche Art zu constituiren, wie im Jahre 1614, wo der dritte Stand ohngefähr die nämliche Zahl von Repräsentanten hatte, wie ein jeder der beyden andern Stände. Entscheidung der Notabeln, daß der dritte Stand bloß eine gleiche Zahl haben solle. Unerwartete Proclamation des Königs, daß die Zahl der Deputirten des dritten Standes der Zahl der zwey andern Stände zusammen genommen gleich seyn sollte; jene im Monate December des Jahrs 1788, diese gegen das Ende eben dieses Monats. Der Verf. will aber dieses Benehmen **Neckern** nicht der Verstellung und Falschheit beschuldigen. „Er muß indessen," setzt er hinzu, „gewußt „haben, daß er wenig darauf rechnen dürfte, je einen bedeu„tenden Einfluß bey dem Adel zu erlangen, dessen größerer „Theil ihn in Rücksicht seiner Geburt mehr verachtete, als „er ihn wegen seiner Talente und Rechtschaffenheit bewun„derte. Eben so wenig durfte er hoffen, ein Liebling der „Geistlichkeit zu werden, die ihn in Ansehung seiner beson„dern Religion mehr haßte, als sie ihn wegen seiner allge„meinen Frömmigkeit schätzte; aber indem er die Macht des „dritten Standes vermehrte, und so denselben an sich zog, „so konnte er gewiß seyn, seine eigene zu befestigen, und da„durch in den Stand gesetzt zu werden, alles das Gute, was „er wollte, zu thun, und allen den Ruhm einzuärndten, den „sein Ehrgeiz wünschte." Da man jetzt **Neckers** künstliche Rechtfertigung über die wegen dieses Beschlusses ihm gemachten Vorwürfe im ersten Bande seines ausführlichen Werks „**über die französische Revolution**" vielleicht im frischen Gedächtnisse hat: so wird man hoffentlich das, was **Moore** über diesen, von dem Staatsrath gebilligten, und zu Anfange

fange des Jahres 1789 bekannt gemachten Bericht weiter urtheilt, hier gern aufbehalten finden. Nachdem er S. 102 u. f. die Gründe, die Neckern für die doppelte Zahl der Deputirten des dritten Standes bestimmten, dargelegt, und die sonderbare Art gerügt, mit welcher Necker den Bedenklichkeiten des Königes begegnete, fährt er S. 107 also fort: „Da er" (Necker) „wohl wußte, daß sein Einfluß „im Cabinet von seiner Popularität abhienge, und er glaubte, daß es um seine Popularität geschehen seyn würde, „wenn er den Lieblingspunkt einer doppelten Repräsentation „des dritten Standes nicht durchsetzen könnte: so überredete „er den König zu dieser Maaßregel; doch ist es nicht schwer, „ihm eine gewisse Furcht anzumerken, daß man einen schlimmen Gebrauch davon machen möchte, eine Furcht, die selbst „aus dem, was er zu ihrem Vortheile sagt, hervorleuchtet." „Sein Ehrgeiz," fährt Moore S. 108 und 109 fort, „wiegte seine Furcht in Schlummer, und reizte ihn, alle die„se drohenden Uebel zu wagen, in der Ueberzeugung, die „seine Eitelkeit ihm einflößte, daß er die Kraft und die Fähig„keit besitze, sie zu überwinden. Hätte er mit Gewißheit „nur die Hälfte alles des Unheils, daß die Folge dieser „Maaßregel war, vorausgesehen: keine Betrachtung würde „ihn haben bewegen können, sie anzurathen; denn gewiß, „er hatte die Wohlfahrt der französischen Nation aufrichtig „am Herzen, und sein größter Ehrgeiz war, das Werkzeug „derselben zu werden. Obgleich ein geborner Republikaner, „so war er doch der Meinung, daß eine republikanische „Staatsverfassung weder dem Umfange des französischen „Reichs, noch dem Charakter des französischen Volks ange„messen wäre. Er war ein Freund der Freyheit; aber er „glaubte, sie könnte sich bloß unter einer eingeschränkten mo„narchischen Verfassung einen immerwährenden und glückli„chen Aufenthalt in Frankreich versprechen; doch glaubt man, „daß sein Verhalten unmittelbar vor der Versamm„lung der Generalstaaten, und einige Zeit nachher sehr „viel zur Vernichtung der Monarchie in Frankreich, „und zur Gründung einer Republik beygetragen habe." u. s. w. — —

Das sechste Kapitel, worin die Rechte und Privilegien des großbritannischen Adels mit den Rechten und Privilegien des Adels in Frankreich verglichen sind, können wir

wir hier füglich übergehen. Nur folgende Stelle scheint uns der Aufmerksamkeit besonders werth zu seyn. Der Verf. hatte von dem gewaltsamen Ausbruche gesprochen, den der Druck des Despotismus in Frankreich hervorgebracht, und fährt S. 119 also fort: „Die glühende Asche dieses Aus-„bruchs, die glücklicher Weise auf einen zu ihrer Aufnahme „so wenig geschickten Boden, wie z. B. England, geworfen „worden ist, wird wahrscheinlich von selbst und ohne einigen „andern Schaden, als den abscheulichen Geruch ihrer Aus-„dampfung erkalten; so wie hingegen, wenn man sie, aus „einem unvorsichtigen Eifer, sie zu zerstreuen, mit Gewalt „umrühren wollte, sie ihr Feuer mittheilen und neue Flam-„men verbreiten kann.“ — —

Siebentes Kapitel. Plünderung der Papiermanufaktur des Fabrikanten Reveillon während des Wahlgeschäftes. Nachläßigkeit der Policey bey diesem Aufstande. Der noch jüngst vom Dewodoard in der „*histoire philosophique de la revolution de France*“ vorgetragenen Behauptung, daß dieser Aufstand ein Manöver des Hofes gewesen, um ein so starkes Truppenkorps in die Nähe von Paris und Versailles zu ziehen, als man brauchte, das Volk in Furcht zu halten, und die Versammlung den Absichten des Hofes geneigter zu machen, widerspricht auch Moore, der eben so die Beschuldigungen der Hofpartey, die die Volkshäupter im Verdacht hatte, widerlegt, und diesen unglücklichen Aufruhr entweder einem Privathasse gegen Reveillon, oder falschen Gerüchten zuschreibt. Neben der Eifersucht, die bey Eröffnung der Versammlung unter den drey Ständen ohnehin aus leicht begreiflichen Ursachen, herrschend war, gab auch das erniedrigende Ceremoniel, da man der Geistlichkeit und dem Adel beyde Thürflügel, den Deputirten des dritten Standes aber nur einen öffnete; erstere in des Königs Cabinet, letztere aber in einem Vorzimmer empfangen wurden, und die vorgeschriebene Ceremonialkleidung der verschiedenen Stände Gelegenheit zu neuem Anstoß. Jemehr indeß der kleine schwarze Mantel und das bunte Kleid des dritten Standes dem prächtig gekleideten Adel zum Gespötte war: so zeigte doch das Volk die höchste Achtung für die vielfarbig gekleideten Deputirten, indem es ihre glänzenden Nebenbuhler unbemerkt vorüberziehen ließ. Schwierigkeiten, die Verification der Vollmachten der Deputirten betreffend. Bestimmter

ter Entschluß des dritten Standes, die Verification nicht anders als gemeinschaftlich mit dem ersten und zweyten Stande vorzunehmen, um sich dadurch gegen das Votiren nach den Ständen zu verwahren. List der Geistlichkeit, den gemeinschaftlichen Berathschlagungen auszuweichen. Der dritte Stand entgeht dieser Schlinge. Fruchtlose Vermittelung des Königes. Verification der Vollmachten der Deputirten des dritten Standes mit einigen von der Geistlichkeit, am 15. und 17. Juny, nachdem der Adel zu der Verification der seinigen in seinem eigenen Saale geschritten war. „Wäh„rend daß er so seine eigene Popularität zu Grunde richtete,“ sagt S. 141 der Verfasser, „so vermehre er die des dritten „Standes, und gab den Gemeinen ein Beyspiel an die Hand, „welchem diese folgten„ sobald als sie glaubten, daß der Bey„fall des Volks sie unterstützen würde.“ Neue Debatten über den Namen, den die Versammlung annehmen sollte. Den Namen Nationalversammlung schlug, nach vielen grammatischen und logischen Spitzfindigkeiten endlich le Grand vor, und die Majorität nahm ihn an. —

Achtes Kapitel. Betrachtungen über Mirabeau und seinen Einfluß auf die Nationalversammlung, von S. 149—154. Da er keine Aussicht vor sich sahe, von dem Adel als ein Deputirter zu den Generalstaaten gewählt zu werden: so wendete er sich in dieser Rücksicht unmittelbar an den dritten Stand, und war in seinen Bemühungen glücklich. Es war ein schlimmer Umstand für Frankreich, daß Mirabeau in keinem guten Vernehmen mit Necker stand. Hätte er seine Talente und seine Geschicklichkeit zur Unterstützung der guten Absichten, und zur Berichtigung der Theorien des letztern auswirken lassen: so hätte man, da sie beyde Freunde der Freyheit waren, und keiner von ihnen eine Republik wünschte, eine in der Anwendung brauchbare Regierungsverfassung von monarchischer Art, und auf Freyheit gegründet errichten können. Erste Beschlüsse der Nationalversammlung, keine Taxen ohne Billigung der Repräsentanten gesetzlich werden zu lassen, und, im Einverständnisse mit dem Könige, die Nationalschulden sobald als möglich in Betrachtung zu nehmen. Entscheidendes Betragen des dritten Standes. Plan- und Muthlosigkeit des Adels und der Geistlichkeit; während daß die Gemeinen von der ersten Zusammenkunft der Generalstaaten, bis zu der Vereinigung der drey

Stän-

Stände, nie einen Schritt umsonst thaten, nie zur Rechten oder zur Linken auswankten; sondern unverrückt ihr Ziel verfolgten, und jedes neue Recht, das sie forderten, durchsetzten; obgleich die meisten derselben anfangs ihnen verweigert, und einige zur höchsten Unzeit verlangt worden waren. Die Deputationen des dritten Standes an den König werden bloß von dem Siegelbewahrer; die Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit unmittelbar von dem König angenommen. Der dritte Stand macht diesem Unterschiede ein Ende. Die Geringschätzung, womit die höhere Geistlichkeit die niedere behandelt, macht letztere geneigt, den dritten Stand, unter welchem sie mit vielen auf einem Fuß von Gleichheit und Freundschaft lebte, zu begünstigen. Der Landgeistliche wurde sogar mit einem Male ein Lieblingscharakter auf der Bühne, und oft als das Vehikel patriotischer Gesinnungen aufgeführt. So wohnte Moore im Jahre 1792 einer Vorstellung bey, von welcher man ihm sagte, daß sie sich auf eine wirkliche Begebenheit gründe, wo der Pfarrer selbst seinen Priesterrock aufschürzt, einen Säbel umgürtet, eine Flinte ergreift, und, an der Spitze seiner Zuhörer, wider eine Partie einbrechender Ulanen marschirt. Diese Popularität schränkte sich indessen lediglich auf die niedern Klassen der Geistlichkeit ein. Das Vorurtheil gegen die Höhern fuhr ununterbrochen fort, sich zu vermehren. Man sey doch damit umgegangen, einen Unterschied zwischen den Ständen aufrecht zu erhalten, daß die Versammlung nach den Ständen votiren, und daß jeder Stand das Vorrecht haben solle, eine negative Stimme auf das Verfahren der beyden andern zu legen. Neckers wahre Gesinnung über diese Frage zu errathen, sey schwer. Das Verlangen nach Popularität habe ihn abgehalten, das Votiren nach den Ständen zu empfehlen; seine Abgeneigtheit, dem Hofe zu mißfallen, und die Furcht vor der Heftigkeit gewisser Anführer des dritten Standes möge ihn gehindert haben, das Votiren nach den Köpfen anzurathen. Necker empfahl keines von beyden ganz, und doch empfahl er auf gewisse Weise beydes. Das, was er zum Vortheil des Votirens nach den Ständen sagte, wurde mit großem Beyfalle von dem Adel und der Geistlichkeit aufgenommen. Dieß zeigte nur noch mehr die Wichtigkeit, die sie auf diesen Umstand legten, und war eine Erinnerung für den dritten Stand, seiner Seits auch ein Gewicht darauf zu legen. Jetzt, da man einmal dem dritten Stande

die

die doppelte Repräsentation zugestanden hatte, kam Neckers Abneigung gegen das Votiren nach den Köpfen zu spät. Dieß hieß erst den Löwen hereinlassen, und dann versuchen, ihm einen Maulkorb anzulegen. Gleichwohl setzten die beyden höhern Stände ihre Versammlungen in ihren beyderseitigen Sälen fort, und schienen noch immer entschlossen zu seyn, das Verfahren des dritten Standes nicht durch ihre Gegenwart zu sanctioniren. Diese Weigerung des Adels und der Geistlichkeit war ein Gegenstand des Epigrammes und der Satyre für die Pariser; ein Lied, das auf allen Straßen ertönte, bestand aus folgenden Zeilen:

Vive le Tiers-Etat de France!
Il aura la prépondérance
Sur le Prince, sur le Prélat;
Ahi! Povera Nobilità!

Adelich zu seyn, hieß jetzt ein Verbrechen; und man sprach von dem Adel als den Nichtswürdigsten unter den Menschen, und den erklärten Feinden des Vaterlandes, weil er sich weigerte, in den gegenwärtigen Angelegenheiten mit dem dritten Stande sich zu vereinigen. Reflexionen über die entgegengesetzte Art, auf welche die französische Revolution von zweyerley Klassen von Menschen in ganz Europa betrachtet worden ist, von S. 170—174. Man darf weder die eine des Vorhabens beschuldigen, ihr Vaterland in eine Scene von Anarchie, Blutvergießen und Raub zu verwickeln; noch die zweyte als Feinde der Freyheit und Freunde der Tyranney verdammen. Mirabeau's Journal, das mit der Activität der Versammlung der Generalstaaten anfieng, und von den Verhandlungen derselben Bericht ertheilen sollte. Nachdem es einige Personen der beyden priviligirten Stände angegriffen hatte, wurde es durch ein Decret des geheimen Raths unterdrückt; aber unter dem veränderten Titel: „Briefe des Grafen von Mirabeau an seine Committenten," wieder fortgesetzt. Gegen Mirabeau's Versuche, Neckern lächerlich zu machen, schützte diesen seine große Popularität. Der durch Neckern veranlaßte Aufschub der Bestrafung der Aufrührer von Bretagne vergrößerte noch die Anhänglichkeit des Pöbels an seine Person. Den Deputirten des dritten Standes aber, die sich seine Leitung in Ansehung ihres Verhaltens in der Versammlung ausbaten, soll er, wie Moore von guter Hand zu wissen versichert, geant-

wor-

wortet haben: „Es wäre Pflicht des Ministers des Kö-
„nigs, die — Deputirten bis an die Thüre der Versamm-
„lung zu führen; aber hier müßte er sie der Leitung ihres ei-
„genen Verstandes und den Anweisungen ihrer Constituenten
„überlassen." Auch Mirabeau sucht, durch Malouets
Vermittelung, mit Neckern, zur Aufrechthaltung der Mo-
narchie, sich zu verbinden. Die von vielen erzählte, kalte
Aufnahme des erstern bey dem Minister. „So war," sagt
Moore am Schlusse des Kapitels, S. 180, „ihre Zusam-
„menkunft für den beabsichteten Zweck eben so vergebens, wie
„die von zwey Schiffern, die in dem nämlichen Boote rudern
„sollten, und die, wenn sie an der Treppe von Whitehall
„ankommen, die Themse gefroren finden." —

Neuntes Kapitel. Neckers zunehmender Ein-
fluß bey Hofe: er sprach beynahe allein alle Entscheidungen
des Cabinets aus, und die übrigen Mitglieder der Regie-
rung hatten mehr das Ansehen seiner Secretäre, als seiner
Collegen. Sein Plan zu einer Regierungsform, den zwar
der Staatsrath nur in einigen, nicht sehr wesentlichen, Wor-
ten änderte; die aber doch der Nationalversammlung höchst
anstößig waren. Vereinigung der Versammlung der Geist-
lichkeit mit der Nationalversammlung am 19ten Junii; ein
Schritt, der den Adel in solches Schrecken versetzte, daß
einer von ihnen dem König um Aufhebung der Generalstaa-
ten zu bitten vorschlug. Beunruhigung des Hofes. Procla-
mation einer königlichen Sitzung. Besetzung des Saals der
Nationalversammlung durch militärische Wache. Protesta-
tion des Präsidenten Bailly. Versammlung der Deputir-
ten im Ballhause. Die Deputirten befürchten, daß man
die Absicht habe, die Versammlung der Generalstaaten auf-
zuheben. Mouniers Vorschlag, sich durch einen Eyd aufs
feyerlichste zu verbinden, findet Gehör. Versammlung der
Deputirten in der Kirche des heil. Ludwigs. Zutritt zweyer
Deputirten von dem Stande des Adels, der einzigen, die
noch vor der königlichen Sitzung sich mit dem dritten Stande
vereinigten. Königliche Sitzung am 23sten Junii, mit vie-
lem militairischen Gepränge und anstößigem Ceremoniel.
Scharfer Wortwechsel des Präsidenten Bailly, mit dem kö-
niglichen Ceremonienmeister, dem Marquis von Breze'.
Neckers Abwesenheit von dieser Sitzung schien zu sagen, daß
er diese Maaßregel des Hofes nicht billige, und machte den

 Depu-

Deputirten selbst diejenigen Theile der königlichen Declara-
tion verdächtig, die mit ihren eigenen Grundsätzen am mei-
sten übereinstimmten. Diese Declaration, wodurch sogleich
alle Verhandlungen der Nationalversammlung für nichtig er-
klärt wurden, und deren Hauptpunkte von S. 201 — 204
dargelegt sind, kam, auch in ihren annehmlichen Theilen, viel
zu spät, war in den weniger annehmlichen, und viel zu dicta-
torischen Ausdrücken abgefaßt; die Deputirten des dritten
Standes aber waren bereits in eine so üble Laune gebracht,
und die Gemüther des Volks durch die militairischen Deta-
schements und so viele andere unangenehme Dinge so sehr mit
Vorurtheil gegen den Adel, Mißtrauen gegen den Hof, und
enthusiastischer Verehrung des dritten Standes erfüllt, daß
der Minister allerdings sehr zu tadeln war, der seinen Herrn
in die ungeschickte Lage des Befehlens gebracht, ohne sich des
Mittels, Gehorsam zu erzwingen, vorher versichert zu ha-
ben. Sobald als der König diesen peremtorischen Befehl
ausgesprochen hatte, begab er sich weg; der Adel und die
Mehrheit der Geistlichkeit folgte ihm; eine Menge die Straß-
sen anfüllender Menschen beobachtete ein mürrisches Schwei-
gen; selbst die nach dem Saale geschickten Arbeitsleute wag-
ten es nicht, die zurück gebliebenen Deputirten zu stören.
Herr von Breyé wurde abgeschickt, letztere an den Befehl
des Königes zu erinnern. Der Präsident versetzte, daß die
Nationalversammlung von Niemanden Befehl annehme.
Mirabeau benutzte den kritischen Augenblick, und rief dem
königlichen Officiere die ihm mit Unrecht zur Last gelegten be-
kannten Worte zu: „daß man die Deputirten nicht von die-
„ser Stelle wegbringen solle, als mit Gewalt der Bajonet-
„te.“ Zugleich wurden die Deputirten für unverletzlich er-
klärt, und des Abbé Sieyes Antrag genehmiget, daß die
Versammlungen öffentlich seyn, und die Zuschauer aus dem
Volke von dem Antheil an ihren Berathschlagungen nicht aus-
geschlossen werden sollten. —

Zehntes Kapitel. Neckers große Popularität.
Der Adel und die Minorität der Geistlichkeit, die mit dem
dritten Stande nicht vereiniget war, versammeln sich in ih-
ren beyderseitigen Zimmern; die andern Deputirten aber be-
rathschlagen in dem alten Saale, als ein vollständiger, ge-
setzgebender Körper. Zunehmende Bewegungen in Paris.
Volksgruppen im Palais royal. Nachahmung der National-

versammlung zu Versailles durch eine Gesellschaft junger Leute in Paris, von denen das: „hae nugae ad seria ducunt“ in jeder Rücksicht geltend war. Es sey ein charakteristischer Zug der französischen Nation, mehr als irgend einer andern, Empfindungen der Fröhlichkeit mit Empfindungen der Abscheulichkeit zu vermischen. Um die Gemüther der Pariser zu beruhigen, schrieb Necker einen Brief an den Policeylieutenant, daß der König die Generalstaaten nicht werde aus einander gehen lassen. „Und in der That,“ setzt hier der Verf. in einer merkwürdigen Stelle, S. 220 und 21, hinzu, „es war nun sowohl zu Versailles, als zu Paris, so „ziemlich klar, daß die Generalstaaten auf keine andre Art „entlassen werden würden, als um sie alle mit dem dritten „Stande, unter dem gemeinschaftlichen Namen der Natio„nalversammlung, zu vereinigen. Man wußte, daß dieß „der Wunsch des Herzogs von Orleans war, und man „glaubte allgemein, daß er aus kindischen und ungroßmüthi„gen Beweggründen herrühre; aber es gab Mitglieder unter „dem Adel, die, der Privilegien ungeachtet, die sie genos„sen, die Leiden der großen Masse ihrer Landsleute unter den „mannichfaltigen Mißbräuchen der alten Verfassung mit „schmerzhaftem Gefühle ansahen. Ihre Absicht war die Ver„besserung der Mißbräuche, und die Erlangung der Freyheit „durch die Einführung einer Verfassung, wobey der Fürst „sowohl, als das Volk, gewinnen würde; weil die Macht, „unrecht zu thun, und verderbt und unglücklich zu werden, „auf des ersteren Seite eingeschränkt, und die Nothwendig„keit, unter dem Drucke und der Beschimpfung sich zu schmie„gen, auf Seiten des Volks entfernt werden würde; weil „er Unterthanen erhalten würde, deren Liebe ihm Ehre bräch„te, anstatt der Sclaven, deren Beyfall nichts anders, als „ein Beweis ihrer eigenen Erniedrigung war. Aber die„ser Theil der Adlichen, die so dachten, dachte „auch, daß sie ihren Zweck nicht erreichen könnten, „ohne, unter den gegenwärtigen Umständen, die „Klasse, zu der sie selbst gehörten, und die sie dem „alten Systeme ergeben sahen, zu verlassen, und sich „mit dem dritten Stande zu vereinigen.“ Dieser Vorschlag ward wirklich am 24sten Junii in der Versammlung des Adels gethan, und einige der Mitglieder, die sich eben so sehr durch ihre Talente, als durch ihre Rechtschaffenheit auszeichneten, unterstützten die Schicklichkeit dieser Maaßre-

 gel,

gel, und am 27sten deß. Monats kamen wirklich sieben und vierzig Edelleute, worunter der Herzog von Rochefoucault, die Grafen Lally - Tolendal, Clermont - Tonnerre und andere Männer von unbescholtenem Charakter sich befanden, und incorporirten sich dem dritten Stande unter dem Vorgang des — — Herzogs von Orleans! Die Majorität des Adels, und die Minorität der Geistlichkeit fuhren indessen fort, in ihren beyderseitigen Sälen sich zu versammeln, und die Kammer des Adels entschied, daß sie, auf alle Fälle, abgesondert bleiben sollte. Diesen Rath ertheilte auch der Herzog von Luxembourg, der Präsident des Adelstandes, dem Könige, der in einer Privatunterredung zuerst ein Verlangen zur Vereinigung der Stände ausgedrückt haben soll. Brief des Königs an den Herzog von Luxembourg, daß der Adel mit den beyden übrigen Ständen in dem gemeinschaftlichen Saale sich vereinigen solle, damit sie die väterlichen Absichten, die der König vorhabe, ausführen und erfüllen möchten. Debatten darüber. Brief des Grafen von Artois, des Inhalts, daß ein längerer Widerstand das Leben des Königs in Gefahr setzen würde (welches wohl mehr von dem Leben des Grafen zu fürchten war). Brief des Königs an den Cardinal von Rochefoucault bey der Minorität der Geistlichen. Vereinigung der zwey privilegirten Stände mit dem dritten Stande. „Da Necker," setzt der Verf. S. 234 hinzu, „bey der königlichen „Sitzung abwesend, dagegen aber oft bey dem Könige gewe„sen war, und fleißig dem Staatsrathe zu der Zeit beyge„wohnt hatte, als der König den Entschluß faßte, die Ver„einigung der Stände vorzuschlagen: so wurde das Verdienst „davon ihm zugeschrieben." Unmäßig waren indeß die Erwartungen, die man von dieser Vereinigung sich versprach; auch wechselten, während daß sie im Werke war, ohne Unterlaß Couriere zwischen Versailles und Paris. Mirabeau selbst schmeichelte sich und seinen Landsleuten, die „Re„volution durch das alleinige Zusammentreffen von Ein„sichten und vaterländischen Gesinnungen bewirkt zu sehen." — — „Und da die Geschichte nur zu oft die Thaten wil„der Thiere erzähle: so sey es ihnen vergönnt, zu hoffen, „daß sie die Geschichte der Menschen, die Geschichte der „Brüder anfiengen, die, dazu bestimmt, sich gegenseitig „glücklich zu machen, beynahe in der Verschiedenheit ihrer „Meinungen selbst einig seyen, weil sie den nämlichen Gegen-

„stand verfolgten, und nur allein in den Mitteln von ein-
„ander abwichen." — „Die Jahrbücher der Welt," sagt
Moore von diesen weitgetriebenen Hoffnungen, „enthalten
„kein auffallenderes Beyspiel von der Nichtigkeit menschlicher
„Entwürfe, und von der Kurzsichtigkeit derer, die für den
„durchdringendsten Verstand berühmt sind, als die Schnel-
„ligkeit, mit welcher Wirkungen und Folgen, gerade denen
„entgegengesetzt, die man erwartete, von diesem Zeitpunkte
„an, an einander sich reiheten." — , — „Mirabeau
„selbst" fährt er fort, „lebte nicht lange genug, um ein
„Zeuge oder ein Opfer der grausamsten dieser Scenen der
„Anarchie und des Blutvergießens zu seyn, und zu bewei-
„sen, ob seine außerordentlichen Talente, wie einige
„(worunter der Verf. selbst ist) glauben, im Stande ge-
„wesen wären (seyn würden), beydes, die Freyheit
„zu sichern, und die Monarchie zu erhalten." —

Eilftes Kapitel. Fortdauernder Glaube, daß der Hof die Aufhebung der Nationalversammlung im Sinne habe, und daß sie der König nicht eher verlangt, als bis er sich selbst in persönlicher Gefahr gesehen. Bemühungen, das Volk wider den Adel aufzubringen. Politische Thaten im Palais Royal: der Graf von Artois, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon, Berthier, Foulon, und andre, darauf als Feinde des Volks vorgestellt. Die Vermuthung, daß der Herzog von Orleans dieses aufrührische Wesen aufmuntere, veranlaßt den Grafen von Artois, als Oberster der Schweizergarden, dem Palais Royal die Schweizerwache zu entziehen, die er doch nach wenigen Tagen wiederherstellen mußte. Selbst die königlichen Fußgarden, durch den beständigen Umgang mit den Einwohnern von Paris und Versailles angesteckt, schlagen sich zu den unruhigen Auftritten auf den Straßen, und verweigern die Subordination. Eilfe derselben in die Abtey gebracht. Mit Gewalt von dem aufgelaufenen Volke aus derselben befreyt. Appellation um Schutz für die Soldaten, die man als Opfer des Patriotismus betrachtet, bey der Nationalversammlung. Debatten über dieses Volksgesuch. Deputation an den König, das untrügliche Mittel der Gnade zur Herstellung der öffentlichen Ruhe zu gebrauchen. Befreyung der Soldaten. Zubringer und Verläumder, die den König zu stärkern Maaßregeln anzutreiben wünschten, als

er noch bis jetzt befolgt hatte. Mirabeau's Rede, „daß „wenig darauf ankomme, ob sie Ludwig den XVI. „oder Ludwig den XVII. auf dem Throne hätten," in Verbindung mit eben desselben Aeusserung, „daß es ein „glücklicher Umstand für Großbritannien sey, in der „Thronfolge - Acte von der geraden Erbfolge ab„gegangen zu seyn," erfüllte das Gemüth des Königes, so wie seiner Brüder und anderer Prinzen vom Geblüte, die den Herzog von Orleans verabscheueten, mit Schrecken. „Man hatte," setzt indessen der Verf. in einer Anmerkung S. 252 hinzu, „keinen hinreichenden Grund zu dem Ver„dachte, daß Mirabeau eine Verschwörung angesponnen „habe, den Herzog von Orleans auf den Thron zu brin„gen: höchstens gieng er so weit, daß er ihn zum General„lieutenant des Königreichs gewählt haben wollte; und selbst „davon stand er bald wieder ab, aus Verachtung gegen den „Charakter des Herzogs." Wie weit übrigens das entschlos„senere Verfahren des Königs gehen sollte, hatten wahrscheinlich die Parteyen selbst niemals festgesetzt; aus der Zahl und Stellung der Truppen aber, und aus dem Charakter des Marschals Broglio ergab sich, daß etwas Wichtiges im Werke gewesen sey. Mirabeau's Rede vom 8ten July vermehrte diese Besorgniß. „Mit welchem Auge," heißt es in dieser beredtesten seiner Reden unter andern, „mit welchem „Auge wird dieses von so vielem Elende angefallene Volk es „sehen, daß diese ungeheure Menge müßiger Soldaten kommt, „und ihm den Ueberfluß seiner Erhaltung streitig macht! Der „Contrast des Ueberflusses der einen (Brod ist in den Augen „des Hungrigen Ueberfluß), der Contrast des Ueberflusses der „einen, und des Mangels der andern, der gesicherte Zustand „des Soldaten, dem das Manna fällt, ohne an den andern „Morgen denken zu müssen, und die ängstliche Bekümmer„niß des Volks, das nichts erlangt, als auf Kosten mühse„liger Arbeiten und eines sauern Schweißes; dieser Contrast „ist dazu gemacht, die Herzen in Verzweiflung zu setzen." Adresse der Versammlung an den König, den Truppen Befehl zu ertheilen, sich aus der Nachbarschaft von Paris und Versailles zurück zu ziehen. Antwort des Königs und Erklärung, die Generalstaaten nach Noyon oder Soissons zu verlegen; sich selbst aber nach Compiegne zu begeben. Mirabeau erregt Mißtrauen gegen diese Antwort durch die Bemerkung, daß, bey aller Zuversicht gegen den König, man doch

doch keine in Minister setzen könne, die immer bereit wären, seine guten Absichten irre zu leiten; durch die Verlegung der Nationalversammlung nach Noyon und Soissons würde die Versammlung zwischen den um Paris gelagerten Truppen und denjenigen sich befinden, die plötzlich aus Flandern oder dem Elsaß gezogen werden könnten. Diese Vorstellungen blieben nicht ungefühlt; wurden aber doch von der Versammlung nicht befolgt, noch die Bitte um Zurückziehung der Truppen wiederholt, „und die Mäßigung," sagt S. 261 mit Wahrheit **Moore**, „die in dem gegenwärtigen Falle „bloß von einem Gefühle der Achtung gegen den König herrühren konnte, giebt den gewaltsamen Maaßregeln, die die Administration unmittelbar darauf ergriff, nur noch mehr ein übereiltes und unpolitisches Ansehen." Geheime Berathschlagungen und militärische Thätigkeit der Truppen und königlichen Leibgarden. Dunkle Gerüchte von einem neuen Plan. Versuch der Häupter der Volkspartey, die Truppen zu gewinnen. Die Bewirthung der letztern auf den Elyseischen Feldern durch einige Bürger von Paris beschleunigte die Ausführung des geheimen Plans, und erfüllte nicht nur des Königes Räthe mit Unruhe; sondern beraubte sie fast der gemeinen Klugheit. Kurz, eine neue Administration, an deren Spitze der **Marschall von Broglio** und **Breteuil** sich befanden, ward angekündigt, und der Lieblingsminister am 11ten July entlassen. Heftiger Tumult in Paris. **Neckers** und des **Herzogs von Orleans** Büsten in Trauerprocession durch die Straßen getragen. Militärischer Angriff durch den **Prinzen von Lambesc**. Gegenwehr. Zurückschlagung des Militärs, Plünderung. Errichtung der Bürgermiliz, eines regulären Corps von 48,000 Mann aus den Sectionen von Paris; dieses Corps befreyete die Einwohner von aller Furcht der Plünderung, und verminderte die Besorgnisse vor den regulären Truppen um ein Großes. Der Verf. beschließt S. 266 mit folgender Anmerkung, die wir mittheilen: „Der „Umstand," sagt er, „daß man die Hauptstadt in Districte „eingetheilt, und einem jeden derselben seinen eigenen bestimm„ten Wähler oder Wahlmann gegeben, hat mehr Einfluß „auf die Revolution gehabt, als man insgemein glaubt; „denn sobald man einige Gefahr befürchtete, mußten sich die „Wähler in ihren verschiedenen Distrikten versammeln, die „alle mit einander in Verbindung standen: in einem Augen-

 „blicke

ter Entschluß des dritten Standes, die Verification nicht anders als gemeinschaftlich mit dem ersten und zweyten Stande vorzunehmen, um sich dadurch gegen das Votiren nach den Ständen zu verwahren. List der Geistlichkeit, den gemeinschaftlichen Berathschlagungen auszuweichen. Der dritte Stand entgeht dieser Schlinge. Fruchtlose Vermittelung des Königes. Verification der Vollmachten der Deputirten des dritten Standes mit einigen von der Geistlichkeit, am 15. und 17. Juny, nachdem der Adel zu der Verification der seinigen in seinem eigenen Saale geschritten war. „Während daß er so seine eigene Popularität zu Grunde richtete," sagt S. 141 der Verfasser, „so vermehrte er die des dritten „Standes, und gab den Gemeinen ein Beyspiel an die Hand, „welchem diese folgten, sobald als sie glaubten, daß der Bey„fall des Volks sie unterstützen würde." Neue Debatten über den Namen, den die Versammlung annehmen sollte. Den Namen Nationalversammlung schlug, nach vielen grammatischen und logischen Spitzfindigkeiten endlich le Grand vor, und die Majorität nahm ihn an. —

Achtes Kapitel. Betrachtungen über Mirabeau und seinen Einfluß auf die Nationalversammlung, von S. 149 — 154. Da er keine Aussicht vor sich sahe, von dem Adel als ein Deputirter zu den Generalstaaten gewählt zu werden: so wendete er sich in dieser Rücksicht unmittelbar an den dritten Stand, und war in seinen Bemühungen glücklich. Es war ein schlimmer Umstand für Frankreich, daß Mirabeau in keinem guten Vernehmen mit Necker stand. Hätte er seine Talente und seine Geschicklichkeit zur Unterstützung der guten Absichten, und zur Berichtigung der Theorien des letztern auswirken lassen: so hätte man, da sie beyde Freunde der Freyheit waren, und keiner von ihnen eine Republik wünschte, eine in der Anwendung brauchbare Regierungsverfassung von monarchischer Art, und auf Freyheit gegründet errichten können. Erste Beschlüsse der Nationalversammlung, keine Taxen ohne Billigung der Repräsentanten gesetzlich werden zu lassen, und, im Einverständnisse mit dem Könige, die Nationalschulden sobald als möglich in Betrachtung zu nehmen. Entscheidendes Betragen des dritten Standes. Plan- und Muthlosigkeit des Adels und der Geistlichkeit; während daß die Gemeinen von der ersten Zusammenkunft der Generalstaaten, bis zu der Vereinigung der drey

Stän-

Stände, nie einen Schritt umsonst thaten, nie zur Rechten oder zur Linken auswankten; sondern unverrückt ihr Ziel verfolgten, und jedes neue Recht, das sie forderten, durchsetzten; obgleich die meisten derselben anfangs ihnen verweigert, und einige zur höchsten Unzeit verlangt worden waren. Die Deputationen des dritten Standes an den König werden bloß von dem Siegelbewahrer; die Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit unmittelbar von dem König angenommen. Der dritte Stand macht diesem Unterschiede ein Ende. Die Geringschätzung, womit die höhere Geistlichkeit die niedere behandelt, macht letztere geneigt, den dritten Stand, unter welchem sie mit vielen auf einem Fuß von Gleichheit und Freundschaft lebte, zu begünstigen. Der Landgeistliche wurde sogar mit einem Male ein Lieblingscharakter auf der Bühne, und oft als das Vehikel patriotischer Gesinnungen aufgeführt. So wohnte Moore im Jahre 1792 einer Vorstellung bey, von welcher man ihm sagte, daß sie sich auf eine wirkliche Begebenheit gründe, wo der Pfarrer selbst seinen Priesterrock aufschürzt, einen Säbel umgürtet, eine Flinte ergreift, und, an der Spitze seiner Zuhörer, wider eine Partie einbrechender Ulanen marschirt. Diese Popularität schränkte sich indessen lediglich auf die niedern Klassen der Geistlichkeit ein. Das Vorurtheil gegen die Höhern fuhr ununterbrochen fort, sich zu vermehren. Man sey doch damit umgegangen, einen Unterschied zwischen den Ständen aufrecht zu erhalten, daß die Versammlung nach den Ständen votiren, und daß jeder Stand das Vorrecht haben sollte, eine negative Stimme auf das Verfahren der beyden andern zu legen. Neckers wahre Gesinnung über diese Frage zu errathen, sey schwer. Das Verlangen nach Popularität habe ihn abgehalten, das Votiren nach den Ständen zu empfehlen; seine Abgeneigtheit, dem Hofe zu mißfallen, und die Furcht vor der Heftigkeit gewisser Anführer des dritten Standes möge ihn gehindert haben, das Votiren nach den Köpfen anzurathen. Necker empfahl keines von beyden ganz, und doch empfahl er auf gewisse Weise beydes. Das, was er zum Vortheil des Votirens nach den Ständen sagte, wurde mit großem Beyfalle von dem Adel und der Geistlichkeit aufgenommen. Dieß zeigte nur noch mehr die Wichtigkeit, die sie auf diesen Umstand legten, und war eine Erinnerung für den dritten Stand, seiner Seits auch ein Gewicht darauf zu legen. Jetzt, da man einmal dem dritten Stande

die

die doppelte Repräsentation zugestanden hatte, kam Neckers Abneigung gegen das Votiren nach den Köpfen zu spät. Dieß hieß erst den Löwen hereinlassen, und dann versuchen, ihm einen Maulkorb anzulegen. Gleichwohl setzten die beyden höhern Stände ihre Versammlungen in ihren beyderseitigen Sälen fort, und schienen noch immer entschlossen zu seyn, das Verfahren des dritten Standes nicht durch ihre Gegenwart zu sanctioniren. Diese Weigerung des Adels und der Geistlichkeit war ein Gegenstand des Epigrammes und der Satyre für die Pariser; ein Lied, das auf allen Straßen ertönte, bestand aus folgenden Zeilen:

Vive le Tiers-Etat de France!
Il aura la prépondérance
Sur le Prince, sur le Prélat;
Ahi! Povera Nobilità!

Adelich zu seyn, hieß jetzt ein Verbrechen; und man sprach von dem Adel als den Nichtswürdigsten unter den Menschen, und den erklärten Feinden des Vaterlandes, weil er sich weigerte, in den gegenwärtigen Angelegenheiten mit dem dritten Stande sich zu vereinigen. Reflexionen über die entgegengesetzte Art, auf welche die französische Revolution von zweyerley Klassen von Menschen in ganz Europa betrachtet worden ist, von S. 170—174. Man darf weder die eine des Vorhabens beschuldigen, ihr Vaterland in eine Scene von Anarchie, Blutvergießen und Raub zu verwickeln; noch die zweyte als Feinde der Freyheit und Freunde der Tyranney verdammen. Mirabeau's Journal, das mit der Activität der Versammlung der Generalstaaten anfieng, und von den Verhandlungen derselben Bericht ertheilen sollte. Nachdem es einige Personen der beyden privilegirten Stände angegriffen hatte, wurde es durch ein Decret des geheimen Raths unterdrückt; aber unter dem veränderten Titel: „Briefe des Grafen von Mirabeau an seine Committenten,“ wieder fortgesetzt. Gegen Mirabeau's Versuche, Neckern lächerlich zu machen, schützte diesen seine große Popularität. Der durch Neckern veranlaßte Aufschub der Bestrafung der Aufrührer von Bretagne vergrößerte noch die Anhänglichkeit des Pöbels an seine Person. Den Deputirten des dritten Standes aber, die sich seine Leitung in Ansehung ihres Verhaltens in der Versammlung ausbaten, soll er, wie Moore von guter Hand zu wissen versichert, geantwor-

wortet haben: „Es wäre Pflicht des Ministers des Kö-
„nigs, die — Deputirten bis an die Thüre der Versamm-
„lung zu führen; aber hier müßte er sie der Leitung ihres ei-
„genen Verstandes und den Anweisungen ihrer Constituenten
„überlassen.“ Auch Mirabeau sucht, durch Malouets
Vermittelung, mit Neckern, zur Aufrechthaltung der Mo-
narchie, sich zu verbinden. Die von vielen erzählte, kalte
Aufnahme des erstern bey dem Minister. „So war,“ sagt
Moore am Schlusse des Kapitels, S. 180, „ihre Zusam-
„menkunft für den beabsichteten Zweck eben so vergebens, wie
„die von zwey Schiffern, die in dem nämlichen Boote rudern
„sollten, und die, wenn sie an der Treppe von Whitehall
„ankommen, die Themse gefroren finden.“ —

Neuntes Kapitel. Neckers zunehmender Ein-
fluß bey Hofe: er sprach beynahe allein alle Entscheidungen
des Cabinets aus, und die übrigen Mitglieder der Regie-
rung hatten mehr das Ansehen seiner Secretäre, als seiner
Collegen. Sein Plan zu einer Regierungsform, den zwar
der Staatsrath nur in einigen, nicht sehr wesentlichen, Wor-
ten änderte; die aber doch der Nationalversammlung höchst
anstößig waren. Vereinigung der Versammlung der Geist-
lichkeit mit der Nationalversammlung am 19ten Junii; ein
Schritt, der den Adel in solches Schrecken versetzte, daß
einer von ihnen den König um Aufhebung der Generalstaa-
ten zu bitten vorschlug. Beunruhigung des Hofes. Procla-
mation einer königlichen Sitzung. Besetzung des Saals der
Nationalversammlung durch militärische Wache. Protesta-
tion des Präsidenten Bailly. Versammlung der Deputir-
ten im Ballhause. Die Deputirten befürchten, daß man
die Absicht habe, die Versammlung der Generalstaaten auf-
zuheben. Mouniers Vorschlag, sich durch einen Eyd aufs
feyerlichste zu verbinden, findet Gehör. Versammlung der
Deputirten in der Kirche des heil. Ludwigs. Zutritt zweyer
Deputirten von dem Stande des Adels, der einzigen, die
noch vor der königlichen Sitzung sich mit dem dritten Stande
vereinigten. Königliche Sitzung am 23sten Junii, mit vie-
lem militairischen Gepränge und anstößigem Ceremoniel.
Scharfer Wortwechsel des Präsidenten Bailly, mit dem kö-
niglichen Ceremonienmeister, dem Marquis von Brezé.
Neckers Abwesenheit von dieser Sitzung schien zu sagen, daß
er diese Maasregel des Hofes nicht billige, und machte den

Deputirten selbst diejenigen Theile der königlichen Declaration verdächtig, die mit ihren eigenen Grundsätzen am meisten übereinstimmten. Diese Declaration, wodurch sogleich alle Verhandlungen der Nationalversammlung für nichtig erklärt wurden, und deren Hauptpunkte von S. 201 — 204 dargelegt sind, kam, auch in ihren annehmlichen Theilen, viel zu spät, war in den weniger annehmlichen, und viel zu dictatorischen Ausdrücken abgefaßt; die Deputirten des dritten Standes aber waren bereits in eine so üble Laune gebracht, und die Gemüther des Volks durch die militairischen Detaschements und so viele andre unangenehme Dinge so sehr mit Vorurtheil gegen den Adel, Mißtrauen gegen den Hof, und enthusiastischer Verehrung des dritten Standes erfüllt, daß der Minister allerdings sehr zu tadeln war, der seinen Herrn in die ungeschickte Lage des Befehlens gebracht, ohne sich des Mittels, Gehorsam zu erzwingen, vorher versichert zu haben. Sobald als der König diesen peremtorischen Befehl ausgesprochen hatte, begab er sich weg; der Adel und die Mehrheit der Geistlichkeit folgte ihm; eine Menge die Straßen anfüllender Menschen beobachtete ein mürrisches Schweigen; selbst die nach dem Saale geschickten Arbeitsleute wagten es nicht, die zurück gebliebenen Deputirten zu stören. Herr von Breye' wurde abgeschickt, letztere an den Befehl des Königes zu erinnern. Der Präsident versetzte, daß die Nationalversammlung von Niemanden Befehl annehme. Mirabeau benutzte den kritischen Augenblick, und rief dem königlichen Officiere die ihm mit Unrecht zur Last gelegten bekannten Worte zu: „daß man die Deputirten nicht von dieser Stelle wegbringen solle, als mit Gewalt der Bajonette." Zugleich wurden die Deputirten für unverletzlich erklärt, und des Abbe' Sieyes Antrag genehmiget, daß die Versammlungen öffentlich seyn, und die Zuschauer aus dem Volke von dem Antheil an ihren Berathschlagungen nicht ausgeschlossen werden sollten. —

Zehntes Kapitel. *Neckers* große Popularität. Der Adel und die Minorität der Geistlichkeit, die mit dem dritten Stande nicht vereiniget war, versammeln sich in ihren beyderseitigen Zimmern; die andern Deputirten aber berathschlagen in dem alten Saale, als ein vollständiger, gesetzgebender Körper. Zunehmende Bewegungen in Paris. Volksgruppen im Palais royal. Nachahmung der National-

ver-

versammlung zu Versailles durch eine Gesellschaft junger Leute in Paris, von denen das: „hae nugae ad seria ducunt" in jeder Rücksicht geltend war. Es sey ein charakteristischer Zug der französischen Nation, mehr als irgend einer andern, Empfindungen der Fröhlichkeit mit Empfindungen der Abscheulichkeit zu vermischen. Um die Gemüther der Pariser zu beruhigen, schrieb **Necker** einen Brief an den Policeylieutenant, daß der König die Generalstaaten nicht werde aus einander gehen lassen. „Und in der That," setzt hier der Verf. in einer merkwürdigen Stelle, S. 220 und 21, hinzu, „es war nun sowohl zu Versailles, als zu Paris, so „ziemlich klar, daß die Generalstaaten auf keine andre Art „entlassen werden würden, als um sie alle mit dem dritten „Stande, unter dem gemeinschaftlichen Namen der Natio„nalversammlung, zu vereinigen. Man wußte, daß dieß „der Wunsch des **Herzogs von Orleans** war, und man „glaubte allgemein, daß er aus kindischen und ungroßmüthi„gen Beweggründen herrühre; aber es gab Mitglieder unter „dem Adel, die, der Privilegien ungeachtet, die sie genos„sen, die Leiden der großen Masse ihrer Landsleute unter den „mannichfaltigen Mißbräuchen der alten Verfassung mit „schmerzhaftem Gefühle ansahen. Ihre Absicht war die Ver„besserung der Mißbräuche, und die Erlangung der Freyheit „durch die Einführung einer Verfassung, wobey der Fürst „sowohl, als das Volk, gewinnen würde; weil die Macht, „unrecht zu thun, und verderbt und unglücklich zu werden, „auf des ersteren Seite eingeschränkt, und die Nothwendig„keit, unter dem Drucke und der Beschimpfung sich zu schmie„gen, auf Seiten des Volks entfernt werden würde; weil „er Unterthanen erhalten würde, deren Liebe ihm Ehre bräch„te, anstatt der Sclaven, deren Beyfall nichts anders, als „ein Beweis ihrer eigenen Erniedrigung war. Aber die„ser Theil der Adlichen, die so dachten, dachte „auch, daß sie ihren Zweck nicht erreichen könnten, „ohne, unter den gegenwärtigen Umständen, die „Klasse, zu der sie selbst gehörten, und die sie dem „alten Systeme ergeben sahen, zu verlassen, und sich „mit dem dritten Stande zu vereinigen." Dieser Vorschlag ward wirklich am 24sten Junii in der Versammlung des Adels gethan, und einige der Mitglieder, die sich eben so sehr durch ihre Talente, als durch ihre Rechtschaffenheit auszeichneten, unterstützten die Schicklichkeit dieser Maaßre-

gel, und am 27sten dess. Monats kamen wirklich sieben und vierzig Edelleute, worunter der Herzog von Rochefoucault, die Grafen Lally-Tolendal, Clermont-Tonnerre und andere Männer von unbescholtnem Charakter sich befanden, und incorporirten sich dem dritten Stande unter dem Vorgang des — — Herzogs von Orleans! Die Majorität des Adels, und die Minorität der Geistlichkeit fuhren indessen fort, in ihren beyderseitigen Sälen sich zu versammeln, und die Kammer des Adels entschied, daß sie, auf alle Fälle, abgesondert bleiben sollte. Diesen Rath ertheilte auch der Herzog von Luxembourg, der Präsident des Adelstandes, dem Könige, der in einer Privatunterredung zuerst ein Verlangen zur Vereinigung der Stände ausgedrückt haben soll. Brief des Königs an den Herzog von Luxembourg, daß der Adel mit den beyden übrigen Ständen in dem gemeinschaftlichen Saale sich vereinigen solle, damit sie die väterlichen Absichten, die der König vorhabe, ausführen und erfüllen möchten. Debatten darüber. Brief des Grafen von Artois, des Inhalts, daß ein längerer Widerstand das Leben des Königs in Gefahr setzen würde (welches wohl mehr von dem Leben des Grafen zu fürchten war). Brief des Königs an den Cardinal von Rochefoucault bey der Minorität der Geistlichen. Vereinigung der zwey privilegirten Stände mit dem dritten Stande. „Da Necker," setzt der Verf. S. 234 hinzu, „bey der königlichen „Sitzung abwesend, dagegen aber oft bey dem Könige gewe„sen war, und fleißig dem Staatsrathe zu der Zeit beyge„wohnt hatte, als der König den Entschluß faßte, die Ver„einigung der Stände vorzuschlagen: so wurde das Verdienst „davon ihm zugeschrieben." Unmäßig waren indeß die Erwartungen, die man von dieser Vereinigung sich versprach; auch wechselten, während daß sie im Werke war, ohne Unterlaß Couriere zwischen Versailles und Paris. Mirabeau selbst schmeichelte sich und seinen Landsleuten, die „Re„volution durch das alleinige Zusammentreffen von Ein„sichten und vaterländischen Gesinnungen bewirkt zu sehen." — — „Und da die Geschichte nur zu oft die Thaten wil„der Thiere erzähle: so sey es ihnen vergönnt, zu hoffen, „daß sie die Geschichte der Menschen, die Geschichte der „Brüder anfiengen, die, dazu bestimmt, sich gegenseitig „glücklich zu machen, beynahe in der Verschiedenheit ihrer „Meinungen selbst einig seyen, weil sie den nämlichen Gegen„stand

„stand verfolgten, und nur allein in den Mitteln von ein„ander abwichen.“ — „Die Jahrbücher der Welt,“ sagt Moore von diesen weitgetriebenen Hoffnungen, „enthalten „kein auffallenderes Beyspiel von der Nichtigkeit menschlicher „Entwürfe, und von der Kurzsichtigkeit derer, die für den „durchdringendsten Verstand berühmt sind, als die Schnel„ligkeit, mit welcher Wirkungen und Folgen, gerade denen „entgegengesetzt, die man erwartete, von diesem Zeitpunkte „an, an einander sich reiheten.“ —,— „Mirabeau „selbst“ fährt er fort, „lebte nicht lange genug, um ein „Zeuge oder ein Opfer der grausamsten dieser Scenen der „Anarchie und des Blutvergießens zu seyn, und zu bewei„sen, ob seine außerordentlichen Talente, wie einige „(worunter der Verf. selbst ist) glauben, im Stande ge„wesen wären (seyn würden), beydes, die Freyheit „zu sichern, und die Monarchie zu erhalten.“ —

Eilftes Kapitel. Fortdauernder Glaube, daß der Hof die Aufhebung der Nationalversammlung im Sinne habe, und daß sie der König nicht eher verlangt, als bis er sich selbst in persönlicher Gefahr gesehen. Bemühungen, das Volk wider den Adel aufzubringen. Politische Thaten im Palais Royal: der Graf von Artois, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon, Berthier, Foullon, und andre, darauf als Feinde des Volks vorgestellt. Die Vermuthung, daß der Herzog von Orleans dieses aufrührische Wesen aufmuntere, veranlaßt den Grafen von Artois, als Oberster der Schweizergarden, dem Palais Royal die Schweizerwache zu entziehen, die er doch nach wenigen Tagen wiederherstellen mußte. Selbst die königlichen Fußgarden, durch den beständigen Umgang mit den Einwohnern von Paris und Versailles angesteckt, schlagen sich zu den unruhigen Auftritten auf den Straßen, und verweigern die Subordination. Eilfe derselben in die Abtey gebracht. Mit Gewalt von dem aufgelaufenen Volke aus derselben befreyt. Appellation um Schutz für die Soldaten, die man als Opfer des Patriotismus betrachtet, bey der Nationalversammlung. Debatten über dieses Volksgesuch. Deputation an den König, das untrügliche Mittel der Gnade zur Herstellung der öffentlichen Ruhe zu gebrauchen. Befreyung der Soldaten. Zubringer und Verläumder, die den König zu stärkern Maaßregeln anzutreiben wünschten, als

er noch bis jetzt befolgt hatte. Mirabeau's Rede, „daß „wenig darauf ankomme, ob sie Ludwig den XVI. „oder Ludwig den XVII. auf dem Throne hätten," in Verbindung mit eben desselben Aeusserung, „daß es ein „glücklicher Umstand für Großbritannien sey, in der „Thronfolge-Acte von der geraden Erbfolge ab„gegangen zu seyn," erfüllte das Gemüth des Königes, so wie seiner Brüder und anderer Prinzen vom Geblüte, die den Herzog von Orleans verabscheueten, mit Schrecken. „Man hatte," setzt indessen der Verf. in einer Anmerkung S. 252 hinzu, „keinen hinreichenden Grund zu dem Ver„dachte, daß Mirabeau eine Verschwörung angesponnen „habe, den Herzog von Orleans auf den Thron zu brin„gen: höchstens gieng er so weit, daß er ihn zum General„lieutenant des Königreichs gewählt haben wollte; und selbst „davon stand er bald wieder ab, aus Verachtung gegen den „Charakter des Herzogs." Wie weit übrigens das entschlossenere Verfahren des Königs gehen sollte, hatten wahrscheinlich die Parteyen selbst niemals festgesetzt; aus der Zahl und Stellung der Truppen aber, und aus dem Charakter des Marschals Broglio ergab sich, daß etwas Wichtiges im Werke gewesen sey. Mirabeau's Rede vom 8ten July vermehrte diese Besorgniß. „Mit welchem Auge," heißt es in dieser beredtesten seiner Reden unter andern, „mit welchem „Auge wird dieses von so vielem Elende angefallene Volk es „sehen, daß diese ungeheure Menge müßiger Soldaten kommt, „und ihm den Ueberfluß seiner Erhaltung streitig macht! Der „Contrast des Ueberflusses der einen (Brod ist in den Augen „des Hungrigen Ueberfluß), der Contrast des Ueberflusses der „einen, und des Mangels der andern, der gesicherte Zustand „des Soldaten, dem das Manna fällt, ohne an den andern „Morgen denken zu müssen, und die ängstliche Bekümmer„niß des Volks, das nichts erlangt, als auf Kosten mühse„liger Arbeiten und eines sauern Schweißes; dieser Contrast „ist dazu gemacht, die Herzen in Verzweiflung zu setzen." Adresse der Versammlung an den König, den Truppen Befehl zu ertheilen, sich aus der Nachbarschaft von Paris und Versailles zurück zu ziehen. Antwort des Königs und Erklärung, die Generalstaaten nach Noyon oder Soissons zu verlegen; sich selbst aber nach Compiegne zu begeben. Mirabeau erregt Mißtrauen gegen diese Antwort durch die Bemerkung, daß, bey aller Zuversicht gegen den König, man doch

doch keine in Minister setzen könne, die immer bereit wären, seine guten Absichten irre zu leiten; durch die Verlegung der Nationalversammlung nach Noyon und Soissons würde die Versammlung zwischen den um Paris gelagerten Truppen und denjenigen sich befinden, die plötzlich aus Flandern oder dem Elsaß gezogen werden könnten. Diese Vorstellungen blieben nicht ungefühlt; wurden aber doch von der Versammlung nicht befolgt, noch die Bitte um Zurückziehung der Truppen wiederholt, „und die Mäßigung," sagt S. 261 mit Wahrheit Moore, „die in dem gegenwärtigen Falle „bloß von einem Gefühle der Achtung gegen den Kö„nig herrühren konnte, giebt den gewaltsamen Maaß„regeln, die die Administration unmittelbar darauf er„griff, nur noch mehr ein übereiltes und unpoliti„sches Ansehen." Geheime Berathschlagungen und militärische Thätigkeit der Truppen und königlichen Leibgarden. Dunkle Gerüchte von einem neuen Plan. Versuch der Häupter der Volkspartey, die Truppen zu gewinnen. Die Bewirthung der letztern auf den Elyseischen Feldern durch einige Bürger von Paris beschleunigte die Ausführung des geheimen Plans, und erfüllte nicht nur des Königes Räthe mit Unruhe; sondern beraubte sie fast der gemeinen Klugheit. Kurz, eine neue Administration, an deren Spitze der Marschall von Broglio und Breteuil sich befanden, ward angekündigt, und der Lieblingsminister am 11ten July entlassen. Heftiger Tumult in Paris. Neckers und des Herzogs von Orleans Büsten in Trauerprocession durch die Straßen getragen. Militärischer Angriff durch den Prinzen von Lambesc. Gegenwehr. Zurückschlagung des Militärs, Plünderung. Errichtung der Bürgermiliz, eines regulären Corps von 48,000 Mann aus den Sectionen von Paris; dieses Corps befreyete die Einwohner von aller Furcht der Plünderung, und verminderte die Besorgnisse vor den regulären Truppen um ein Großes. Der Verf. beschließt S. 266 mit folgender Anmerkung, die wir mittheilen: „Der „Umstand," sagt er, „daß man die Hauptstadt in Districte „eingetheilt, und einem jeden derselben seinen eigenen bestimm„ten Wähler oder Wahlmann gegeben, hat mehr Einfluß „auf die Revolution gehabt, als man insgemein glaubt; „denn sobald man einige Gefahr befürchtete, mußten sich die „Wähler in ihren verschiedenen Distrikten versammlen, die „alle mit einander in Verbindung standen: in einem Augen-

 „blicke

„blicke war eine Armee errichtet, und auf gewisse Weise,
„nach ihrer Redensart, organisirt. So groß auch der Vor-
„theil gewesen seyn mag, der bey den gegenwärtigen Umstän-
„den daraus entstand: so hatte es gewiß eine widrige Wir-
„kung, nämlich, daß dadurch das Departement von Paris
„eine Uebermacht über alle andre Departements bekam.“
(Gleichwohl war die Macht der Wahlmänner, wie man S.
321 bey der versuchten Befreyung Bezenvals sieht, von
sehr eingeschränkter Art.) —

Zwölftes Kapitel. Der Rath, sich der militä-
rischen Gewalt zu bedienen, sey dem Charakter und den Ab-
sichten des Königs gänzlich entgegen gewesen, und man habe
seine Absichten und Wünsche dadurch bey dem Volke verdäch-
tig gemacht. Einfluß der öffentlichen Meinung in Staats-
verfassung und Regierung. „Wenn,“ sagt der Verf. S.
271, „Beschwerden von dem fleißigsten und arbeitsamsten
„Theile des Volks gefühlt, und von der großen Mehrheit
„der Aufgeklärtesten als solche erkannt werden, die in der
„Verdorbenheit der Regierung ihren Ursprung haben; so kann
„diese Regiernng, bey dem gegenwärtigen Zustande der
„Gemüther der Menschen durch ganz Europa, nicht lange
„bestehen.“ — „Es gab eine Zeit,“ fährt er S. 272 fort,
„wo das göttliche Recht der Könige, unrecht zu regieren, wo
„die ungereimte und gottlose Lehre, daß sie die Krone durch
„göttliches, erbliches und untheilbares Recht besitzen, mit
„gutem Erfolge in Europa gelehrt ward. Diese Lehre wur-
„de in England verworfen, und die Folge davon war, die
„vortreffliche und im Jahre 1688 errichtete Constitution,
„die jeder Britte so viel Ursache hat zu segnen und aufrecht
„zu erhalten.“ — „Aber man gebe,“ so schließt der Verf.
S. 273, „der Mehrheit der Einwohner von Rußland und
„Deutschland die nämlichen Meinungen, die in Großbritan-
„nien herrschen, und es wird eine Vernichtung des Drucks
„der Lehnsherren, nebst der Einschränkung der Gewalt des
„Fürsten, trotz den Anstrengungen der Armeen, aber
„(l. oder) noch wahrscheinlicher mit der Einwirkung
„dieser, erfolgen.“ Die Nacht vom 12ten July, die ein
so allgemeines Schrecken zu Paris verbreitet hatte, wurde
von den Hofleuten zu Versailles in Tanzen und Schwärmen
zugebracht. Ungünstige Antwort des Königs auf die Adres-
sen, von Verlegung der Truppen. Decrete der National-

versammlung über die Verantwortlichkeit der neuen Minister, u. s. w. Das Hospital der Invaliden am 14ten July gesprengt, und 30,000 Flinten unter die angeworbene Miliz vertheilt. Angriff und Eroberung der Bastille. De Launay, De Losnie und Flesselles ermordet. Fortdauer der Sitzungen der Nationalversammlung, und Deputationen an den König über die Zurückziehung der Kriegsmacht. Erklärung des Königes durch den Herzog von Liancourt, daß die Truppen zurückgezogen werden sollten, als man eben im Begriff war, Mirabeaus heftige Rede über den Vorgang in der Orangerie ihm zu hinterbringen. Anspruchlose Erscheinung des Königes in der Nationalversammlung. Versicherung, daß die Gerüchte von geheimen Absichten gegen ihre persönliche Freyheit verläumderisch wären. Alle Deputirte begleiteten den König bis an das Schloß. Bericht von dieser angenehmen Veränderung der Dinge nach Paris. Deputation von vier und achtzig der ausgezeichnetesten Mitglieder der Nationalversammlung nach dieser Hauptstadt. Reden der Herzoge von Rochefoucault und Liancourt, der Grafen Clermont-Tonnerre, Lally-Tolendal und anderer auf dem Stadthause, um die Gemüther der Bürger mit dem Könige auszusöhnen, sein letztes Betragen in ein weniger nachtheiliges Licht zu stellen, und sie zu versichern, daß seine Wünsche die Glückseligkeit des Volks wären. Allgemeine Freudensbezeugungen und Vergnügen der edelgesinnten Mitglieder der Deputation über die rückkehrende Treue des Volks gegen den König und die königliche Würde. „Aber „es gab in der Nationalversammlung und in der Municipa„lität von Paris Menschen," versichert der Verfasser in fol„gender Andeutungsvollen Stelle, S. 294, „damals ohne „alle Bedeutung, die aber nachher wichtige Rollen spielten, „welche mit einem übeln Auge alle Anzeigen dieser Art an„sahen, weil sie fürchteten, daß eine Rückkehr des Vertrauens „zu dem Könige ihre entstehende Wichtigkeit vermindern oder „vielleicht gar vernichten möchte. Der ungeheure Einfluß „der Hauptstadt auf die Nationalversammlung wurde ihnen „wahrscheinlich jetzt zuerst sichtbar und unzweifelhaft, und „war der Grund des Gebäudes von Ehrsucht, das sie in der „Folge aufführten. Diese Leute waren daher geschäftig, „neuen Saamen des Verdachts in den Gemüthern des Volks „auszustreuen; sie murmelten, daß, der schönen Versprechun„gen des Königs ungeachtet, neue Truppen auf ihrem Mar-

„sche nach Paris wären; und sie erdichteten eine Geschichte, „daß man einen Versuch gemacht habe, die Bastille für den „König wieder zu erobern. Sie hatten ihre Unterhändler, „die das Volk aufwiegelten, mit lautem Geschrey die Zurück„berufung des Herrn Necker zu fordern, und es gelang ihnen „so sehr, daß man den 16ten July eine Deputation von Pa„ris nach Versailles schickte, deren Gegenstand dahin gieng, „daß die Nationalversammlung auf die Entlassung der ge„genwärtigen Minister, und die Zurückberufung Neckers „dringen sollte." Vorläufige Debatten über diesen Punkt der Besetzungen der Stellen der vollziehenden Gewalt zwischen Mounier und Mirabeau. Mirabeau's merkwürdige Rede im Auszuge, S. 295 ff. Die Adresse geht durch; aber die Minister kommen ihr durch freywillige Abdankung zuvor. Der König geht, auf Veranlassung einer Deputation der Pariser Wahlmäner, nach Paris. Bestürzung hierüber in der königlichen Familie. „Man hat," sagt auf der 301 S. Moore, „viele Ursache zu glauben, daß die Reise des „Königes nach Paris, und sein Empfang daselbst von einigen „wenigen, die Einfluß bey dem Pariser Ausschusse sowohl, „als bey der Nationalversammlung hatten, in der Absicht „entworfen und veranstaltet war, um ihn mit Schrecken zu „erfüllen, und seinen Geist zur Einwilligung in ihre künfti„gen Entwürfe zu beugen." Bittere Bemerkungen über die Aufnahme des Königs zu Paris und das Betragen der Pariser. Die verabschiedeten Minister verlassen das Königreich. Der Graf von Artois mit seiner Familie, die Prinzen von Condé und Conti nebst vielen andern thun ein Gleiches. Foulon von den Landleuten bey Paris entdeckt und hingerichtet. Aehnliche Ausschweifungen der Landleute in den Provinzen. „Daß aber dieses Uebel so allge„mein um sich griff, daraus," sagt S. 310 Moore, „kann „man so ziemlich schließen, daß die Landleute den Druck und „die schlechte Behandlung fühlten, die sie von ihren Lehns„herren erfuhren." —

Dreyzehntes Kapitel. Auf die, noch während der Reise, vom König und der Nationalversammlung erhaltenen Briefe entschließt sich Necker, aller Vorstellungen seiner Freunde und seiner eigenen Philosophie ungeachtet, zu der nur eben erst verlassenen Stelle im Ministerio zurück zu kehren; ein Entschluß, den er, trotz der schmeichelhaften

Wie-

Wiederaufnahme von dem Volke, und troz der wahrhaft ehrenvollen Art, womit ihn die Nationalversammlung empfieng, bald nachher zu bereuen so viele Ursache hatte. Er zeigte sich der bewunderten Menge auf dem Balcon, seine Gemahlinn und seine Tochter zur Seite. „Es erforderte“ nach S. 317 „eine Revolution im Staate, und Neckers „ganze Popularität, daß eine den eingeführten Sitten so „zuwiderlaufende Scene den Augen der Pariser nicht lächer„lich werden sollte, da man zu Paris kaum jemals einen „Mann und seine Frau öffentlich beysammen gesehen hat.“ Bezenval, Befehlshaber der Schweizergarde, auf Neckers Vorstellung freygesprochen, und eine allgemeine Amnestie decretirt. Daß Necker sich dabey nicht an den König und die Nationalversammlung, sondern an die Versammlung der Wahlmänner wendet, hieß diejenigen Mittel wählen, von deren glücklichem Erfolge man versichert war, ohne darauf zu sehen, ob es regelmäßige wären oder nicht. Beyde wohlthätige Beschlüsse durch Neckers Feinde vereitelt. Aufstand der Sectionen. Mounier, Lally-Tolendal, Malouet und andere bemühen sich vergeblich, den Schritt der Wahlmänner zu rechtfertigen. Mirabeau kämpft mit wahrer Sophisterey dagegen. „Mirabeau,“ den auch Necker in dem Werke: über die französische Revolution, hier namentlich anklagt, „war von Natur,“ heißt es bey unserm Verfasser S. 323, „kein menschenfeindlicher und blut„dürstiger Mann; aber hier zeigte er sich als einen Mann „von heftigen Leidenschaften, und einer unverantwortlichen „Empfindlichkeit; denn aller Wahrscheinlichkeit nach war es „bloß, um einen, der ihn vernachlässigt hatte, und dessen Po„pularität er mit neidischen Augen ansahe, zu demüthigen, „daß er wider den Pardon eines Mannes sprach, den er „keines Verbrechens für schuldig halten konnte, und sich wi„der eine allgemeine Begnadigung erklärte, von der er wuß„te, daß sie im höchsten Grade gut und ersprießlich seyn wür„de, sie mochte nun auf eine schickliche Art empfohlen worden „seyn oder nicht.“ Der Verf. fährt S. 324 fort: „Ro„bespierre, der jetzt noch wenig bekannt war, zeigte bey „dieser Gelegenheit etwas von seinem grausamen und harten „Geiste, der seitdem so viel Schrecken und Grausen durch „ganz Frankreich verbreitet hat, dadurch, daß er wider den „Pardon und die Amnestie sprach. Auch scheint er eini„ge von den Winken, die Mirabeau fallen ließ, auf-

„ge-

„gefaßt, und sie lange nachher als die Grundlage ge„braucht zu haben, auf die er einen Theil seines Rai„sonnements in dem Processe gegen den König baue„te.“ So schnell sank Neckers kaum genossene Popularität, worüber er in dem Briefe an den Secretär des Gemeinderaths von Paris, der ihm zuerst von diesem Wechsel Nachricht gab, selbst das Geständniß gab, „sein Glück habe „nicht lange gedauert.“ Abnahme des königlichen Ansehens in den Augen aller Parteyen. Alles, was er von der Zeit an noch davon hatte, betrachtete man nicht länger als ein wesentliches Vorrecht der Krone; sondern als ein Geschenk der Nationalversammlung. — Ausschweifungen der Pächter und des Landvolks durch ganz Frankreich, die sich weigern die Abgaben der Regierung, und den Grundherren die Zinsen zu bezahlen. Unwirksame Mittel der Nationalversammlung und der von ihr ernannten Commission wider dieß überhandnehmende Uebel. Bekümmerniß der Nationalversammlung, besonders der Mitglieder der zwey ersten Stände. Patriotische Anträge des Vicomte von Noailles und des Herzogs von Aiguillon, diesen Ausschweifungen durch die Verminderung der allzudrückenden Abgaben und Abstellung der Lehnsdienste zu steuern. Dieß errregte um so mehr Bewunderung, um je weitläufiger die Ländereyen und lehnsherrlichen Rechte des Herzogs waren. Diese glänzenden Beyspiele erweckten große Nacheiferung, da die Adlichen, die vorher keinen Werth auf Patriotismus legten, einander auf eine Art überboten, die die Gallerien in Erstaunen setzte, und die Gemeinen, die durch ähnliche Opfer mit ihnen nicht wetteifern konnten, entzückte. Da einige vom Adel unter gewissen Opfern litten: so trugen sie auf verschiedene andere an, die jenen empfindlicher waren, als ihnen, und man sagt, erzählt der Verf. S. 332 und 33, „daß die Hitze, die „durch dieses gegenseitige Reihen von Nacheiferung, Patrio„tismus und Rache entstanden war, durch die Wärme und „Ergießung des Herzens, die der Wein erzeugte, vermehrt „worden sey: so daß im Ganzen das Volk in dieser einzi„gen Sitzung nach dem Mittagsmahle (wem fallen hier „nicht Tacitussens: „numquam nisi poti“ ein?) mehr er„hielt, als der feurigeste Reformator an vielen Tagen erwar„tet hatte.“ Feine Wendung des Präsidenten der Versammlung, den ehrwürdigen Körper der Geistlichkeit, der bisher ein erstaunter und schweigender Zuschauer ge-

wesen war, zu gleichen Aufopferungen zu reizen. Die Bischöfe von Nancy und Chartres nehmen das Wort. Die Ungerechtigkeit der Wildgesetze, das ausschließende Recht des Fischfanges, der Caninchengehege, u. s. w. werden abgeschaft, die Lösegelder von kirchlichen Lehnsrechten zur Erleichterung des ärmern Theils der Kirche verwendet, und beschlossen, sich auf eine einzige Pfründe einzuschränken. Mit Unrecht aber brachte der Ausschuß der Gemeinen, der die verschiedenen gemachten Vorschläge in die Form eines Gesetzes bringen sollte, den Zehenden als eine Lehnsverbindlichkeit mit hinein, welcher Artikel einen starken und gerechten Widerstand erfuhr, bis endlich, da auch die Mitglieder des Adels die Geistlichkeit aus Rache verließen, der Erzbischof von Paris erklärte, ihre ganzen Zehenden in die Hände der Nation niederzulegen, und in Rücksicht ihres eigenen künftigen Unterhalts ganz der Gerechtigkeit ihres Vaterlandes zu leben. S. 336 ist die schon sonst gemachte Behauptung vorgetragen, daß eine wohl eingerichtete erbliche Monarchie mehr, als eine Republik, zu der Glückseligkeit der Völker führe; aber die Nebenbetrachtungen, wozu dieselbe den Verf. veranlaßt, verdienen die Aufmerksamkeit denkender Leser. — Zum Andenken dieser berühmten Sitzung ward dem Könige der Titel eines Wiederherstellers der französischen Freyheit ertheilt, durch eine Deputation ihm davon Bericht gegeben, und durchs ganze Reich ein — Te Deum gesungen. —

Vierzehntes Kapitel. Betrachtungen über die Treulosigkeit in dem Verfahren der Nationalversammlung gegen die Geistlichkeit. Dreyfache Meinung und Debatten über den Grad von Gewalt, der dem Könige gegeben war; und besonders, ob seine Einwilligung zur Bestätigung der Beschlüsse der Versammlung nothwendig seyn sollte, vom Ende des Augusts bis in die Mitte des Septembers. Man war so ängstlich, die gesetzgebende Gewalt gegen die Eingriffe der vollziehenden zu sichern, daß man diese bis zu einem solchen Grade schwächte, daß sie fast ganz unnütz ward. Mirabeau habe, bey der Unterstützung des absoluten Veto, eine tiefere politische Einsicht gezeigt, als Necker oder Rabaud, und zugleich einen Beweis gegeben, daß seine Liebe zur Popularität ihn nicht verleiten können, in einem so wesentlichen Punkte seiner Meinung entgegen zu handeln. Vorschlag

des Grafen Lally im Namen der Constitutionscommission, die Legislatur aus einem Unter- und Oberhause bestehen zu lassen. Bedenklichkeit, daß durch den Einfluß des Hofes das Oberhaus aus dem höhern Adel errichtet, und erblich gemacht werden möchte. Indem man seine Augen gegen alle Vortheile der englischen Verfassung verschloß, zog man bloß wider ihre Mißbräuche zu Felde. Die zwey Kammern, wo nicht gar drey, würden nicht bloß dazu gedient haben, ungemäßigten Entscheidungen und unüberdachten Decreten zuvorzukommen; sondern auch den König der Nothwendigkeit des Veto zu überheben. Indessen war der Realisirung dieser Motion der Adel, von dem man es am wenigsten erwartet haben sollte, am meisten entgegen. Der Verf. entwickelt die Ursachen dieser Widersetzlichkeit aus den verschiedenen Verhältnissen und Absichten des Adels, S. 354 und 55, sehr scharfsinnig. Am meisten erregte unsere Aufmerksamkeit die Vermuthung, daß dem Vorschlage zu zwey Kammern aus den höhern Ständen vorzüglich diejenigen sich entgegengesetzt, „die Feinde der Revolution in irgend einer Art waren" und in dem Gedanken standen, „daß eine solche Einrichtung „der Revolution Festigkeit geben, und jener Zwietracht, Uebereilung und Anarchie vorbauen würde, deren Sitz sie in „der gegenwärtigen Nationalversammlung sahen, und woraus sie den plötzlichen Sturz der Versammlung und „die Wiederherstellung einer Regierungsverfassung „weissagten, die mehr nach ihrem Geschmacke war." Mißbrauch der Gallerien in Rücksicht auf ertheilten oder versagten Beyfall; ein Uebel, das, nach Verlegung der Versammlung in die Hauptstadt, am meisten um sich griff, und hier nach allen seinen Modificationen von S. 357—368 ausführlich beschrieben wird. „Es blieb," sagt der Verf., „so lange eine der mächtigsten Maschinen der Revolution, „bis Robespierre, anstatt alles übrigen, die Guillotine „einführte." Welchen Vortheil aber auch immer die Volkspartey der Unterstützung der Gallerien zu Versailles zu verdanken hatte: so war es leicht voraus zu sehen, daß sie sich dessen in einem weit höhern Grade zu Paris erfreuen würde. Robespierre und andere Deputirte hatten daher längst den Entschluß gefaßt, den ersten Vorwand, der sich dazu anbieten würde, zu ergreifen, die Nationalversammlung nach dieser Stadt zu verlegen. Die gesuchte Gelegenheit fand sich bald in einem von der Garde du Corps dem Regiment Flandern

dern

dern gegebenen Feste, welches man für eine Veranstaltung des Hofes zur Erweckung der Königstreue hielt, wozu noch die verzögerte Antwort des Königs auf gewisse, zur Sanction ihm vorgelegte, Artikel der Constitution hinzukam. Es hieß, der geheime Plan des Hofes sey, die Nationalversammlung im Zwange zu erhalten, und die für die Hauptstadt bestimmten Lebensmittel aufzufangen; eine Vorstellung, die um so mehr Eingang fand, um je größer wirklich um diese Zeit der Mangel an Lebensmitteln war. Das Volk bestand darauf, Vorstellungen auf dem Stadthause zu thun, und bald gieng der Fischweiberzug mit Waffen und Kanonen unter **Maillards** Anführung, und höchst wahrscheinlich unter dem geheimen Einflusse und auf Kosten des **Herzogs von Orleans**, nach Versailles. Es war für **Lafayette** unmöglich, diesen Marsch zu verhindern, da selbst die Nationalgarde ihn nöthigte, sie nach Versailles zu führen, um ihre Beschwerden, wie sie sagten, dem Könige vorzulegen, und ihn einzuladen, in der Hauptstadt zu residiren.

Hier endigt sich der **erste Band**; der **zweyte** fängt keine neue Zählung der Kapitel an; sondern zählt vom letzten Kapitel des ersten Bandes fort.

Funfzehntes Kapitel. Debatten in der Nationalversammlung über das, was bey dem Gastmahle der Leibgarde vorgefallen seyn sollte. Dem Könige wird eine bloße und einfache Zustimmung zu den Artikeln der Constitution, die ihm bereits überreicht waren, abverlangt. **Maillard** mit den Fischweibern vor der Nationalversammlung; die Fischweiber begleiten die Deputation der Nationalversammlung an den König (**Mounier** war jetzt Präsident). Beschwerde über den Mangel an Brodt, und über die Verwirrung, die daraus in der Hauptstadt entstände. Die Fischweiber und ihre Constituenten verlangen eine schriftliche Versicherung vom Könige, daß dem Mangel abgeholfen werden solle. Herr **von St. Priest** (bekanntlich ein eifriger Partisan des Hofes), der ihnen diese zustellte, soll gesagt haben: „Sonst hattet ihr nur einen König, und es fehlte „euch nicht an Brod; jetzt da ihr deren zwölfhundert habt: „so müßt ihr es von diesen fordern;“ eine unkluge Rede, die er nachher, als ihn **Mirabeau** deßhalb verantwortlich machte, als Poltron läugnete. Zögerung des Königs, die vor-

vorgelegten Artikel zu unterschreiben. Er ließ den Präsidenten von sieben Uhr des Abends bis beynahe zehn Uhr warten. Lafayette kommt mit der Armee an, und hofft, durch eine Entschuldigung von Seiten der Leibgarde, Vergessenheit des Vergangnen und ein gutes Benehmen für die Zukunft zu bewirken. Unerwarteter nächtlicher Angriff des Schlosses. Ermordung der Garden. Man dringt mit Piken in das Schlafzimmer der Königinn, die halbnackend in das Zimmer des Königs entrinnt. Lafayette eilt mit einer Compagnie Grenadiere zu Hülfe. Der Präsident schlägt vor, sich augenblicklich in den Saal des Schlosses zu begeben, und dem Könige beyzustehen. Mirabeau widersetzt sich dieser Motion, und, „kein Theil seines Betragens," sagt S. 23 Moore, „stellt ihn so sehr, als dieser, dem Verdachte aus, auf irgend eine Weise mit dem Aufstande in Verbindung gewesen zu seyn." Der König und die Königinn erscheinen auf dem Balcon. Uebermuth des Pöbels. Wiederholtes Geschrey: „Der König nach Paris!" Der König willfahrt. Beschluß der Nationalversammlung, auf Mirabeau's Antrag, ihm dahin zu folgen. Die königliche Familie wird nach Paris gebracht. —

Sechszehntes Kapitel. Ein geheimer Ausschuß in dem Dorfe Monrouge bey Paris, der aus dem Herzoge von Orleans, den Herren Mirabeau, La Clos, Abbé Sieyes, La Touche Treville bestand, habe den Herzog in eine ausgezeichnete Lage im Staate bringen, und, unter dem Einflusse seines Vermögens und seines Namens, ein entscheidendes Gewicht in der Nationalversammlung behaupten wollen. Mirabeau habe ihn überredet, in einer der kritischsten Lagen der öffentlichen Angelegenheiten dem Könige seine Dienste, zur Wiederherstellung der Ruhe, anzubieten, und zu gleicher Zeit die Stelle eines Generallieutenants des Königreichs für sich zu verlangen. Ein Mangel von Besonnenheit und Ueberlegung, und die schnelle Frage des Königs: „was er wolle," habe ihn aus aller Fassung gebracht, und unter der Nothwendigkeit, doch etwas zu sagen, habe er um die Erlaubniß einer Reise nach England angesucht. Betrachtungen über den Charakter des Herzogs von Orleans, und über den Antheil, den er an der Revolution gehabt. Der König sieht sich genöthigt, seinen beständigen Aufenthalt in der Hauptstadt zu neh-

nehmen. Von dem elenden Zustande des Zwanges, unter welchem er sich befand, kann nichts einen stärkern Beweis abgeben, als der Brief, der S. 51 abgedruckt ist. —

Siebenzehntes Kapitel. **Lally-Tolendal, Mounier** und andere Mitglieder der Nationalversammlung legen ihre Stellen nieder; **Mounier** jedoch nicht eher, als bis er auf ein Decret angetragen hatte, die Morde des sechsten Octobers zu untersuchen. Demüthigungen, denen die königliche Familie in den Tuilerien ausgesetzt ist Man hat den **Herzog von Orleans** im Verdacht, neue Ausschweifungen des Pöbels, und meuterische Gesinnungen der Nationalgarde veranlaßt zu haben. **Lafayette** erinnert ihn an seine Reise nach England, an die er längst alle Gedanken aufgegeben hatte. Die Nachricht, die der Minister von **Montmorin** dießfalls der Nationalversammlung giebt, um einen Reisepaß für den **Herzog** von ihr zu erhalten, erregt großes Erstaunen. **Mirabeau** sprach davon, als von einer neuen Art geheimer Verhaftsbefehle. (Sollte er wohl diese Sprache geführt haben, wenn er, wie **Moore** behauptet, nicht mit dem **Herzoge** im Einverständnisse gehandelt hätte?) „Die Nationalversammlung schien nicht durch den „Vorwand des Ministers hintergangen zu seyn,“ sagt der Verf.; „dennoch wurde der Paßport bewilligt, und der „**Herzog** reiste ab.“ Ausgestreute Gerüchte von einem Aushungerungsplane und von einem Anschlage, das Volk mit ungesunden Lebensmitteln zu vergiften. „Wäre der **Herzog** „**von Orleans** in Paris gewesen: so würde man wahr„scheinlich gesagt haben, daß er der Urheber derselben gewe„sen, und dabey die Absicht gehabt habe, die ganze königliche „Familie zu ermorden.“ Das Kriegsgesetz und die Aufsteckung der rothen Fahnen vom Stadthause, bey dem Anscheine eines Aufruhrs, in Vorschlag gebracht. **Robespierre** widersetzt sich dem Decrete, und legt bey dieser Gelegenheit den Grundstein zu seiner ungeheuren Popularität. Er bekannte seine herzliche Zuneigung für das gute Volk der Pariser, das selten Unrecht habe, und das man nicht mit Recht und Billigkeit für Irrthümer, in die es fallen, oder für Versehen, die es, vom Hunger gedrückt, begehen möchte, strafen könne. Er breitete sich über die Weisheit lindernder Maaßregeln, und über die fürchterlichen Folgen aus, welche daher entstehen möchten, wenn man die bewaffenete Macht gebrauch-

te, als wodurch viele unschuldige und gutgesinnte Leute umkommen könnten. Als die erste aller Tugenden erhob er das Mitleiden gegen den Armen und Würdigen: Wörter, die er, wie die entgegengesetzten, der Reiche und Nichtswerthe, als gleichbedeutend, beständig im Munde führte. Gegen Blutvergießen äusserte er einen Abscheu, der eines Braminen würdig gewesen wäre, und von den durch das Feuern der Soldaten dahin gestreckten Männern, Weibern und Kindern entwarf er ein so rührendes Gemälde, daß es einigen Personen auf der Gallerie Thränen in die Augen brachte; während daß andere, die den Schein strengerer Tugenden und einer politischen Sehkraft haben wollten, ihre Köpfe schüttelten und erklärten, „daß, obgleich **Robespierre** ein gut gesinnter „Patriot seyn möchte, er doch für einen Staatsmann viel „zu weichherzig wäre." Obgleich einige Sectionen, durch **Robespierre's** Beredsamkeit aufgemuntert, gegen das Kriegsgesetz protestirten: so ward es dennoch durchgesetzt, und die glückliche Wirkung davon war die Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe auf einige Zeit. Fernere Decrete der Nationalversammlung. Die politische Existenz des Adels und der Geistlichkeit durch die Aufhebung des Unterschieds der Stände vernichtet. Die Wahl und Summe der Deputirten nach einem neuen Plane festgesetzt. Die neue Eintheilung des Reichs in drey und achtzig Theile veranstaltet. Die Zahl der Repräsentanten wird nach der dreyfachen Rücksicht des Umfangs, der Bevölkerung und des Betrags der Abgaben bestimmt, und auf diese Weise werden

nach dem Grundsatze des Umfangs des Gebiets	247,
nach dem Grundsatze der Bevölkerung	249,
nach dem Grundsatze der Abgaben	249,
in Allem	745

Deputirte gewählt. Der Artikel, welcher die Urversammlungen von dem Rechte ausschließt, unmittelbar die Repräsentanten der Nation zu wählen, und der ihr Privilegium darauf einschränkt, bloß die Wähler der Repräsentanten zu ernennen, gefällt dem Britten vorzüglich, dessen Betrachtungen, S. 74 u. ff., lesenswerth sind. „Nach der Meinung „vieler," fährt er S. 75 fort, „würden die Franzosen wohl „gethan haben, wenn sie die englische Constitution in „allem als ein Muster für die ihrige gewählt hätten. Nach „der Meinung einiger, würde die englische Nation wohlthun,

„wenn

„wenn sie ihre Repräsentation in dem Hause der Gemeinen „nach dem französischen Wahlsysteme verbesserte.“ Betrachtungen über die erste constituirende und die zweyte gesetzgebende Versammlung. —

Achtzehntes Kapitel. Unermüdeter Eifer der Nationalversammlung in den Staatsgeschäften, innerhalb weniger Monate nach des Königes Ankunft in der Hauptstadt. Abschaffung mehrerer drückenden und unpolitischen Auflagen und Bürden des Volks. Das Decret, die Bankeruttierer betreffend. „Die Nationalversammlung,“ sagt Moore S. 83, „muß Mirabeau (über dieses Gesetz) mit mehr Erstaunen, als Robespierren (wider das Blutvergießen) „angehört haben: weil keiner zu der Zeit die rachgierige und „grausame Gemüthsart des letztern kannte; aber alle wußten, daß der erste ein Bankeruttierer war.“ Der Herzog von Rochefoucault widersetzt sich dem Theile des Gesetzes, der die Kinder der Bankeruttierer betrifft. Auch hier bewies sich Mirabeaus ungeheurer Einfluß in die Versammlung, da er, eben in den Saal tretend, das Decret durchsetzte, als des Herzogs Verbesserung auf dem Punkte stand, angenommen zu werden. Um die Stelle der aufgehobenen Taxen zu ersetzen, die Interessen der öffentlichen Schulden zu bezahlen, und die übrigen Bedürfnisse des Staats zu bestreiten, machte man zu seinem Augenmerk, sich der sämmtlichen Ländereyen der Kirche zu bemächtigen, und sie zu den Bedürfnissen des Staats zu verwenden. Eine gleiche Strenge trifft den Körper der Rechtsgelehrten und des Adels. Decret, welches allen Parlementern des Königreichs die Fortsetzung ihrer Amtsverrichtungen untersagt. Decret von Abschaffung der Titel, Wapen und Livreen. —

Neunzehntes Kapitel. Unwille der Parlementer, und veränderte Meinung des Adels, die beyde geneigt machen, sich in jede Verschwörung wider die neue Regierung einzulassen. Manifest des Parlements von Toulouse, welches alle Klassen von Bürger einlud, „sich zur „Erhaltung der Monarchie, der Gesetze des Eigenthums, „und der Religion zu vereinigen, als welcher die größte Gefahr von den Gewaltthätigkeiten derer bevorstände, die alle „Machtzweige der Regierung an sich gerissen hätten, und „den König selbst in Gefangenschaft hielten.“ Die Generalstaaten von Bearn und Dauphiné nach dem Unterschied

der Stände versammelt. Die Staaten in mehrern andern Provinzen protestiren wider das Decret im Betreff der Kirchengüter. Die Niederträchtigkeit der Vacationskammer zu Rouen, die öffentlich das Decret, das ihre Gewalt aufhob, registrirte, und insgeheim gegen das, was sie gethan hatte, protestirte, und dem Könige die Protestation überschickte; ein Verfahren, welches den König so sehr beleidigte, daß er der Nationalversammlung davon Kenntniß gab, die diesen Advocatenkniff, wie ihn der Verf. nennt, hart bestraft haben würde, woferne nicht der König selbst zu ihren Gunsten sich verwendet hätte. Das Parlement zu Metz, welches gleichfalls gegen das Decret der Nationalversammlung zu voreilig protestirt hatte, sahe sich genöthigt, die Municipalität um ihre Vermittlung bey der Nationalversammlung zu bitten. Alle diese übelangelegten Bemühungen, der Nationalversammlung das Zutrauen des Volks zu entziehen, vereitelt dieselbe durch standhafte Gesetztheit, die wiederum von dem Beyfalle des Volks im Ganzen abhieng. Um ihr diesen zu rauben, suchte man das Betragen derselben, die Gottlosigkeit oder Thorheit ihrer Decrete bemerkbar, und den Charakter und die Person ihrer Mitglieder lächerlich zu machen. Die Freunde der Nationalversammlung vergelten Gleiches mit Gleichem. Wie vortrefflich auch mehrere gegen die Revolution erschienene Schriften waren: so behauptet doch Moore S. 118 mit Grunde, „daß das abscheuliche Betragen gewisser Ungeheuer, die bey „der zunehmenden Gährung der französischen Revolution auf „den höchsten Gipfel erhoben wurden, ihr in den Gemüthern „der Menschen mehr geschadet haben, denn alle Schriften, „die gegen sie erschienen." Bekanntmachung des rothen Buchs. Der angegebnen Absicht gemäß sollte nur die Verwendung des öffentlichen Geldes seit den letzten zwanzig Jahren durch eine Commission der Nationalversammlung daraus untersucht werden; und unter dieser Voraussetzung vertrauete es der Staatsrath dem Präsidenten der Commission, Herrn Camus, an. Es erschien indeß, zu Neckers großem Erstaunen, und zum höchsten Mißvergnügen des Königs, nach wenig Tagen gedruckt im Publico. Der Artikel, welcher den Grafen von Artois betraf, der, während der kurzen Administration des Herrn von Calonne, über sechs Millionen Thaler von dem öffentlichen Gelde erhalten hatte, und dessen Schulden beynahe eben so hoch sich beliefen, machte

das meiste Aufsehen. Unter andern unverhältnißmäßigen Pensionen war ein Jahrgeld einem Herrn ausgesetzt, weil er einen Theil seiner Einkünfte seinen Gläubigern zur Bezahlung seiner Schulden abtreten müsse; 100,660 Livres wurden unter Operisten vertheilt, die vom Theater abgegangen waren. Achtzehn Millionen wurden unter das Militär ausgetheilt, eine Summe, wie jemand bemerkte, die Alexandern für die Officiere, die ihm die Welt erobern halfen, ausgereicht haben würde. Die ganze Liste der Pensionen belief sich auf **vier und dreyßig Millionen Livres.** Dieß gab reichhaltigen Stoff zu Declamationen wider den Hof und die Hofleute. Bruch zwischen **Necker** und **Camus.** Debatten über die Frage, wessen Händen die Nation das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen, anvertrauen solle. Da **Mirabeau** dießmal auf **Malouets** Seite trat, der der vollziehenden Gewalt dieß Vorrecht zusprach: so ward ein Decret des Inhalts abgefaßt: „das Recht des Friedes und des Kriegs „gehört der Nation; der Krieg kann nicht beschlossen wer„den, außer durch ein Decret der gesetzgebenden Gewalt, „welches auf einen vorhergegangenen förmlichen und nöthigen „Vorschlag des Königs gegeben, und hierauf von Sr. Maje„stät sanctionirt wird. —

Zwanzigstes Kapitel. Absichten und Anstalten des Bundesfestes den 14ten July 1790. Der Herzog von **Orleans** geht nach Paris zurück, da ein Schauspiel dieser Art für ihn eine Sache von der größten Wichtigkeit war. Das Bundesfeld wurde nun der einzige öffentliche Versammlungsort; den Spaten und die Haue zu führen, zog man allen Lustbarkeiten und Geschäften vor; und die allerzerstreuteste Stadt in der Welt wurde mit einem Male die allerarbeitsamste. Das zubereitete Amphitheater sollte über dreymalhundert tausend Menschen fassen; nicht weniger als viertausend von der Nationalgarde wurden allein als Wache zu dem Feste beordert. Wir übergehen das Ausführliche dieser Ceremonie, die von S. 145—153 beschrieben ist, und „die man," sagt der Verf., „ungeachtet der guten Absichten so vieler, die den Schwur ablegten, als den größten und ausgebreitetesten Meineid, von dem je Himmel und Erde Zeugen waren, betrachtet hat." Eifersucht zwischen den Officieren der Linientruppen und der Nationalgarden. Der gemeine Soldat ist für das neue System eingenommen, wo-

Muths, zu welchem der Pariser Pöbel und die Nationalgarde aufgeregt war, die dem König angethane Beschimpfung zu untersuchen. Adresse des Pariser Departements an den König, über die Gunst, die derselbe den unbeeidigten Priestern und andern Feinden der Constitution bezeige. Der Cardinal von Montmorency, Großalmosenier, der Bischof von Senlis, erster Almosenier, und andere legen ihre Stellen nieder. Alle Geistliche von der königlichen Kapelle werden entlassen. Der König hört Messe bey einem geschwornen Priester. Da man Barnave, Rabaud de St. Etienne und andern protestantischen Mitgliedern der Nationalversammlung keinen zwingenden Befehl auflegte, dem katholischen Gottesdienste, der von beeidigten Priestern verwaltet wurde, beyzuwohnen: so war es eine grausame Willkür, darauf zu dringen, daß der König es thue, und ihm die Freyheit zu versagen, Gott in seiner Privatkapelle auf die Art zu verehren, die seinem Gewissen die angenehmste war; eine Freyheit, deren öffentlichen Gebrauch die Constitution einem jeden Menschen in dem Königreiche ohne alle Ausnahme gestattete. Lafayette legt das Commando der Nationalgarde nieder. Das Gefühl ihres Verbrechens, die Aeusserungen von Reue, und die Zusage von Unterwürfigkeit gegen die Gesetze bestimmen, nach langem Widerstande, den General zur Wiederaufnahme des Commando. Die Municipalität dankt vierzehn Grenadiere ab, die bey dem drohenden Angriff der königlichen Wagen am 18ten April vorzüglich thätig gewesen waren. Die Clubs nehmen die verabschiedeten Soldaten in Schutz. Lafayette als ein Erkaufter des Hofes vorgestellt. In der Brüdergesellschaft nannte ihn ein Weib einen zweyten Sissera. Um allen Verdacht wider den König mit einem Male, wie man meinte, zu verbannen, schlug man die bekannte Erklärung an die europäischen Höfe vor, um die wahre und aufrichtige Gesinnung seiner Majestät in Betreff der Revolution und Constitution durch alle französische Gesandte überall bekannt werden zu lassen. Auf ausdrücklichen Befehl des Königs, der gewaltig für diese Maaßregel eingenommen war, mußte sie Montmorin, der dem König die lebhaftesten Gegenvorstellungen von der widrigen Wirkung derselben that, der Nationalversammlung vortragen. So groß nun aber auch anfangs die Freude und der Beyfall über die vorgelesene Erklärung

war;

war: so fand man doch, bey kälterem Nachdenken, daß die Ausdrücke derselben weit über das hinausgiengen, was der König wirklich und wahrhaft fühlen konnte, und verdammte sie als eine Maaßregel der Schwäche, worin diejenigen, die weniger parteyisch für den König gesinnt waren, wohl gar einen neuen Beweis von Falschheit zu entdecken glaubten. Plan, mit dem Kaiser verabredet, zur Wiederherstellung des königlichen Ansehens. Die besondern Punkte dieses Projekts bestanden aus ein und zwanzig Artikeln, die S. 282 — 288 eingerückt sind. Der Graf Alphons Dürfort erhielt von dem Kaiser Leopold zu Mantua den Auftrag dieser gefährlichen und äusserst wichtigen Sendung, und sobald als er dieselbe an den König vollführt haben würde, sollte er mit desselben Einwilligung zu dem Kaiser zurückkehren. Im sechszehnten Artikel dieses Projekts heißt es von der nur erwähnten Erklärung des Königes an die auswärtigen Höfe: „daß sie vielen anstößig gewesen, aber Niemand von Einsicht „in Ansehung der wahren Gesinnung des Königs hintergan„gen habe.“ Auch werden in diesem Artikel der König und die Königinn gewarnt, kein Vertrauen in Lafayette zu setzen, und auch nicht ganz auf den Herrn von Montmorin sich zu verlassen. Der achtzehnte Artikel erklärt: „Daß „man beständig eine Correspondenz mit den verschiedenen in „vielen Theilen in Europa zerstreuten Mitgliedern der fran„zösischen Parlementer unterhalten habe, die sich in der ersten „beträchtlichen Stadt von Frankreich, die in der Gewalt der „Coalition seyn würde, versammeln, und da ein Parlement „bilden, die gehörigen Formen festsetzen, die Decrete der „Nationalversammlung für null und nichtig erklären, und „die Verbrecher richten und verurtheilen sollten, und daß man „diesem Gerichtshofe allen möglichen Glanz und Ansehen ge„ben wolle.“ Der neunzehnte Artikel schreibt dem Könige zum einzigen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit vor, „nichts „zu verabsäumen, was die Nationalversammlung in übeln „Ruf bringen könne, und alle nur möglichen Mittel anzuwen„den, seine eigene Popularität zu vermehren, um davon „Gebrauch zu machen, wenn es Zeit seyn würde, so daß das „Volk beym Einmarsch der fremden Armeen in Frankreich „keine andere Rettung vor sich sehe, als in seiner Unterwer„fung und Anerkennung der obersten Gewalt des Königes.“ Die Anmerkungen, die der Verf. S. 289 über die Anwend-

barkeit des ganzen Projekts mittheilt, sind nichts weniger als trivial, und die Aufschlüsse, die er S. 290 und 291 über die Ursachen der Vernachlässigung desselben giebt, für uns wenigstens neu. Genug, der König gab lieber dem Vorschlage des Herrn von Bouillé Gehör, mit seiner Familie aus dem Königreiche, oder wenigstens nach Montmedy, einer Festung an der französischen Gränze, zu fliehen, welcher Plan schon lange im Werke gewesen, und, wie man aus dem erwähnten Projekte ersieht, auch dem Kaiser zur Kenntniß gebracht war. —

Fünf und zwanzigstes Kapitel. Auch bey diesem Kapitel, welches die Flucht der königlichen Familie aus Paris, ihre Bekanntwerdung zu St. Menehould, und Aufhaltung zu Varennes, und die Zurückführung derselben nach der Hauptstadt erzählt, können wir unsere Auszüge kürzer fassen, da es allgemein bekannte Thatsachen enthält, über welche hier wenig Neues beygebracht ist. Nur folgende Betrachtungen des Verf. können wir nicht Umgang nehmen, auszuheben. „Was die Fehlschagung des Plans des Herrn von Bouillé," sagt er S. 311 u. f., „nur noch bedauernswürdiger und auffallender macht, ist, daß fast alle Hindernisse überstiegen waren, und daß er in dem Augenblicke „des nahen, gewissen Erfolgs scheiterte." — — „Es scheint „nicht weniger zum Erstaunen," fährt der Verf. S. 313 fort, „daß ein Projekt, das so gut angelegt war, und dessen Ausführung man ausgesuchten Männern, größtentheils „vom Militairstande, anvertraut hatte, deren eigenes Interesse, Ehre und Leben in dem glücklichen Erfolge desselben „so stark verflochten war, durch Menschen zunichte gemacht „werden mußte, die mit einander in keiner Verbindung und „Verabredung standen, einander unbekannt waren, und „kein besonderes Interesse bey der Sache hatten." „Man „sollte glauben," heißt es S. 316 weiter, „daß der traurige Zustand der königlichen Familie auf menschliche und gutgeartete Dorfbewohner" — „Eindruck gemacht haben würde." — „Aber dieß war der Fall nicht; die ganze Gegend zeigte Begierde und Thätigkeit" (sie anzuhalten, und nach Paris zurückzubringen); „und dieß ist ein starker Beweis von dem Irrthume derer, welche kühn behaupteten, „daß, so sehr auch die Revolution den Beyfall der Pariser „hätte, sie von dem Volke im Ganzen gehaßt würde. Und „die

„die Gesinnungen der Einwohner dieses Theils von Frank„reich insbesondere hätten den Preußen, die es kurz nachher „auf eben der Seite angriffen, in der Hoffnung, daß sich die „Eingebornen mit ihnen vereinigen, und ihnen beystehen „würden, anzeigen können, welche Art von Vereinigung und „Beystand sie zu erwarten Ursache hatten." —

Sechs und zwanzigstes Kapitel. Die Nachricht von der Entweichung der königlichen Familie verbreitete sich in Paris mit reissender Geschwindigkeit. Das erste Gefühl von Erstaunen verwandelte sich bald in Unwillen gegen die Flüchtigen. Aber das standhafte und weise Benehmen der Nationalversammlung beugte den Unordnungen vor, die, in einer unruhigen Stadt wie Paris, von einem solchen Ereignisse, wie des Königs Entweichung, zu fürchten waren. Proclamation der Nationalversammlung, auf allen öffentlichen Plätzen und Strassen von Paris bekannt gemacht. Ein aufgefangener Brief an die Königinn, den ein Officier von der Nationalgarde der Versammlung überbringt, wird nicht eröffnet. Antwort der Nationalversammlung auf die Declaration, die der König zurück gelassen. Auf die von dem Wundarzt **Mangin** überbrachte Nachricht, daß man die königliche Famile zu Varennes aufgehalten, mußten drey Commissarien, alle Mitglieder der Nationalversammlung, ihr entgegen, mit dem besondern Auftrage, dahin zu sehen, daß die der königlichen Würde gebührende Achtung nicht verletzt werde. Gleichwohl erscholl beym Einzuge des Königs durch die Straßen der beschimpfende Befehl: „Die Hüte auf den Kopf. Niemand entblöße sich. Auf dem Bocke des königlichen Wagens saßen die drey Gardisten, die die Couriers bey der Flucht gemacht hatten, gebunden. **Drouet** folgte in einem offnen Cabriolet, mit Lorbeer bekränzt. „Seit dem Tage, da Perseus, der letzte König von Macedonien, und seine Familie durch die Straßen „von Rom vor dem Triumphwagen des Paulus Aemilius „geführt wurde," sagt **Moore**, „ist keine die königliche „Würde so erniedrigende Scene der Welt zur Schau gegeben „worden." Der **Herzog von Orleans** schien, in einem Zirkel von Deputirten, ein fröhlicher Zuschauer derselben zu seyn. Die unglückliche Familie bezieht, unter der Verantwortlichkeit des Herrn **Lafayette**, die Wohnung in den Tuilerien. Alle Zugänge sind mit Nationalgarden besetzt. Der König

König und die Königinn durch Commissarien von der Nationalversammlung über die Ursachen ihrer Entfernung von der Hauptstadt befragt. Discussionen, ob der König dem Gerichte oder der Strafe unterworfen sey. Die Gesellschaft der Republikaner, unter denen Condorcet, Brissot und Thomas Paine die vorzüglichsten waren, thut sich hervor und hält den gegenwärtigen Augenblick für günstig, ihre Meinungen auszubreiten. Die Wochenschrift: „Der Republikaner," erscheint. Brissot, charakterisirt S. 340 ff. Aber die Bemühungen der Republikaner waren für jetzt fruchtlos. Robespierre selbst war kein Republikaner. Schilderung Robespierre's und seiner politischen Laufbahn, woraus wir Einiges, obgleich nicht zu dieser Ordnung der Dinge gehörige, auszeichnen, S. 344 ff. „Bey wenig Geschmack an Vergnügungen oder Pracht, verachtete er das „Geld: Macht war das Ziel, wonach er strebte, und die „Gunst des Volks das einzige Mittel, wodurch er sie zu erlangen hoffte. Keines Menschen äusserlicher Anstand war „je weniger dazu geeignet, seinem Verlangen nach Volksgunst behülflich zu seyn. Robespierre's Person war klein, „sein Gesicht bleich, seine Züge unangenehm, und er hatte „den drohenden Blick und schnellen Gang eines Verrückten. „Während eines beträchtlichen Zeitraums der constituirenden „Versammlung war er wenig ausgezeichnet. Nur erst nach „Mirabeau's Tode, und um die Zeit, von der jetzt die „Rede ist, fand er, daß er ein Mann von einiger beträchtlichen Wichtigkeit war, und wo seine ehrgeitzigen Absichten „sich zu erweitern anfiengen. Die Wiedereinsetzung Ludwigs XVI. gab ihm keine Hoffnung, zu einer Lage zu gelangen, die mit Ansehen und Einfluß verbunden gewesen „wäre. Er wußte, daß er dem Könige mißfiel, daß ihn die „Königinn verachtete, und daß er von dem ganzen Hofe gehaßt wurde. Er wünschte daher die Absetzung des Königes „mit heftiger Begierde, und vereinigte sich mit der Orleanischen Partey und mit den Republikanern zur Beförderung „dieser Maaßregel; aber er wünschte nicht, den Herzog „von Orleans als Regenten zu sehen, weil er wußte, daß „diejenigen, die diesem Prinzen seit langem ergeben, und „worunter einige Männer von großen Talenten waren, ihm „vorgezogen werden würden, und daß er unter seiner Regentschaft nur eine untergeordnete Lage erwarten konnte. „Eben so wenig wünschte er die Errichtung einer Republik,

„wenn

„wenn er nicht hoffen durfte, sie zu regieren; und er sahe „Condorcet, Gensonet, Guadet, Vergniaud, Brissot, Kersaint und andere auf seinem Wege, welches ihn „bestimmte, sich dem republikanischen Systeme, beydes, „durch seine Reden im Jacobiner Club, und in einigen „Pamphlets, die er herausgab, zu widersetzen.“ — — „Bey einem hochmüthigen Geiste, welcher das gemeine Volk „verachtete, schmeichelte und liebkosete es Niemand mehr, „als er; Niemand paßte so seine Sprache und sein Beneh„men ihren Leidenschaften und Vorurtheilen an; Niemand „schien folgsamer gegen ihren Willen, und ängstlicher für „ihre Wohlfahrt bekümmert zu seyn. Selten wagte er es, „der Menge einen neuen oder noch nicht versuchten Stoß zu „geben. Er lauschte, bis sie ihn von Umständen oder von sol„chen, die weniger vorsichtig waren, als er, erhalten hatte; „wenn er aber deutlich sah, nach welchem Wege hin der „Strom ihrer Leidenschaften sie trieb: so mischte er sich mit „prahlhaftem Eifer ein, wurde der Ungestümste unter den „Ungestümen, und entriß die Leitung des Sturms denen, „die ihn erregt hatten.“ — — Nur den Schluß dieser interessanten Schilderung tragen wir hier noch ein: „Vermit„telst seines Einflusses auf die Jacobiner, die Municipalität „und den Pöbel, und mit Hülfe einer Minorität der De„putirten drang er auf des Koniges Proceß, und besaß dann „die Geschicklichkeit, die Abneigung, die die Girondeparthey „gegen diese Maaßregel zeigte, und selbst ihren populären „Vorschlag zu einer Appellation an das Volk, zu einem Stoff „der Anklage gegen sie, und zur Ursache ihres Unterganges „zu machen. Nachdem er nun das Commando der Pariser „Nationalgarden einer seiner Creaturen übertragen hatte: so „erhielt er unvermerkt ein unwiderstehbares Uebergewicht in „dem Wohlfahrtsausschusse. Da er von der Municipalität „und dem Jacobiner Club unterstützt wurde; da er nie weder „der Bestechung sich Preis gab, noch die Augen des Pöbels „mit persönlicher Pracht beleidigte; da er die Talente und „die Verbrechen anderer zur Erreichung seiner eignen ehrgei„tzigen Absichten gebrauchte; da er seine vertrautesten Freunde „ohne alles Erbarmen aufopferte, wenn er nur die geringste „Eifersucht gegen sie faßte; da er durch außerordentliche Ge„schicklichkeit Mittel gefunden hatte, daß seine eignen Crea„turen zu Commissarien in den meisten Departements ernannt „wurden; und da der Pariser Pöbel jederzeit unter der Hand„habung

„habung seiner Unterhändler stand: so erreichte er endlich „seinen Zweck, der Convent war das passive Organ seines „Willens, und Robespierre war der Dictator der franzö„sischen Republik. Aber, nachdem er jedes Departement „von Frankreich mit Blute befeuchtet hatte, wurde er durch „die Ausübung seiner Macht schwindlich, vergaß seine ur„sprüngliche Behutsamkeit, und da er selbst seine Genossen „mit Schrecken erfüllte, nöthigte er sie, seine Henker zu „seyn, um nicht seine Opfer zu werden.“ —

Sieben und zwanzigstes Kapitel. Gutachten der Commissarien, daß der König keinem gerichtlichen Verhör unterworfen seyn könne. **Robespierre** und **Petion** widersetzen sich diesem Gutachten am meisten. Proben von **Robespierre's** Laune, S. 355 ff. **Barnave**, S. 360 ff. Die Nationalversammlung decretirt, den König nicht weiter über das Geschehene zu befragen, und die Constitution, der ersten Absicht gemäß, zu vollenden. Dieß war nicht nach dem Geschmack der Republikaner und Orleanisten. Eine Bittschrift erschien in vervielfältigten Copien, daß die Nationalversammlung durch ein Decret die Regierungsniederlegung **Ludwigs** XVI., die er am 21sten Junii vollzogen, sanctioniren solle. Aufrührische Unterzeichnung dieser Bittschrift auf dem Marsfelde. **Lafayette**, an der Spitze der Nationalgarde, greift den Pöbel an. Viele werden getödtet oder verwundet. Die Anstifter dieses Aufruhrs, **Danton** und **Camille Desmoulins**, entfliehen. Andere, wie **Marat**, verbergen sich in Paris. Hier in einer Anmerkung, S. 370 f., von **Charlotte Corde**. Auch **Brissot** und **Laclos** waren von den Stiftern des Aufruhrs, jedoch nicht so öffentlich, und aus andern Absichten, S. 371 ff. Alle die Morgenröthe von Eintracht und Ruhe, die zu dieser Zeit über die französische Nation aufzugehen schien, verschwand mit der **konstituirenden Versammlung**, die nicht nur aus einem Körper von würdigern Männern bestand, als die nachfolgende Versammlung; sondern auch durch Erfahrung eine richtigere Kenntniß und Einsicht in die Geschäfte erlangt hatte. —

Acht und zwanzigstes Kapitel. Die **gesetzgebende Versammlung**. Der König erklärt dem neuen Minister des Seewesens, **Bertrand von Moleville**, auf des letztern ausdrückliche Anfrage, ohne Rückhalt, daß er ent-

entschlossen sey, der ihm mißfallenden Artikel der Constitution ungeachtet, genau und buchstäblich an jedem Artikel derselben zu halten, weil es das beste Mittel sey, der Nation das Vortreffliche und Fehlerhafte derselben zu zeigen, und was für Veränderungen sie darin zu machen für nöthig finden werde. Der König versicherte, eben dieses wären auch die Gesinnungen der Königinn. Nicht so dachte die Versammlung. Vom ersten Anfange an gieng ihre Absicht bey dem Uebergewichte der Brissotischen Partey, die unter dem Namen der Gironde so bekannt ist, dahin, die Gemüther von der Monarchie, selbst von der mildesten Art derselben, zu entwöhnen, welches der Verf. S. 387 und 388 mit einigen feinen Zügen dargelegt hat. Eifersucht der National- und Leibgarden im Dienste des Königes. Das Peinliche eines aufgedrungenen Hofstaates für den König und die Königinn. Härte des Decrets wider die Geistlichen. Ungünstiger Vorfall in der Versammlung, als der Siegelbewahrer das Veto dieses Decrets überbringen soll. Mißhelligkeit in dem königlichen Staatsrathe, S. 404 u. ff. Die gänzliche Trennung dieses Ministeriums war um so mehr zu bedauern, „weil es," sagt **Moore** S. 406, „seit der Revolution viel„leicht das einzige Ministerium war, dessen sämmtliche Mit„glieder dem Könige und der Constitution zugleich ergeben „waren."

Neun und zwanzigstes Kapitel. Die Wahl des neuen Ministeriums schlug hier Cahier von Gerville dem König vor. Die Antwort des Wienerhofs, die der **Herr von Noailles** an **Dümourier** überschickte, betrachtete dieser so gut als eine Kriegserklärung, und bewog den König, sie unmittelbar der Nationalversammlung mitzutheilen, wo sie den größten Unwillen erregte. Der österreichische Ausschuß, als dessen Anhänger auch **Bertrand** und **Montmorin** von **Carra**, ohne den mindesten Beweis, denuncirt wurden, S. 416 f. Die in der Manufaktur zu Seves verbrannten Memoires der **Frau von la Motte** für das Archiv des österreichischen Ausschusses gehalten. Die konstitutionellen Haustruppen des Königs abgedankt. Die aufrührischen und ärgerlichen Scenen, die man so lange in dem Palais Royal gespielt, wurden nun bis zu den Gärten der Tuilerien ausgedehnt. **Rolands** Uebergewicht im Staatsrathe, da **Claviere** und **Servan** im Ministerium, die Gironde in der Nationalversammlung, **Petion** in der Municipalität,

und

und andere ihn unterstützten. Eine Armee von zwanzigtausend Mann, zur Beschützung der Hauptstadt, der Wahrheit nach, zur Unterstützung der Gewalt, die Roland und die Girondisten über den Hof erlangt hatten, vorgeschlagen. Roland, der den König zur Sanctionirung der Decrete wider die Geistlichkeit, und von der Rekrutenaushebung mit Gewalt veranlassen will, nebst Claviere und Servan entlassen. Dümourier dankt ab. Das üble Vernehmen, worin Lafayette mit Dümourier stand, trug sehr viel zum Untergange der Constitution, der königlichen Familie, und der beyden Generale bey. Lafayettens unkluger Brief aus dem Lager von Maubeuge an die Nationalversammlung, und die darauf erfolgte Erscheinung vor den Schranken, wo Guadet ihn so sehr außer Fassung brachte, und er beschuldigt ward, als ein Freyheitsmörder und zweyter Cromwell, den Vorschlag gethan zu haben, mit seiner Armee wider Paris zu marschieren. Ein zweytes Project zu einer Flucht der königlichen Familie, bey immer mehr zunehmender Unsicherheit derselben, das S. 444 u. ff. vorgelegt ist, hatte durchaus den Widerwillen der Königinn gegen sich, und blieb unausgeführt. —

Wenn gleich in diesem Buche die, mit der Revolution im Innern des Reichs in so naher Beziehung stehenden auswärtigen Kriegsbegebenheiten so gut als gar nicht berührt; manchen Untersuchungen, wie es scheint, absichtlich ausgewichen ist; auch einige auffallende Widersprüche, wie z. B. im XV. und XVI. Kapitel über Mirabeau's Betragen, bemerkbar sind; und, über dieß alles, ein gewisses Schwanken im Urtheil, worauf auch schon die Form der hier gelieferten Auszüge hindeutet, und eine nicht immer zum besten zusammenhängende Erzählung, nebst der und jener allzu trivialen Betrachtung dem aufgeregten Leser einige Beschwerde verursachen: so wird es doch nichts desto weniger mit Ehren Stelle unter den belehrenden Geschichtsbüchern über diese unvergeßliche Begebenheit behaupten, und zu diesem Endzwecke dürfen wir auch die gut gerathene und fließende Uebersetzung, an der sehr wenig Mängel wahrzunehmen sind, mit Grunde empfehlen.

Qu.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sechs und vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Intelligenzblatt, No. 58. 1799.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Briefe aus der Schweiz und Italien von *Georg Arnold Iacobi* in das väterliche Haus nach Düsseldorf geschrieben. Lübeck und Leipzig, bey Bohn und Compagnie. *Erster Band.* 358 Seiten. 8. 1796. *Zweyter Band.* 428 Seiten. 1797. 2 Rthl. 12 gr.

„*Meine Briefe,*" schreibt irgendwo der liebenswürdige Correspondent aus Rom den Seinigen, „*sind der Genuß meiner Empfindungen und die Mittheilung meines Genusses; hieran müsse Euch genügen.*" Mit gleich bescheidener Anspruchlosigkeit kündigt sie die kurze Vorrede an. Sie sind aber gerade um deßwillen mit so viel größerem Vergnügen, besonders der zweyte Theil, der meist Sicilien angeht, von uns gelesen worden, um so mehr die einfache Darstellung, der weder an Unterricht noch Unterhaltung etwas abgeht, dem Ganzen Wahrheit und Reiz verleiht. Und wer wehrte es dem Rec., mit eben der Erwartung, mit eben dem familiären Wohlbehagen, mit eben den sich andrängenden Gefühlen ein Sendschreiben nach dem andern vorzunehmen, als ob er selbst von dieser Familie ein integrirender Theil sey? —

Nicht weniger wird auch der kältere Leser, und der, welchem es etwa bloß darum zu thun ist, hier und da ein Datum für Erd- und Staatenkunde aufzugreifen, oder eine längst bemerkte Lücke in seinen Kartensammlungen zu füllen, mit uns hier seine Rechnung finden, wozu das Land, „*das eine so ganz eigene Welt für sich ist, und wieder tausend verschiedene Welten in sich begreift,*“ noch nie an Stoff erschöpft seyn dürfte. —

Hr. Jacobi reiste in Gesellschaft des Hrn. Grafen zu Stollberg, der die Früchte seiner Reise der Welt bereits vor einigen Jahren dargelegt hat; und die Gegeneinanderhaltung der Ansichten zwey so kenntnißreicher und talentvoller Reisenden bleibt für den Mann von Geschmack immer noch ein eigenes Geschäfft, so wenig wir auch dießmal, aus mehr denn einer Ursache, hier darauf eingehen können.

Des Verf. „*erster Brief*“ ist von „*Constanz*“ aus, den 24. Aug. 1791. Von demjenigen Theil der Nachrichten, der Deutschland und die Schweiz betrifft, und ohnehin den kleinsten Raum des Buchs einnimmt, mögen hier nur einige Züge, mit der Bezeichnung des genommenen Weges, stehen. „*Pforzheim.*“ „*Studtgard.*“ „*Hohenheim.*“ „*Nur von den benachbarten Höhen dürfe es anstaunen, wer dieses der Mühe werth finde.*“ *Göppingen*“ *Geislingen.*“ „*Ulm.*“ *Unter allen häßlichen Reichsstädten die häßlichste.*“ „*Biberach.*“ „*Waldsee.*“ „*Der Bodensee.*“ „*Lindau*,“ von 4000 Einwohnern, wohlhabend durch den ansehnlichen Kornhandel und den Verkehr mit Italien. „*Constanz hat ihre betriebsamsten Bürger vorlängst mit ihrer Freyheit verloren; das Gras wächst auf den Straßen, und überall stößt man nur auf weitläufige Klöster und eine zahlreiche Geistlichkeit. So gewährt der Besitz dieser Stadt dem Hause Oesterreich die wenigsten der gehofften Vortheile, und die Art, wie es dazu gelangt ist, wird nie vergessen werden.*“ — „*Noch sieht man Hussens Brustbild in einem Stein der Mauer. Es ist ein schöner Kopf, hoher Verstand und unerschütterliche Festigkeit blickt aus dem gen Himmel gerichteten Auge, und unaussprechliche Güte ruht in dem Hauptzuge des Mundes.*“ „*Insel Reichenau.*“ „*Insel Meinau.*“ Ein kurzer Nachtrag zum ersten Briefe zeichnet den übrigen Theil des Wegs bis nach Genf. Wir wenden uns davon, so wie mit Ue-

ber-

berschlagung des „*zweyten Briefs*,“ der einige Oerter am Genfer See und das benachbarte Savoyen berührt; sogleich zu dem „*dritten Briefe*,“ in welchem die Reise über die Alpen, und der Reisenden Ankunft in Turin erzählt ist. Die Lage Turins ist eine der schönsten, die man sehen kann. Die Stadt selbst ist es nicht minder; nur steht die Breite der schönsten Straßen mit der Höhe der Häuser nicht in dem gehörigen Verhältnisse. Das Schloß ist groß und bequemlich, aber unansehnlich von außen. Die Gallerie enthält viel schöne Gemählde aus beyden Schulen. Das Theater ist eines der größten und schönsten in Europa. Ein runder Saal des Zeughauses ist ringsum mit Waffen des Mittelalters, in Form von Tropäen, behangen. Das Museum, die Bibliothek und das physikalische Cabinet scheinen nicht beträchtlich. Turin enthält in einem Umfang von anderthalb Stunden die große Bevölkerung von 109,000 Einwohnern. Aussichten um Turin.

„*Vierter Brief*.“ Die Flüchtigkeit der Reise durch das obere Italien entschuldigt auch hier die Kürze und Sparsamkeit der Nachrichten. „*Asti*“ ist groß und enthält einige schöne Kirchen und Palläste, aber übrigens arm und schlecht bevölkert. „*Alessandria*.“ Der vornehmste Ort in dem Sardinischen Mayland. Zwey Messen und ein ansehnliches Gewerbe ernähren eine Bevölkerung von 12000 Menschen, und machen die Stadt lebhaft. Der berühmte Weg über die „*Bocchetta*“ (S. 99). Auffallende Veränderung des Klima's daselbst. „*Genua*.“ „*Lehrte die Geschichte nicht, wie tief diese so äußerst merkwürdige Republik von ihrer ehemaligen Macht herabgesunken ist: so würde man nimmermehr glauben, in einer Stadt zu seyn, deren blühendste Zeiten vergangen sind*.“ „*Pavia*.“ „*Die Volksmenge von 28000 Seelen steht mit dem beträchtlichen Umfange der Stadt in keinem Verhältnisse*.“ Die Universität. Das klinische Institut besorgt Frank. In der Anatomie unterrichten Scarpa, in der Physik Volta, in der Naturkunde Spallanzani. Dieser lebt ganz für seine Wissenschaft; außerdem ist sein Aeußeres ungemein einnehmend. Das sehr vollständige Museum steht unter Spallanzani's Aufsicht, der es bey seinen Vorlesungen nutzt. Der gefällige Bertola, auch hier gerühmt. Unsicherheit der Wege in der Lombardey; muthmaßliche Ursache davon, S. 112.

„*Mayland*," von 10 italiänischen Meilen (3¼ Stunde) im Umfang, und mit einer Volksmenge von 140000 Einwohnern. „*Sie ist ein wahres Chaos von lauter engen und dunkeln Straßen, die größtentheils aus mittelmäßigen oder schlechten Häusern bestehen.*" „*Lodi*," mit 16000 Einwohnern. „*Piacenza*." Von einem wüsten, verfallenen Ansehen, und geringer Volksmenge. „*Parma*." Der Aufenthaltsort des großen Corregio, von dem sich auch die meisten seiner Werke hier befinden. Die Gemähldesammlung des Hauses Farnese ist nach Neapel gebracht. Die Bevölkerung ist von 40000 Seelen. „*Reggio*." Eine große Stadt mit 17000 Einwohnern, die aber nicht schön ist. Desto schöner ist „*Modena*," und unter allen Städten, die sie auf dem Wege von Genua bis hierher fanden, die schönste. „*Bologna*." Das Kölln Italiens: lauter krumme und enge Gassen durcheinander, eine ungeheure Zahl von Kirchen und Klöstern, und mehr Priester als Layen. Die Volksmenge beläuft sich kaum noch auf 70000 Seelen. Die Universität ist jetzt ungeachtet der großen Einkünfte und des vortrefflichen Instituts, das ein Werk von Benedict dem XIV ist, schlecht besetzt. Der Schatz von Gemählden, die in Bologna vorhanden sind, soll, nach den römischen Sammlungen, der wichtigste in Italien seyn. Hier schwelgt man unter den Meisterstücken der Caracci, Guido Reni, Domenichino, Guercino, Albani und anderer. Der Adel ist zahlreich und vermögend, aber ganz verzogen, steif und einbildet. Die Mundart ist sehr platt, und ihre Stimme kreischend. Doch haben die Bologneser große Anlagen für die schönen Künste und Wissenschaften. „*Florenz*." Nach der endlosen Fläche der Lombardey, wird den Reisenden die schöne Mannichfaltigkeit dieser Gegend höchst erquickend. Die Volksmenge, die zu den Zeiten der Republik 400,000 Seelen betragen haben soll, beläuft sich jetzt nur noch auf 74000. Am meisten verherrlichen diese Stadt die Werke alter und neuer Künste. Aber „*es ist*," erinnert der Vf. S. 134 sehr wohl, „*nothwendig, sich mit Wenigem zu begnügen, um etwas eigen zu besitzen. Es ist sonst beynahe unmöglich, sich nicht zu verwirren, und mit einem Chaos von Namen ohne eine lebendige Vorstellung zurückzukehren. Wer allein auf das Vorzüglichste standhaft gerichtet bleibt, der wird von hier einen Schatz heimbringen, der in dieser Art wohl keinem andern verglichen werden kann.*"

Die

Die folgenden Briefe beschäfftigen sich hauptsächlich mit **Rom** und **Neapel**, das zweyfache Ziel so vieler, die Italien bereisen, für die es der aufmerksame Correspondent an Belehrung hier gewiß nicht fehlen ließ. Auch unsere Rechenschaft darf um deßwillen nicht zu flüchtig seyn.

„*Fünfter Brief.*“ Man beschloß einen Umweg über **Pisa**, von wo die Reise über **Siena**, **Viterbo** und einige kleinere Orte gieng. Von jenen ist noch einiges beyzubringen.

„*Pisa.*“ Eine kurze, aber gutgerathene historische Skizze von diesem vormals so wichtigen Freystaate Italiens geht S. 140 — 141 voraus. „*Mit der Freyheit,*“ so endet diese interessante Schilderung, „*hat* (die Republik) *ihren ganzen Wohlstand verloren. Die angesehensten Familien, in denen der Haß der Dienstbarkeit die Liebe zur Heymath überwog, flüchteten nach Genua.*“ — *Der ganze blühende Handel zog sich nach Livorno, und von 150000 Einwohnern, die zu der Zeit der Republik hier waren, sind jetzt kaum noch 20000 vorhanden, denen die Ritter des Stephansordens, die Universität, die warmen Bäder, und der Winteraufenthalt des Hofes kaum hinlängliche Nahrung geben. So wenig sind auch die gepriesensten Anstalten der Fürsten im Stande, den Verlust der Freyheit zu ersetzen.*“ (Und gleichwohl machte die bildende Kunst das neue, durch Unterwürfigkeit unter das Haus Medicis erhaltene Glück zu Gegenständen des Meisels. **Ramdohr über Mahlerey und Bildhauerarbeit**, I, 99.) Der hängende Thurm. Hier hält man dafür, er sey auf der einen Seite gesunken, und Hr. **Jacobi** glaubt, man könne ihn kaum mit Ueberlegung ansehen, ohne dieser Meinung zu seyn. (S. 146, wo der „*Universitätsgebäude*“ gedacht ist, versahen wir uns vielmehr einer Nachricht von dem berühmten **Angelo Fabroni**, und von seiner trefflichen Historia Academiae Pisanae, von der gerade in dem Jahre der Anwesenheit dieser Reisenden der erste Band im Drucke erschien.) „*Siena.*“ Seit dem 13ten Jahrhundert auch eine der mächtigsten Republiken; jetzt kaum 16000 Menschen enthältend. Der Weg von hier nach S. Quirico führt durch eine öde und traurige Gegend von unfruchtbaren Kalkfelsen, und fast ohne Merkmale einer lebendigen Natur. „*Acquapendente.*“ (S. 115). *Lago di Bolsena*“ (Laco Vallicus), in dem die ganze Reisegesell-

 schaft

schaft sogleich den angenehmen Vieler See der Schweitz wiederfand. „*Monte Fiascone*“ (S. 158). „*Viterbo*,“ in einem breiten und ebenen Thal, am Fuße eines waldichten Berges. Sie ist eine der beträchtlichsten Städte des päpstlichen Staats, hat eine Bevölkerung von 10000 Menschen, und treibt ansehnlichen Handel mit Eisenwaaren. Eine Stelle, die landwirthschaftliche Kultur dieser Gegenden betreffend, schreiben wir, nach S. 160 und 161, ganz ab: „*Ich habe*,“ sagt der Verf., „*in diesen Gegenden nichts merkwürdiger gefunden, als die Saatfelder. So viel ich auch immer von der Vernachlässigung des Landbaues im Kirchenstaate gehört und gelesen hatte: so war ich doch weit entfernt, auch nur an das Daseyn solcher Aecker zu glauben, als ich — an dem Abhange des Berges hinter der Stadt erblickte. Von ordentlicher Eintheilung und Abwässerung möchte immer nicht die Rede seyn; aber es war oft sogar unmöglich, nur die bestellten und unbestellten Ländereyen von einander zu unterscheiden. Beyde sind mit trefflichem Apaster gleich bedeckt, bloß mit dem Unterschiede, daß er auf den bestellten Feldern etwa einen Fuß hoch über der Erde abgeschnitten wird. Die ganze Oberfläche des Berges gleicht einem Meere von diesem Kraut, und dazwischen wächst herrliches — Gras: ein unverwerfliches Zeugniß wider die Einwohner oder die Verfassung des Landes.*“ In einer Anmerkung zu S. 161 setzt doch der Verf. hinzu: daß sie nur in dieser Provinz des Kirchenstaats den Ackerbau in einem so hohen Grade vernachlässigt gefunden.

„*Sechster Brief.*“ Einzig in seiner Art ist der Eintritt in Rom. „*Viele Hauptstädte Europens*,“ heißt es S. 161 u. f., „*sind glänzender; aber gewiß ist keine so anziehend, als diese. Keine breite, durchaus prächtige Hauptstraßen, kein Gewühl des Handels und der Ueppigkeit, kein Palais Royal; aber auf jeder Straße, auf jeder Stelle fast Reiz und Genuß für Auge und Geist. Hier zieht Euch eine Kirche an, Ihr geht hinein, und selten geschieht es, daß nicht erhabene Baukunst, oder doch ein schönes Bild Eure Mühe lohnt. Dort bewundert Ihr den reinen Geschmack und die einfache Größe der Architectur eines Palasts. Er steht Euch offen, und Ihr ruht in Gallerien mitten unter den Meisterwerken der*

berühmtesten Mahler, unter Bildsäulen, Sarkophagen, Urnen und andern sehenswürdigen Resten des Alterthums. Auf jenem Platze staunt Ihr vor einem ägyptischen Obelisk, einer gewaltigen Säule, einem herrlichen Springbrunnen. Dann seht Ihr Euch auf einmal wieder zwischen den Trümmern des alten Roms, baut mit Romulus den Tempel des Iupiter Stator auf, vertreibt mit Camillus die Feinde von dem Capitol, fahrt mit Titus durch seinen Triumphbogen. In und vor der Stadt ziehen Euch die Gärten der Großen an, die in ganz Italien nur hier verdienen, schön genannt zu werden. Kurz, unzählige Arten des Reizes vereinigen sich, um Euch das Geständniß abzuzwingen, daß Rom noch immer die sehenswürdigste Stadt der Erde sey." Die „*Peterskirche*," S. 170 — 174 recht con amore geschildert. Das „*Vatican*." Die „*Stanzen*" und „*Logen*" des göttlichen Raphael (S. 175) hätten für unsere Modeleser, deren diese Briefe leider genug erhalten werden, unstreitig einer kurzen Erklärung bedurft; auf Ramdohr, I, 129 und 140, ist ist es wohl nicht consilii, diese zahlreiche Klasse zu verweisen? Die „*Engelsburg*." Der „*Corso*." Die „*Rotonda*." Sehr wahr ruft der Verf. am Schlusse einer langen Musterung älterer und mittler Denkmäler, S. 198, aus: „*Wahrlich, man muß Rom sehen, um die Höhe zu bewundern, wohin die bildende Kunst sich erheben, man muss aber auch Rom sehen, um sich einen Begriff zu machen, wie tief sie mitten unter den herrlichsten Mustern herabsinken könne.*" „*Villa Borghese*." Einer der vorzüglichsten Gärten um Rom, und ein öffentlicher Spaziergang. „*Eine Innschrift*," heißt es S. 201, „*ladet selbst Euch ein, alles wie das Eurige anzusehen, und abzubrechen, wie euch gefällt.*" — „*Wie gefährlich*," setzt der Briefsteller mit Recht hinzu, „*würde eine solche Erlaubniss in Deutschland seyn!*" Ueber Hauswesen, Sittlichkeit (Sittenverderb sollten wir sagen), Ergötzungen in Rom, von S. 203, u. ff., sehr unterhaltende und ohne leidenschaftliche Einmischung gezeichnete Gemählde.

„*Siebenter Brief*." Betrachtungen über die Unfruchtbarkeit der Gegenden um Rom. Sie liegt selbst in der Natur des Bodens und der Luft, mit Beyseitigung der gewöhnlichen Beschuldigungen, die man dem päpstlichen Stuhl und sei-

seinem Drucke macht. Zurechtweisung Büschings S. 227. „*Velletri*“ (das alte Veliträ), S. 230. Die *Pontinischen Sümpfe*,“ S. 233 u. ff., eine topographische Deduction, worin dem von manchen oft bis zur Ungebühr verunglimpften Pius dem VI doch einmal Gerechtigkeit widerfährt. Um so größer war unsere Zustimmung zu demjenigen, was Hr. Jacobi S. 237 und 238 Gutes von diesem vielen freylich zu alt gewordenen Papste sagt. Broschürenschreiber aus einer gewissen Periode hatten nun einmal den Ton zu Lästerungen angestimmt, und was war dem Schreiberpatriotismus der Deutschen geläufiger, als diesen Litaneyen nachzuhallen! (Dem Geologen werden die ein paar Jahr später zu Rom bey Salviani gedruckten „*Lettere Pontine*“ des Abate Testa wohl im Andenken seyn.) „*Monte Felice*“ oder „*Monte Circello*,“ der Mons Circejus der Alten, und die Homerische Insel Ajaia (Αἰαίη, Odyss. k, 135); S. 240 f. Die Bewohner der umliegenden Gegend wußten noch viel von der Maga Circe zu erzählen. „*Terracina*,“ das alte Volscische Anxur, S. 244. Hier, am 3ten Februar, die Mandelbäume in der höchsten Pracht ihrer Blüthe, Oranien- und Citronenbäume voll Früchte, Erbsen in voller Blüthe, und in den Hecken Hollunder mit jungem Laub und Blumen. Die Stadt ist häßlich, und die Straßen enge. Man schätzt die Bevölkerung jetzt auf 9000 Menschen. Die Straße durch die Pontinischen Sümpfe erstreckt sich 20 Miglien. Bey dem Thore Portella ist die Gränze des päpstlichen Gebiets, und der Eingang in das Königreich Neapel. Das Städtchen „*Fondi*.“ Auch hier standen die schönsten Oranienbäume voll reifender Früchte; die Felder prangten mit der schon hoch aufgeschossenen Saat, und die Hecken mit wohlriechenden Myrten und Lorberen und der Coluthea, die in voller Blüthe stand. Der Rasen war voller Blumen, und die Luft so milde und warm, wie bey uns an dem schönsten Apriltage. „*Itri*,“ auf einer Höhe des St. Andreasberg, mitten in einem großen Oelwalde. Der Johannis-Brodtbaum, von einer schönen weitausgebreiteten Krone, mit bis zur Erde gesenkten Zweigen, die daselbst aufs neue Wurzel fassen, so daß ein einzelner Baum oft einem ganzen Busche gleicht. Die bohnenartige Frucht dient Menschen (vivere *siliquis* et pane secundo), besonders aber dem Viehe zur Speise. Der ganze Abhang des Berges ist voll von diesen schönen Bäumen. „*Mola di Gaëta*“ (das alte Formia), jetzt ein Fle-

ken. Hier Cicero's Formianum. Die Gegend ist bezaubernd, und wetteifert mit der bey Terracina. „*Stadt und Castell Gaëta,*" S. 260. Die weitläufigen Substructionen, welche hier la Villa di Cicerone heißen, erstrecken sich weit in das Meer hinein, und haben wahrscheinlich zu mehr als einer Villa gehört. Der „*Garigliano.*" Die „*Moräste von Minturnä.*" „*Sessa.*" Das alte Suessa der Aurunken, S. 211, 212. Der Berg „*Massicus,*" jetzt Monte Dragone. Die Lacrima di Sessa, ein hiesiges Gewächs, möchte doch nicht der alte Falerner seyn. Die fruchtbaren „*Ebenen Campaniens,*" S. 263. Das „*neue Capua*" etwa 2 Miglien von den Ruinen der alten Stadt, an dem schiffbaren Volturno. Das „*alte Capua,*" und seine mahlerischen Ruinen, S. 274, 275. „*Caserta.*" Der „*Weg nach Neapel.*" „*Das Land bleibt bis dicht an die Hauptstadt seinem Character von ungemeiner Lieblichkeit getreu.*" —

„*Achter Brief.*" Schilderung der überaus reizenden Lage von „*Neapel,*" S. 281 u. f. „*Campanien,*" heißt es unter andern S. 283, *ist noch immer das Land, wo die Natur ihre höchste Fülle und ihren reichsten Segen ausgegossen hat. Die Vegetation wird nie in ihrem Laufe gehemmt, und in jeder Jahreszeit sieht man überall wachsen und gedeihen. Der Fleiſs des Landmannes unterstützt die natürliche Fruchtbarkeit des Landes, und nirgend sieht man alle Gattungen des Anbaues so mit einander vereinigt, wie hier. Auf jedem Acker reift zugleich das trefflichste Korn und guter rother Wein, und die Ulmen, an denen sich die Reben hinaufranken, versehen die Stadt und das Land mit Brennholz; auſserdem sieht man auf vielen Feldern noch Reihen von Feigen- Pfirsich- und Mandelbäumen. Gemüse werden mit groſsem Fleiſse gebaut und gewartet. Das Hornvieh ist ungemein groſs und schön, hochschenkelich und von weiſsgrauer Farbe. Seine Hörner sind sehr groſs, und die Art überhaupt weit edler, als in unsern nordischen Gegenden. Die Kühe, die man aus der Schweiz hierhergebracht hat, sehen gegen das hiesige Hornvieh wie Zwerge aus; auch sieht man an ihm nie die in unsern Gegenden gewöhnliche rothe Farbe. Die Schönheit der hiesigen Pferde ist in ganz Italien und Europa berühmt. Sie sind von mittler Gröſse, sehr fein gebildet, gedrungen, stark und schnell.*" Die

Kehrseite der Medaille sieht freylich ganz anders aus. Man lese: „*Diese grosse Naturgaben und die ungemeine Ergiebigkeit des Bodens sollen doch, ausser Terra di Lavoro, nur in Puglia recht genutzt werden; in allen übrigen Provinzen aber die Hälfte des Landes wüste liegen. Die Volksmenge ist, verglichen mit dem, was sie seyn könnte, nur mäfsig oder gering; und obgleich die ganze Küste, die gröfste, die ein Land nur haben kann, voll von guten Häfen ist: so findet man doch in dem ganzen Reiche keinen einzigen lebhaften Handelsplatz; man möchte denn das Verkehr von Neapel, welches sich fast allein auf die Bedürfnisse dieser Hauptstadt bezieht, so nennen wollen. Der Grund dieser Uebel liegt theils in der angebornen Trägheit und Indolenz des Volks; theils in dem verfassungslosen Zustande des Landes und der unglücklichen Vertheilung des Grundeigenthums; theils endlich in dem harten Druck, den das Land unter der fast 300jährigen spanischen Regierung erfahren hat.*“ „*Von der Trägheit des Volks,*“ fährt Hr. Jacobi S. 285 fort, „*ist es schwer sich einen Begriff zu machen. So grofs auf einer Seite die Ueppigkeit ist: so vermifst man oft auf der andern die gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens, und es ist unglaublich, wie wenig der Italiäner darauf bedacht ist, die Genüsse, welche sein herrliches Land ihm anbietet, zu verfeinern oder zu vervielfältigen. So treffliches Korn und Mehl man in Italien findet, so ist doch an vielen Orten, besonders in der Lombardey, das Brod kaum efsbar, und schwerer, als der westphälische Pumpernickel. Hier*“ (in Neapel) „*ist es äusserst mittelmäfsig, und so bald ein Bäcker es dem andern zuvorthut, wird ihm schnell von der Zunft das Handwerk gelegt. Nur in dem Kirchenstaat und Toscana hat man wirklich gutes Brodt. Die Zweige der Kultur, die der Italiäner von seinen Voreltern erlernt hat, versieht er in den meisten Provinzen mit grosser Sorgfalt; geht aber nicht leicht einen Schritt weiter. Zu den gemeinsten Bedürfnissen in diesem Lande gehört der Wein; aber niemand denkt auf seine Veredlung, oder auf eine bessere Art, ihn zu bereiten und zu erhalten. Daher wächst auch in ganz Deutschland vielleicht kein so herbes Getränk, als die meisten lombardischen Weine, und vielen selbst unter den Gewächsen dieser Gegend fehlt es an Kraft und Feuer.*

Die

Die Hauptursache dieses Mangels liegt gewiss darin, dass die ganze Frucht des Herbstes immer in demselbigen Jahre verzehrt wird und werden muss, weil, wie man sagt, die Luft der Erhaltung des Weins nicht günstig seyn soll; ich weiss indessen, dass Deutsche den Versuch des Gegentheils hier mit dem besten Erfolg gemacht haben. Noch schlimmer fast wie mit dem Weine geht es mit dem Oel; man findet es selten erträglich. Die gemeinen Obstarten trifft man hier auch weder in der Mannichfaltigkeit, noch in der Vollkommenheit an, wie bey uns, und fast immer werden sie unreif verzehrt. Unreinlichkeit ist eine leibliche Tochter der Trägheit; auch herrscht sie in Italien in einem so hohen Grade, dass nur lange Gewohnheit den Eckel zu mindern vermag, den man bey jedem Schritt empfinden muss. In Rom sind die Hallen vor der Peterskirche immer so schmutzig, dass man fast nie darin gehen kann, und hier verwünscht man es oft, selbst in dem königlichen Palast, dass man eine Nase hat. Fenster und Treppen werden nie, und die Zimmer selbst nur im Nothfall gereinigt. Dass die Menschen auf ihren eigenen Körper nicht grössere Sorgfalt wenden, ist leicht abzunehmen. Daher die zahllose Menge mancherley Ungeziefers, welches man überall findet. Auch schämt man sich dessen so wenig, dass vielmehr die meisten Familien, jeden Sonntag Nachmittag, wenn sie vor ihrer Hausthüre ruhen, sich öffentlich wechselsweise die Köpfe davon reinigen." Die „*Regierungsform.*" „*Rechtspflege.*" *Giunta degli abusi*" (Commission der Mißbräuche); ob sie die Mißbräuche schaffe, oder abschaffe, sey schwer zu entscheiden. „*Diese allgemeine Verwirrung der Dinge,*" so endet dieses traurige Gemählde, „*wird durch das Feudalsystem noch mehr genährt. Das Eigenthum aller Ländereyen ist fast allein in den Händen der Geistlichkeit, des Adels und des Königs. Zwar ist der Bauer persönlich frey; aber bloss zeitiger Pächter, und sein Herr sucht so viel von ihm zu erpressen, als er kann. Die meisten und besten Städte gehören zu den königlichen Domänen, andere besitzt der Adel, und noch mehrere die Geistlichkeit, die überhaupt zwey Drittel, und, nach einigen, sogar drey Fünftel der Einkünfte des Landes ziehen soll.*" „*Religionszustand.*" „*Klöster.*" Mehreren sind in andern Ländern unerhörte Auflagen von

60

60 bis 80000 neapolitanischen Ducaten auferlegt. „*Charakter des Neapolitaners.*“ „*Verkehr und Lebensart der Städte.*“ „*Oeffentliche Gebäude,*“ in einem bunten und widrigen Geschmack, und mit Zierrathen überladen. „*Policey.*“ „*Bettelwesen.*“ „*Vergnügungen.*“ Die Vornehmern hängen an Oper und Corso; der ärmere Theil an seinem Hanswurst. Während der Fasten wird eine heilige Oper gegeben, und hier erblickt man oft **die Wunder und den Martertod der allerheiligsten Jungfrau mit Hanswurst, die Enthauptung des heiligen Johannes mit Hanswurst, u. s. w.** Für schöne Natur und Landleben hat der Italiäner wenig oder keinen Sinn. Die Unsittlichkeit des Volks ist auch hier, so wie in Rom, ohne alle Gränzen. „*Nach allen Seiten,*“ schreibt mit hoher Indignation der Verf., „*sind diese Menschen von den ersten Gesetzen der Natur abgewichen, und fürchterlich straft sie den Frevel. Nicht bloss eine Beule liegt vor der Stirn offen da; sondern das Gift ist durch den ganzen Körper gedrungen bis in seine kleinsten Adern und Nerven. Es soll in dem strengsten Verstande des Worts wahr seyn, dass ordentliche Ehen unter der Menge gar nicht mehr üblich sind, und dass die vollkommenste Zügellosigkeit eine der ersten stillschweigenden Bedingungen der Verbindung ist. — — Welch einen Einfluss dieses allgemeine Verderben auf die Erziehung der Kinder habe und haben muss, ist leicht abzunehmen.*“ — — „*Es ist entsetzlich, anzusehen, wie Eltern mit ihren Kindern umgehen, und wie sie sie verwahrlosen. Von dem höchsten bis zu dem niedrigsten Stande werden sie bloss als eine Bürde angesehen. Die Mutter, welche die meisten verloren hat, wird für die glücklichste gehalten, und niemand scheut sich sogar, diesen allgemein angenommenen Grundsatz zu behaupten.*“ (Die güldenen Maaßregeln der Regierungen, die nur auf Bedrückung und das Ausmergeln der Unterthanen abgezielt sind, werden ihn, Gott gebe, daß wir irren, noch allgemeiner machen! Da wo der Erwerb des trocknen Bissen Brodtes so schwer gemacht wird, sey das Weib nicht der fruchtbare Weinstock um den Mann her!) „*Wissenschaften.*“ „*Künste.*“ *Pompeji.*“ *Schloss Capo di Monte,*“ die königliche Gemähldesammlung daselbst. Die berühmte „*Grotta di Posilippo,*“ S. 319, 320. —

„*Neunter Brief.*“ „*Der Vesuv.*“ Seine Geschichte und

und jetzige Gestalt. Damals war der Crater des neuen Vesuvs 1677 Pariser Fuß über die Fläche des Meeres, und 743 Fuß über das Thal, das zwischen ihm und dem alten Vesuv mitten inne liegt, erhaben. Der neuere heftige Ausbruch von 1793 hat den ganzen Kegel eingestürzt und ihm wieder eine andere Gestalt gegeben. Anblick und Beschreibung *„des grossen Schauspiels, das ohne Nebenbuhler in der Natur ist,“* S. 330 u. ff. Als etwas Sonderbares bemerkten die Reisenden, daß alle große Steine, die der Berg auswarf, die Gestalt eines Ellenbogens hatten. Das Mahlerische der Beschreibung verträgt sich nicht mit einer magern Abkürzung. —

Zehnter Brief.“ Feyerlichkeit der heiligen Woche in Rom.“ „Die Sixtinische Capelle.“ „Michel Angelo Buonaroti.“ „Das jüngste Gericht.“ Man könne Michel Angelo in seiner ganzen Größe, wie in seinen Mängeln nicht besser kennen lernen, als aus diesem Bilde, S. 349. *„Das Miserere läßt alles, was ich bisher von Kirchenmusik gehört habe,“* schreibt Hr. Jacobi S. 352, *„weit hinter sich zurück.“* — — *„Mir ward die Stelle unsicher unter den Füßen,“* fährt er fort, *„und ich beneidete den Papst und die Cardinäle zum erstenmal in meinem Leben um ihren ruhigen Platz: so gerne hätte ich mich hinwerfen, mich satt weinen und klagen mögen. Nie hat mich etwas so ergriffen und bewegt, wie dieser Gesang. Himmlisch muss die Seele des Mannes gewesen seyn, der eine solche Harmonie zuerst erfinden konnte. In der neuern Kirchenmusik der Italiäner liegt nichts von jener hohen Salbung der ältern, die alle Nerven so zu erschüttern vermag; und bloss Ueberlieferung erhält diesen Gesang hier in einer solchen Vollkommenheit, dass man ihn nachzuahmen an jedem andern Orte vergeblich versucht hat.“ „Die Erleuchtung des Kreutzes in der Peterskirche.“* Die ganze Kirche ist dunkel, jeder Schmuck abgelegt, und alle Gemählde sind verdeckt, nur vor dem Hochaltar hängt aus der Kuppel ein großes Kreuz herab, von unzähligen Lampen erleuchtet. Schön ist die Idee, alles finster und öde zu lassen, und aller Augen nur auf dieß Zeichen des hohen Tages zu richten. Das Geschäfft der Anbetung nach der Vesper des Charfreytags, und der hohen Messe am ersten Festtag verrichtete der Papst so natürlich und herzlich, daß man ihn ohne Rührung und Wohlwollen nicht ansehen konnte.

Ein

Ein Paar Anekdoten, die bey Bestimmung des National- und religiösen Charakters der Italiäner in mehrfacher Rücksicht wohl Niemand übersehen dürfte, haben wir für die Leser der A. D. B. noch ausheben wollen, ehe wir den ersten Band dieser Briefe von der Hand legen. Hier sind sie:

Die Gesellschaft hatte sich, nach italiänischer Sitte, einem sogenannten Vetturino verdungen, der, nach allem was von ihm gesagt ist, ein Mensch von guter Gemüthsart war. Auf dem Wege von Rivoli nach Turin stießen sie, mitten in einer paradiesischen Gegend, auf den scheußlichen Anblick eines Ermordeten. Entsetzen und Schauder bemächtigte sich ihrer. Nur der Vetturino versetzte auf das Geheiß, zu halten, mit kalter Gleichgültigkeit: „*Andiamo, è un ammazzato*“ (immer fort; es ist ein Erschlagener).

Wie groß das Vertrauen der Neapolitaner zu ihrem Schutzpatrone, dem heiligen Januarius sey, ist bekannt; aber folgende Anekdote, die S. 301 erzählt wird, war uns neu. Bey einem heftigen nächtlichen Ausbruche des Vesuvs drohte das Volk einen Aufruhr. Die erschrockene Geistlichkeit verkundschaftete bey Naturforschern das wahrscheinliche Ende des Ausbruchs, und da die Antwort ihrem Wunsch gemäß ausfiel: so beschloß man mit dem Heiligen auszuziehen. Sonderbar genug, daß der Zug kaum auf die Magdalenenbrücke gekommen war, als der Strom der Lava stockte. Man kann sich vorstellen, wie sehr der Glaube des Volks durch diesen Zufall gestärkt worden ist. — —

Gern schicken wir uns zu der Anzeige des zweyten Bandes an, der an Mannichfaltigkeit der Gegenstände und des materiellen Inhalts dem ersten beynahe den Vorzug streitig macht. Der Begriff des Reisenden von Italien kann nicht anders als mangelhaft seyn, wenn das Anschauen der hier beschriebenen Theile (Apuliens, Calabriens und Siciliens) dem Zurückgekehrten abgeht. Wir machen diesen Umstand zum Maaß der weitern Auszüge, und rechnen für diese Ausführlichkeit auf der Leser Dank.

„*Elfter Brief,*“ d. 4. May 1792. Die Menge der Dörfer und Flecken am Fuße des Vesuvs gleichen zusammen-

ge-

genommen einer großen Vorstadt von Neapel. Angenehmes Thal zwischen dem Vesuv und der hohen Bergkette gegen Amalfi und Sorrento, das die Reisenden an die bekannte Bergstraße erinnerte. „*Salerno*," unter dem höhern Gebirge, niedrig am Strande des Meers; ist wohlgebaut, und enthält etwa 14000 Einwohner. Die für den Handel wie geschaffene Lage des Orts bedürfte nur einen Hafen:

„*Se Salerno avrebbe un porto,*
„*Napoli sarebbe morto*"

ist ein Sprüchwort, das jeder Einwohner im Munde führte. „*Sehr wohl rügt dieser Spruch*," setzt hier Jacobi hinzu, „*die eben so ungerechte als heillose Weise der Regierung, dem Verkehr und Gewerbe der kleinen Städte alle nur erdenkliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen, um jener Hauptstadt, die, nach Maaſsgabe der Kräfte des Staats, ohnehin schon ein Ungeheuer ist, alle Quellen des Reichthums zuzuführen.*" Die Metropolitankirche dieses erzbischöflichen Sitzes enthält das Grabmal Gregors des VII. Schon um Salerno ist die Luft nicht rein (um so mehr Beruf, dachten wir, für eine Schola Salernitana, die halbe Welt mit lateinischen Gesundheitsregeln zu versorgen!) „*Wüsteney am Selo*, dem Silarus der Alten. „*Ruinen von Pästum.*" *Je wüster die Gegend ist, desto mehr erstaunt man über die erhabnen Denkmäler der ältesten griechischen Kunst, welche sich hier unversehrter, als an keinem andern Ort erhalten haben.*" — „*Alle tragen das Gepräge von erhabner Einfalt, Grösse und tiefem Ernst*, S. 10 — 15. „*Avellino*," eine beträchtliche, aber unansehnlich gebaute Stadt, mit 18000 Einwohnern. Hier waren die Aecker von sorgfältig gewarteten Haselnußstauden durchkreuzt. Die Nuces Avellanae der Alten sind aus dem Plinius bekannt. Der Fluß „*Calore.*" „*Mirabela.*" „*Ariano,*" auf dem höchsten Rücken des Appennins zwischen Aeckern und Weingärten. „*Lago di Mufiti*" (ein ungebesserter Druckfehler S. 19 macht aus dieser Schwefelquelle eine „*merkwürdige Schwesterquelle*"). Es sind die „*Saevi spiracula Ditis*" in den Amsanctischen Thälern Virgils. Das weißgraue und eiskalte Wasser giebt einen unerträglichen Schwefelgeschmack. „*Casal di Fricento,*" ein Dorf. „*Fricento,*" das Städtchen. Im Winter liegt hier oft der Schnee 4 bis 5 Palmen hoch. Auch jetzt waren noch nicht alle

Bäu-

Bäume belaubt. Bey „*Bovino*“ Eintritt in das heiße Puglien, wegen der Hitze mit Recht die Hölle Italiens genannt. Das Land ist fast durchaus eine weite, schattenlose Ebene, und besteht aus einem einzigen flachen Kalkfelsen, der an vielen Orten zu Tage bricht, und an den meisten nur mit einer sehr dünnen Erdschicht bedeckt ist. „*Foggia.*“ Die Hauptstadt des Landes, das alte Luceria. „*Ascoli.*“ *Ordona*,“ ehemals Ardoneae. „*Cerignola*,“ eine offene Stadt, durch einträglichen Commissionshandel in blühendem Zustande, von 12000 Einwohnern. Gutmüthigkeit der Puglıesen. Ein junger Gelehrter des Orts, Don Giovanni Danielle, sprach mit Scharfsinn und Freymüthigkeit über die Gebrechen des Staats, und über die Hindernisse, welche der Bildung des Geistes seiner Landsleute entgegenstünden. Die Regierung hatte die Leidner Zeitung daselbst in Beschlag nehmen lassen, worüber er bittere Klagen führte. — Cerignola sey der Ort, dessen Namen Horazens drolligem Hexameter widerstrebte, wo

„*venit vilissima* rerum
— „*aqua;* sed *panis* longe *pulcherrimus*“
(Serm. I, 5, 87),

weil beyde Kennzeichen (*Signis* perfacile est) es noch jetzt auszeichnen. „*Reise nach dem Schlachtfelde von Cannae.*“ „*Der Ofanto*“ (Aufidus der Alten). „*Canossa*,“ das ehemalige Canusium. Auch hier fanden die Reisenden noch Horazens panem *lapidosum*. „*Cannae.*“ Nichts mehr denn ein Springbrunnen ist von dem Flecken übrig. Unter den Bewohnern der Gegend aber ist das Andenken von diesem, für die Römer so furchtbaren Tage noch sehr lebendig. Der Wahlplatz heißt noch Campo di Sangue, und die italiänische Einbildungskraft fügt hinzu, die rothe Farbe des Bodens rühre bloß von dem Blute der gefallenen Römer her. Etwa 12 Miglien von dem Vultur liegt Venosa, ehemals Venusium, Horazens Geburtsort. Eine alte Bildsäule auf dem Markte des Städchens halten die Einwohner für das Standbild des Dichters. Die Reisenden sahen diesen Ort nicht selbst. „*Barletta*,“ eine beträchtliche Seestadt am Adriatischen Meere, doch ohne Hafen, und bloß mit einem Damm, wie Salerno. Hier ist lebhafter Handel. Die Volksmenge beträgt 22000 Menschen. Vor dem Thore ist ein königliches Salzwerk. Eine eherne, im Meer gefundene

Bild-

Bildsäule des Kaisers Heraklius schmückt den geräumigen Marktplatz. —

„*Zwölfter Brief.*“ Reise von Barletta nach Tarent. Der Weg entfernt sich nur wenig von dem Ufer des Meeres, und ist wegen der Menge der Städte und Oerter, die er berührt, sehr unterhaltend. Die meisten sahen sie nur im Vorbeygehen. „*Trani,*“ wohlgebaut, von 15000 Einwohnern. „*Bisegli,*“ klein, aber schön gebaut, mit 8000 Menschen. „*Molfetta,*“ mit 12 bis 14000 Einwohnern. Das Land zwischen diesen Städten ist sehr fleißig gebaut, und gleicht einer Reihe von Gärten. Korn stand häufig Büschelweise, wie bey uns die Bohnen, in Reihen gesetzt; eine Art des Anbaues, welche die größere Mühe reichlich lohnen soll. In den Weingärten sind steinerne Hütten für die Winzer, ohne alle Oeffnung, außer einem niedrigen Eingang: sie erinnerten Hrn. Jacobi an den Thurm des Weinbergs im Evangelium. Johannisbrodtbäume, Granaten, Feigen, Apricosen, Mandeln und weidenähnliche Oelbäume sieht man in den Gärten in größter Menge. Bey „*Giovenazzo*“ ist die Küste ohne Reize, und mit hohen Haufen von Meergras bedeckt. „*Bari,*“ beträchtlich durch Handel in Wein und Oel, mit 20000 Einwohnern. Auf der queer durchs Land nach Gioja genommenen Reise eine Seltenheit in Italien, eine mit Xystus und Thymian ganz bedeckte Heide, und ein großer Eichenwald, worin, außer der gemeinen nordischen Eiche, noch Quercus esculus mit süßen, wohlschmeckenden Früchten, die gemeine Wintereiche und die Korkeiche vorkommen. „*Motola,*“ auf einem Felsenhügel der Kette, die ein Zweig der Apenninen ist, und bis zu der östlichen Landspitze Italiens, Capo di Leuca, fortläuft. „*Massafra.*“ „*Tarent.*“ Sie liegt auf dem erhabenen Kalkfelsen, wo ehemals das Castell des alten Tarents stand, und ist ganz von dem festen Lande abgeschnitten. Alles vereinigt sich hier, diese Stadt zu einer der blühendsten, ja der Stapelstadt von ganz Italien zu machen; aber der Geist der Regierung will es anders. „*Nicht allein das auswärtige, sondern selbst das Zwischenverkehr in dem Lande,*“ schreibt Hr. Jacobi, „*ist mit so drückenden Abgaben beschwert, dass nach dem Zeugniss eines zuverlässigen Mannes, der Handel, welcher hier noch getrieben wird, sich gar nicht erhalten könnte, wenn nicht die meisten Waaren bey Nacht durch grosse Lücken der ver-*

 fal-

fallenen Stadtmauer unverzollt ein- und ausgeführt würden. Dieses ist so augenscheinlich, daſs selbst die königlichen Zollbedienten — über den auffallendsten Unterschleif die Augen schließen müssen. So bricht man hier dem Gesunden die Beine, um ihn mit Krücken begnadigen zu können" (immer gut; anderswo wissen die Finanzabgründe sich selbst noch diese Krücken zu ersparen!). Die Bevölkerung von 18000 Einwohnern ist für den kleinen Raum der Stadt zu groß; dennoch widersetzt sich die Regierung auf alle mögliche Weise ihrer Erweiterung. Baumwollenmanufakturen. Zeug aus einem Moos, das auf der Schaale einer Muschel wächst. Fisch- und Austernfang. Fortpflanzung und Gewinnung der Cozza nera, einer am meisten geschätzten Muschel. Vielfältige Spuren des griechischen Ursprungs der Tarentiner. Griechische Schönheiten; „*ein Volk*," schreibt Hr. Jacobi, „*so behend an Leib und Seele, so gutmüthig und so leichtsinnig, so reizbar und so unbeständig, so witzig und so abergläubisch, so erpicht auf seine Lustbarkeiten, daſs man das Blut, aus dem es stammte, nicht verkennen kann. Die Mundart sogar ist noch voll von Wörtern griechischen Ursprungs, — und bey einem längern Aufenthalte würde man noch mehrere Spuren seines Herkommens in seinen Sitten und Gebräuchen finden.*" Der vortreffliche Erzbischoff. (Warum unterließ der Correspondent, uns mit dem Namen dieses edeln Mannes bekannt zu machen? Ein solcher Volksvater stiftet doch fürwahr in seinem kleinen Kreise allein mehr Gutes, als eine ganze narkotische Regierung, der er wahrscheinlich manchen Kummer machen mag, daß des Guten nicht zu viel werde. Ein, S. 71, unten ertheilter Wink läßt dem Bedachtsamen einen Blick selbst in den religiösen Charakter des aufgeklärten Prälaten thun, wie wir der weltlichen Macht nur recht viele zu Antipoden wünschen, um die Folgen des Antagonismus so wohlthätig als möglich für einen dritten und vierten Stand werden zu lassen.) „*Iahresfest des heiligen Cataldus*," des Schutzpatrons der Tarentiner. Allerdings hat bey der Beschreibung dieses Festes der treffliche Briefsteller „*mannichfache Blicke auf den Charakter dieses Volks, nicht ohne Beziehung auf die Geschichte und Natur der ganzen Menschheit*" geworfen, S. 59 — 63 und 66, 67. Noch ein „*Volksfest*," das mit einem Wettrennen auf Eseln, und mit einem Wettlauf

lauf in Fußsäcken endigte. „*Casal nuovo*" (das alte Manduria). „*Oria*," das alte Uria oder Orra. „*Brindisi*." Eine große Wüsteney umgiebt jetzt das alte Brundusium, stockendes Brunn- und Seewasser verpestet die Luft, und wo ehemals das Hauptverkehr zwischen Italien und den Morgenländern war (selbst die ältesten Homerischen Heroen beschifften diesen Hafen, und zogen aus dem alten Temese, dem nachherigen Brundusium, Ladungen Erz (Homer, Odyssea α, 183 ff.) dessen Gewinnung schon zu Strabo's Zeiten aufhörte), da siehe man jetzt nur ein verarmtes Fischervolk kümmerlich ein sieches Leben fristen. Die Regierung soll doch darauf Bedacht nehmen, diesen von der Natur so sehr begünstigten Seeplatz wieder aufzuhelfen. „*Lecce*." Die Hauptstadt der Provinz, von beträchtlichem Umfange, mit einer Volksmenge von 18000 Seelen, und fast auf allen Seiten mit Oelwäldern umgeben. Der Mangel an lebendigen Quellen ist so groß, daß viele Orte sich nur mit gesammletem Regenwasser behelfen müssen; und die von dem hellgrauen Felsengrunde zurückprallenden Sonnenstralen erhitzten das Land in dieser frühen Jahreszeit (den 14. May) schon dermaaßen, daß an den verdorrten Kräutern das Vieh nur kümmerliche Nahrung fand. (Wer wird hierbey nicht an Horazens „*Siticulosa Apulia*" in den Epoden erinnert?) Die Straße führt häufig durch große, wüste Ebenen, worin selten ein Baum oder Strauch zu sehen ist. Charakter der Einwohner. Er verräth einen Hang zu dem Abenteuerlichen, und ist voll von gutherziger Unterwürfigkeit: „*Voglia compatire colla nostra debolezza, tutto questo è niente degno di Lei; alfatto niente al suo merito ma ci è abbundanza di cuore*," und ähnliche Höflichkeitsbezeugungen gegen angesehene Fremde, sind Beweise davon. „*Otranto*," das alte Hydruntum, klein und schlecht gebaut, und nur etwa von 3000 Menschen bewohnt. Vom Strande nimmt man die Berge Griechenlands, Albaniens und Corfu, die Homerische Scheria, wahr, wohin die Fahrt, bey gutem Winde, nur wenige Stunden erfordert. („*Das gepriesene Land der beglückten Fajacken*," wie S. 82 der Verf. diesen Völkernamen schreibt, würden wir aber nicht sogleich errathen haben, wofern wir uns nicht glücklicherweise bald auf das

— „Φαιήκων ἀνδρῶν δῆμόν τε, πόλιν τε"

besonnen hätten. In einer Note zu S. 128 schreibt der Verf. doch wieder: „*Phäaken*.") „*Gallipoli*." Klein, aber

gut gebaut, und nahrhaft. Das hierher zur Ausfuhr in Menge gehende Oel erhält in den Kellern des weichen Felsens eine vorzügliche Lauterkeit. Schlimm genug, daß der gute Magistrat des Orts mit der Bittschrift um die Anlage eines Hafens sich erst an einen ultramontanischen Signor Conte wenden, und auf sein Fürwort bey dem König rechnen muste! —

„*Dreyzehnter Brief.*" Reise von Gallipoli bis Cotrone und Regio. „*Cotrone.*" Das Pythagorische Croton, vormals eine der größten und mächtigsten Städte Italiens; jetzt eine kleine Stadt, mit engen und schmutzigen Gassen, hohen Häusern und etwa 5000 Menschen. Sie setzt die Erzeugnisse des Landes, als Oel, Getreide, vorzüglich viele Käse, Seide und Lakrizenholz durch einen ansehnlichen Handel ab. Die Lakrizenpflanze wächst häufig in den Sümpfen am Aesarus; dieß ist ein schmales, trübes Wasser, das durch ein faules Moor sich träge gegen das Meer windet. 6 Miglien von Cotrone gegen Südosten erhebt sich steil aus der See das *Lacynische Vorgebirge*, jetzt Capo delle Colonne, von den dort noch vorhandenen großen Trümmern des Tempels der Lacynischen Juno. „*Catanzaro,*" nahrhaft, mit einer grossen Volksmenge von 12000 Seelen. Die Calabresen, S. 93. „*Monteleone,*" und seine reizenden Aussichten. (Sollte aber das alte „*Hipponium*" nicht vielmehr Bivona, der Römer Vibo, seyn?) „*Rosarno,*" „*Oppido,*" „*Mileto,*" Oerter, die aus den Trümmern des letzten Erdbebens nur wenig sich zu erheben anfangen. Schreckliche und zum Theil sonderbare Wirkungen dieser großen Naturbegebenheit in jenen Gegenden, S. 104 — 107; nur Folgendes von mehrern: Frauen, die bis dahin unfruchtbar gewesen waren, fiengen seitdem an zu gebähren; andre brachten 2 Jahre lang keine, oder unzeitige Kinder zur Welt. Nach mehr denn 9 Jahren liegen noch so viele Oerter im Schutt, noch viele der fruchtbarsten Aecker ungebaut. „*Wie kann aber der Landmann geneigt seyn,*" fragt S. 108 Hr. Jacobi, „*den Anbau öder Gefilde zu unternehmen, die ihm nicht gehören, und deren Früchte er nur ärndten, nicht genießen soll?*" Ansicht von den Höhen der Apenninen auf die Meerenge von Calabrien und Sicilien, auf die Liparischen Inseln, und das unter einer beständigen Dampfwolke liegende Stromboli. „*Bagnara,*" „*Sciglio.*" Hier ein Blick auf die

die bekannte Homerische Dichtung. Bedeutender Handel des Flecken Sciglio, bis nach Venedig und Deutschland. „*Reggio*," das alte Rhegium. Vor dem Erdbeben eine der blühendsten Städte des Reichs, und von 20000 Menschen bewohnt; jetzt noch in Ruinen, aber durch die Wohlhabenheit der handelnden Einwohner einer glänzendern Auferweckung entgegenarbeitend. —

„*Vierzehnter Brief.*" Die Nachrichten von Sicilien (die in jeder Betrachtung uns vorzüglich interessant scheinen, obgleich der bescheidene Correspondent sie „*nur Punkte eines Bildes*" nennt) hat Hr. Jacobi durch eine vorausgeschickte geistreiche Darstellung der Hauptzüge der sicilischen Geschichte, von S. 125 — 136, für mehrere Leser erst recht brauchbar gemacht. Wenig erfreulich aber ist die Schilderung, die er uns von dem gegenwärtigen Zustande des Landes, und insbesondere von dem vernachlässigten Ackerbau, bey der so herrlichen Vegetation dieser fruchtbaren Insel, aufstellt. „*Die Ursache dieser unglaublichen Lässigkeit des Landmannes,*" schreibt er S. 140 u. ff., „*ist in ihm nicht eigenthümliche Stumpfheit; sondern vielmehr Erliegen unter der härtesten Art des bürgerlichen Druckes, und unter einer fast beyspiellosen Dürftigkeit, wobey dem Unglücklichen nicht einmal das Vermögen übrig bleibt, sein Schicksal zu verbessern.*" (Schrecklicher Gedanke, wenn es mit dem Regiment bis dahin gediehen ist!) „*Begründet aber wird dieser elende Zustand der zahlreichsten und wichtigsten Classe des Volks durch Oligarchie des Standes und des Reichthums, durch Mangel an Aufklärung der Grundherrn über ihren wahren Vortheil, und durch ihre Begierlichkeit nach gegenwärtigem Genuß. Der größte Theil des Landes ist Eigenthum des mächtigen Adels; sehr wichtig sind auch die Besitzungen der Geistlichkeit; und den geringern Ueberrest machen die königlichen Güter aus. Der Bauer hat nicht allein kein Eigenthum, sondern seine Person selbst gehört zu dem Vermögen seines Grundherrn, und obgleich die Befugniß der großen Baronen, über ihrer Leibeigenen Leben und Tod zu sprechen, unter der gegenwärtigen Regierung sehr beschränkt worden ist: so genügt es doch schon an dem Namen einer so ausgedehnten Privatgerichtsbarkeit, um daraus zu schließen, welche Gewalt sich hier*

in den Händen einzelner Bürger des Staats befindet. Die größte Quelle des Elendes für den Landmann ist die hergebrachte Weise, wie der Grundeigenthümer seinen Zins erhebt. Er nämlich liefert die Aussaat, Fuhr- und Ackergeräthe, und bedingt sich jedesmal dabey, wie vielmal ihm der Bauer nach der Erndte die Aussaat erstatten müsse.“ — — „Es darf ihm nicht einfallen, mit dem Gut, welches er bauet, durch größern Fleiß auch seinen Zustand zu verbessern, weil er immer fürchten muß, daß der Grundherr seines Wohlstandes gewahren, und in dem nächsten Jahre seine Forderungen höher spannen werde. Die ärgsten Tyrannen sind die geringeren Eigenthümer, die ihre Güter um einen niedern Zins von den grossen Baronen zu Afterlehen besitzen, und die Classe des untern Adels bilden. Ihre grenzenlose Habsucht erpresste gern von dem Landmanne, auch was er nicht hat, nur um den Glanz des benachbarten Lehnherrn in verjüngtem Maasse nachzuspielen, oder gar, wenn es hochkommt, nach Palermo ziehen zu können. Die königlichen Bauern dagegen sind den Bedrückungen gieriger Beamten ausgesetzt. So verbindet sich hier Alles, was nur einige Gewalt in Händen hat, um den Bauer dem bedrücktesten Lastthiere gleich zu machen.“ — — *„Dennoch,“* fährt Hr. Jacobi in dieser abschreckenden Schilderung, die auch Swinburne bestätigt, S. 114 fort, *„würde des Landmannes Gewinn von dem Kornhandel noch sehr ansehnlich seyn, wenn nicht die Grundeigenthümer, im Bunde mit feilen Beamten, ihn durch eine List sich fast allein in die Hände zu spielen wüssten. Da nämlich der starke Aufkauf des Korns schon oft Hungersnoth in dem Lande veranlasst hat: so ist die Erlaubniss der Ausfuhr auf gewisse Seeplätze eingeschränkt worden, wohin alles für den auswärtigen Handel bestimmte Getreide geführt, und in öffentliche Magazine (Carricadori) niedergelegt werden muss. Nach Maassgabe der Menge des vorräthigen Getreides, und des Preises, worin es steht, beurtheilt und beschliesst hierauf die königliche Kammer, ob, auf wie lange, und wie viel Korn ausgeführt werden darf. Dazu muss jeder Verkäufer einen Erlaubnissschein lösen, worin die Anzahl Salmen Korns, die ihm aus einem der Carricadori auszuführen gestattet wird, bestimmt ausgedrückt ist.*

Ist

Ist nun der Vorrath des Getreides in dem Lande grofs: so treten oft die grofsen Kornhändler, welches meistentheils keine andern, als reiche Eigenthümer selbst sind, mit den Beamten in Unterhandlung, und bewirken dann vereint, theils durch falsche Vorstellungen, theils durch ihren Einfluss bey der Kammer, plötzlich ein Verbot der Kornausfuhr. Während der Dauer dieses Verbotes wird der Bauer, dem seine Dürftigkeit nicht gestattet, die Wiedereröffnung des Handels zu erwarten, durch Noth gezwungen, seinen Ueberfluss an den reichen Grundherrn selbst um einen äusserst geringen Preis zu verkaufen. Ist dieses geschehen, und sind die Vorrathshäuser mit dem Gute der Eigenthümer angefüllt: so erhalten sie bald die Aufhebung des Verbots, und ziehen den ganzen reichen Gewinn an sich."

Nach dieser langen, von uns absichtlich hierher übertragenen Probestelle, können wir uns nun die nicht minder abschreckenden Darstellungen der Regierungs-, Gerichts- und Polizeyverfassung freylich ersparen; der über das politische Weh der Völker und Länder ergrimmte Leser aber wird um so weniger Anstand nehmen, das Ganze dieses lahmen und lähmenden Regiments recht ins Auge zu fassen, wozu ihm von S. 146 bis 154 hinreichende Veranlassung gegeben ist. Nur das Resultat von jenen gesammelten Zügen stehe noch hier, weil es, mit des Correspondenten Worten mitgetheilt, seines Eindrucks gewiss nicht verfehlen wird. *„Eine unumschränkte königliche Macht,"* sagt er, *„umgeben von einer zahllosen Dienerschaft, der Schatten eines Parlaments, eine Schaar von Rechtspflegern ohne Recht, ein gewaltiger Adel, eine üppige Geistlichkeit, und ein elendes, unterdrücktes Volk: das sind die hervorgehendsten der Gestalten, worunter gegenwärtig die Menschheit in Sicilien ihr Daseyn fortschleppt, und deren Siegel man dem Boden überall aufgedrückt findet. Der gröfste Theil des Landes, an der fruchtbaren West- und Südküste besonders, liegt ungebauet, und an Bevölkerung steht es, der mehr als drey- und vierfachen Ergiebigkeit des Bodens ungeachtet, sogar den mäfsig bewohnten Gegenden Deutschlands nach."* Eben diese verkehrte Ordnung der Dinge schlägt Handel und Gewerbe gänzlich darnieder; nur zu Messina und Catania giebt es einige Manufakturen,

 und

und ersteres verdient allein den Namen eines großen Handelsplatzes. Doch ist die Ausfuhr noch mehr als die Einfuhr mit starken Zöllen beschwert. Und dieser allgemeine Druck bringt dennoch nicht über eine Million Thaler königlicher Einkünfte, die fast ganz nach Neapel und Palermo fließen; ja mehr denn einmal hat eigentlicher Geldmangel die Regierung genöthigt, die Abgaben in Früchten erheben zu lassen. Zustand der bildenden Künste und Wissenschaften, der Kirche und Religion, S. 159 — 160. —

„*Funfzehnter Brief.*“ Reise von Messina bis Palermo; den 27. May bis den 5. Junius 1792. Die Ueberfahrt von Reggio bis in den Hafen von Messina dauerte, bey gutem Winde, nur anderthalb Stunden. „*Messina.*“ Die Erklärung des Hafens von Messina zu einem Freyhafen, die Verminderung der Abgaben, und Entlastung des wichtigen Handels seit der unglücklichen Begebenheit von 1783 — diese durch ein königliches Wort beschlossenen Vergünstigungen, verbunden mit dem unternehmenden Geiste der Einwohner, haben die Spuren des schrecklichen Vorfalls fast ganz unkenntlich gemacht. Die Verminderung der strengen Quarantana, und ein nachdrücklicher Schutz gegen die unaufhörlichen Beunruhigungen von Algier und Tunis würden Messina zu der vorzüglichsten Handelsstadt des mittelländischen Meeres machen. „*Milazzo,*“ das alte Mylä, von einer reitzenden Lage auf der als die Sonneninsel berühmt gewordenen Halbinsel, S. 176, 177. Die Saatfelder haben hier Befriedigungen von der undurchdringlichen Cactus Opuntia, deren Blätter zur Mästung der Schweine angewendet werden. Edle Gastfreyheit in dem artigen Städtchen „*Pozzo di Gotto.*“ Liebliche Schilderung der bezaubernden Küste der heräischen Gebirge, S. 180 u. f. Man übersieht von dem Rolandsvorgebirge bis Cefalu die ganze schöne Küste. Das Schloß „*Brolo,*“ S. 185, und das reizende Piano di Brolo. Die Stadt „*S. Marco*“ auf einem der höchsten Gipfel. Der „*Rosmarinflufs,*“ von dichten Rosmarin- und blühenden Oleandersträuchen umgeben. „*S. Agatha.*“ Der kahle Felsen „*S. Fratello,*“ „*Caronia*“ Calacte der Alten, von der Schönheit der Küste καλὴ ἀκτη. Korkeichen, Pistaziensträuche und die Mannaesche sind hier in Menge. „*S. Stefano,*“ den Inseln „*Alicudi*“ und „*Felicudi*“ gegen über. Das Schloß „*Thusa*“ auf einem erhabenen Felsen am Meere. „*Cefa-*

falu.“ Die Stadt liegt auf dem westlichen Gestade der Anfurth; das feste Castell auf dem Gipfel des Vorgebirges, auf welchem das alte Kephalödis stand. Die Reisenden sahen hier zuerst die altgriechische Sitte, Schiffe, selbst von beträchtlicher Größe, an das Ufer zu ziehen, und auf Pfähle zu stützen. Wider das Eintrocknen des Holzes begoß man sie Abends mit Wasser. Bey dem „*Fiume grande*“ ist die Gränze der Landschaft Val-Demone, dem die jenseitige Landschaft, Val di Mazzara, in jeder Betrachtung nachsteht. Zwischen dem „*Fiume grande*“ (der der nördliche Himera der Alten, so wie der Salso der südliche Himera derselben ist) und dem „*Fiume torto*“ lag das mächtige Himera, von welchem jetzt nur die Stätte übrig ist, S. 195 — 197. Die Thermae Himerenses sind das jetzige „*Termini*,“ am Fuße des Berges S. Calogero. Die berühmten warmen Bäder, die Schwefel- und Alaunhaltig sind, das Recht der Kornausfuhr, und der einträgliche Tonfischfang machen Termini zu einer der blühendsten Städte des Königreichs, S. 197, 198. Von Termini bis nach Palermo führt ein breiter Dammweg durch eine Strecke von 8 Stunden, die längste fahrbare Straße in Sicilien. Der Tonfischfang an den nördlichen Küsten Siciliens, S. 199 — 201. Der kleine Ort „*Salanto*,“ die alte phönicische Stadt Solus, am Fuße des Vorgebirges Zafarana oder Moingerbino. Das Landhaus des Prinzen von Palagonia, wegen seiner abgeschmackten Verzierungen schon aus Brydone (und Swinburne) bekannt. Aus der an sich dürren Gegend, „*La Bagaria*,“ wo viele Landhäuser der Großen gedrängt stehen, führt der Weg zwischen Fruchthaynen und Ulmenalleen hinab nach Palermo, das in dem lieblichen Grün zahlloser Gärten gleichsam eingehüllt ist. —

„*Sechzehnter Brief*.“ Die Parallele, womit dieses Sendschreiben anhebt, stört jeden gutmüthigen Begleiter des Reisenden in seiner Erwartung, wenn ihm auch diese Hauptstadt, als die Geißel des Königreichs, und als die übermüthige Unterdrückerinn des schmachtenden Volks geschildert wird. — „*Palermo*“ leidet bey seiner zwischen Gebirgen verengten Lage in den 3 Sommermonaten entsetzlich von dem Scirocco. Man verschließt zu der Zeit alle Thüren und Fenster mit äußerster Sorgfalt, netzt beständig den Fußboden, und vornehme Frauenzimmer lagern sich entkleidet auf Marmortische,

und werden von ihren Dienerinnen mit Wasser besprengt. Die Bauart in Palermo ist (was bereits auch Swinburne bestätigt) nicht vorzüglich, obgleich die Anlage im Ganzen schön ist. Die vermuthlich aus den Zeiten der savoyschen und österreichischen Herrschaft herrührende nächtliche Erleuchtung ist vortrefflich. Die Volksmenge nimmt Hr. Jacobi zu 120 bis 130000 Menschen an. Auch hier ist, wie in andern Städten des untern Italiens und Siciliens, der öffentliche Platz, nach der Sitte der Alten, der gemeinschaftliche Versammlungsort. Der Handel ist, wenn man die Kornfuhre ausnimmt, nicht sehr bedeutend, und mit dem von Messina nicht zu vergleichen. Auch hat die Stadt nur eine Rhede, die nicht gegen alle Winde sicher und für schwere Schiffe nicht einmal tief genug ist. Von dem alten phönicischen Panormus sind keine Spuren übrig. Aber aus den Zeiten der Saracenen haben sich noch zwey merkwürdige Gebäude ganz im orientalischen Geschmack vor den Thoren der Stadt erhalten, „*Cubba*“ und *Ziza*,“ nach den Töchtern eines Groß-Emirs von Sicilien genannt. Im Hintergrunde des großen erhabenen Vorsaals der Ziza ergießt sich eine lebendige Quelle durch einen Springbrunnen in ein großes Marmorbecken, und rinnt aus diesem in einem kleinen Kanal mitten durch den Saal. Gerade darüber ist in dem zweyten Stock ein geräumiger innerer Balkon, wie es scheint, für das Frauenzimmer eingerichtet. Ohne von unten erblickt werden zu können, sieht man hinab auf den Springbrunnen und in das Marmorbecken, woraus immer ein kühlender Duft aufsteigt. „*Nur des Geruchs von tausenderley Bäumen, von Aloë und Ambra,*“ sagt Hr. Jacobi S. 223, „*nur eines morgenländischen Mahls und einer Zobeide bedurfte es noch, um mich in einen Palast von Bagdad oder Bassora versetzt zu glauben.*“ Die Akademie. Der botanische Garten; man hat ihn über die Errichtung des dazu gehörigen kostbaren Gebäudes, die ein französischer Baumeister, Du Fourney, dirigirt, zur Zeit vergessen. Auch dieses Gebäude macht dem Geschmack der Palermer wenig Ehre. Die erst im J. 1783 in dem ehemaligen Professhause der Jesuiten eröffnete Bibliothek, die schon aus mehr als 40,000 Bänden bestand, und der Auswahl ihres Vorstehers Ehre macht, befindet sich unter der Aufsicht eines Theatiners aus Bayern, Pater Sterzingers. Das Museum der Alterthümer und physikalischen Instrumente ist von keiner Bedeutung. Die

ansehnliche Sternwarte versieht der Pater Piazzi, gleichfalls ein Theatiner, der lange in Paris bey de la Lande, und in London bey Herschel sich aufgehalten hat, und einen hohen Eifer für seine Wissenschaft besitzt. Neugierig werden gelehrte Leser auf Nachrichten von dem bekannten Abbate Vella seyn, und diesen kommt Hr. Jacobi S. 228 u. ff. entgegen. Bekanntlich will dieser gelehrte Malthefer von dem verstorbenen Großmeister in Malta eine Handschrift erhalten haben, die in einer arabischen Uebersetzung 17 verlorne Bücher des Livius (vom 60sten bis 76sten Buche) begreift. Ein französischer Maler, Savray, aus dem Gefolge des französischen Gesandten, soll diesen Codex in einem Winkel der Sophienkirche zu Constantinopel entdeckt, mit sich nach Maltha gebracht, und dem dasigen Großmeister überlassen haben. In Palermo aber erzähle man sich, Vella habe, bey der vor einigen Jahren auf königlichen Befehl geschehenen Musterung aller Archive des Königreichs, wozu auch er gebraucht worden, das Buch in der Bibliothek zu Girgenti gefunden, und, um es als sein Eigenthum behalten zu können, jenen Roman ersonnen (dem aber doch, da ein französischer Gesandter mit im Spiele ist, wohl leicht auf die Spuren zu kommen seyn müßte). Vella versprach den Reisenden, ein Buch des Textes von seiner lateinischen Uebersetzung begleitet, herauszugeben, und dann auf das ganze Werk Pränumeration zu sammeln. Hr. Jacobi wünscht die Unternehmung in die Hände eines unserer Orientalisten! —

„*Siebzehnter Brief.*“ Reise von Palermo bis Girgenti, den 10ten bis 17ten Junius 1792. „*Monreale.*“ Die herrliche Straße nach dem Städtchen Monreale, und von hier bis zu dem artigen Flecken La Sala di Partenico, ist das Werk des patriotischen Erzbischoffs von Monreale, „*Sepader,*“ sagt S. 235 Hr. Jacobi, „*seinem Vaterlande so grosse Werke hinterliess, und für sich, wiewohl bey einem Einkommen von 70000 Piastern, fast keine Bedürfnisse kannte.*“ Das Erzbisthum ist kürzlich eingezogen, mit dem Erzbisthume zu Palermo vereinigt, der königlichen Kammer Gewinn, Monreale selbst aber in sichtliche Abnahme gebracht. Möchten doch die Schreyer und abgesagten Feinde wider den Krummstab an diesem und ähnlichen Vorfällen ersehen, daß weder weltliche noch geistliche Macht an sich dem Volke wohlthätig sind, wenn nicht der Gebrauch, den

edel,

edeldenkende Individuen von dem Vorzuge der Erhabenheit machen, zu diesem höhern Standorte ein Recht giebt. Die öden Gebirge auf der Landseite von Palermo, „*das Beinhaus der Natur*“ nennt sie der Reisende. Die belebendern Aussichten hinter „*Alcamo*“ und „*Calatafimi*,“ S. 238. „*Alcamo*“ ist wohlgebaut, hat etwa 9000 Einwohner, die meist vom Ackerbaue leben. Ruinen von dem alten „*Segesta*,“ ein herrlicher Tempel, der zu den schönsten Alterthümern Siciliens gehört, und nur durch das neuere Flickwerk etwas verunstaltet ist; und Ueberbleibsel eines Theaters, in der Gegend des Baches S. Bartolomeo (des alten Skamanders) und „*Castel a mare*,“ welches der Handels- und Landungsplatz der Segestaner war, S. 239 — 246. „*Trapani*“ (das alte Drepanum) ist wohlgebaut; aber ohne blühenden Handel, und seine Volksmenge, die noch im J. 1770 auf 17000 Menschen ausmachte, soll bis auf 9000 vermindert seyn. Die Gegend umher ist sehr anmuthig. Die bergigen Inseln gegen Abend, ehemals die Aegadischen, sichern die Rhede gegen die Westwinde. Faragnana, Trapani am nächsten gelegen, sey die alte Ziegeninsel, die Homer als dem Cyclopenland gegenüberliegend schildert. Ein paar Klippen unweit Trapani mögen für die Felsenstücken gelten, die der geblendete Polyphem dem fliehenden Ulysses nachwarf. Um sich wider den Stich der Mücken zu verwahren, hatten die Reisenden aus Palermo Schleyer von Seidenflor mitgebracht; aber die Hitze machte ihnen selbst die leichte Bedeckung unerträglich. Wasserleitung zu Trapani, S. 251. Der „*Eryx*,“ jetzt „*Monte San Giuliano*“ oder „*Monte di Trapani*.“ Sein Gipfel ist die mehrste Zeit des Jahres mit Wolken bedeckt. Die Reisenden brauchten anderthalb Stunden, um denselben zu besteigen. Die Luft ist hier so gesund, daß nicht selten Leute ein Alter von 120 Jahren erreichen. Von dem berühmten Venustempel auf der Spitze des Berges ist wenig mehr zu sehen. Noch immer lieben die Tauben diesen Ort, und Aphrodite sey nicht mit Unrecht hier verehrt; denn noch gelten die Weiber des Städtchens am Berge für die schönsten in Sicilien. „*Marsala*,“ das alte Lilybäum, S. 258 u. folg. Jenen, auf die Güte des Hafens deutenden Namen gaben der Stadt die Saracenen. Der Vicekönig, Carl von Arragonien, habe, sagt man, den ehemals vortrefflichen Hafen verstopfen lassen, um die Landungen der Seeräuber zu vereiteln. Jetzt taugt er nur für Fischerkähne. Die Stadt ist von beträcht-

mächtlichem Umfange, hat einige wohlgebaute Straßen, und, was aber Hrn. Jacobi zweifelhaft scheint, eine Volksmenge von 15000 Menschen. Obgleich die hiesige Gegend, nicht nur an der Küste, sondern auch landeinwärts, kahl und nackt, mit häufig hervorstehenden flachen Felsen, ist: so gewährt doch die in großer Anzahl hier wachsende Dattelpalme derselben einen Reitz. Von dieser Küste ist Cap. Bon in Africa nur etwa 90 italiänische Meilen entfernt, und, so oft Scirocco weht, von Marsala aus deutlich zu sehen. In Süden liegt die felsige Insel „*Pantellaria*,“ vormals Cossyra, von dem Carthago nur noch 36 Miglien entfernt war, hat vulcanischen Boden, gegen 3000 Einwohner, und zieht viel Baumwolle. Die wüste Ebene von Marsala nach Mazzara ist ganz mit der kleinen Zwergpalme (Giomarra) bedeckt, und kaum erscheint dem Reisenden eine Quelle zu seiner Labung. „*Mazzara*,“ wüste, arm und unbedeutend, und von nicht mehr denn 8000 Menschen bewohnt. Nur der Erhebung durch Graf Roger, den Normann, verdankt sie es, daß die ganze Provinz noch nach ihr benennt wird, S. 262, 263. „*Castell Vetrano*;“ dem Prinzen Pignatelli gehörig. Der Wein (dem Swinburne dieses Zeugniß versagt) sey als einer der besten in Sicilien berühmt; habe ungemeines Feuer, eine blaßrothe Farbe und einen lieblichen Geschmack. Die merkwürdigen Trümmern von „*Selinunt*.“ Der entfernte Zuschauer glaubt die hohen Thürme und Häuser eines großen Flecken wahrzunehmen. Hr. Jacobi hält das ungeheure Werk dieser Zerstörung für den Erfolg einer verwüstenden Naturbegebenheit. „*Fiume Belice*,“ vormals der Hypsa, ein großer sanftströmender Bach. Da gutes Wasser auf dieser Küste selten ist: so wird es bey jeder trinkbaren Quelle in großen steinernen Becken gesammelt, an welchen die Reisenden unter die patriarchalischen Versammlungen von Hirten und Schnittern sich mischten, und wo, auch in Sicilien, wohl „*mancher Iacob seine Rahel findet*.“ Die Stadt „*Sciacca*.“ Sie ist wohlgebaut, hat mehr denn 8000 Einwohner, berühmte, und noch gegenwärtig aus der ganzen Insel häufig besuchte Bäder (die ehemaligen Thermä von Selinunt), einen der größten Carricadori in Sicilien, und durch den wichtigen Kornhandel und den Zufluß der Fremden zur Badezeit sehr viel Wohlhabenheit. Von S. 272 — 275 für Ungereiste beherzigungswerthe Klagen, was und wie mannichfaltig labor viarum sey. Von Sciacca bis „*Monte Allegro*“ war

Kk

24 Miglien weit keine menschliche Wohnung zu erblicken, ein paar Reis= und Saatfelder an den Ufern der Flüsse, das Land in unabsehlicher Ferne von starrender Giumarra bedeckt, eine einzige Quelle auf diesem langen Wege, am Strande des Meeres, Schatten aber nirgends. Erst in dem anmuthigen Thale des Dorfes „*Monte Allegro*“ fanden die Reisenden Erquickung. *Siculiana*,“ am Abhange eines Hügels, nicht fern vom Strande gelegen, dem Prinzen von Cattolica gehörig, der hier sein Schloß hat. Von hier bis Girgenti wird die Gegend freundlicher, und Aloehecken, Aecker und Fruchtgärten begränzen den Weg. —

„*Achtzehnter Brief.*“ Reise von Girgenti bis Syracus, am 18ten bis 25sten Junius 1792. „*Girgenti.*“ Auch hier, wie anderswo, thut Hr. Jacobi in die Vorzeit des alten Agrigent einige belehrende Blicke, die zur Auffassung des Charakteristischen in der Schilderung der Agrigenter nicht besser gewünscht werden konnten. Der alterthumskundige, gelehrte, edle und bescheidene Canonicus Spatho, S. 285 u. f. Schwachheit und Alter erlaubten ihm nicht, den Reisenden die Alterthümer Agrigents zu zeigen. „*Der Anblick muſs entzückend gewesen seyn,*“ sagt Hr. Jacobi mit zwangloser Begeisterung, „*damals, da sie das Auge Siciliens, die Königinn, die schönste der Städte vom Pindar genannt, mit ihren Tempeln und Palästen sich allmählich an dem Berge erhob, und bis an seinen Gipfel ihn bedeckte, umgeben mit aller Fülle Siciliens, und herrschend über das Meer, welches ihr aus jedem Theile der damaligen Welt stets neue Reichthümer zuführte. Ietzt liegen die Trümmern in ihrer Pracht über der ganzen Terrasse, worauf sie thronte, zerstreut; theils, als einzelne Stücke, die meisten in gewaltigen Haufen übereinander, und nur wenige so erhalten, daſs man noch eine Gestalt in ihnen erkennen kann. Diese wenigen gehören indeſs zu den schönsten Denkmälern griechischer Kunst.*“ Die Ruinen in und bey dem heutigen Girgenti selbst sind zwar nach Tempeln des Jupiter Polläus, der Ceres und Proserpina, des Jupiter Atabyrius und der Minerva benannt; bestehen aber nur in Stücken großer Stufen oder unbedeutender Gemäuer. Wichtiger sind die Ueberbleibsel der ehemaligen Stadt, namentlich die große, schöne und feyerliche Ruine des Tempels der Juno Lucina; das herrliche und am besten erhaltene Gebäude des Concordientempels;

der

der Herculestempel; die ungeheuren Trümmer des dem Olym-
pischen Jupiter geweihten Tempels, des Dioscurentempels
und des Tempels des Vulcans; die Catacomben; das Grabmal
Therons, „*ein unbedeutendes Ding aus römischer Zeit*," ur-
theilt Hr. Jacobi; das Bette des berühmten Weihers, den Di-
odorus beschreibt, und Hr. Jacobi ursprünglich für eine Stein-
grube hält; die Ueberbleibsel der Phäatischen Cloaken, nach dem
Siege Gelons über die Carthager gebaut, als Sicilien mit Scla-
ven überschwemmt wurde; und die großen Trümmer der steiner-
nen Brücke über den Akragas. Das heutige „*Girgenti*" ge-
hört immer noch zu den beträchtlichsten Städten Siciliens.
Das hiesige Bisthum ist nächst dem von Palermo das reichste
des Königreichs. Der Dom. Der berühmte marmorne
Sarcophag, der schönste von allen Sarcophagen des Alter-
thums, der die Fabel des Hippolytus und der Phädra vor-
stellt, dient jetzt zum Taufstein. S. 299, 300. Das Se-
minarium. Die Bibliothek, eine Stiftung des vorletzten
Bischoffs Lucchese, der wegen seiner Verdienste um die
Stadt unvergeßlich ist. Der neue Hafen vom Bischoff Gioeni
ist 4 Miglien von der Stadt, und mit einer niedlichen Ort-
schaft umgeben. Obwohl er weder tief noch sicher genug ist:
so ist er doch, als der einzige auf dieser Küste, sehr besucht.
Die Kornmagazine sind eine doppelte Reihe von großen Ge-
wölben in dem Felsen zu beyden Seiten des Wegs, der von
dem Hafen zu der Stadt führt. Sie werden durch Oeff-
nungen von oben gelüftet, und sollen zur Erhaltung des Ge-
treides vorzüglich geschickt seyn. „*Fiume di Naro*," 6 Mi-
glien von Girgenti, nicht der alte Akragas, sondern der klei-
nere Hypsas, mit öden Ufern. „*Palma*." Sie liegt auf ei-
nem Hügel, ist gut, zum Theil selbst schön gebaut, nahrhaft
und von 9000 Einwohnern, S. 303, 304. „*Alicata*," in
einer ungemein anmuthigen Gegend am Strande des Mee-
res, theils an, theils unter einem Berge, und durch eine
schmale Landenge mit dem Castel verbunden, welches auf ei-
nem beynahe umflossenen Felsen liegt. Gegen Morgen hat
sie den Salso, oder den südlichen Himera der Alten. Sie
ist der Sitz eines zahlreichen Landadels, schön gebaut, von
12000 Einwohnern und nahrhaft durch nicht unbeträchtlichen
Handel und die bedeutende Kornausfuhr, S. 304, 305.
Mit dem jenseitigen Ufer des Salso betritt man die dritte
Provinz Siciliens, Val di Noto. „*Terra nuova*," 18 Mi-
glien von Alicata, zu den Gütern des Prinzen von Monte
Leone

Leoche gehörig, und in der schönen Ebene der gelaischen Gefilde gelegen, wo vor Zeiten das große Gela stand. Sie treibt einen starken Handel mit Korn, Baumwolle und der hier bereiteten Potasche, ist gut und regelmäßig gebaut, und mit einer Volksmenge von 9000 Menschen, S. 306 — 308. Gegen Mittag entdeckt man an der Küste die Gegend, wo ehemals Camarina lag. Von Terra nuova geht der Weg nach Syracus landeinwärts gegen das Gebirge. Die anmuthigen Flecken „*S. Maria di Niscemi*," S. 309. „*Caltagirone*" (von Büsching zu dürftig abgefertigt), auf dem Gipfel einer anmuthigen Höhe, mit ansehnlichen Gebäuden, regelmäßigen Straßen und einer trefflichen Erleuchtung. Durch den Besitz großer Freyheiten von Abgaben kommt die Stadt immer mehr in Aufnahme, und erhebt sich zu den blühendsten Städten von Val di Noto. Ihr Adel ist zahlreich und vermögend, die Einwohner der andern Klassen durchaus wohlhabend, und die Volksmenge bereits von 20000 Menschen. Ein großer Dammweg wird bis Terra nuova fortgeführt, S. 310, 311. Auf dem Wege von Caltagirone erblickt man zur Rechten auf einer Höhe die Stadt „*Mineo*," berühmt durch ihre Schwefelquellen und Wasserleitungen. Bey dem Flecken „*Palagonia*" erscheinen wieder die schönen Castanien- und Nußbäume, die man in dem westlichen Sicilien so ungern vermißt, S. 312, 313. Der See „*Beveria*" (vermuthlich Beviero, dessen Name hier nur durch einen Druckfehler unkenntlich geworden ist), in einer niedrigen Gegend, zwischen sumpfigen Ufern, S. 314. „*Lentini*," ein schwaches Ueberbleibsel des vordem so mächtigen Leontium, am Abhange eines Hügels zwischen ungesunden Sümpfen. „*Carlentini*," eine befestigte Stadt auf einer gesunden Anhöhe, wohin ein großer Theil der Einwohner von Lentini sich gezogen hat. So wie man Lentini verläßt, werden die Gegenden angenehmer, und Myrthen, Oleander, Lentiscus, Thymian und die zahllose Menge duftender Kräuter nehmen wieder den Platz der alles um sich her vernichtenden Giumarra ein. Der Fluß „*Giuliano*." Angenehmes Thal um den Fluß. „*Cantaro*," S. 316, 317. „*Fondaco del Fico*." Ein altes Grabmal in der Gegend, wo ehemals Megara stand. Aussichten auf Syracus. Betrachtungen, S. 318 f.

„*Neunzehnter Brief*." Von Syracus bis Catania, den 16ten (? 26) Junius bis 5ten Julius 1792. Von aller Pracht

Pracht des alten „*Syracus*,“ das aus den 6 Abtheilungen Euryalus, Epipolä, Tychä, Achradina, Neopolis, Ortygia oder Nasos bestand, deren Lage Hr. Jacobi S. 322 u. ff. zu bestimmen versucht, ist wenig mehr übrig als die Stätte. In der heutigen Stadt erkennt man noch große Spuren des berühmten Tempels der Minerva, der in die jetzige Domkirche umgeschaffen ist, ein paar Säulen des berühmten Dianentempels, und einiger unbedeutender Bäder. Die besungene „*Arethusa*,“ die lautere Quelle, worin die fliehende Jungfrau sich verwandelt, fließt jetzt unter moderndem Gemäuer hervor, und ist — die gemeine Stadtspüle. Eine nicht weit davon sprudelnde süße Quelle aus dem Boden des Meeres gab wahrscheinlich zu der schönen Dichtung Anlaß, daß „*Alpheus*,“ auch als Strom, die geliebte Nymphe aus dem Peloponnes verfolgte, und sein Wasser, unvermischt mit der salzigen Fluth des Meeres, hier mit dem Wasser der geliebten Nympfe vermählte. Der „*Anapus*,“ auch jetzt „*Anapo*,“ ein träger, durch faules Moor rinnender Fluß, an dessen Ufern häufig die ägyptische Papyruspflanze wächst, aus deren innerm, lockerem Gewebe, und dem mittlern Theile des Rohres der Ritter **Landolina**, dessen Gefälligkeiten auch von diesen Reisenden gerühmt sind, die bekannten Papyrversuche gemacht hat. Reizender war die Quelle „*Cyane*,“ die die Griechen mit diesem bildlichen Namen sehr schicklich belegten, da ihr, mit lichtem Grün und Blau spielendes, Wasser ein Zauberbecken aus Smaragden und Sapphiren vorzustellen scheint. Von einem „*römischen Theater*“ haben sich nur die in den harten Felsen gehauenen Sitze erhalten. Eine lange „*Wasserleitung*“ war ehedem vermuthlich mit dem Theater in Verbindung. Hinter dem Theater ein in den Felsen gehauener Eingang mit lauter gewölbten Todtenkammern. Die „*Catacomben*“ in dem vormaligen Achradina, S. 334 ff. Spuren einer beträchtlichen „*Piscina*.“ Die sehenswürdigen „*Latomien*,“ S. 338. Die berühmte Grotte, das Ohr des Diony's genannt. Widerlegung des daraus gebildeten Mährchens, S. 340. Die größte und ungeheuerste ist die Latomie der Kapuziner, von dem an ihr gelegenen Kloster so genannt. In dieser wurden nach Hrn. Jacobi die übriggebliebenen von dem großen Heer der Athenienser nach ihrer Gefangennehmung von den Syracusern bewahrt. Eine mannichfaltige Vegetation von Kräutern, Stauden und Bäumen verhüllt die ehemaligen Schrecken dieser ungeheuren Kluft dergestalt,

daß sie mehr ein wunderbarer Zaubergarten zu seyn scheint. Ueberbleibsel der großen, „*dreyssig Stadien langen Mauer*,“ die der ältere Dionys gegen die Karthager in 20 Tagen erbauen ließ, S. 343, 344. Heftigkeit der Hitze zu Syracus. An einem Nachmittag, wo der „*Ponente di Syracusa*,“ der bekannte glühende Westwind, wehete, war die Hitze so heftig, daß das Thermometer im Schatten des eingeschlossenen Hofraums auf 31 Grad Reaumür stieg. Doch dauert diese Hitze gewöhnlich nie über einige Stunden. Das heutige Syracus ist eine starke Festung; sonst aber in keiner andern Rücksicht wichtig. Die Kirchen enthalten nichts merkwürdiges. Privatgebäude giebt es wenig ansehnliche. Der bischöfliche Palast und das Seminarium mit der neugestifteten Bibliothek verdienen noch Erwähnung. Auch Syracus beschwert der harte Druck, womit der Handel in ganz Sicilien behaftet ist. Beträchtlicher, als die Kornausfuhr, ist hier der Handel mit Oel und Wein; das Oel aber wird schlecht bereitet. Adel und Geistlichkeit sind zahlreich. Die Bevölkerung von nicht mehr denn 18090 Menschen. Fahrt zu Wasser nach Catania. Sie bestiegen um Mittag 3 leichte Speronare, und langten mit nicht günstigem Winde erst eine Stunde vor Mitternacht zu Catania an. Die Stadt „*Augusta*,“ die wohlgebaut und nahrhaft, und deren Salzhandel bedeutend seyn soll, sahen sie nur im Vorbeysegeln. „*Catania*.“ Die schrecklichen Niederlagen, die diese herrliche und gesegnete Stadt durch Erdbeben und Lavafluthen in den Jahren 1669 und 1693 erlitte, sind durch den Wetteifer der Catanesen, alle Spuren der erlittenen Widerwärtigkeit zu vertilgen, fast nur in wenigen niedrigen Hütten und den abgelegensten Gegenden der Stadt noch zu erkennen. Catania ist jetzt die schönste Stadt Siciliens, und eine der prächtigsten in Europa. Das Straßenpflaster aus Lava ist sehr bequem, und die nächtliche Erleuchtung vortrefflich. Die wichtigen Seidenmanufakturen beschäftigen allein auf 20000 Menschen. Auch der Handel mit Korn, Wein und Pottasche ist sehr bedeutend. Wird der neue Bau im Meere zur Sicherung der Anfuhrt vollendet seyn: so dürfte Catania bald mit Messina um den Rang des ersten Handelsplatzes in Sicilien wetteifern. Schon soll sich ihre Volksmenge auf 60000 Menschen belaufen. Unter dem zahlreichen und begüterten Adel ragt das Haus der Biscari durch Ansehen und Vermögen am meisten empor. Der jüngst verstorbene Fürst hat durch

sein

sein Beyspiel und seine Aufmunterung zu dem schnellen Wiederaufblühen seiner Vaterstadt am meisten beygetragen. Das von ihm gestiftete Museum füllt ein eigenes Nebengebäude des fürstlichen Palastes. Es enthält unter einer grossen Menge von mittelmäßigen Stücken doch eins und das andere von erhabener Schönheit, besonders die Sammlung der Etruscischen Vasen. Wichtig ist auch der Schatz von alten Münzen und Naturalien. Die einheimischen Mineralien und die Lavaarten sind sehr fleißig gesammelt und trefflich geordnet. Von Denkmälern des alten Catana sieht man noch die ansehnlichen Thermen, viele Bogen und Wasserleitungen, Ueberbleibsel eines prächtigen Theaters, eines Amphitheaters und eines Odeums. Sehenswürdig ist das weitläufige und prächtige Benedictinerkloster, von S. Nicolo dell' Arena hierher verlegt, dessen 60 Ordensgeistliche alle von dem ersten Adel sind, und große Einkünfte haben. Ihr Museum ist reich an griechischen Vasen, und besitzt auch eine beträchtliche Sammlung von Naturalien, Münzen und kleinen Alterthümern. Die merkwürdige, im Jahr 1669 von der Lavafluth bedeckte Quelle, die doch glücklich wiedergefunden ward. Sie strömt jetzt aus den gewölbten Kanälen, wie aus düstern Felsengrotten, hervor. Die Universität ist die einzige in Sicilien, und von hohem Alterthum. Der Lehrer der Naturkunde, Don Giuseppe Gioeni, ist durch Schriften rühmlich bekannt, und besitzt eine trefflich geordnete Naturaliensammlung. Die Ritterakademie, das sogenannte Cultellianische Institut. „*Villa Scabrosa.*" Ein Landhaus und Garten, das der verstorbene Fürst Biscari auf dem Rücken der erstarrten Lava mit großem Aufwande anlegen ließ. —

Der „*zwanzigste Brief,*" vom 5ten bis 7ten Julius 1792, ist ganz dem „*Aetna*" gewidmet. Folgende wohlgerathene, umfassende Schilderung verdient es, unsern Lesern hier ganz vorgelegt zu werden, S. 365 u. ff. „*Der Aetna nimmt einen grossen Theil der Provinz Val Demone ein. Gegen Morgen strebt er aus den Gewässern des Ionischen Meeres, gegen Mittag aus der gesegneten Ebene von Catania*" (Piana di Catania) „*gewaltig empor. Tiefe Thäler scheiden ihn gegen Abend und Mitternacht von den Häräischen und Neptunischen Gebirgen. Zwey Flüsse, der Giaretta, welcher unterhalb Catania, und der Alcantara, welcher bey Taormina in das Meer fließt,* er-

ergiessen sich aus nachbarlichen Quellen, beynahe im Kreise, um ihn her, und begränzen mit dem Meere sein weites Gebiet. Dieses erstreckt sich in einem Umfang von etwa 30 Stunden Weges, und die Höhe seines Gipfels über die Fläche des Meeres wird zu 17 bis 1800 Pariser Toisen angegeben. Ein einzelner Berg ist der Aetna eigentlich nicht zu nennen; sondern ein ungeheuerer Haufen von Bergen übereinander gestürzt, wie diejenigen etwa, worauf sich, wie die Fabel erzählt, die alten Giganten einen Weg in den Himmel zu bahnen trachteten. Vulkane stehen gethürmt auf Vulkanen, und wechseln mit grossen Thälern, bis an den dampfenden Gipfel, dessen beschneyter Scheitel weit über alle Berge Siciliens herrscht. So gebildet und so geschieden von allen übrigen Theilen der Insel, wird das Aetnagebirge mit Recht eine kleine Welt genannt. Auf ihm findet sich jedes Klima, jeder Segen der befruchtenden Natur, und jede Art des menschlichen Anbaues. Ewiger Winter ist auf den erhabenen Schneegefilden um den Gipfel. Dort wächst kein Kraut, keimt nicht einmal ein kleines Moos, sondern der schwindende Schnee enthüllt nur unfruchtbare Schlacken. Unter dieser Wüste umzingelt ein dichter Wald von Castanien, Eichen und Buchen das ganze Gebirge in seiner Mitte. In den niedern Gegenden herrscht ewige Anmuth des Frühlings, und prangt mit ihr ewig die Fülle des Herbstes. Reiche Saatgefilde wechseln mit fetten Wiesen und schattigen Fruchthaynen. Selbst Datteln reifen hier neben glühenden Pommeranzen, rothgesprengelten Feigen und dunkeln Granaten. Alle Kräuter duften stärker, und lebhafter scheint die Farbe von Laub und Blumen. Zahllose Dorfschaften liegen in diesem Paradiese zerstreut, und hier und da erhebt sich auch eine Stadt, ein grosser Flecken. Die Einwohner sind durchgehends wohlgestaltet, viele schön, und scheinen ein fleissiges, gutartiges und frohes Volk. Die ganze untere Gegend des Gebirges ist unglaublich bewohnt. Der Weg aus Catania zu dem Aetnagebirge führt über die erstarrte Lavafluth von 1669. In den Thälern am Fuße des Gebirges (Regione Piedemontana) wechseln Oelpflanzungen mit Weingärten und Fruchthayuen. Ein Dorf folgt dem andern, alle aus Lava niedlich gebaut. Hinter „*Nicolosi*,“ dem letzten dieser Dörfer, beginnt um die zwey kegelförmigen

„Mon-

„*Monti rossi*," die durch den Ausbruch von 1669 gebildet wurden, eine große Aschenwüste. Am Ende derselben liegt, im Schatten hoher Castanien, Pinien und Silberpappeln, das Kloster S. Nicolo dell' Arena, nur von einem Layenbruder bewohnt, und über die Ebene von Catania schon weit erhaben. Hier geht der Weg durch tiefen Sand, dann durch eine Schlackenwüste, und dann in die waldige Gegend des Gebirgs (Regione Selvosa). Der Pfad ist hier überall bequem, und nicht so gefahrvoll, wie ihn manche schildern. Am Ende des Waldes erreicht man die sogenannte Ziegengrotte (Grotta di Caprioli), eine weite Höle, aus Lava gebildet. Nun beginnt die höchste unfruchtbare Gegend, eine ununterbrochene, schreckliche Wüste, mit kleinen, scharfen Bruchstücken von Lava bedeckt. Eine zweyte Lavagrotte folgt, und hier wird die Kälte empfindlicher. Auch beschwert die Dünne und Leichtigkeit der Luft, wenn man von den Maulthieren absitzen will, bey einiger Bewegung das Athemholen außerordentlich. Bald entdeckt man nun den erhabenen Gipfel, unter welchem eine große Terrasse ausgebreitet liegt. Die Kälte wird hier äußerst heftig. Durch eine Niederung, die theils mit Asche, theils mit hartgefrornem Schnee bedeckt ist, gelangt man nun zu dem Fuß des kegelförmigen Gipfels. Der Rand des entsetzlichen Schlundes senkt sich, allmählig verengt, und an seinen Wänden mit einer Salmiak- und Schwefelkruste bekleidet, hinab in ungemessene Tiefe, wo sich der Blick zuletzt in die Nacht des Abgrunds verliert. Der obere Rand besteht aus Hügeln von ungleicher Höhe. Sein Umfang scheint eine starke halbe Stunde. Der Boden ist voll großer und kleiner Oeffnungen, aus welchen immer dicker Schwefeldampf hervorgeht. Der Grund ist locker, von dem beständig aufsteigenden Dampfe feucht, und so heiß, daß man unmittelbar unter der Oberfläche nicht die Hand halten, an manchen Orten auch nicht stehen kann. An dem nördlichen Abhange des Berges hat sich im May des Jahres 1792 ein neuer Schlund gebildet, der von dem alten nur durch eine Scheidewand abgesondert, und auch von weitem Umfange ist. Der neue Lavastrom des letzten Ausbruchs trat an der Südostseite des Berges, unter dem Monte Rosso, hervor. Er hatte sich in die ältere Lava ein tiefes Bette gewühlt, und lange Dämme aufgethürmter Schlacken faßten seine beyden Ufer ein. Die Reisenden sahen von einem dieser Dämme hinab in die strömende Glut, die sie mit Stäben erreichen

konnten, welche sogleich in Flammen aufloderten. Kaum hatten sie diesen gefahrvollen Stand verlassen, als plötzlich ein solcher Schlackendamm mit lautem Getöse zusammenstürzte, und sich mit dem Strome vermischte. Seine Schnelligkeit war außerordentlich. Die Breite nicht über 12 Fuß. Die Oberfläche durchaus mit glühenden Schlacken bedeckt, die, wie Treibeis, mit Ungestüm vorbeyrauschten. Hineingeworfene Steine wurden von den Schlacken fortgetragen. Die Länge des Stroms betrug nicht weniger als 14 Miglien. Er hatte schon zwey Ortschaften mit ihren Gärten verwüstet, und von mehrern waren die Einwohner in der schrecklichsten Erwartung. Der große Kastanienwald an der Ostseite des Gebirges. Grotte von Kastanienbäumen bey „*Ferrari*." Der berühmte „*Kastanienbaum der hundert Pferde*" (Castagnara di cento cavalli) bildet noch eine Gruppe von fünf Bäumen; die aber alle Ueberreste eines einzigen abgestorbenen Stammes sind. Der äußere Umfang des Kreises, welchen die fünf Bäume einschließen, war 162 französischer Fuß. Eine ehrwürdige, in ihrer Art einzige Baumruine. In der vormaligen Hölung, die jetzt ein schöner Rasenplatz ist, rastete die Gesellschaft der Reisenden mit allen ihren Maulthieren. —

Ein „*Nachtrag*," von S. 400 u. ff., begreift das Uebrige des Wegs von Taormina bis Neapel, den 8ten bis 16ten Julius 1792. An den Ufern des „*Fiume freddo*," ehedem Asine, sind große Pflanzungen von Maulbeerbäumen. Der „*Alcantara*," ein reißender Bergstrom, der das Gebiet des Aetna von den Neptunischen Gebirgen scheidet. „*Taormina*," ein geringer Ueberrest des vormals blühenden und großen Tauromininum. Gerade unter der Stadt liegt ein reizendes Dorf, „*Giardini*," zwischen Pomeranzen- und Citronenbäumen von außerordentlicher Schönheit. Unter den Denkmälern der Pracht des alten Taurominium behauptet das berühmte Theater, über der Stadt am höchsten Abhange des Felsen, die erste Stelle, weil es unter allen Ueberbleibseln alter Theater, das Theater zu Herculaneum etwa ausgenommen, in allen seinen Theilen am besten erhalten ist. Die Aussicht, die man hinter dieser merkwürdigen Ruine auf der Höhe des Felsens genießt, ist einzig in ihrer Art, S. 463 u. ff. Außer dem Theater stehen von dem alten Taurominium noch fünf große Wasserbehältnisse, und eine Seitenmauer von einem

nem grossen Vierecke, das für eine Naumachie gehalten wird. Taormina ist ein unbedeutender Ort mit schlechten Häusern und nicht mehr denn 5000 Einwohnern. „*Fiume di Nisi*," der Chrysothoas der Alten, in dessen Nachbarschaft Gold- und Silberminen sind, die unbearbeitet liegen. Seereise nach Neapel. Sie giengen am 10ten bey einbrechender Nacht unter Segel, und erreichten am 11ten Mittags „*Stromboli*." Der ganz mit kleinen schwarzen Steinen angefüllte Strand war von der Mittagssonne dermaaßen erhitzt, daß man nicht lange auf demselben Flecke aushalten konnte. Hr. Jacobi, obgleich ermüdet, erstieg den Gipfel dieses kegelförmigen Inselbergs, der, nach der Weite des Gesichtskreises zu urtheilen, nicht unter 5 bis 600 Toisen über der Meeresfläche geschätzt werden kann, und zu dessen Erreichung zwey Stunden nöthig waren. Er dampft seit undenklichen Zeiten, und Nachts wird die Flamme weit aus dem Meere gesehen. Die Insel zeugt einen köstlichen Muskatwein und einen rothen Wein, der dem sicilischen Castel Vetrano und der Amarena Forte zu Syracus nicht nachsteht. Die Zahl der Einwohner soll kaum 1500 seyn. Sie schienen sehr ungebildet, aber gutmüthig und ohne Falsch. Große und reizende Aussicht von dem Gipfel auf die schöne Nordküste von Sicilien, in einer Strecke von wenigstens 12 geographischen Meilen. —

Hin und wieder, doch nur selten hat Hr. Jacobi dem Ausbruche scherzender Laune und des jugendlichen Frohsinns Raum gegeben, wo etwa ein drolligter Caffetier - Cicerone, oder sein wackerer Compiese, der ehrsame Reisemarschall, dazu die Veranlassung giebt. Es fehlt aber auch nicht an Berichtigungen und Zurechtweisungen älterer und neuerer Reisebeschreiber und Geographen. So sind für Büsching berichtigende Data geliefert; so ist Cluver (II, 198) über den wahren nördlichen Himera der Alten, (II, 303) über den kleinen Hypsas, den jetzigen Fiume di Naso, den er mit Unrecht zu dem alten Akragas macht, zurechtgewiesen. II, 380 u. ff. widerfährt ein Gleiches mehreren neueren Reisebeschreibern, wie Brydone, Bartels und anderen über ihre Vorstellungen vom Aetna, und die von demselben genommenen Aussichten. Ein eigenes Vergnügen verschafft dem Gelehrten die Vergleichung der Jacobischen Schilderungen mit dem mühsam verarbeiteten Apparat eines Dorville.

Die feurige, bilderreiche und im Augenblick der Begeisterung empfangene Schreibart wird der Leser aus mehrern der von uns angeführten Proben beurtheilen. Zuweilen kam es uns vor, wie I, 337 und I, 339, als ob des Briefstellers Phantasie zu weit über die Gränzen prosaischer Wohlredenheit, und zu nahe an die Höhen der Dichtkunst fortgerissen worden sey. Auch einige deutsche Wörter haben wir bemerkt, die neuen Schlages, aber doch nicht verwerflich sind. So, z. B. I, 204, wo es von den heutigen Römern heißt: *Es ist mir leid, dass ich Euch von den sittlichen Tugenden dieses noch immer merkwürdigen Volkes kein eben so vortheilhaftes Bild entwerfen kann, als von ihren Anlagen des Kopfs. Eine so grosse* A u s g e w a n d t h e i t *muss nothwendig Lücken und Mängel in dem innern Menschen veranlassen.*" Die eigentliche Bedeutung und der Gebrauch dieses Wortes ist Rec. unbekannt. Nicht missfallen hat ihm dagegen das Wort „*Gefähr*" für Equipage, II, 156. *Da wird alles aufgeboten, um sich mit dem Glanze grösseres Reichthums zu umgeben, besonders um in eigenem* G e f ä h r, *und von mehrern Bedienten begleitet*" — „*auf der Gasse herumrollen zu können.*" Zweymal fanden wir das Particip „*verkommen*" in dem Sinne, wie herabgekommen, II, 218: „*ein gesunkenes und* v e r k o m m e n e s *Volk*" und II, 275: „v e r k o m m e n e *und abgestorbene Gegend.*"

Daß griechische Schriftsteller das alte „*Segesta,*" auch „*Stigesta,*" wie II, 239 gelesen wird, genennt hätten, davon ist uns wenigstens kein Beyspiel bekannt. „*Aegesta*" nennt sie Strabo in mehrern Stellen des sechsten Buchs, und „Ἔγεστα" Thucydides. Vielleicht aber ist dieser unrichtige Name bloß durch eine Verirrung des Setzers, und durch die Verwechselung des *Ae* mit *Sti* entstanden. Wie sehr wäre zu wünschen gewesen, daß sich der Corrector keine Verunstaltung des reizenden Druckes hätte zu Schulden kommen lassen. Sehr unwissend muß gewiß der seyn, der, wie II, 12 geschieht, in der Nachbarschaft von „*Kapitälen,*" *Triglyphen*" und „*Frisen,*" ein Wort stehen lassen kann, das „*Architone*" lautet.

Die Druckfehler des ersten Bandes sind notirt; aber zu dem zweyten finden wir keine Verbesserungen. Eine ist von

von uns auch bey den Auszügen des ersten Briefes beygebracht.

Was „*Pulckinella*“ sey, hätte deutschen Lesern mit einem Wort unter dem Text gesagt werden sollen. Die Stelle wissen wir jetzt nicht aufzufinden.

Das Buch ist dem Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stollberg gewidmet.

Dsg.

Des Generals Dümouriez historisch-statistisches Gemälde von Portugall (Portugal). Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Zusätzen begleitet von Bernhard Keith. Mit einer Charte (oder vielmehr: Mit einem unbedeutendem Chärtchen). Leipzig, bey Jacobäer. 1797. 1 Alph. 2½ Bog. gr. 8.

Die erste Ausgabe dieser Statistik von Portugal erschien unter dem Titel: Etat présent du Royaume de Portugal en l'année 1766, à Lausanne 1775. 12. Sie wurde auch bald ins Deutsche übersetzt zu Bern 1776, 8. Alle Bemühungen, den Verfasser zu entdecken, waren vergebens, bis er in der neuesten Zeit selbst seine Anonymität ablegte, und im J. 1797 eine neue Ausgabe unter seinem Namen dem Publikum vorlegte. Obgleich der Hr. von Junck nicht gar lange nach der Erscheinung der ersten ein schreckliches Verdammungsurtheil in der reichhaltigen Einleitung zu seiner portugiesischen Grammatik darüber aussprach; ungeachtet ein Ungenannter in einem Brief, aus Lissabon 1777 geschrieben (in Schlözer's Briefwechsel, Th. 5. S. 389), versichert, der Autor habe nichts, als Gasconaden, geschrieben: so fand das Buch doch viele Leser. Auch Rec. schaffte es sich gleich nach dessen Erscheinung zum Behuf seiner statistischen Arbeiten an, und las es mit Vergnügen. Da ihm aber doch bey verschiedenen Stellen Bedenklichkeiten aufstießen: so wendete er sich gerade an den, mit Portugals Verfassung ver-

 traut

traut gewordenen, Grafen von Lippe-Bückeburg, und bat ihn um sein offenherziges Urtheil. Dieses fiel dahin aus, es seyen zwar viele Fehler in dem Buche, deren er zugleich mehrere angab; sein Urheber sey aber doch ein scharfsinniger und in vielen Stücken wohlunterrichteter Beobachter. Der Verf. gesteht nun selbst in der Vorrede zur neuen Ausgabe, die Ordnung und Eintheilung der Materien sey das einzige Verdienst seiner Arbeit; übrigens aber fehle es ihr an Genauigkeit, und sey voll von Irrthümern; er habe immer den Gedanken mit sich herumgetragen, sie umzuschmelzen und in einer neuen Gestalt erscheinen zu lassen; auf seinen Reisen habe er von sachverständigen Portugiesen, Engländern und andern Fremden, die sich in Portugal aufgehalten hatten, Erkundigungen über die in seinem Buche vorkommenden Materien eingezogen und schriftlich angemerkt. „Alle, sagt er, schienen „dieses Werk zu schätzen, und eine Umarbeitung desselben zu wünschen.“ Aus Mangel an Musse, diese selbst zu bewerkstelligen, habe er seine Bemerkungen und Notizen einem gelehrten Freunde übergeben, um sich diesem Geschäfte zu unterziehen. Dieser habe auch den Anfang damit gemacht; ihm aber in der Folge, da dessen politische Meinungen seine Gesinnungen gegen ihn veränderten, alles zurückgesendet. In seiner jetzigen Einsamkeit habe er sich demnach selbst mit der Umarbeitung beschäftigt. Die Grundlage des Werks habe er beybehalten, und sorgfältig alle Bemerkungen und Kritiken anderer von demselben getrennt, damit man seine Irrthümer desto besser erkennen, und ihn nicht des Plagiats beschuldigen möge.

Wir unsers Orts hätten denn aber doch gewünscht, es möchte dem Herrn General gefallen haben, alle eigene und fremde Bemerkungen in ein schönes Ganzes zu verarbeiten, oder eine wirkliche Umschmelzung vorzunehmen, und alle von ihm anerkannten Irrthümer wegzulassen. Er scheint es sich allzubequem gemacht zu haben, indem er die alte Ausgabe fast wörtlich abdrucken ließ, und nach Endigung einer jeden Materie seine neuen Bemerkungen und Verbesserungen hinschrieb. Er meint, das Werk werde dadurch lehrreicher und anziehender; wir aber zweifeln, ob ein einziger seiner Leser damit einstimmen werde. Denn es ist höchst unangenehm, erst eine Menge wahrer, halbwahrer und falscher Angaben, und dann ihre von andern herrührenden Widerlegungen, und

dazwischen nicht selten die Disputen des Herausg. zu lesen. An Einheit und Symmetrie ist demnach nicht zu denken.

Der Verf. versichert, er habe bey dieser Ausgabe auch Bücher zu Rathe gezogen. Mit Recht wünschte der Uebersetzer die Mittheilung eines kritischen Verzeichnisses derselben. Hätte er sie wenigstens nur genannt! Aus mehreren Umständen scheint uns zu erhellen, daß dieser Bücher sehr wenige möchten gewesen seyn, und daß dem Verf. die neuern ganz gemangelt haben; z. B. die Memorias oeconomicas da Academia Real das Sciencias de Lisboa, die Lettres du Portugal, Reisebeschreibungen, u. s. w.

Da nun aber doch die neue Ausgabe, selbst so wie sie da liegt, viel Brauchbares und Lesenswürdiges darbietet, zumal in Ansehung des portugiesischen Kriegs- und Justizwesens: so wollen wir für die Besitzer derselben einige unserer Bemerkungen vorlegen. Die erste betrifft die S. 139 u. f. befindliche Note, wo erzählt wird, der Graf von Bückeburg habe gleich nach seiner Ankunft in Portugal während des siebenjährigen Kriegs bey der Tafel einen als Bedienten hinter seinem Stuhl stehenden Kapitän zwischen sich und dem Grafen von Arcos setzen lassen. Der Graf erklärt dieß in seinem an den Recensenten geschriebenen Brief für ein Mährchen. Derselbe versicherte ihm auch, daß er den S. 168 u. f. vorkommenden Vorwurf nicht verdiene, dem zufolge er die Ausbildung des portugiesischen Militärs durch seine Rückkehr nach Deutschland nicht hätte vernachlässigen sollen. Dümouriez dachte wohl nicht daran, daß der Graf kein Comte ohne Land und Leute war, dem die Regierung derselben näher am Herzen liegen mußte, als das Kriegswesen eines sehr entfernten Staates.

Eben auch dieser Graf behauptete, daß der Verf. S. 186, wo er ihn 1762 in eine mißliche Lage zwischen den Flüssen Tajo und Zezere versetzt, ganz irrig wäre, und ihm das Local ganz unbekannt seyn müßte. Bey Gelegenheit der Beschreibung des Forts Lippe, S. 191 u. ff., macht Rec. folgende Anekdote aus dem Schreiben eines in portugiesischen Diensten gestandenen deutschen Officiers (vom 19ten Jan. 1777) bekannt. „Wie sehr noch der blinde Religionseifer „unter den portugiesischen Kriegsleuten der Entschlossenheit und

„Ta-

„Tapferkeit entgegen sey, davon können Deutsche, die unter „dem portugiesischen Heere gedient haben, Zeugen seyn; wo- „hin besonders folgende Anekdote gehört. Als die wich- „tige Gränzfestung bey Elvas anzulegen beliebt wurde, die „von ihrem Urheber den Namen Fort la Lippe erhielt; so „mußte eine auf dem Felsen gestandene Kapelle Nossa Senhora „da Graça zu dem Ende abgebrochen werden. Die Geist- „lichkeit empfand dieß sehr übel. Da aber ihre dagegen er- „hobenen Klagen fruchtlos waren: so drohten sie mit der „Rache, welche die allerheiligste Jungfrau selbst nehmen wer- „de, um den Bau zu hindern. Der Generalissimus fuhr „aber ungehindert fort, zur Sprengung des Felsens, worauf „die Kapelle stand, Anstalt zu machen, und die Mine laden „zu lassen. Als dieß geschehen war, kamen die Arbeiter samt „dem kommandirenden Ingenieur in großem verstellten Schre- „cken aus derselben herausgelaufen, um dem außen zugegen „gewesenen Marschall, Grafen von Schaumburg-Lippe, zu „melden, daß Rauch in der Mine sey. Ihre Absicht war, „vorerst nur für selbigen Tag die Anstalt zu hintertreiben, „wo indessen die Geistlichkeit weitere Schritte bey dem Volke „gemacht haben würde. Allein Se. Durchlaucht, der Mar- „schall, kannte seine Leute. Statt sich, ihrem Wunsche nach, „schleunig zu entfernen, ließ er sich kaltblütig selbst in die Mine „hinunter winden. Er fand da nicht den mindesten Rauch, „und die Arbeiter mußten fortfahren.“

S. 252*) ist die ganz irrige Anekdote von dem päpstli- chen Nuncius Acciajuoli stehen geblieben, welcher zufolge der König von Portugal ihn bey der Antrittsaudienz sollte ge- fragt haben: Como *fica* o santissimo Padre? como *ficaon* os Cardinaes? und der Nuncius, in der Meinung, der Kö- nig scherze, geantwortet habe; come *ficano* tutti gli uo- mini. Im Portugiesischen, setzt D. hinzu, heißt como fica so viel als: wie befindet sich; ficare aber bedeutet im Itali- änischen den Zeugungsakt. Wenigstens hätte hier der Ueber- setzer, so wie anderwärts, den Hrn. von Junk am angef. Ort benutzen können, wo es S. 99 ausdrücklich heißt: „Como fica hat im Portugiesischen niemals wie befindet sich ge- heißen; kann nicht so heißen oder dafür genommen werden. Das Wort ficar entspricht ganz genau dem Französischen rester, und dem Deutschen bleiben oder übrig bleiben u. s. w.“ Die ganze Anekdote wäre demnach erdichtet. Hr. v. J.

v. J. versichert auch S. 100, daß in dem von Dümouriez S. 326 u. ff. eingerückten Bericht eines gewissen Xavier, von der vorgehabten Ermordung des vorigen Königs von Portugal, auch nicht ein einziger Umstand unverfälscht geblieben sey. — Die auch in der neuen Ausgabe S. 352 wiederholte Anekdote von einem spanischen Brigadier, der einen von den Feinden erbeuteten silbernen Nachttopf, den ihm seine Frau zum Geschenk gemacht hatte, zurückfordern ließ, erklärt der Graf von der Lippe für falsch. — Das letzte Kapitel, das eine Charakteristik des Grafen von Oeyras (nicht Oeyeras, wie D. und mit ihm sein Uebersetzer überall schreibt) enthält, hätte wenigstens der Uebersetzer aus Jonk a. a. O., S. 122 u. ff., berichtigen sollen oder können. Da er es einmal unternommen hatte, Anmerkungen beyzufügen: so hätte er Gelegenheit genug gefunden, mehrere und wichtigere, als wirklich geschah, zu machen. Dafür hätte er sich manches Räsonnement, das ihm sein demokratischer Geist eingab, ersparen können. Die Uebersetzung selbst verdient Lob. Sie ist im Ganzen weder ängstlich noch ungebunden, läßt sich folglich gut lesen. Aber hier und da ist sie doch nachlässig bearbeitet. Besonders stieß uns S. 162 ein starker Uebereilungsfehler auf. Ihm zufolge müßte jede Kompagnie der portugiesischen Infanterieregimenter 1400 Mann stark seyn. Im Original steht: cent-quatorze hommes chacune. S. 169 heißt es: „Zwey Feldmarschälle haben sich sehr ausgezeichnet." Der Text spricht nur von Maréchaux de Camp. „Der eine, „Böhm, ist ein Deutscher, und eine Kreatur des Grafen von „Schaumburg-Lippe, welchen das Ministerium für ein „Höllenkind hält." Daß das Französische: Ame damnée du ministère, ganz das Gegentheil bedeute, brauchen wir wohl nicht auseinander zu setzen. Hr. Reith hätte aber schon an dem, was gleich hernach folgt: Er ist zu höfisch, die Unrichtigkeit seiner Uebersetzung erkennen sollen. — In einem Zusatz der neuen Ausgabe (S. 175) scheint auch ein Uebersetzungsfehler zu stecken: „Jedes Regiment besteht aus 4 Eskadrons, und jede derselben aus 40 Reihen in zwey Gliedern und 6 Officieren. — Gleich auf der dritten Seite ist ein Fehler: das Königreich von Portugal (le Royaume de Portugal). S. 6, Z. 13, fehlt vor Vianna das Wort Stadt, welches doch im Texte steht und nothwendig ist, theils um sie von der Corregidorie, die von ihr den Namen führt,

zu unterscheiden, theils wegen der darauf folgenden Worte: Ihr Hasen u. s. w. Doch genug!

Hb.

Erziehungsschriften.

Briefe an Selmar als Vater, über jugendliche Unterhaltung. Tübingen, bey Heerbrandt. 1798. 142 S. 8. 10 gr.

Der Verf. dieser Briefe (Hr. G. P. Moll, wie er sich am Ende der Vorrede nennt) will darin Eltern und Erziehern aus den mittlern Ständen, die für die Bildung und Unterhaltung ihrer Kinder gerne nützlich bemüht seyn möchten; aber mit den Hülfsmitteln dazu nicht immer bekannt sind, Anleitung geben, ihre Absichten zu erreichen. Diese finden hier denn auch in der Kürze viele gute Bemerkungen aus den bewährtesten Erfahrungen entlehnet, wornach sie ihren Kindern und Zöglingen eine für ihre Fähigkeiten und Neigungen angemessene Unterhaltung verschaffen, und sie so fortschreitend zu brauchbaren Menschen ausbilden können. Ihnen wird die Nothwendigkeit der Sorge für nützliche Unterhaltungen der Jugend ans Herz gelegt, und zugleich werden sie auf die Mittel aufmerksam gemacht, welche nach Verschiedenheit der Jahre und Neigungen wohlthätig wirken können. Hier ist nichts überspannt oder übertrieben und unnatürlich; sondern alles der Ordnung der Dinge angemessen, ausführbar und zweckdienlich, und fordert nur bloß Aufmerksamkeit und guten Willen. Rec. kann mithin die Lesung dieser kleinen wohlgerathenen Schrift allen Eltern und Jugendfreunden empfehlen, und darf erwarten, daß die Befolgung der hier mit Anmuth und Wärme vorgetragenen Rathschläge in die Veredlung der häuslichen und Privaterziehung vortheilhafte Einflüsse haben werde.

Verstandesübungen oder erste Erweckung und Uebung der Aufmerksamkeit, der Sprache und des

eige-

eigenen Nachdenkens durch Unterricht mit Beyspielen und kurzen sokratischen Unterredungen von Joh. Siegm. Klinger. Zweytes Bändchen. 280 Seiten. Hof, bey Grau. 1798. Drittes Bändchen. 312 Seiten. 8. Ebendas. 1799. 1 Rt. 6 gr.

Das erste Bändchen dieser Verstandesübungen ist in dieser Bibliothek (B. XXXVI St. 1. S. 182) angezeigt und als brauchbar zu seiner Absicht empfohlen worden. Der Verf. hätte es aber auch füglich dabey bewenden lassen können, und wenn es ihm ja nothwendig vorgekommen wäre, den Jugendlehrern noch mehrere solcher Hülfsmittel aus seinem Vorrathe zuzureichen, so hätte er doch wenigstens die ermüdende Weitschweifigkeit in Wiederholung ganz bekannter Dinge zu vermeiden suchen müssen, welches nicht geschehen ist. In diesem zweyten Bändchen soll Anleitung gegeben werden, die Aufmerksamkeit und das Nachdenken bey den gewöhnlichsten Lectionen in den sogenannten niedern Schulen zu üben. Da wird nun den Lehrern gezeigt, wie sie es schon beym Lehren des Lesens und Buchstabirens anfangen müssen, das Nachdenken rege zu machen. Warum denn aber mit einer so peinlichen Umständlichkeit? Besonders sind die zum Muster aufgestellten Katechisationen sehr fade und weitschweifig gerathen, und oft ist dazu ein Stoff gewählt, der noch nicht für den Elementarunterricht gehört. In den Abschnitten: über den Unterricht im Rechnen und in der Orthographie, findet sich sehr viel Brauchbares, und sie enthalten das Beste im Buche. Der Abschnitt hingegen: wie das Nachdenken durch Sprüchwörter geübt werden könne, hätte füglich ganz ausfallen können, und in den zum Beschluß mitgetheilten Erzählungen, woraus Schullehrer sollen lernen können, wie sie sich in manchen Fällen, besonders in Absicht der Disciplin, gut zu betragen haben, herrscht zu viel Tändeley. — Das dritte Bändchen ist für Eltern, für Lehrer und für die Jugend zugleich bestimmt. Obwohl nur eine Kompilation aus andern bekannten Schriften dieser Art, wird es doch, theils als Materialiensammlung für Unterrichtende, theils als Lesebuch zur Selbstbeschäftigung für Lehrlinge, allen denen nützlich werden können, die anderweitiger Hülfsmittel zu diesem

Zweck

Zweck beraubet sind, und für diese scheint auch der Verfasser wohl eigentlich nur gearbeitet zu haben.

V.

Einige Parabeln Jesu in Gesprächen für erwachsnere Kinder. Von M — r. Leipzig, 1798. Im Magazin für Literatur. 142 Seit. 16. 10 gr.

Als ein kleines Lesebüchlein für Kinder ganz gut. Ein verständiger Vater unterhält sich mit seinen Kindern, von 9 und 11 Jahren. Wie die Erziehung dieser Kinder in der Einleitung beschrieben wird, ist die Behandlungsart dreyer sogenannter Gleichnißreden Jesu ziemlich zweckmäßig. Nimmt man an, daß der Vater von den Parabeln bloß Gelegenheit nehmen wollte, um seinen Kindern allerley Nützliches zu sagen: so ist nichts dagegen einzuwenden. Aus einem andern Gesichtspunkte aber betrachtet, ist manches, sonderlich in der dritten Parabel, zu umständlich behandelt.

Da die Einleitung an Kinder gerichtet ist, hätte der Verf. etwas behutsamer seyn sollen. Obgleich die Methode des Vaters, die Kinder nur gelegentlich, und nicht stundenweise, zu unterrichten, ihr Gutes hat: so mußte doch nicht, wie hier geschieht, das Gegentheil getadelt werden; weil manche Kinder gegen die entgegengesetzte Methode, wenn sie in ihrem Unterricht beobachtet wird, eingenommen werden; welches nicht recht ist. Nach dem Ausgang des letzten Gesprächs zu urtheilen, sind noch Fortsetzungen zu erwarten.

A.

Sammlung einiger Schulreden, gehalten von F. G. C. Neide (,) Garnisonprediger und Rector der Stadtschule zu Magdeburg. Zum Besten eines studierenden Jünglings. Magdeburg, bey Keil. 1798. 108 S. 8. 8 gr.

Es

Es sind sieben bey verschiedenen Gelegenheiten, gehaltene kurze Reden, die der studierenden Jugend in einer herzlichen Sprache allerley wichtige und nützliche Lebensregeln einschärfen. Eine scharfe Kritik würde vielleicht ein tieferes Eindringen in den gewählten Gegenstand verlangen; aber Zeit- und Localumstände legten vielleicht auch dem Redner Fesseln an, und der edle Zweck bey der Bekanntmachung dieser Reden bringt jede schärfere Kritik billig zum Schweigen.

Ao.

Kleine lateinische Sprachlehre für Anfänger. Des neuen lateinischen Elementarwerks fünftes und letztes Bändchen. Von J. A. Rizhaub, Direktor des Gymnasiums zu Idstein. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1798. 168 S. 8. 8 gr.

Von dem übrigen Werke ist in dem XXXV. B. der N. A. D. B. S. 540 fgg. gesprochen worden. Die Bestimmung dieses fünften Theils steht demselben schon an der Stirne geschrieben. Der Anfänger soll hier die erste Anleitung zur lateinischen Sprache erhalten, und er kann mit derselben nach der bis jetzt noch gewöhnlichen Methode gewiß ausreichen. Wenn aber der würdige Verf. glaubte, daß, wer einst bey reifern Jahren die römischen Schriftsteller selbst würde lesen wollen, zur gründlichern Erlernung der lateinischen Sprache eine vollständigere Grammatik zur Hand nehmen müßte, so möchte das wohl nicht so ganz anzurathen seyn. Den Geist einer Sprache lernt man nicht aus der Grammatik, sondern bloß aus den Schriftstellern kennen. Bey deren Lektüre aber müssen gedruckte Grammatiken soviel möglich entfernt bleiben. Da nun junge Leute die Autoren anfangs gewöhnlich unter Anweisung lesen und verstehen lernen: so muß der Lehrer die Stelle der Grammatik vertreten, und seine Zöglinge lehren, wie sie sich die Regeln nach und nach selbst abziehen sollen. Höchstens, bey der Vorbereitung und Wiederholung mag eine Grammatik zum Nachschlagen gebraucht werden. Allein auch dann kommt der junge Mensch,

wenn er einen denkenden Lehrer hat, der die Regeln einer Sprache auf einfache Grundsätze zurückzuführen pflegt, gemeiniglich ins Gedränge, Verstand und Gedächtniß müßten denn mit gleicher Kraft einander unterstützen; weil unsere Grammatiken, die besten nicht ausgenommen, noch zu wenig auf Sprachphilosophie gebaut sind. Und so lange das nicht geschieht, so lange muß unser Sprachunterricht durchgehends noch viel Maschine und Schlendrian behalten. Für den ersten Anfänger gehören eigentlich nur noch die ganz einfachen Regeln, welche allein auf die Stücke, in welchen man ihn jetzt unterrichtet, angewendet werden können. Mehr gehört hierher nicht, und ist schädlich. Alles muß bloß darauf berechnet und abgewogen seyn. Doch das Gewöhnliche ist hier, wie gesagt, auf die gewöhnliche Art deutlich und der Fassungskraft der Knaben gemäß vorgetragen. Auch werden hin und wieder schon bessere Winke gegeben. So wird S. 60, 61 gesagt, daß die Participien eigentlich verbalische Adjektive, die Supina übriggebliebene Kasus von verbalischen Substantiven, und die Gerundien Kasus des participii necessitatis sind. Nur hätte dabey auch bemerkt werden sollen, daß man den Infinitiv als ein Nomen verbale, und die Gerundien und Supinen als dessen Kasus anzusehen habe. Wenn es S. 51 heißt, der Konjunktiv bekomme, wenn die Handlung mit einem Wunsche verbunden ist, den Namen Optativ: so hätte überhaupt gar wohl der Optativ als ein eigener Modus, der Form nach einerley mit dem Konjunktiv, angenommen werden dürfen, da ja die Griechen, nach welchem sich die Römer in ihrer Rede durchaus bildeten, denselben ebenfalls haben. Dann braucht man von keinem besondern Modus potentialis und concessivus zu sprechen. Gut ist es, daß von S. 156 ein eigener Anhang über den Gebrauch des ut und des Akkusativs (des Subjekts) mit dem Infinitiv gegeben wurde. Allein die Sache hätte wohl auf folgende zwey allgemeine Grundregeln zurückgeführt werden können: 1) Liegt in dem Vorhergehenden der Grund, warum das Folgende geschieht oder geschehen muß: so braucht man *ut*. 2) Im Gegentheil aber, oder wenn ein Verbum Aktivum steht, das bekanntlich einen Akkusativ regiert, eine ganze Konstruktion aber die Stelle jenes Akkusativs oder des Kasus des Verbums vertritt: so hat das Subjekt im Akkusativ den Infinitiv bey sich; z. B. ich sehe, daß du

reich

reich bist, für: ich sehe dein reich seyn, video te divitem esse. Und so in allen ähnlichen Fällen.

Bg.

Handbuch der französischen Sprache, oder Auswahl interessanter Stücke aus den klassischen französischen Prosaisten und Dichtern; nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. *Poetischer Theil.* Berlin, bey Nauk, 1798. 29½ Bog. gr. 8. 1 Rg. 12 gr.

Vor 2 Jahren erschien der prosaische Theil dieses Handbuchs, das in seiner Auswahl und Einrichtung wesentliche Vorzüge vor den vielen ähnl. Sammlungen hat, die uns bisher zu Gesichte gekommen sind. Schwerlich wir irgend eine derselben so viel Mannichfaltigkeit des Inhalts, so gut ausgewählte Stücke, in einem so kleinen Umfange und mit so vieler Korrektheit des Drucks vereinigen. Durch den woglfeilen Preis erhält diese Sammlung eine Empfehlung, so wie dadurch einen gewiß nicht unbedeutenden Vorzug mehr, daß den Stücken Literarnotizen von den Verfassern und deren Werken, nebst kurzen Charakterisirungen beyder, vorausgeschickt sind, die man aus den besten Quellen gezogen, und mit wirklicher Zweckmässigkeit eingekleidet hat, ohne daß sie allzu dürftig oder allzu umständlich abgefaßt wären. Die Sammler nennen sich unter dem Vorberichte dieses poetischen Theils: C. L. Ideler und J. W. H. Nolte. Es ist wohl kein Zweifel, daß diesem Theile der nämliche Beyfall angedeihen werde, den der erste, in manche Schulen als Lesebuch aufgenommene, nach Verdienst erhalten hat. Auch hier hat man unterhaltende und von irgend einer Seite belehrende Stücke gewählt, und sich an die Arbeiten der vorzüglichsten Dichter gehalten. Von größern Stücken findet man hier die *Athalie* von Racine, die *Précieuses Ridicules* von Moliere, und die *Art Poetique* von Boileau. Aus der Henriade, aus einigen Stücken des ältern Corneille, den Opern von Quinault, u. a. m. sind Auszüge gegeben. Man darf übrigens dieses Handbuch nicht bloß als Lesebuch für die Jugend ansehen, ob es gleich für

diese

diese zunächst bestimmt ist; auch der Mann von Geschmack wird es nicht ohne vielfache Befriedigung zur Hand nehmen. — Uebrigens kündigt der Verleger ein französisch-deutsches und ein deutsch-französisches Handwörterbuch in eben dem Formate an, vorzüglich für Schulen bestimmt, von dem sich viel Gutes hoffen läßt.

Km.

Staatswissenschaft.

Gutachten des Herzogl. Regierungs-Raths-Kollegiums über die Anbringen der allgemeinen Landesversammlung vom 31. Jul. 1797. die Anlegung einer allgemeinen Vermögens- und Besoldungs-Steuer im Herzogthum Wirtemberg zu Tilgung des französischen Kriegs-Schadens betreffend. Tübingen, bey Cotta. 1798. 328 S. 8. 1 Rk.

Dieß Gutachten beträgt nicht weniger als 22 Bogen, gedruckt mit kleiner Schrift. Es enthält die Begutachtung und Prüfung des Gutachtens der versammelten allgemeinen Landschaft, welche der Fürst, vor Ertheilung seiner Resolution auf dasselbe, sich von dem Landes-Regierungs-Kollegium erstatten ließ. Eine merkwürdige Urkunde zur Geschichte der Landplagen von dem französischen Kriege — auch nur Eines Landes, welches das Unglück eines bloßen Durchzugs nur von Einem französischen Kriegsheere betraf, als es in Verfolgung seines zurückweichenden Feindes begriffen war; und die französische Brandschatzung beläuft sich doch auf viele Millionen, und es gehört die größte Anstrengung vom Nachsinnen dazu, zu deren Verschmerzung solche Mittel und Wege ausfindig zu machen, daß nicht darüber das Land zu Grunde gehe. Doch gieng die französische Kriegsnoth und Plage mit dem J. 1796, worin sie angefangen, auch wieder vorüber. Aber der östreichische Kriegsschaden, welcher mit dem französischen begann und vorausgieng, folgte ihm

ihm auch wieder hinternach, dauerte zur Zeit des Gutachtens über den französischen noch immer fort, und erstreckte sich in das J. 1798 hinein. Dieser war also um diese Zeit noch nicht zu berechnen, und blieb eben darum im Gutachten auf die Seite gestellt. Solche unglückliche Folgen vom Kriege zweyer Staaten, welche nicht unmittelbar nebeneinander liegen, sind für jeden dritten, welcher dazwischen liegt, freylich immer unvermeidlich, wenn er nicht gegen jede der beyden kriegführenden Partheyen seine Neutralität mit dem Schwerdt in der Hand zu behaupten vermag. Aber die Folgen des jetzigen Krieges waren um so landverderblicher, als der eine Theil zur Befriedigung seiner Raubsucht so handelte; und der andere Theil nicht anders handeln konnte, weil er für sich zu erschöpft war. Das angezeigte Gutachten ist mit vieler Gründlichkeit und umständlich abgefaßt, lehrreich für andere Staaten in ähnlichen Fällen, dergleichen es leider jetzt im südlichen Theile von Deutschland nur zu viele giebt. Eine ausführliche Recension verstattet hier der Raum nicht. Doch können wir die auffallende Verschiedenheit des Geistes, welcher in beyderley Gutachten herrscht, nicht unbemerkt lassen. Er giebt Stoff zu mancherley Betrachtungen. Das landschaftliche Kollegium besteht in Wirtemberg ganz eigen und charakteristisch aus Stellvertretern der Stadt- und Dorfkorporationen des Landes; das Regierungskollegium, wie natürlich, aus den Officialen und Räthen des Fürsten. Der Antrag der Landschaft gieng, I) ohne im Grunde der Besteurungsgewalt einen Unterschied zwischen dem gegenwärtigen Fall und der Umlegung der gewöhnlichen Staatsbedürfnisse anzuerkennen, II) auf die Ergreifung einer ganz neuen im Lande bisher nicht gewöhnlichen Besteurungsart, auf eine allgemeine Vermögensteuer; und wollte solche raschweg III) sogleich zur Deckung der dringendsten Bedürfnisse der Kasse, jedoch nur als Versuch und Probe, eingeführt haben; auch IV) in ihren Grundzügen, alles Eigenthum bis auf die sterileste Gattung hinaus, in einer durchaus gleichen Proportion, nur mit einer Begünstigung der Liegenschaften, und nach einer Klassifikation der Fahrniß unter die Steuer gezogen; ferner V) über sämmtliche Vermögenstheile ein neues Kataster errichtet; und bey der nachgelassenen Selbstschätzung des Vermögens auf die absichtliche Verheimlichung die Strafe der Konfiskation und Infamie gesetzt haben.

Die fürstlichen Räthe in ihrem durchaus auf einen mildern Ton gestimmten, auf die Localumstände des Landes, dessen größter Theil aus mindervermöglichen Mitgliedern bestehe, und von Feldbau und Viehzucht sich nähre, stete Rücksicht nehmenden, und mit einer grossen Circumspektion und Bedächtlichkeit abgefaßten Gutachten sonderten I) die französische Brandschatzung von dem kaiserlichen Kriegsschaden und andern gewöhnlichen Staatsbedürfnissen ab, um die bey jener erforderliche Strenge der Umlage mit der Natur der feindlichen Brandschatzung rechtfertigen zu können; hielten II) die Anwendbarkeit einer allgemeinen Vermögensteuer noch für problematisch, und die Einführung eines ganz neuen Besteurungssystems für bedenklich; und III) den raschen Schritt zu einem einstweiligen Versuch davon für gefährlich; ferner IV) die Besteurung des sterilen Vermögens für hart und drückend; die Begünstigung des liegenden Eigenthums für grundlos; die Anwendung einer durchgängig gleichen Proportion bey Armen und Reichen für ungerecht und unbillig, und die Besteuerung der Fahrniß bey den 2 niedrigsten Klassen für durchaus verwerflich; endlich V) die obgedachten Strafen auf die vorsätzliche Verheimlichung des Vermögens für zu strenge, u. s. w.

Eu.

Darstellung der Rechte der Neutralität, in besonderer Beziehung auf die Dänische Schiffahrt. Eine Vertheidigung gegen die Eingriffe und Behauptungen der französischen Kaper. Mit authentischen Belegen und einem Anhange über die politische Wichtigkeit der Dänischen Neutralität für Frankreich und Holland. Aus dem Französischen des Bürgers Berryer. Altona, bey Hammerich. 1798. 127 S. 8. 10 gr.

Es war leicht vorauszusehen, daß das Benehmen der französischen Kaper; — noch mehr aber das der Gesetzgeber und Richter in Prisensachen Beschwerden aller Art, und selbst

die

diplomatischen und literarischen Schriftwechsel veranlassen würde, in welchem die grosse Nation zwar als eine mächtige ausübende Gewalt, nur nicht als billig und gerecht erscheinen würde. Die vorliegende Darstellung der dänischen Neutralitätsrechte ist daher dem Statistiker und spekulativen Kaufmanne um so wichtiger, je mehr sie allenthalben bemüht ist, das Ungereimte zu zeigen, welches die Franzosen, besonders seit dem Anfange des verflossenen Jahres 1798, nicht nur gegen die Dänen, sondern gegen jede neutrale Schiffahrt, trotz allen bestehenden Tractaten und dem allgemeinen Seevölkerrechte, dennoch ausgeübt haben. Um diese Schrift nach ihrer vorzüglichen Würde zu schätzen, hat sich Rec. alle Mühe gegeben, durch Privatbriefwechsel, sowohl aus Copenhagen als Paris, solche Nachrichten einzuziehen, die entweder zur Bestätigung dessen dienten, was in dieser Darstellung nicht geradezu vorkömmt, oder nach Erscheinung dieser Schrift, dem Namen nach vom französischen Directorio geändert worden ist. Wir wollen von diesen Resultaten referiren, wenn wir unsere Leser mit dem Wesen und der Ausführung des Buchs bekannt gemacht haben.

In der Einleitung, S. 3 — 6, zeigt der Verf. deutlich, daß die Franzosen bloß zum Vorwande, die Raubsucht unter irgend einem Scheine des Rechtes zu decken, die dänische Flagge in der Art ansähen, daß sie zur Verbergung des feindlichen Eigenthums diene, und die Regierung Dänemarks als eine falsche Freundinn der französischen Republik betrachtet würde. Das kann und will der Verf., der bekanntlich ein Franzose ist, nicht zugeben; er bemüht sich daher Dänemark, als eine längst mit Frankreich verbündete Nation zu rechtfertigen, und jene weise treue Regierung gegen die Verläumdung zu rächen, die bloß dazu geeignet ist, das heilige Eigenthum (wie sich der Verf. ausdrückt) unter irgend einer Larve des Rechts an sich zu reißen. Er handelt daher §. 1 von den freundschaftlichen Verhältnissen zwischen Frankreich und Dänemark, und § 2 von den Rechten der Neutralität im Allgemeinen, wobey § 3 von den Rechten der dänischen Neutralität besonders gesprochen wird. Um letztere desto anschaulicher zu machen, werden § 4 Beweise von der Fortdauer des, zwischen Frankreich und Dänemark am 23. August 1742 abgeschlossenen Schiffahrts- und Handlungstractat gegeben,

dessen Daseyn von Franzosen, aus welchem Grunde, weiß keiner anzugeben, — geläugnet worden ist. (Der Grund dieser Läugnung besteht wohl meistens darin, daß die Franzosen der neuern Zeit mit gedachtem Tractate zwey Seeordnungen von 1744 und 1778 zu verbinden suchen, welche Frankreich, ganz jenem Tractate zuwider, einseitig erlassen hat. Da nun gedachte Ordonanzen unvereinbar sind mit dem Vertrage von 1742, und in keiner Rücksicht irgend eine verbindliche Kraft für Dänemark haben können; auch bis dahin, wenigstens bis zum Jahr 1798, in keiner Zeitperiode Anwendung gefunden haben: so ist es einleuchtend, daß man von französischer Seite die Existenz dieses Vertrags, ungeachtet er ein diplomatisches Stück ist, geradezu läugnet.) §. 5 werden die Seeordnungen von 1744 und 1778 widerlegt, und sonach die Einleitung geschlossen.

Erster Abschnitt, S. 28 — 32. Allgemeine Betrachtungen über die gegenseitigen Verbindlichkeiten der Völker, die keine Obergewalt anerkennen, welche ihr vertragsmäßiges Interesse beschränken, oder demselben eine schiefe, entgegengesetzte Deutung geben. Der Beschluß des französischen Vollziehungsdirektorii vom 1. März 1797 (den 9. Ventose 5 J.) wird hier vorzüglich im Auge gehalten. Dann folgt der

Zweyte Abschnitt, S. 32 — 47, in welchem eine besondere Untersuchung der französischen Seeordnungen von 1744 und 1778 vorkommt, die hier alle Theile, z. B. das Recht der Flagge, — wegen Ankauf der Schiffe, — das Untersuchen der Seepässe und der Equipagenrollen, — und das Auswerfen der Papiere ins Meer zergliedert. — Auffallend ist im

Dritten Abschnitt, S. 47 — 60, die Widerlegung des Systems der geschehenen Beruhigung von Seiten der Dänen, in welcher der Verf. den Unsinn der Vertheidiger schildert, welche im Namen der französischen Nation alle Seehandeltreibenden Völker haben glauben machen wollen: die Dänen hätten sich selbst, freywillig und für immer jenen Seeordnungen unterworfen.

Aus diesem Gemählde folgert der Verf. im

Vierten Abschnitte, S. 61 — 68, eine gründliche Wider-

darlegung des Systems, daß die Seeordnungen wieder verbindliche Kraft erhalten, und zeigt, ganz wieder den Beschluß des Vollziehungsrathes vom 2. Febr. 1797 (d. 12. Pluv. 5. J.), daß eben dieser Beschluß durchaus nicht im Stande seyn konnte, die Gesetze außer Stand zu setzen, welche den Tractat von 1742 bestätigen. Es ist empörend, wie die französischen Kaper jedes, selbst das unerlaubteste Mittel anwenden, ihre gehässigen Absichten, und (S. 63 fg.) ihre Raubsucht zu befriedigen.

In dem fünften Abschnitte, S. 68 — 73, wird Erläuterung über eine Equipagenrolle gegeben, die am Bord des Schiffes **Bornholm**, welches vom Kaper **le Nantais** aufgebracht wurde, soll gefunden seyn. Der Verf. zeigt klar, wie mangelhaft die Franzosen im Uebersetzen ausländischer Kunst- und Geschäftsausdrücke wären, indem sie, bloß auf die Angaben der französischen Kaper, einen dänischen Wasserschout, oder Aufseher des Schiffsvolks, der die Equipagenrollen abgefaßt, mit einem **Oberaufseher der königl. Marine** verwechseln.

Der sechste Abschnitt, S. 73 — 79, handelt von der Beschaffenheit der dänischen Gesetzgebung, worauf S. 79 — 85 einige Bemerkungen über die Beobachtung eines gleichen Verfahrens der Franzosen gegen die Engländer folgen. In dem **Beschlusse**, S. 85 — 87, führt Hr. B. noch einige rechtliche Gründe an, die zwar aus der Natur der Sache, nur nicht aus der Gerechtigkeitsliebe der französischen Machthaber fließen. Was auch der Verf. so wohl hier, als in der ganzen Schrift, und besonders im

Anhange, S. 88 — 97, über die politische Wichtigkeit der dänischen Schiffahrt für Frankreich und Holland (batavische Republik) von der einleuchtendsten Seite darstellen mag: genug, die Beute der Prisenverurtheilungen ist, da sie von der vermeintlichen Allgewalt geleitet, und von Machtsprüchen unterstützt wird, allzu einträglich, als daß man nicht heimlich die Cassationssentenzen genehmigen sollte, wenn man auch nicht geradezu das offenbarste Unrecht vor dem Richterstuhl der Welt- und Privatkritik in Schutz nimmt.

Von S. 98 — 127 folgen 10 Stück diplomatisch-authentische Belege, welche die Schiffahrtstractaten zwischen

Dänemark und Frankreich, und alle, in neuern Zeiten dadurch veranlaßten Noten und Gegennoten betreffen.

Ungeachtet das französische Original dieser Schrift uns nie zu Gesichte gekommen ist: so sieht man doch nirgends, daß der Uebers., der sich nicht genannt hat, Berichtigungen und Ergänzungen hinzugefüget habe. Sonst ist die Uebersetzung gut gerathen, und läßt sich wie Original lesen. In Ansehung des hier abgehandelten Gegenstandes selbst aber, müssen wir noch einige Zusätze machen, die dazu bestimmt sind, den fernern Gang der französischen Kaperraubsucht, und die daraus entstandenen diplomatischen Folgen darzustellen. Es sind, wie Rec. gleich Eingangs erinnert hat, gesammelte Correspondenznachrichten von seinen Freunden in Paris, Amsterdam und Copenhagen, die als Resultate hier ihren Platz verdienen, indem sie spätere Auftritte, Maaßregeln und Begebenheiten betreffen, welche sich nach dem 20. Germinal 6 J. (den 8. April 1798), an welchem Tage Hr. B. seine Darstellung datirt, ereignet haben.

Es bedarf keiner historischen Erzählung, welchen widerrechtlichen frechen Unfug die zügellose Willkür und der Eigennutz der französischen Kaper in der neutralen Schiffahrt fast aller Gewässer im Weltmeere, besonders im J. 1798 den dänischen und batavischen Kaufleuten bewirkt hat, und welcher allgemeine Unwille, selbst bey den aufs engste mit Frankreich verbündeten Nationen entstanden ist. Um dem französischen Kaperunwesen, das, wie sich Dänemark ausdrückt, alle Grundsätze des Völkerrechtes, und die Bestimmung der Tractaten muthwillig vernichtet, doch endlich Maaß und Ziel zu setzen, hat der König von Dänemark d. d. Kopenhagen v. 25. July 1798 ein Placat bekannt machen lassen, das wegen Convoirung der dänischen Kauffahrtdeyschiffe bis nach dem mittelländischen Meere, in den stärksten Ausdrücken abgefaßt ist. Frankreich und sein Gouvernement wurde von allen Seiten mit Beschwerden gegen den Seeraub bestürmt. Das Vollziehungsdirectorium faßte daher unterm 12. Thermid. 6. J. (d. 31. July 1798) den Beschluß, zur bessern Einrichtung des Seehandels, und nach Grundsätzen des Seevölkerrechts die Kaper, besonders für den westlichen Ocean dergestalt zu beschränken, daß keiner auf Kaperey auslaufen, und Seeraub ausüben dürfe, der nicht nach den gereinigten

Ge-

besetzen mit Markbriefen des Directorii versehen sey. Demungeachtet vermehrte sich das Uebel mit jedem Tage. Die batavische Republik ward daher unterm 18. August v. J. genöthiget, einen Beschluß zu publiciren, nach welchem alle Kaper als Flibustier behandelt werden sollten, die es wagen würden, der neutralen, gleichsam mit Frankreich verbündeten Schiffahrt, durch feindliche Nehmung nachtheilig zu werden. Dabey blieb es nicht: Sechs Bevollmächtigten des Handelsstandes befreundeter und neutraler Mächte, nämlich Preußen, Dänemark, Schweden, Batavien, die amerikan. Freystaaten, und Oldenburg beschwerten sich sich nicht nur d. 12. Sept. 1798 beym französ. Directorio über den Unfug und die Freyheit der Kaper; sondern man gab auch an diesem Tage eine förmliche Protestation gegen die Prisengesetze bey dem Rathe der 500 ein, wobey auch zugleich alle auswärtigen Gesandten in Paris eingeladen wurden, diese Sache nach den Grundsätzen des Völkerrechts bey der Behörde zu unterstützen. Darauf ward endlich im Oct. v. J. vom Rath der 500 als Grundsatz festgesetzt: daß nur solche Artikel, die entweder im Gebiete des Feindes wachsen oder verfertigt werden, auf neutralen Schiffen für Contrebande erklärt werden sollten. Wer sieht aber nicht das Schwankende dieses Grundsatzes ein! Doch Rec. wird sich darüber in einer eigenen Schrift hinlänglich erklären. — Nur dieses wollen wir noch beyläufig bemerken, daß, gerade wie die Bothschaft des französ. Directorii v. 22. Nivose 7. J. (d. 11. Jan. 1799), wornach die allzustrengen Verurtheilungen der neutralen und befreundeter Nationen Schiffe verhindert, und die Kapergesetze revidirt werden sollten, im Rath der Gesetzgebung verlesen ward, wurde auch das vom Tribunal von Douai gesprochene, und vom Cassationstribunal bestätigte Verdammungsurtheil confirmirt, wornach das amerikanische Schiff the Farmer, von Philadelphia nach Amsterdam, seiner reichen Ladung wegen, die mehr als 300,000 holl. Gulden betrug, für eine gute Prise erklärt wurde. Rec. kann schließlich aus zuverlässigen Briefen von Copenhagen, v. 12. Febr. 1799, die Nachricht mittheilen: daß die Aussichten für die dänische Seehandlung und Schiffahrt noch immer abwechselnd trübe und heiter bleiben. Die besten Anstalten der Regierung, besonders die Ausführung der so eben erwähnten Verordnung wegen der Convoy, werden bisweilen, und mehr als zu häufig durch die Fahrlässigkeit, oder durch den Eigennutz der Untergebenen beeinträchtiget. Manche

die Schiffscapitäne sollen die Convoy sogar auf halbem Wege verlassen. Dieß geschehe theils darum, wenn letztere Mitrheder der Schiffe oder der Ladung wären, die Kosten der Convoy zu ersparen; theils aber sey auch ihre Sorglosigkeit schuld. — Diese Unordnung habe alsdann die natürliche Folge, daß die Kauffahrdeyschiffe sonach gemeiniglich in die Hände der französ. Kaper fielen. Der Gang der französ. Gerechtigkeit in Prisensachen sey noch immer der nämliche, wie im Sommer 1798. Das Verfahren Englands gegen die dänische Schiffahrt sey zwar im Ganzen billiger, als die Behandlung der Franzosen; inzwischen sähe man doch deutlich, daß die englischen Grundsätze zur Vertheidigung des erweiterten Handels nicht günstig wären; u. s. w.

Doch wir wollen uns nicht länger bey einem Gegenstande verweilen, der in seinem ganzen Umfange schon vor etwa 4 Jahren von unserm trefflichen Hrn. v. Martens in seinem Versuche über die Caper umständlich abgehandelt worden ist.

Tz.

Sammlung der Zoll-Gesetze der fränkischen Republik; vorzüglich zum Behufe der Rechtsgelehrten und der Zoll-Beamten des linken Rheinufers, wie nicht weniger der Handelsleute dieß- und jenseits des Rheins, zur Erleichterung ihres Verkehrs. Erster Theil. Straßburg, bey Levrault. Im 7. Jahre der Fränk. Republ. (oder 179$\frac{8}{9}$). 320 S. Zweyter Theil. Ebend. im 7. J. 384 Seiten. gr. 8. Preis 8 Francs oder 2 Rg. Sächsisch.

Hiermit steht in unmittelbarer Verbindung der

Zoll-Tarif aller ein- und ausgehenden Waaren, sammt einem Verzeichnisse derjenigen Handels-Artikel, deren Ein- und Ausfuhr den 1. Thermidor des 6. J. verboten war. Straßburg, bey Le-

Levrault u. s. w. 168 Seiten. gr. 8. Preis 2 Francs 50 Cent. oder 15 gr. Sächsisch.

Wir würden die ursprüngliche Einrichtung und Verfassung des Plans zur allg. deutsch. Bibl. beeinträchtigen, wenn wir von dem Daseyn eines Werks, das nicht für den deutschen Buchhandel bestimmt ist, und das in seiner staatswirthschaftlichen Anwendung einen großen Theil unseres ehemaligen geliebten und gemeinschaftlichen Vaterlandes beherrscht, welches seit dem März 1798 von der Reichsdeputation an Frankreich abgetreten wurde, unsern Lesern keine Nachricht ertheilten. Zwar sind wir keinesweges gesonnen, uns in eine Kritik dieser Gesetze und der Vorschriften einzulassen, die dazu bestimmt zu seyn scheinen, allen Handel, wenigstens mit Deutschland und mehreren andern Ländern, wo nicht völlig zu hemmen, doch ihn wenigstens ansehnlich zu erschweren, — noch weniger gemeint, Frankreichs Absichten weder zu tadeln, noch zu loben, noch Vorschläge zu ertheilen: wie dieser Einschränkung des Handels und des ehemaligen Verkehres beyderseitiger Rheinufer, in Zukunft und etwa bey den jetzigen Rastadter Friedensunterhandlungen am zweckmäßigsten und zur allgemeinen Zufriedenheit abgeholfen werden könne; wir wollen aber dagegen nur beyläufig bemerken, daß dem, in Zukunft noch mehr überhandnehmenden Uebel, welches für den deutschen Handel aus dem fortdauernden Bestehen der französischen Zollgesetze entspringen wird, weder durch Kritik, noch Vorstellungen, noch Rathschläge, noch Ueberzeugungen, noch durch irgend einen statistischen Beweggrund, der sich auf Völkerrecht und Verträge, auf alte Gewohnheiten oder auf irgend einen wechselseitigen Vortheil beabsichtigenden Staatsverkehr gründet, so lange abgeholfen werden kann, als man gegen die Stimme der unterdrückten Länder und Provinzen taub, und sich gegen die öffentliche Meinung kalt und gefühllos bezeigt. Es würde also ein undankbares Bemühen des Schriftstellers seyn, wenn er dieserwegen auch nur eine Zeile verlieren würde. Die Zeit, die so Manches entwickelt, und eine Menge Begebenheiten, die Mancher im ersten Keim schon im Voraus ihrer völligen Reife nähern sah, auf ihr eigentliches Ziel zurückgeführt hat, wird die traurige Wahrheit vielleicht bald auf die Tagesordnung der politischen Welthändel bringen, daß man auch der französ. Ein- und

Aus-

Ausfuhrzölle wegen in Rastadt eben so wenig etwas erhebliches ausrichten wird, wie man in andern Gegenständen der Wohlfahrt des Deutschen, Volksglück zu befördern, mit fruchtlosen Vorstellungen aller Art vergeblich in den Wind gefochten hat. Rom war nie gewohnt, auf die Vorstellungen zu achten, die ihm von den, durch seine Uebermacht geschwächten Staaten gemacht wurden, so bald sie nur im mindesten den Willen des Vollziehungssenats zu widerstreben geeignet waren. Denn die römische Freyheit war activ in der Gewalt; — die des Volks und der von demselben unterdrückten Länder und Provinzen aber in aller Absicht passiv. So wandelt der Despotismus durch so viele Jahrhunderte hindurch, von einer Weltgegend und von einem Pol zum andern! Also geschiehet immer nichts Neues unter der Sonne. Doch wir kehren zu unserm Gegenstande in der Hauptsache zurück, und wollen von der Einrichtung und chronologischen Ordnung der französischen Zollgesetze, auch der Art, wie die Erhebung der Ein- und Ausfuhrzölle veranstaltet wird, nach Anleitung der vor uns liegenden Schriften dem Publiko eine kurze Darstellung vorlegen:

Bekanntlich sind die französischen Zollgesetze zu verschiedenen Zeiten, besonders aber durch die Repräsentanten der Nation seit der Revolution (1789) gegeben worden. Einzeln genommen würden sie ohne Zweifel sich einander zu widersprechen scheinen. Dafür aber ist in diesem Werke, durch eine gehörige Verbindung aller Verordnungen dergestalt gesorgt, daß man die näheren Bestimmungen, die sich aus der Vergleichung derselben ergeben, kennen lernt. Die Sammler dieser einzelnen Gesetze haben daher dieselben in regelmäßig aufeinander folgende Zeitabschnitte eingetheilt, und die ganze Sammlung benummert. Zu mehrerer Bequemlichkeit und Brauchbarkeit des Ganzen, wird ein chronologisches, Material- und alphabetisches Register, das jedoch, nach der Anzeige zu Ende des 2ten Th. S. 365, erst im 3ten und letzten Bande, der (im Jan 1799) unter der Presse seyn soll, geliefert wird, diesen Theil der französischen Gesetzgebung vorläufig beschließen.

Nicht nur jeder Franzose, sondern auch das ausländische Handlungspublikum segnete damals die Nationalversammlung, als sie im Oct. 1790 das Project, jenen Schwall von unzusammenhängenden Ordonanzen, Tarifs und Entscheidungen zu vernichten und in Vergessenheit zu bringen, beschäftiget

war,

war, nach welchen, unter der königlichen Verfassung, der Provinzialhandelsverkehr Frankreichs sowohl, als der des Auslandes war gedrückt worden. Man freuete sich im Voraus, als das merkwürdige Decret vom 5. Nov. 1790 jenes Project zur Wirklichkeit erhob, und dadurch dem neugeschaffenen Zollwesen eine andere Gestalt gab. Dadurch wurden die Abgaben vom Handelsverkehr im innern Frankreich abgeschaft (S. 11 — 23 1r Th); auf dieses Gesetz folgten d. 10. April, 1 und 15. May, auch 10. July und 22. August 1791, sechs andre, wovon das letztere die Vollziehung des neuen Tarifs der Ein- und Ausfuhrzölle betrifft, die für die Waaren des französischen Handels mit dem Auslande entrichtet werden müssen, und in XIII Titel abgetheilet ist, welches gegenwärtig als Grundgesetz der ganzen französischen Zoll-Regie angesehen wird. Diese nehmen den übrigen Theil des ersten Bandes, S. 23 — 315, ein. — Den zweyten Band füllen 90 Gesetze, Beschlüsse und Verordnungen, die vom 27. August 1791 bis zum 6. Fructidor 4. J. (21. August 1796) gehen. Letzteres Gesetz bestimmt die Zölle, die von verschiedenen Waaren, welche aus dem Herzogthum Berg eingeführt werden, erhoben werden sollen. — (Von dem dritten und letzten Bande wollen wir, sobald derselbe die Presse verläßt, unsern Lesern gleichfalls Nachricht geben.)

Nr. II. wird in verschiedene Unterabtheilungen eingetheilt. Zuerst von S. 2 — 7 werden die Handelsartikel, die schlechterdings verboten sind, und gar nicht eingeführt werden dürfen, alphabetisch und nur überhaupt genannt. Dann folgen die Bedingsweise verbotenen Waaren, oder (S. 7 — 9) solche, die nicht anders, als mit einem Schein, der anzeigt, wo sie fabricirt worden sind, ins Land gebracht werden dürfen. S. 9 fg. enthalten die Artikel, die Kraft des Gesetzes vom 24. Nivose 5. J. gar keinen Eingangszoll bezahlen. S. 10 — 17 bestimmt die Waaren, die ehemals frey waren, nunmehr aber von 100 Francs Werth, 15 Centiems, oder vom Centner (brutto) 25 Centiems bezahlen. Dann folgt S. 18 — 134 der Tarif von den Einfuhrzöllen in alphabetischer Ordnung; S. 134 — 165 den der Ausfuhr — Beyde Bücher sind in beyden Sprachen, französisch und deutsch auf bestem Schweizer Schreibpapier dergestalt geschmackvoll und niedlich abgedruckt, daß der urschriftliche Text immer zur linken, die deutsche, ziemlich rein und correcte Uebersetzung auf der rechten Seite steht. — Wir fügen weiter

nichts

nichts hinzu, als noch die einzige Nachricht, daß vom 1. July bis 31. December 1798, die Strafen von consiscirten Waaren eines einzigen Cantons am Rhein, außer dem Güterwerthe und den Einfuhrgeräthschaften, circa 64,000 Franken betragen.

Pm.

Vermischte Schriften.

Der Himmel auf Erden, von Christian Gotthilf Salzmann, Director der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Schnepfenthal, im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanstalt. 1797. XII und 360 S. 8. 16 gr.

Wir können diesen Himmel auf Erden mit gutem Gewissen allen denkenden Menschen als ein vortreffliches Erbauungsbuch empfehlen. Es scheint, als ob der würdige Hr. Verf. dadurch dem Publikum gleichsam — eine Entschädigung gegen den, mit zu vielem Menschenelend angefüllten, Carl von Carlsberg habe ertheilen wollen. In diesem letztern Buche war die Erde zu einer Hölle gemacht, hier wird sie zum Himmel erhoben; — ein Beweis, daß ein Schriftsteller mit ihr machen kann, was er will. In der Einleitung gegenwärtiger Schrift zeigt der Verf., daß der Himmel wirklich schon auf Erden sey; dann geht er im Buche selbst zur Schilderung der Seeligkeit über, die wir in uns selbst, im Umgange mit Gott, und in Betrachtung seiner Werke finden können. Der Vortrag ist allgemein populär, gutmeinend und herzlich; aber bisweilen zu sehr hingeworfen und vernachlässigt. In dem Vorberichte beugt der Verf. mit guten Gründen dem Tadel aus, daß er in seinem Werke der Unsterblichkeit fast gar nicht gedacht habe. „Es giebt nach meiner Ueberzeugung, sagt er, keinen sicherern Beweis für die Unsterblichkeit, als **Erfüllung der Pflichten**, Umgang mit Gott, und Nachdenken über seine Werke. Wer sich durch alles dieß den Himmel auf Erden verschafft, der braucht keines Beweises für den künftigen Himmel; er fühlt, er weiß es, daß das Schicksal, welches wir Tod nennen, weiter gar nichts, als die Geburt zu einem neuen Leben sey. Wer aber seine Pflichten nicht

er-

erfüllt, nicht mit Gott, wie mit dem Vater umgeht, über seine Werke nicht nachdenkt, der kann vielleicht die Unsterblichkeit aus vielen Gründen beweisen, sich des Glaubens an dieselbe rühmen, und doch, wie mich dünkt, den Glauben nicht haben, der zum Guten stärkt, in Gefahr Muth, in Trübsal Freudigkeit einflößt. — Endlich ist der Glaube an dieselbe nach meiner Meinung bey vielen Menschen die vorzüglichste Ursache, warum sie bisher auf der Erde den Himmel nicht fanden." —

Wir liefern aus diesem vortrefflichen Buche keinen Auszug, weil es ganz gelesen zu werden verdient, und jedes Blatt dem Geiste Nahrung und dem Herzen reines Pflichtgefühl einflößt. Das sehr ansehnliche Prämumerantenverzeichniß ist ein Beweis, daß das Publikum gern nach guten Büchern greift, wenn sie ihm nur die Autoren reichen wollen.

Vz.

1) Der Marquisin von Lambert sämmtliche Schriften zur Bildung junger Frauenzimmer, frey bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Heinrich Heydenreich. Leipzig, bey Martini. 1798. 278 S. 8. 21 gr.

2) Grundsätze zur Bildung für Geist und Herz. Jungen Zöglingen der Kriegswissenschaft aus den höhern Ständen gewidmet. Nach dem Französischen der Marquisin von Lambert bearbeitet, nebst einer Rede an erwachsenere Cadets über das Verdienst des Officiers, vom Herrn Professor Heydenreich. Leipzig, bey Martini. 1798. (Taschenformat) 127 Seiten. 16 gr.

Wenn man einen Blick auf die ausgedehnte und reiche Literatur der weiblichen Erziehungskunst wirft: so kann man dem Herausgeber oben genannter Bücher unmöglich recht geben, daß es immer noch an Schriften fehle, in denen die Pflich-

Pflichten der Frauen auf eine einfache, herzliche und rührende Weise dargestellt wären. Uns dünkt, Deutschland ist mit Schriften dieser Art reichlich versehen. Allein dieß macht die Arbeiten des Herausgebers nicht entbehrlich, und sein Herabsteigen aus den Regionen der spekulativen Philosophie in das praktische Leben giebt ihm ein neues Verdienst.

Nr. 1. enthält einen Schatz der trefflichsten Lehren und Erfahrungen für das weibliche Geschlecht, aus denen überall die feine Kennerinn des menschlichen Herzens und der Welt hervorleuchtet. Die Verfasserinn philosophirt sehr richtig und treffend über die Pflichten der Weiber. Sie giebt nicht bloß Regeln, sondern sie leitet diese Regeln selbst aus den Principien der Seelen- und Charakterkunde her. Eben deßwegen kann sie desto sicherer auf das Eindringen derselben rechnen. Ihre Sprache ist dabey immer edel, voll Würde und Kraft. Wenn doch unsere deutschen Schriftstellerinnen sammt und sonders so schreiben lernten!! Sie würden es gewiß lernen, wenn das — Denken vorangienge.

Um unsere Leserinnen und Leser auf die Wichtigkeit des Inhalts dieses lehrreichen Buchs aufmerksam zu machen, haben wir nur noch die Anzeige desselben hiermit aufstellen wollen: 1) Ueber die erste Erziehung eines jungen Frauenzimmers, an die Oberaufseherinn des Magdalenenklosters zu Tresnel. 2) Lehren für meine Tochter (ein ganz vortreflicher Aufsatz). 3) Ueber den Charakter der Frauen, und über das weibliche Herz. 4) Ueber die Freundschaft. 5) Gedanken über den Reichthum. 6) Ueber das menschliche Alter mit vorzüglicher Hinsicht auf das weibliche Geschlecht. Nebst einem Anhange vom Herausgeber.

Nr. 2. ist keine Schrift, worin man Lehren für junge Krieger in der Kriegskunst selbst suchen darf. Sie ist eine Auswahl der wichtigsten und feinsten Grundsätze für die sittliche Bildung von Jünglingen aus den höhern Ständen, welche die Bestimmung des Officiers wählen. „Die Verfasserinn, sagt der schätzbare Herausgeber, hat jene Auswahl mit einer Hinsicht auf die Verhältnisse dieses Standes getroffen, welche ihrer Welt- und Menschenkenntniß Ehre macht. Ihr Augenmerk waren vorzüglich diejenigen Tugenden, deren Erwerbung und Festhaltung dem jungen Krieger am schwersten wird, und die wir nur äußerst selten mit

Ta-

Tapferkeit, Kühnheit, Entschlossenheit und den übrigen eigentlich militärischen Tugenden vereinigt finden, weil dieser Vereinigung des Standes selbst mächtige und verführerische Hindernisse entgegenstehen. Nur leise berührt sie diejenigen großen Eigenschaften, von welchen die Ordnung und das Glück der Kriegsführung zunächst abhängt; verbreitet sich aber um so eifriger über jene Vorzüge des Herzens, durch welche der Held auch zugleich als ein liebenswürdiger Mensch erscheint." Dieß mag zur Empfehlung dieses kleinen, aber inhaltsreichen Büchleins genug seyn. Eltern, die ihre Söhne darnach bilden und bilden lassen, dürfen den schönsten Früchten ihrer Arbeit entgegensehen. Die Rede am Schlusse ist edel und schön; nur hier und da zu schwülstig.

Der Schatz in der Waldburg. Eine moralische Novelle für Töchter aus den höhern Ständen. Bayreuth, bey Lübecks Erben. 1798. 88 S. 8. 8 Kr.

Eine junge, liebenswürdige Dame in Norddeutschland schrieb, nach der Aussage des Herausgebers, diese Blätter in einsamen Nebenstunden, zunächst zur Unterhaltung und Belehrung ihrer nähern Freundinnen. Nicht, um mit einer Sophie la Roche, oder einer Elisa (soll wohl Emilie heißen) von Berlepsch als Schriftstellerinn zu wetteifern; sondern um gleichfalls ein Scherflein zur Bildung ihrer Zeitgenossinnen beyzutragen. Rec. glaubt, daß diese junge, liebenswürdige Dame gar wohl mit einer la Roche und einer von Berlepsch wetteifern könne. Ihr Ausdruck ist rein, schön und herzerhebend, und würde noch tiefer eindringen, wenn er weniger blumenreich und glänzend wäre. Der Schatz in der Waldburg selbst besteht in einigen vortrefflichen Lehren, die eine für ihre beyden Töchter ganz lebende Mutter, die Gräfinn von B., den guten Kindern ertheilt, als sie in die große Welt eintreten sollen. Ausführlichkeit darf man in so wenigen Bogen nicht suchen, und wir möchten es einen Fehler der belehrenden Mutter nennen, daß sie zu sehr im Allgemeinen spricht, und für einzelne Vorfälle und Situationen des großen Weltlebens keine Regeln giebt.

Su.

Erfahrungen aus dem Tagebuche eines unbemerkten Mannes für Jünglinge und Mädchen aus den feinern Ständen. Herausgegeben von Friedrich Rochlitz. Zweyter Theil. Leipzig, bey Jacobäer. 408 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Der erste Theil dieser Schrift ist in dem 29sten Bd. der N. A. D. Bibl. angezeigt und beurtheilt. Der gegenwärtige 2te Theil enthält abermals 5 Erzählungen: 1) Karls Aufenthalt im Norden. Karl, der Sohn eines Landpredigers, geht nach Leipzig, und von da als Erzieher in das Haus eines liefländischen Barons. Es entspinnt sich eine Liebe zwischen ihm und der Schwester seines Zöglings, welche in vollen Flammen auflodert, als der Vater Anstalt macht, die Tochter an einen russischen Officier zu verheyrathen. Von dem Rath eines Freundes unterstützt, sucht K. diese Liebe bey sich zu bekämpfen, und beschließt, sich aus dem Hause des Barons zu entfernen; zu diesem Ende schreibt er einen Abschiedsbrief an das geliebte Mädchen, welcher dem Vater in die Hände fällt, und ein Duell zwischen demselben und K. veranlaßt, wobey der Baron endlich nur dadurch besänftigt wird, daß K. sich absichtlich seinen Stößen bloß stellt. K. geht hierauf nach Petersburg; das Mädchen aber muß den ihr zugedachten Mann heyrathen, und mit ihm auf sein Gut ziehen. Nach Verlauf einiger Zeit bekömmt K. von ihr einen Brief, worin sie ihm ihre unglückliche Lage schildert, den Tod ihres Vaters berichtet, und ihn bittet, ihr zur Flucht zu einer ihrer Verwandten an der schlesischen Gränze behülflich zu seyn. K. versteht sich darzu, wird aber unterwegs von dem Mann der Entführten eingeholt; muß eine Zeitlang in einem elenden Kerker schmachten; erkauft endlich seine Freyheit, und geht nach Grodno, ohne von seiner unglücklichen Geliebten wieder etwas zu erfahren. Ein deutscher Reisender geht in der Folge bey einem kurzen Aufenthalt zu Wilna aus Langerweile in die dortige Kirche, wo man eben die Exequien einer verstorbenen Nonne feyert, und als man diese noch einmal entschleyert dem Volke zur Schau darstellt, stürzt aus der Menge ein Mensch hervor, mit dem Ausdruck des wüthendsten Schmerzes und der Verzweiflung, und — wird wahnsinnig. Das war K. Der Deutsche (der nothwendig ein Bekannter oder Freund

von ihm war; was man aber errathen muß) nahm sich seiner an, und brachte ihn mit zurück in sein Vaterland, zum grossen Jammer seiner Eltern, die seinen Wahnsinn unheilbar sahen. — 2) Die fürstliche Geliebte, Skizze einer Fortsetzung des ersten Aufsatzes im 1. Theil. Hierin sieht man wieder einen alten Geistlichen und seine Frau mit Herzeleid in die Grube fahren, wegen einer Tochter, die sich zwar einer niedrigen Bestimmung bey einem Fürsten glücklich, aber doch zu spät entrissen hatte; und da, wo ihr Vater die Freude zu genießen hoffte, sie mit seinem Substituten verheyrathet zu sehen, gestehen mußte, daß sie bereits entehrt war. — 3) Die Ehescheidung, einige häusliche Scenen; ist weniger tragischen Inhalts. Der Mangel an hinlänglicher Zutraulichkeit zwischen einem sonst ziemlich glücklichen Ehepaar, und gewisse Familienangelegenheiten, die von beyden Seiten allzugeheimnißvoll behandelt werden, erregen eine gegenseitige Eifersucht, die so lange genährt, und so weit getrieben wird, bis sie auf dem Punkt stehen, sich voneinander zu trennen. Das Benehmen der Kinder bey ihrer Krisis trägt das meiste dazu bey, sie einander wieder zu nähern; sie erklären einander die Gründe ihres bisherigen räthselhaften Betragens, die Mißverständnisse werden zur großen Beschämung des Mannes gehoben, und die häusliche Eintracht wieder hergestellt. — Die Erzählung ist meistentheils gut und fliessend, und die Darstellungen sind getreu nach der Natur gezeichnet; so daß Leselustige ohne Zweifel eine angenehme Unterhaltung dabey finden werden. Nur der Traum S. 141 ist zu künstlich angelegt, und stöhrt eben dadurch die Wirkung des Ganzen; denn es wird sich nicht leicht jemand überreden lassen, daß eine solche wohlzusammenhängende Ballade im Traume entstanden sey. Ueber dieses müßte man auch zugeben, daß in Karls Traum mehr moralischer Zweck sichtbar sey, als bey der Erzählung des Verf. in den beyden ersten Geschichten dieses Bändchens; denn wer nicht bereits moralisch gut denkt, wird durch die Lektüre derselben schwerlich einen Bestimmungsgrund mehr dazu erhalten; da in der ersten der Gedanke so absichtlich herausgehoben zu werden scheint: „daß es Karln immer um so schlimmer geht, oder er sich wenigstens um so unglücklicher fühlt, je rechtschaffener und pflichtgemäßer er gehandelt zu haben glaubt;“ und da bey der zweyten sich einem jeden der Gedanke aufdrängen muß: daß das arme Mädchen nicht in der Blüthe ihrer Jahre würde ver-

wei-

welket, und vor Gram an der Abzehrung dahin gestorben seyn, wenn sie ein weniger zartes sittliches Gefühl gehabt hätte.

Lgh.

Gotthold, oder der christliche Leser im Buche der Natur. Ein Erbauungsbuch für den gemeinen Mann. Erste und zweyte Hälfte. München, bey Lentner. 1798. 38 Bog. 8. 18 Xr.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß man religiösen und sittlichen Vorstellungen den Eingang in die Herzen der Menschen sehr erleichtert, wenn man sie an Naturbetrachtungen knüpft, und daß man insbesondere auch die Erbauung des gemeinen Mannes auf diesem Wege gar sehr befördern kann, wenn die Naturbetrachtungen, die man anstellt, so beschaffen sind, daß sie sich auch dem gemeinen Manne von selbst auf seinem Wege darstellen, und die religiösen und sittlichen Vorstellungen, die man daran heftet, auch rein und wahr sind. Dieß ist nun aber gerade der Fall mit gegenwärtigem Erbauungsbuche nicht.

De.

Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 32. 1799.

Chronik deutscher Universitäten.

Göttingen, 1799. — St. 1.

Prorectorats-Anschläge. 1) Das Prorectorat hat am 1. März Hr. Dr. Ammon an Hrn. HR. Waldeck übergeben. Die Ankündigungsschrift zu dieser Feyerlichkeit hat Hr. HR. Heyne verfaßt: Ac. G. A. Prorector — successorem in magistratu academico — commendat. — *Philostrati Imaginum illustratio. Particula VII. tabulas libri II. XVII—XXV complexa.* Goett. typis I. Chr. Dieterich, fol. 2 Bog. Tab. 17. Insulae. 18. Cyclops. 19. Phorbas vel Phlegyae. 20. Atlas. 21. Antaeus. 22. Hercules inter Pygmaeos. 23. Hercules furens. 24. Thiodamas. 24. Abderi funus. Der Eingang enthält eine Rüge des Mißbrauchs der Freyheit zu schreiben, veranlaßt durch Zeitumstände. „Curae cordique habeamus inprimis hoc, ut bonas literas, quantum in nobis est, servemus intactas ab his suspicionibus et odiis, quae iis conflavit et tanquam opera data arcessivit sinistrum hoc, alienissimis temporibus ac rebus, multorum studium, si non novandi res, opiniones tamen novandi, atque adeo turbandi eadem studia, quibus tranquillitas publica ac privata sustentari debebat, quibusque omnino locus non est, nisi in quieto ac pacato statu. Libertatem sentiendi et iudicandi expetimus omnes et tanquam deam tutelarem omnis liber-

 tatis

tatis publicae privataeque recte colimus; enimvero ista priore non ita utendum est, ut altera haec tollatur: tollitur autem, si sectae et factiones, cuiuscunque tandem generis illae sint, conflantur, quae novis opinionibus seu temere et inconsulto, seu studio et cupiditate, aut vanitate et arrogantia, sparsis, alios ad idem sentiendum et iudicandum non invitant modo ac pelliciunt, sed, in contemtum adducendo prisca, et ridendo patria, in partes suas trahunt ac cogunt vel invitos. Quodsi licentia hominum imperio publico coercetur, non libertas sentiendi et iudicandi coercetur, sed pravus eius et libertati publicae ac tranquillitati infestus vsus; nec philosophia, nec opinio, eiusve animo concipiendae seu iudicium, seu temeritas in contentionem venit: licet enim cuique sapere ac desipere; licet quoque nimia sapientia desipere, et, si quis voluerit, insanire; si modo sua sibi servet, saltem placita sua non impertiat iis, qui de iis statuere norunt, iisque rebus satis instructi sunt, per quas recte de iis statui potest; saltim continenda ea sunt intra systematis claustra, aut intra scholae cancellos." — 2) Catalogus praelectionum — per semestre aestivum inde a die VIII. Aprilis 1799. 4. 1 Bogen. In der Vorrede wird jene Betrachtung noch weiter ausgeführt und durch Beyspiele aus der Geschichte der griechischen Philosophen erläutert. „Ita inter philosophos Graeciae evenisse videmus, ut tam multa ab iis pronunciata efferrentur in vulgus, quae omnem reip. statum turbatura fuissent, nisi ii partim, ut Cynici, contemtu prudentiorum, partim tanquam homines otiosi, qui in tricis vanis et inanibus tenerentur, derisui habiti, partim magistratuum severitate coerciti fuissent. Cum autem rerum divinarum ac religionum longe alia tum esset conditio: non ea mala ex vana philosophorum subtilitate proficisci poterant, quam quae nunc inter nostros homines, quoties in vulgus ea propalantur, quibus illud, dum iis recte percipiendis et assequendis impar est, ad impietatem et flagitiosam licentiam, aut ad res novandas impelli potest, alii autem in sollicitudines, aegritudines et angores incidunt, cum de iis dubitari, nec modo dubitari, sed ea nulla esse pronuntiari vident, quae ipsis sunt omnis aerumnae ac molestiae solatia et malorum medelae. Egregia vero philosophia, quae hominibus eripit ea, quibus eorum infirmitas,



mitas sustentetur! neque aliud substituit, quod vicarium saltem et succidaneum remedium sit!"

Festprogrammata. 1) Das Osterprogramm hat Hrn. Consist. R. Plank zum Verfasser. — *Anecdotorum ad historiam Concilii Tridentini pertinentium No. VIII.* Goett. 1799. 4. 2 Bog. Es enthält folgende Aufschriften: Articuli de sacrificio Missae et Sacramento Ordinis per Dominos Theologos examinandi, an videlicet haeretici sint, et per sanctam synodum damnandi? — Friderici, Episcopi Viennensis, super articulis de sacrificio Missae et sacramento Ordinis sententia. — 2) Das Pfingstprogramm ist vom Hrn. Dr. Stäudlin. — Inest *Prolusio, qua auctor ipse Philosophiae criticae a suspicione Atheismi vindicatur.* Goett. 4. 2½ Bog. Bey aller Kürze sind die Gründe, worauf die Beschuldigung beruhet, nebst den Gegen- oder Widerlegungsgründen so unpartheyisch und deutlich aus einander gesetzt, daß der Leser mit eigener Einsicht urtheilen kann. Der Verf. nimmt nur Rücksicht auf die kritische Philosophie selbst und ihren Urheber, ohne aber den Verdacht zu urtheilen, welchen einige neuern Anhänger der kritischen Philosophie gegen sich erwecket haben. Er verfolgt, oder sucht vielmehr in ihr selbst die Lehrsätze auf, welche sie des Atheismus verdächtig machen könnten, und beurtheilt die daraus abgeleiteten Anschuldigungen: 1) Kant erklärt den ontologischen, kosmologischen und physikotheologischen Beweis für das Daseyn Gottes für unmöglich, welches Atheisten eigen haben. A. Kant spricht jenen Beweisen bloß die Kraft eigentlicher Demonstrationen ab; legt ihnen aber demohngeachtet einen hohen Werth für unsere Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes bey. 2) Der moralische Beweis, dessen sich Kant bedient, hat bloß eine subjektive, aber keine objektive Kraft. A. Welcher vernünftige Philosoph kann sich beykommen lassen, zu beweisen, man könne Gott, wie äussere, sinnliche Gegenstände, mit Augen sehen oder mit Händen greifen? 3) Durch den moralischen Beweis ist man bloß befugt, die Idee eines Gottes, aber nicht sein Daseyn vorauszusetzen, und so zu handeln, als ob ein Gott sey. Er hat also nur einen praktischen, aber keinen theoretischen Nutzen. A. Wenn gleich in der Moralphilosophie nur von der Idee Gottes Gebrauch gemacht werden kann, und von der Existenz Gottes abstrahirt wird: so folgt darum nicht, daß Kant sich des Atheismus verdächtig

mache, indem in der Religionsphilosophie das Daseyn Gottes aus Grundsätzen der praktischen Philosophie bewiesen wird. 4) Kant läugnet, daß es Pflichten gegen Gott gebe. A. Der V. mißbilliget dieses; erinnert aber, daß darum Kant das Daseyn Gottes nicht läugne. Jene Behauptung gründe sich darauf, weil es keine Pflichten Gottes gegen uns gebe, und wir zur Vollkommenheit oder Seligkeit Gottes nichts beytragen können. 5) Religion heißt, nach Kants Begriff, nichts weiter, als durch die angenommene Idee eines Gottes, und daß wir uns unsere Pflichten, als Gebote Gottes denken, uns einen stärkern Antrieb zum Guten zu verschaffen; reine Tugend aber bedürfe gar nicht des Gedankens oder Glaubens an Gott; sondern sey allein auf die Aussprüche der Vernunft gebauet, und müsse durch keinen äussern Antrieb unterstützt und regiert werden. A. Man müsse wissen, daß das Wort Religion mehrere Bedeutungen habe. Bestehe sie in der Anerkennung unserer Pflichten, als göttlicher Gebote: so werde der Mensch desto weniger Religion bedürfen, je tugendhafter er sey, und je mehr er das Moralgesetz aus freyem Gehorsam befolge, weder durch Hoffnung, noch durch Furcht angetrieben; bedeute sie aber den Glauben an Gott und dessen Verehrung: so werde der Mensch desto inniger an Gott glauben, und ihn verehren, je moralisch besser er sey. Es sey ganz etwas verschiedenes: tugendhaft seyn nicht aus Furcht vor Gott; und keinen Gott glauben. 6) Kant läugnet, daß es eine Pflicht gebe, einen Gott zu glauben. A. Es sey zwar Pflicht, nach Wahrheit zu forschen; aber eine Pflicht, eine bestimmte Wahrheit zu erkennen, gebe es allerdings nicht, weil dadurch die Erforschung der Wahrheit aufhören würde, unpartheyisch zu seyn, und überhaupt solches nicht in der Willkühr des Menschen stehe; sondern von den Gesetzen des Denkens und andern Ursachen abhänge. Es könne also keine Pflicht geben, das Daseyn Gottes zu erkennen; aber der Begriff von Pflicht führe zum Glauben an das Daseyn Gottes. 7) Kant vergrößert und übertreibt, nach dem Beyspiel der Atheisten, die Vorstellung von dem Uebel in der Welt und von dem menschlichen Elende. A. Atheisten thun dieses, um dadurch zu zeigen, es gebe kein weises und gütiges Wesen, das die Welt regiert; Kant, nur um zu zeigen, daß man aus der Erfahrung das Daseyn eines Gottes nicht beweisen könne, der Glückseligkeit zum Zwecke der Welt gemacht habe. Da er aber den Glauben an das Daseyn Gottes auf einen

andern

andern Grund bauet: so vereinigt er das menschliche Elend mit der höchsten Bestimmung des Menschen, als Uebungs- und Erziehungsmittel. 8) Durch die kritische Philosophie sind einzelne Anhänger derselben in offenbaren Atheismus geführet worden. A. Wenn dieses geschehen ist: so darf es doch durchaus nicht den Grundsätzen jener Philosophie als Schuld beygemessen werden, da der Urheber derselben das Daseyn eines höchsten Wesens, das lebt und wirkt, so deutlich und bestimmt behauptet, nirgends Gott als eine bloße Idee oder als die Ordnung der Dinge vorstellt, im Gegentheil mit so vielem Nachdrucke gegen den Atheismus kämpft, und mit so vieler Wärme von Gott und Religion spricht!

* * *

Oeffentliche Anstalten.

Klinische Lehranstalt zu Leipzig. Endlich ist auch hier das längst gewünschte Klinische Institut in dem Johannishospitale, oder Lazarethe, vor dem Ranstädter Thore, zu Stande gekommen. Es hat nämlich der hiesige Stadtmagistrat das erwähnte Hospital zum praktischen Unterrichte in der Medicin und Chirurgie einrichten, und mehrere Zimmer zum Lehren, und auch einen anatomischen Saal zu Sectionen erbauen lassen. Der jedesmalige Arzt an dem Johannishospital soll künftig zugleich Lehrer der Klinik seyn. Zu dieser Stelle ist zur Zeit der verdiente praktische Arzt, Hr. Professor D. Koch, von dem Kurfürsten ernennet, und mit einer jährlichen Pension von 400 Rthlr. versehen worden. Die Aufsicht über das Lehramt aber ist dem jedesmaligen Dechant der medicinischen Facultät aufgetragen, und es genießt deswegen gegenwärtig Hr. Hofrath D. Plattner, gleichfalls eine Pension, so wie auch der berühmte Chirurgus Eckhold zum Mitlehrer, mit einem neuen Pensions-Gehalte, angestellt worden ist. Das Institut wird hoffentlich, wegen der häufigen Gelegenheit, Kranke aller Art zu beobachten, deren Anzahl sich wenigstens auf 150 beläuft, von den allernützlichsten Folgen zur Bildung junger Aerzte seyn.

Bücheranzeigen.

Neue Verlagsbücher
von Siegfried Lebrecht Crusius in Leipzig
Ostermesse 1799.

A B C und Lesebuch, neues französisches, oder praktische Methode in sehr kurzer Zeit das Französische gut lesen zu lernen, nebst den allgemeinen Grundsätzen dieser Sprache, nach Anleitung der Grammaire von Wailly und dem Dict. de l' Acad. françoise, herausgegeben von J. La Chaise, 8. 12. Gr.

Adam's, G., Vorlesungen über die Experimental-Physik nach ihrem gegenwärtigen Zustande in unterhaltenden und faßlichen Erklärungen der vornehmsten Erscheinungen in der Natur, mit Rücksicht auf die Güte, Weisheit und Macht ihres Urhebers, a. d. Engl. mit Anmerkungen von J. G. Geißler, 2r Band mit Kupf. gr. 8 3 Rthlr.

Berger's Dr. J., praktische Einleitung ins Alte Testament. 1r Band, gr. 8. 1 Rthlr 12 Gr.

Beschreibung des vierzigfüßigen reflektirenden Teleskops von William Herschel, a. d. Engl. übersetzt von J. G. Geißler. Auch als Anhang zum 2n Bande der Vorlesungen über die Experimental-Physik des G. Adams, mit Kupf. gr. 8. 16 Gr.

Correspondance d'une petite famille, recueille et publiée par un ami des adolescents, imitée de l' Allemand de Mr. Weisse par J. La Chaise Tome 1 et 2. 8. 2 Rthlr.

Flügge's C. W., Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit, Gericht und Vergeltung, 3ten und letzten Bandes 1te Abtheil. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Auch unter dem Titel:

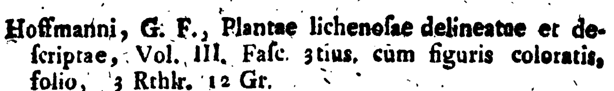
— — Geschichte der Lehre vom Zustande des Menschen nach dem Tode in der christlichen Kirche. In 2 Theilen, 1r Th. gr. 8. 1. Rthlr. 8. Gr.

Hahnemann's, Dr. Sam., Apothekerlexikon, 2n und letzten Theils 2te Abtheil. gr. 8.

Handbuch, exegetisches, des neuen Testaments, 14s Stück, gr. 8. 14 Gr.

Henrici, G., kritischer Versuch über den höchsten Grundsatz der Sittenlehre, 1r Theil, 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Hoff-



Hoffmanni, G. F., Plantae lichenosae delineatae et descriptae, Vol. III. Fasc. 3tius. cum figuris coloratis, folio, 3 Rthlr. 12 Gr.

Plancks, Dr. G. J., Geschichte der Entstehung, der Veränderung und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Concordienformel, 5n Band, 2r Theil, gr. 8. 2 Rthlr.

Auch unter dem Titel:

— — Geschichte der protestantischen Theologie von Luthers Tode bis zur Einführung der Concordienformel, 2n Band. 2r Theil. 2 Rthlr.

Salzmann, Chr. G., über die heimlichen Sünden der Jugend, 3te verbesserte Aufl. 8. 18 Gr.

Novi Testamenti libri, veteri latinitate expressi a M. Henrico God. Reichard, 2 Partes. 8 maj. 2 Rthlr.

Tittmann's, J. A. H., Ideen zu einer Apologie des Glaubens, gr. 8. 1 Rthlr 4. Gr.

Tromsdorf's, J. B., Journal der Pharmacie für Aerzte und Apotheker, 6n Band. 2s Stück, 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Vaters, J. S. hebräisches Lesebuch. Mit Hinweisung auf die größere und kleinere Sprachlehre desselben, einem Wortregister und einigen Winken über das Studium der morgenländischen Sprachen, gr. 8. 16 Gr.

Nuovo Vocabulario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano disposto con ordine etimologico da Crist. Giuseppe Jagemann. 2 Tomi. 8 maj. 4 Rthlr. 8 Gr.

Witt's, J. G., einige Materialien zur homiletischen Bearbeitung der neuen Perikopen, 1r Jahrgang, der evangelischen Texte, 3s Quartal, gr 8. 6 Gr.

— — kurze Betrachtungen auf alle Sonn- und Festtage, nach Anleitung der neuen Perikopen, 1r Jahrgang, der evangelischen Perikopen, 3s Quartal, gr. 8. 6 Gr.

Zauberflöte, die neue, oder Emilie und Solden; eine Geschichte der neuern Zeit, 8. 16 Gr.

Ziegelbrennerey, wie sie behandelt wird, und wie sie behandelt werden sollte u. s. w. zur Beherzigung der Ziegelbesitzer, 8. neue Auflage. 6 Gr.

Ver-



Vermischte Nachrichten.

Preisaufgabe der Kurfürstl. Pfalzbayerischen General-Landes-Direction zu München.

Man sieht es als einen der wichtigsten Policeygegenstände an, daß jedermann; besonders aber der bedürftige Arbeitsmann, dessen einzige Nahrung oft nur in Bier und Brodt besteht, mit diesen unentbehrlichen Lebensartikeln in guter Qualität, und in dem möglichst wohlfeilen Preise versehen werde. Um nun in Rücksicht des Biers und dessen mancherley Verhältnissen ein auf Erfahrung gegründetes Normale dereinst zum Grunde legen zu können, werden nachfolgende Fragen zu untersuchen seyn: 1) Da die Bestandtheile des Biers Malz, Hopfen und Wasser sind, welches ist das nothwendige Verhältniß dieser Theile, damit das Bier gut genannt werden kann? 2) Durch welchen Maaßstab kann die Policey, ohne den so verschiedenen Geschmack zu Rathe zu ziehen, finden, daß ein bestimmtes Maaß Bier die bestimmte Güte habe? 3) Welches ist der möglichst wohlfeile Preis eines solchen für gut erkannten Biers? und welche Berechnung aller bey einem Biersod vorkommenden Einnahmen und nothwendigen Ausgaben kann man, mit Rücksichtnehmung auf die im Brauwesen ergangenen Verordnungen bey Bestimmung der möglichst wohlfeilen Preise im Allgemeinen zum Grunde legen?

Sämmtliche im Brauwesen wohl erfahrne und bewanderte Männer werden hiemit aufgefordert, diese Fragen zu beantworten; demjenigen, welcher die beste, pünktlichste und brauchbarste Ausarbeitung und Berechnung liefern wird, wird hiemit eine Prämie von 100 Ducaten zugesichert. Die Schriften werden zur General-Direction, jedoch mit verschlossenen Namen, und unter beyliegender Devise eingesendet. Die Einsendung derselben geschieht bis Ende Augusts des laufenden Jahres. München, den 27. May 1799.

Kurfürstl. General-Landes-Direction.

Reichsgraf von Törring, Präsident.

Rainprechter, Secretair.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 33. 1799.

Bücheranzeigen.

Nachricht, vorzüglich für alle Buchhandlungen.

Die Stettinische Buchhandlung in Ulm, welche von jeher die Geschichte der Deutschen des Hrn. Mich. Ignaz Schmidt im Verlage hatte, hat nun auch die ganze Auflage von der zu Wien herausgekommenen Ausgabe dieses Werks mit dem Verlagsrechte und Privilegio an sich gekauft, und ist nunmehro dieses Buch, sowohl die Aeltere als Neuere Geschichte, einzig und allein bey derselben zu haben. Auch läßt solche durch den Hrn. Prof. Jos. Milbiller dieses vortreffliche klassische Werk bis auf unsere Zeiten fortsetzen, und ist bereits der 13te Theil, oder der 8te Band der Neuern Geschichte unter der Presse, welcher noch dieses Jahr fertig werden wird.

Die Wiener Ausgabe besteht in 8 Bänden der Aeltern und 7 Bänden der Neuern Geschichte, wovon jeder Band auf Druckpapier 1 fl. 30. kr. und auf Schreibpapier 2 fl. kostet.

Die Ulmer Ausgabe besteht in 5 Bänden der Aeltern und in 7 Bänden der Neuern Geschichte, deren jeder 1 fl. 30 kr. kostet.

Neue Verlagsbücher von Schwan und Götz in Mannheim.
Jubilatemesse 1799.

Briefe an Emilien über die Mythologie, nach dem Franz. des Hrn. von Moustier frey übersetzt. Taschenformat, 5 Theile mit Kupfern. 2 thlr. 12 gr.
(Der 3. 4. 5te Theil und Kupfer bleiben Rest bis zur Mich. Messe.)

Briefe über die projektirte Religionsvereinigung der beyden protestantischen Partheyen in der Unterpfalz. 8. Germanien. 8 gr.

Doussin-Dubreil (J. L.) vom Schleim, dessen Ursachen und Wirkungen ꝛc. aus dem Franz. übers. gr. 8. 4 gr.

— derselbe von der Epilepsie oder fallenden Sucht. Aus dem Franz. gr. 8. 20 gr.

— derselbe vom Tripper ohne venerisches Gift und vom Weißenflusse. Aus dem Franz. gr. 8. 9 gr.

Fabricius (Karl Moritz) über den Werth und die Vorzüge geistlicher Staaten und Regierungen in Deutschland, 2tes Bändchen. 8. Frankf. und Leipzig. 14 gr.
(Das erste Bändchen erschien in der Jubil. M. 1797, und kostete auch 14 gr.)

Die Franken in Egypten unter Buonaparte, mit kurzen Nachrichten und einem Kärtchen von diesem Lande, dem Plane von Alexandrien, und der Abbildung eines Mameluken zu Pferde, illuminirt. 8. 6 gr.

Jett (Christoph) Cajus Gracchus, ein Trauerspiel in 3 Akten. 8. (in Commission.) 16 gr.

Köster (Wilhelm) Allgemeine Altarliturgie. gr. 8. 1 thlr. 4 gr.

Ein Paar Worte über die Publicität von Staatsurkunden, vorzüglich als Marginalien zu der Schrift: die Lage von Mannheim am Ende des 18ten Jahrhunderts. 8. brochirt. 8 gr.

Scherer (Phil. Carl) die verworrene Lehre der ehelichen Gütergemeinschaft, systematisch bearbeitet. 2 Theile. gr. 8. 3 rthlr.
(Der 2te Band bleibt Rest bis zur Mich. Messe.)

Traiteur (Theod. von) der deutschen Reichsstände Verlust auf dem linken Rheinufer, und die Besitzungen der katholischen Geistlichkeit auf dem rechten, nach Grösse, Bevölkerung und Einkünften geschätzt. gr. 8. brochirt. 6 gr.

Trai-

Traitteur (J. A. von) die Wasserleitung von Mannheim 2c. mit der Nachricht, wie weit das im Jahre 1790 angefangene Werk gediehen, und welchen Nutzen seine Vollendung der Stadt Mannheim gewähren wird 2c. nebst 26 Specialplans und einer Karte. gr. 8. in Commission. 2 thlr. 16 gr.

Dessen Beschreibung der Exercir-Manoeuvres, welche Erzherzog Carl von Oestreich durch das im Lager bey Edingen am Necker gestandene k. k. Corps d'Armée im September 1797 ausführen liess. Mit einer topographischen Karte der Gegend bey Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen und Ladenburg, nebst sämtlichen Planen der Manoeuvres. gr. 4. brochirt, in Commission. 3 rthlr. 12 gr.

Versuch einer pragmatischen Geschichte des Reichskriegs und der Friedensunterhandlungen mit Frankreich. Als Einleitung zur Geschichte des Rastadter Friedenscongresses. 1r Band. 8. Frankf. und Leipzig. 1 thlr.

Supplement au Dictionnaire de la langue allemande et françoise etc. composé par Chr. Freder. Schwan. gr. 4. 1798. 2 rthlr. 16 gr.

Jedem Besitzer des großen Schwanischen Dictionnaire wird dieser Supplementband, wodurch dieses schätzbare Werk nun vollendet ist, sehr willkommen seyn. Es kostet ganz complet 28 Rthlr. 8 Gr. Sächs. Geld, und sind nur noch wenige Exemplare davon vorräthig.

Schwan und Götz.

Vermischte Nachrichten.

Aus einem Briefe aus Bayern, vom 24sten October 1798.

— „Im Hohenwarter-Kapitel hat sich wieder eine große Neuigkeit ergeben. Sie wissen, wie schmählich man mit dem Hrn. Dechant Kürner vor 3 Jahren verfahren ist! *) Er wurde des „Illuminatismus verdächtig“ erklärt,

(Kk) 2

*) Man sehe die N. Staatsanz. B. 2. St. 3. S. 366. wo, unter einigen empörenden Zügen, aus der neuesten Ge-

erklärt, wurde abgesetzt, mußte permutiren, und 4 Wochen nach Göggingen — das geistliche Zuchthaus nächst Augsburg — ein Freund des verdienstvollen (ehemal.) Prof. Sailers zu Dillingen, den man bekanntlich auch in seinen Freunden und Schülern verfolgte. — „*Non quidem convictum, graviter tamen suspectum se dedisse nomen alicui occultae societati*" sind die Worte des entsetzlichen Urtheils, das wider Hrn. Lüxner verfasset wurde. Er war ein Mann, welcher 20 Jahre seiner Pfarrey mit seltner Berufstreue vorstand, und daher die allgemeine Liebe derselben genoß. In der Nachbarschaft hingegen war er bey einigen seiner H. Amtsbrüder als ein Aufklärer verhaßt. Diese hätten aber niemals ihre Wünsche realisiren können, wenn nicht die neuesten Ereignisse der Zeit gewissen Leuten die Waffen gegen alles, was ihnen im Wege stand, in die Hand gegeben hätten. Nur in einer solchen Lage war es möglich, daß der bloße Verdacht die Stelle des Verbrechens vertreten konnte. Mit Lüxner'n strafte man auch das Kapitel. Diesem war in eignen Verträgen, welche der Bischoff und der Landesherr unter sich errichtet und gegenseitig zugesichert haben, das Recht zugesprochen, nicht nur in Todesfällen, sondern auch in denen einer Resignation oder Absetzung einen andern Dechant zu wählen. Dießmal aber wurde eine freye Wahl schlechterdings untersagt *), und dem Kapitel ein neuer Dechant aufgedrungen, in der Person des Stadtpfar-

Geschichte des Obscurantismus im Bischofthum Augsburg, auch dieses Verfahren erzählt wird. Da es den Freunden der Aufklärung und der Wissenschaften (so wie der öffentlichen Ruhe und Sicherheit) nicht gleichgültig seyn kann, was für Subjekte die Obscuranten: oder was hier Eins ist, die Jesuitenparthey aufstelle, nachdem sie die Freunde des Bessern verdrängt hat: so mag der weitere Vorfall, den jenes Schreiben erzählt, auch hier eine Stelle finden. »Kapitel« heißt übrigens hier ein Distrikt, der mehrere (20 bis 30) Pfarreyen umfaßt, und dem ein Dechant vorgesetzt ist; Hohenwart liegt im Bayern, aber noch im Bezirke des Bisthums Augsburg; und der Geistliche Rath Rößle war Commissarius in Sachen des Hrn. Lüxners, u. w.

A. d. Eins.

*) Natürlich, der größere Theil der Pfarrer hielt es mit dem würdigen Dech. L., und war mit ihm der Aufklärung verdächtig geworden.

D. Eins.

pfarrers von Pfaffenhofen, Peter Meindl. So kam an die Stelle eines fleißigen, einsichtsvollen Mannes einer, der seiner Unwissenheit und seines Wuchers wegen alle Achtung seiner Gemeinde verloren hatte. Diese Gewaltthätigkeit erregte allgemeinen Spott und Unwillen. Um jedoch das Uebel nicht ärger zu machen, ließ man sich alles gefallen. In dem Decrete, das der Bischoff dem neuen Dechant ausstellte, mußte man sogar die Worte lesen: „intuitu virtutum, meritorumque tuorum, de quibus Nobis fide digno commendaris testimonio." Wer den Meindl kennt, der weiß wohl, daß — Geld seine wichtigsten merita sind; nur die saubern Rathgeber des Fürsten wollten das nicht wissen. Die Zeit endlich, die so vieles zur Reife bringt, that auch hier das Beste. In Pfaffenhofen ist der Gottesacker um die Pfarrkirche in der Stadt. Schon vor mehrern Jahren wurde dann beschlossen, einen andern außer der Stadt anzulegen. Die Pfaffenhofer sind, wie die meisten ihrer Landsleute, noch ganz und gar nicht dahin gekommen, daß sie von dem, was allezeit so war — und sollten es auch offenbare Mißbräuche seyn — leicht abzubringen wären. Vernünftige stellten aber an dem neuen Gottesacker aus, daß das Terrain desselben zu sumpfig, und der Weg dahin weit und schlecht sey. Durch bessere Veranstaltung hätte indeß die erwünschte Aenderung ohne gar zu großen Verdruß wohl gemacht werden können. Stadtpf. Meindl verwendete sich ganz besonders für den neuen Gottesacker. Anstatt aber die mannichfaltigen Widersprüche und Schwierigkeiten durch Mäßigung und Klugheit beyzulegen, wollte er alles mit Gewalt ertrotzen. Er bewirkte endlich, daß die Demolirung des alten und die Anlegung des neuen Gottesackers von höchster Stelle förmlich beschlossen wurde. Die Bürger suchten dieß wieder zu hintertreiben, und schickten Deputirte nach München; zwey waren ein ganzes ½ Jahr dort, indem sie alle 4 Tage wieder abgelöst wurden. Allein umsonst! Es kam dafür eine Commission unter dem Vorsitz des Oberlandesregierungsraths von Sicherer. Nun bricht der Revolutionsgeist, der sich bisher immer nur bey dem Märzenkeller (d. Braunbierschenke) merken ließ, schrecklich aus. Alle Bürger versammlen sich; werden jedoch von der Commission zur Ruhe gebracht. Dagegen laufen mehr als 300 Weiber zusammen, mit Piken, Hauen, Ofen- und Dunggabeln ausgerüstet, bestürmen unter unerhörten entsetzlichen Flüchen und

Verwünschungen den Pfarrhof (d. Pfarrhaus), und drohen dem Pfarrer laut mit dem Tode. Die herbeyeilenden k. k. Husaren, die eben in der Stadt lagen, schlugen den Sturm noch diesesmal ab. Allein in der Nacht nahm der Lärm und das Mordgeschrey neuerdings überhand. Der H. Dechant getraute sich nicht mehr in seinem Hause zu bleiben, und flüchtete sich, in Husaren-Uniform nach Scheyern, (ein Kloster, 3 St. von Pf.), wo er im Pferdestalle, ganz im strengsten Incognito, übernachtete. Nach 14 Tagen kam von München eine 2te Commission, unter dem H. Oberlandesregierungsrathe von Webs, mit 140 Mann Infanterie, bayer. Trupp., die alle bey den rebellischen Bürgern einquartirt wurden, und nebst Kost und Trunk täglich, der Gemeine 10 Kr., der Unterofficier 36 Kr., und die Hauptleute 2 fl. 24 Kr. Executionstaxe erhielten. Zwey der ärgsten Lärmschläger lieferte man geschlossen ins Zuchthaus nach München; andere mußten in Stock; Weiber, mit und ohne silbernes Geschnüre, in Geigen u. s. w. Welche Satisfaction für den Hrn. Seelsorger! Er befand sich indeß gar nicht wohl dabey; denn sein Haus mußte von 6 Mann Tag und Nacht bewacht werden; und wo man nur konnte, stieß man die schimpflichsten Drohungen wider ihn aus. Um das Ungewitter zu zerstreuen, erbot er sich, die Kosten, welche sich über 2500 fl. beliefen, selbst zu bezahlen. Allein man wies sein Anerbieten mit Unwillen zurück; und die Bürgerschaft schickte sogleich eine Deputation nach Augsburg mit 27 von der ganzen Bürgerschaft unterschriebenen und gerichtlich erprobten Klagpunkten, worunter Holzdiebereyen, Mautdefraudationen, u. a. alte und neue virtutes und merita begriffen waren. Er wurde citirt, commissionirt, und ad permutandum condemnirt. Gern hätte er mit den einträglichern Pfarren der Nachbarschaft getauscht; allein da wurde überall nichts daraus. Endlich war er so großmüthig, das Beneficium in Rohburg zu beziehen, und dem Hrn. Beneficiat die Stadtpfarre zu überlassen. Die Rohburger machten ihm zu seinem Anstande das Compliment: wenn er nur im geringsten Unruhe erwecke, so schlagen sie ihn todt, und leiden ihn nicht einmal auf ihrem Kirchhofe, sondern werfen ihn in die Donau. — Offenbar haben es die Bürger übertrieben; aber wer muß da nicht an Lüz-nern denken? Heißt das nicht auch die Geistlichkeit auf das schändlichste prostituiren, selbst zum Nachtheile der öffentlichen

chen Ordnung und Ruhe? Und wer ist die Ursache davon, als diejenigen, welche das Vertrauen des gnäd. Herrn besitzen, und es zum Deckmantel ihrer Leidenschaften und ihres Interesse machen?"

Folgende dem Anscheine nach neue Bücher sind bloß mit neuen, zum Theil ganz veränderten, Titeln versehen, und bedürfen daher nur einer bloßen Titelanzeige:

Joh. Christoph Hackels Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche der zur Erhaltung der Gesundheit, des Lebens und Wachsthums des menschlichen Körpers nothwendigen Dinge. Wien, b. Schaumburg. 1799. 2 Thle. 8. (3 Rthlr.) erschien vorher unter dem Titel:

Vollständige praktische Abhandlung von den Arzneymitteln. Wien, b. Wappler. 1793—94. 8. (s. N. A. D. B. XVII. 1. und XXI. 1.

Abhandlungen über einige der wichtigsten philosophischen Gegenstände. Leipzig, in der Höferschen Buchhandl. 1797. 8. waren vorher das 1ste Stück des:

Journals für Philosophie, h. von K. S. Zachariä und J. C. A. Grohmann. Ebendas. 1796. 8. (s. N. A. D. B. XXIX. 1.)

Neue Abhandlungen von der Civilbaukunst, mit nützlichen Anmerkungen und Betrachtungen für junge Leute; aus d. Franz. des Hrn. Seb. le Clerc, in 2 Theilen mit 181 K. und einem Anhange von der Triglyphen vermehrt von M. Kraft, Prof. in Tübingen. Neue mit dem Orig. verglichene Ausgabe. Nürnberg, b. Schneider. 1797. 4. 4 Rthlr.

Von diesem Werke sind nur die ersten 5 Bogen neu; die übrigen verrathen durch Papier und Druck ihr älteres Daseyn.

Geschichte der Ynkas, Könige von Peru, aus den Nachrichten des Ynka Garcilasso de la Vega, verfasset von G. C. Böttger. Nordhausen, b. Groß. 1798. 2 Thle. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.) erschien bereits 1787—88.

J. T. Callender unpartheyische Geschichte der Mißbräuche des brittischen Reichs in Europa, Asia und Afrika vor der Revolution 1688 bis zu jetzigen Zeiten, oder: Großbritanniens Fortschritte in der Staatskunst. A. d. Engl. Edinburgh, Philadelphia und London. 1797. 8. erschien

auch

auch unter dem letzten hier ausgezeichneten Titel (vergl. N. A. D. B. XXXII. 1.)

Portugall und Spanien, geographisch durchreiset von K. A. E. (Engelhardt). Bauzen, bey Arnold. 1797. 4 Thle. 8. erschien 1794 unter dem Titel:

Geogr. Reisen ꝛc. (s. N. A. D. B. XV. 1.) Der Verleger hat in der Vorrede die Titelveränderung angezeigt.

Wanderungen am Rheine. Leipzig, in Commission der Sommerschen Buchh. 1797. 8. ist ein neuer Titel zu der:

Rheinreise, herausgegeben von Freyh. v. Wackerbart. Halberstadt, b. Groß. 1794. 8. (s. N. A. D. B. XIII. 2.) Der alte Titel ist in dem Exemplare, das der Anzeiger vor sich hat, nicht weggeschnitten, so daß man also nach Belieben einen von beyden vorbinden lassen kann. Durch die Weglassung der Kupfer ist der Preis von 2 Rthlr. 12 Gr. auf 1 Rthlr. herabgekommen.

Jetta, oder das Morlachische Mädchen. Leipzig, in der Sommerschen Buchh. 1797. 2 Thle. 8. ist dasselbe Buch, das 1790 in Breslau bey Löwe unter dem Titel erschien:

Die Morlaken von J. Wynne, Gräfinn von Orsini und Rosenberg, a. d. Franz. von S. G. Bürde, ꝛc.

Herrmann und Agnese, ein historisches Gemälde der Barbarey der Vorzeit. Leipzig, Müllersche Buchh. 1797. 8. erschien vorher unter dem Titel:

Gerettete Papiere aus den Ruinen des Schlosses Ulmenhausen; in ders. Verlagshandl. 1794. 8. (s. N. A. D. B. XVIII. 2.)

Neuer sächsischer Robinson, v. A. Leipzig, b. Voß. 1798. 8. (8 Gr.)

Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 34. 1799.

Chronik deutscher Universitäten.

(S. Intell. Bl. 1799. No. 32.)

Juristische Disputationen und Promotionen. 1) Diss. inaug. *de iure socii adversus socium, a quo delictum est commissum*, quam — defendit 4. Febr. 1799. *Thom. Günther Schmidt*, Harburgensis. Gött. 4. ½ Bog. bloße Theses. Die Abhandlung selbst ist noch nicht erschienen. 2) Theses inaugurales varii argumenti, quas — 12. Apr. prop. *Car. Frid. de Boor*, Hamburgensis. Goett. ½ B. 4) Diss. inaug. iurid. *de versione in rem et quidem eius natura, indole et effectibus secundum principia iuris civilis*, quam — 13. Apr. def. *Io. Iac. Roeßing*, Moeno-Francof. Goett. 4. 2 B. 5) Diss. inaug. iurid. sistens *aliquot aenigmata e doctrina de exceptionibus petita*; eam — 18. Maii def. auctor *Io. Sillem*, Hamburgens. Goett. 4. 2½ Bogen.

Medicinische Disputationen und Promotionen: 1) Am 10. Jan. 1799 ist Hr. Car. Walpers, aus Heilligenstadt, zum Doctor der Arzneygelahrheit creirt worden. 2) Diss. *morbi epileptici singularem quendam casum, eius fontes et curam describens*, quam — 20. Febr. def. *Ge. Christoph. Breden*, Goettingensis. Goett. 4. 4½ Bog. 3) Diss. inaug. med. sistens *descriptionem rheumatismi febrilis*, quam — 2 Mart. propos. *Frid. Engelken*, Bremens.

mens. Goett. 8. 2 B. 4) Diss. inaug. med. *de haemoptysi*, quam — 15. Mart. def. auctor *Henr. Conr. Versmann*, Stadensis, Soc. amicorum artis obstetriciae Membr. ord. Goett. 8. 3½ B. 5) Diss. inaug. med. de *morbillis*, quam — 16. Mart. def. auctor *Ge. Athenstädt*, Hamelensis. Goett. 4. 6 B. *) Diss. inaug. anatom. *de organis auditui inservientibus*. Auctore *Conr. Ioach. Kühnau*, Lüneburg. Medicinae Doctore, Soc. Amicorum artis obstetr. Membr. ord. et h. t. Secretar. Goett. 4. 14½ Bog. 6) Diss. med. inaug. de *statu medicinae hodiernae specimen primum, continens methodum, qua tractanda sit historia status medicinae praesentis*, quod — 23. Mart. examini subm. auctor *Ge. Phil. Ludolph Beckedorff*, Hannoveranus. Goett. 4. 1½ Bog. 7) Diss. inaug. med. de *uteri gravidi retroversione*, quam — 27. Mart. examini subm. auctor *Ge. Gerh. Versmann*, Hannoveranus. Goett. ½ B. 4. Nur Theses; die Disputation ist noch nicht erschienen. 8) Diss. inaug. med. continens *nonnulla de damnis, quae ex variis medicinae systematibus*, hucusque conditis, *in medicinam practicam redundant*, quam — 28. Mart. def. auctor *Isaac Mendel*, Goettingensis. Goett. 8. 2 B. 9) Diss. inaug. med. de *haemoptysi*, quam — 30. Mart. def. *Io Iac. Baur*, Memminga-Suevus. Goett. 4. 5 B. 10) Diss. inaug. medico-practica, *de Datiscae Cannabinae in febribus intermittentibus sanandis usu*, quam — 1 Apr. def. auctor *Ferd. Lud. Dummers*, Neoburgensis, Soc. amicorum artis obstetr. membrum ord. Goett. 4. 2½ B. Den 7. May ist Hr. Joh. Ge. Wilh. Gatterer, aus Göttingen, zum Doctor der Medicin creirt worden. 12) Diss. inaug. med. de *angina parotidea*, quam — 22. Maii def. auctor *Iac. Guil. Hopff*, Hanoviensis. Goett. 4. 2½ B.

Medicinalanstalten. Von dem chirurgischen Clinicum unter Direction des Hrn. Prof. Arnemann ist die sechste Nachricht, erschienen (1799. 4.). Es enthält die Uebersicht des dritten Jahrgangs. Ueberhaupt sind 609 Kranke, und zwar bloß chirurgische Fälle aufgenommen worden. Aus dem letzten halben Jahre: I. Augenkrankheiten. Hitzige Augenentzündungen 6. Chronische Augenentzündungen 8. Psorophthalmie 2. Entzündungen der Augenlieder 2. Wunden des Auges 2. Geschwüre der Hornhaut 1. Entzündung und Eiterung am innern Augenwinkel 1.

Chro-

Chronisches Thränen der Augen 2. Grauer Staar 1. Schwarzer Staar 2. Augenschwäche 6. Staphylome 5. Flecken auf der Hornhaut 5. Degeneration und Ulceration des Augapfels 1. Die Exstirpation des Auges hat Hr. Dr. Weigel, aus Greifswalde, gemacht. II. Gehörfehler. Taubheit 2. Ausfluß der Ohren 1. III. Kropf 9. IV. Brüche 2. V. Wasserbruch 1. VI. Balggeschwülste 3. VII. Furunkeln 1. VIII. Scirrhus 2. IX. Chronische Ausschläge. X. Fressende Schaden 3. XI. Fisteln 1. XII. Geschwüre an Beinen 1. XIII. Knochenzufälle 3. XIV. Steifigkeit der Gelenke 1. XV. Polypen 1. XVI. Verwachsung der Nase 1. XVII. Venerische Zufälle 1.

* * *

Kleine Schriften.

Duisburg. Kurze Darstellung des Lehr- und Erziehungsplans am Gymnasium zu Duisburg, von Johann Gottfried Christian Nonne — Rector des Gymnasiums. 1799. 48 S. 4. Der Verf. sucht, den Geist des Ganzen dieser Schulanstalt in diesen Blättern anschaulich zu machen, und giebt zuerst von den Grundsätzen Rechenschaft, welche, wie er glaubt, jeden Entwurf zur Bildung der Jugend bestimmen sollen. — Moralität steht hier unter allen Rücksichten oben an, und nächst ihr Erhöhung der Seelenfähigkeiten und ihre Vervollkommnung überhaupt. Dieses vorausgesetzt, muß nun durch einen möglichst großen Vorrath von Urtheilen und Wahrheiten dem Jünglinge Stoff geschafft werden, jene Fähigkeiten anzuwenden; er muß ferner lernen, diese Urtheile selbst bilden und ordnen — das, was er findet, richtig und anmuthig vorzutragen. Insbesondre muß er aber bey Einsammlung der Vorkenntnisse auf seine künftige Bestimmung Rücksicht nehmen. — Eine solche wissenschaftliche Bildung muß hiernächst mit Thätigkeit, mit Lebensklugheit, mit gefälligen Sitten verbunden werden, und alles dieses dahin zusammentreffen, daß es den Jüngling zu eigner Glückseligkeit und zu Beglückung Andrer sicher hinführe. — Diese Grundsätze hat der Verf. auch auf die ihm anvertraute Anstalt anzuwenden sich bemüht: sie ist für die cultivirten

höhern, vorzüglich aber für die vorzugsweise sogenannten gelehrten Stände, bestimmt. Vorgetragen wird demnach: Geographie und Statistik, Naturgeschichte überhaupt, und Anthropologie insbesondre, allgemeine Weltgeschichte überhaupt, und Geschichte der Menschheit insbesondre, Alterthümer, Logik, Allgemeine Grammatik, Theorie des Styls, schöne Wissenschaften in encyklopädischer Uebersicht, theoretische und praktische Mathematik, Naturlehre, philosophische Encyklopädie, — und von Sprachen die deutsche, lateinische, griechische, hebräische, französische und englische. — Wir hoffen, daß bey der Ausführung des Plans und bey der speciellern Vertheilung der jeder einzelnen Wissenschaft gewidmeten Zeit, das Nothwendige von dem Nützlichen, und das unbedingt Nothwendige von dem unter gewissen Voraussetzungen Entbehrlichern, gehörig gesondert, daß vorzüglich die Sprachen nicht des ersten Rangs, den sie unter allen Vorkenntnissen mit vollem Rechte behaupten, beraubet werden, und daß überhaupt der Verf., und wer mit ihm an dieser Lehranstalt arbeitet, das non multa, sed multum, nie vergessen möge!

Vermischte Nachrichten.

Aus Schwaben, 1798. Zu Dillingen starb in diesem Jahre ein Mann, der in seinem Kreise für die gute Sache der Aufklärung zu viel gethan hat, als daß sein Tod nicht eine besondere Anzeige verdiente: Joseph Hörmann, Lehrer der Rhetorik am Gymnasio daselbst, und als Professor der Aesthetik *) auch Mitglied der Universität; ein edler

*) Die im J. 1787, unter der Direction des H. Geh. R. u. (damal.) Provik. v. Haiden, nebst der »Oekonomie« und den »Religionscollegien« — prakt. Vorles. für Zuhörer von jeder Fakultät — an der Universität eingeführt, und im J. 1793, nebst diesen, wieder aufgehoben ward — durch eine Commission, die aus dem geistl. R. Wigg und Rößle bestand, und die ganz eine Folge des Einflusses war, welchen die Jesuitenparthey unter dem Schutze der — französischen Revolution hier wieder erlangt hat. Sichtbar waltete über dieser Commission der Geist des Obscurantismus. »Aesthetik!

edler, von Seiten des Kopfs und des Herzens vortrefflicher Mann — zwar ein Exjesuit; aber einer von den Wenigen, die, noch jung bey der Aufhebung des Ordens, sich in der Folge durch die Kraft ihres Geistes, unterstützt durch eine glückliche Verbindung der Umstände, zur bessern Kultur, zur reinern menschenwürdigen Denkart erschwungen haben. Seine Milde, seine Humanität, und die eigene, kindliche Unschuld, die Ruhe und Heiterkeit, die in seinem Aeußern und vornehmlich in seinem (wohlgebildeten) Gesichte so schön, so unverkennbar sich abdrückten, zogen die Herzen der Jugend vorzüglich an ihn, und wirkten, mittelbar und unmittelbar, wohlthätig auf ihre sittliche Bildung; und durch die Art, wie er lehrte, wie er seine Schüler in den Geist der Wissenschaften einführte, und zum richtigern Denken, zur wahren, gesunden Philosophie vorbereitete, indem er sie mit den besten Schriftstellern der schönen Literatur (ohne irgend eine partheyische Nebenrücksicht) bekannt machte; indem er auch vorzüglich auf das Studium der Muttersprache und die Ausbildung des deutschen Styls drang; indem er ihnen allmählig bessere Lesebücher, Schr. von Gellert, Campe, Salzmann u. a. in die Hand gab, und dadurch die bekannten Werklein aus der Jesuiten-Fabrike — natürlich! — leicht verdrängte, da er zumal seinen jungen Freunden auch Bücher, nicht ohne Kosten von seiner Seite, aus einer guten Buchhandlung verschrieb, von Mutschelle, Sailer — Weiße, Klopstock u. a.; indem er endlich in seinem religiösen oder sittlichen Unterrichte, öffentlich und in Privatgesprräche, immer auf die Hauptsache drang, oder auch geradezu und mit fester Stimme ein Vorurtheil traf, einen

 Aber-

tik! was ist denn das für ein Thier?« fragte N. den würdigen Prof. H) »bey welcher Thür ist denn dieses Thier hereinkommen?« — Er wußte übrigens wirklich nicht, was Aesthetik ist: das Wort war ihm so fremd als die Sache. — Ein Gegenstück: Hr. Müller, Prof. der Moral und Regens des Alumnats (eine Creatur jener Parthey) sah bey einem Alumnus Jakob's philosophische Sittenlehre; schnell und gewaltsam nahm er sie ihm weg, indem er ihn anfuhr: »was wollen Sie denn aus einem solchen Fuchshund (einem Protestanten!) lernen?« — Man sieht, daß der eigene Charakter, der intellektuelle und moralische Zustand dieser Menschen dem Plane, den sie betreiben, dem Plane der Unwissenheit und der Rohheit, vollkommen zusagt!

Aberglauben niederschlug — dadurch pflanzte er schon frühzeitig den Keim einer hellern Denkart in der Seele des Jünglings. Wenn nun dieser zu den höhern Wissenschaften überging, unter den würdigen Männern **Weber**, **Sailer** und **Zimmer** (in deren Bunde freylich auch **Hörmann** erst jene höhere Stufe der Aufklärung erreichte); dann konnte er jetzt in dem Lande des Lichtes desto leichter fortschreiten, und die scholastischen Irrwische eines **Kumper**, **Schneller**, **Wenner** u. a. mochten ihn jetzt um so weniger blenden und irreführen; ja, wo es auch in jenem Lande noch dämmerte, da konnte ihm in der Folge, bey weiterm Selbstdenken, mehr Licht aufgehen. — Bey allen dem war **Hörmann** durch seine liebenswürdige Bescheidenheit und durch die schöne stille Art, wie er in seinem Geschäfftskreise dahin lebte, gegen die Angriffe des Obscurantismus sehr gesichert, um so mehr, da sein Fach (eine Professur am Gymnasio) die Aufmerksamkeit, in dieser Hinsicht, minder auf ihn zog. Was ihm indeß auch äußeres Ansehen gab, und gewiß auch gegen jene Anfälle noch mehr sicherte, war unter andern der Umstand, daß man selbst in der Stadt ihn, als Menschen und Geistlichen, von einer edeln Seite allgemein kannte und hochschätzte: dahin gehören z. B. seine Krankenbesuche, sein Benehmen gegen verschämte Hausarme, und auch sonst so manche schöne That gegen Nothleidende, besonders Reisende; Handlungen, die ganz das Gepräge seines edeln und, wie ich sagen möchte, kindlichnaiven (aber dabey doch immer männlichen) Charakters an sich trugen, und welche, trotz seiner Bescheidenheit und der schönen Art, wie er im Stillen handelte, doch öfters bekannt wurden.

Gleichwohl blieb in dieser letzten Zeit auch er nicht ganz ungestört. Außerdem nämlich, daß man ihm die Vorlesungen aus der Aesthetik, die er mit großem Beyfalle und Nutzen hielt, niederlegte, machte man wirklich (vor 2 J.) einen Versuch, ihm auch die Professur am Gymnasio zu entreissen. — Natürlich! die Feinde der Aufklärung konnten ihm das, was er dazu beytrug, und besonders seine ausgezeichnete, innige und, wenn es seyn sollte, auch muthige Freundschaft für den Hrn. Prof. **Sailer** nicht vergeben; und stand nicht ein Mann, wie H., dem Plane der Obscuration, den man jetzt durchsetzen wollte, mächtig entgegen? — Ein gewisser Prof. **Wenner**, (Bruder des ge-

gen-

genwärtigen Direktors der Universität) zeigte sich bey diesem Versuche gegen H. besonders geschäfftig: noch vor kurzem ein ganz wackerer Jüngling; aber so stark kann der Fanatismus, wenn zumal noch ein besonderer Reiz von Seiten des Eigennutzes oder des Ehrgeizes hinzukommt, blenden und zerrütten! Mit diesem Wenner verband sich ein gewisser Zobel (Prof. der Philosophie, ein Vetter des ehemal. Prof. und jetz. Geistl. R. Lumper, die schwächste Creatur von jener Parthey; aber doch immer stark genug zu geheimen Angaben, Intriguen u. dgl., worin auch, wie es scheint, der junge Held seine ganze Stärke setzt!) Diese zwey suchten Zeugnisse gegen H., suchten einen und den andern seiner Schüler zu gewinnen — durch welche ihr Unternehmen dann wieder bekannt ward! — und schrieben zusammen, was ihnen überall dienlich schien, „zum Beweise, daß H. böse, der Kirche und dem Staate gefährliche Lehren vortrage!“ Schon war der edle Mann denuncirt: „wie lange sind Sie schon Professor, 5 — 6 Jahre?“ fragte ihn der Hr. Minister von Duminique (ehemals auch ein Gönner der Aufklärung) im leichten Ton und mit einer Miene, die ihm nichts Gutes anzeigte. „22 Jahre Ew. Excellenz!“ antwortete Hr. Prof. Hofmann fest und gerade: „22 Jahre!“ wiederholte der Minister erstaunt, indeß er einen Schritt zurückwich. (H. war nämlich bald nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens Prof. am G. zu D. geworden). Diesem Umstand nun, und wohl auch dem Eindrucke, welchen der nahe Anblick eines solchen Mannes in dem Minister hervorbringen mußte, verdankte er damals seine Rettung.

Man denke sich nun, welch' eine Sensation sein Tod unter den Bürgern sowohl als unter den Studenten, und besonders in dem bessern Theile seiner Mitlehrer erregen mochte! Es war ein Faulfieber, das ihn befiel, nachdem er vom Besuche eines Kranken zurückgekommen war. Man fürchtete es Anfangs nur wenig; denn man bauete sehr auf seine gute körperliche Natur, auf sein vortreffliches Aussehen (schon im höchsten Sommer des Lebens trug er noch immer in seinem Gesichte, schön und auffallend, die Blüthe des Frühlingsalters, die Farbe der unverdorbnen Jugend). Allein der Tod siegte, und sein Körper erlag trotz allen Anstrengungen der Kunst; und wie lebhaft, wie allgemein nun die Theilnehmung, die Rührung sich zeigte!! Gewiß, wenn der Tod eines guten Menschen jedem, der menschlich fühlt,

nahe

nahe geht: so war der Tod dieses Mannes, nach dem Gefühle aller Wohldenkenden — zumal in diesem Lande und in solcher Zeit — eine publica Calamitas.

Bücherverbote.

Folgender Befehl Sr. Kaiserl. Majestät, des Selbstherrschers aller Reußen, wird, da er auch mehrere deutsche Schriftsteller und Schriften betrifft, in diesen Blättern wohl nicht am unrechten Orte stehen.

Befehl Sr. Kaiserl. Majestät, des Selbstherrschers aller Reußen, aus der Liefländischen Gouvernements-Regierung, zu jedermänniglicher Wissenschaft.

Wenn Se. Kaiserl. Majestät allerhöchst zu befehlen geruhet haben, daß folgende Bücher und schriftstellerische Werke nicht ins Russische Reich gelassen werden, noch auch im Publicum circuliren sollen: 1) Alle solche, von welchen die Zeit der Herausgabe in irgend einem Jahre der französischen Republik (pendant telle année de la Republique) angezeigt wird. 2) Alle solche, welche von der Wiener oder andrer regierenden Herren Censur verboten worden. 3) Die Bücher: a. Thomas Payne an die Gesetzgeber und Directoren der Republik Frankreich, ein Plan zur Verbesserung der Lage der gesammten Menschheit, Neustrelitz. 1798. b. Gebote der Vernunft (in allen Sprachen) 4) Alle Werke des Archenholz, ehemaligen Officiers in Preußischen Diensten. 5) Die Broschüre: An Deutschland, eine Beantwortung der Schrift: Preußens Neutralitätssystem; als wird dieser allerhöchste Wille Sr. Kaiserl. Majestät hiermit von der Liefländischen Gouvernements-Regierung zu jedermänniglichen Wissenschaft und schuldigen allerunterthänigsten Erfüllung bekannt gemacht. Riga Schloß, am 4ten May 1799.

(L. S.) C. A. von Richter.

P. Scheltuchin. G. Schwartz.

Secr. J. C. Lenz.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 35. 1799.

Beförderungen und Dienstveränderungen.

Zu Berlin wurde der Königl. Preußische Hoffiscal und Justizcommissair, Hr. Christian Ludwig Strengel, zum Justizcommissionsrath ernannt.

Der bisher bey der eingegangenen Abtheilung des Kriegscollegium angestellt gewesene Kriegsrath, Hr. Friedrich Wilhelm Dreyer, (Verfasser einer Abhandl. von der Koppelwirthschaft) wurde geheimer Ober-Finanzrath.

Der zweyte Prediger der evangelischreformirten Domgemeinde zu Halle, Hr. Johann Karl Pischon, ist als Hofprediger an die Stelle des in Ruhe gesetzten Hofpredigers Bamberger berufen worden.

Der Marggräflich Anspach-Bayreuthische Hofrath, Hr. D. Johann Heinrich Jördens, ist als Königlicher Hofrath in seinem bisherigen Prädikate bestätigt worden.

Nach dem Tode des Consistorialraths, Hrn. D. Gotthilf Christian Reccard, zu Königsberg, hat daselbst die erste Professur der Theologie erhalten, der bisherige zweyte Professor und Oberhofprediger, Hr. D. Johann Ernst Schultze; an dessen Stelle rückte der bisherige dritte Professor und Consistorialrath, Hr. D. Johann Hartmann Christoph Gräf, welcher zugleich Mitglied des akademischen Senats wurde; dritter Professor der Theologie wurde Hr. Consistorial-

noch immer nicht gelingen wollte, alle Funken der Aufklärung — die ihr Daseyn den H. H. Prof. Weber, Sailer, Zimmer, Hörmann, Feneberg und Keller *) allein verdankte — unter der studirenden Jugend zu ersticken.

Nach dem Falle der päpstlichen Herrschaft zu Rom hörte auch das päpstliche Alumnat zu Dillingen auf. — Es bestand aus 24 Alumnis, wovon jeder des Jahres 100 fl. von Rom zog (ein übriger Ersatz dessen, was aus Deutschland, zumal vorhin, nach Rom floß!) — Es bleibt indeß, außer dem bischöflichen Alumnate (das aus 12 Alumnis besteht) und dem ähnlichen Institute der Bartholomäer zu Dillingen, für das Bisthum Augsburg noch das Priesterhaus zu Pfaffenhausen (auf dem Lande, 9 St. von Augsburg, gegen Memmingen hin): ein Seminarium, worin sich gewöhnlich 40 Candidaten befinden, d. h. hier, Jünglinge, die sich nun dem geistlichen Stande widmen wollen, nachdem sie die Theologie, oder wenigstens die (sogenannte theologische) Moral nebst dem geistlichen Rechte, zu Augsburg, Dillingen oder Ingolstadt gehört haben; sie bleiben in diesem Prüfungsstande zu Pfaffenhausen, nicht volle 2 Jahre; 20 werden jährlich aufgenommen, indem eben so viele, mit dem Empfang der letzten Weihe, jährlich austreten; und selbst die Alumnen von Dillingen müssen noch, als Priester, nach Pfaffenhausen wandern, und wenigstens einige Wochen hier zubringen.

In dieses Seminarium nun wurden, nach der Prüfung, die neulich in Augsburg geschah, lauter Jesuiten-Studenten von Augsburg aufgenommen; die Aspiranten von München und Ingolstadt — für den Theil des Augsb. Bisthums, der sich ins Bayerische erstreckt — und die von Dillingen wurden alle zurückgewiesen (rejicirt); ungeachtet unter diesen einige sehr ordentliche Menschen und, vergleichungsweise, sehr gute Köpfe waren, um so mehrere, da in diesem Herbste ein Concurs für das päpstliche Alumnat in Dillingen (das sonst immer die besten

Köpfe

*) Die drey letztern waren am Gymnasio, die erstern an der Universität; aber von allen diesen würdigen Männern lehrt gegenwärtig nur Hr. Weber noch in Dillingen, wiewohl von der Philosophie, die er vorhin gelehrt hat, entfernt, indem man für gut fand, ihn auf die Physik (mit der man kürzlich auch die Mathematik verband) einzuschränken.

Köpfe wegnahm) Statt fand. Hingegen sind unter den Ausgewählten von Augsburg mehrere so schwache Subjekte, so ungebildete Menschen, daß selbst Geistliche und Studenten, die sonst der Jesuitenparthey anhangen, sich laut verwunderten, wie man den ..... und den ... — aufnehmen können! Der Hr. geistliche Rath Rößler, Regens des Seminar's zu Pfaffenhausen, und die Exjesuiten P. P. Zallinger und Hochbichler waren die Examinatores (und lauter Augsburger — wie unpartheyisch!)

Als jedoch der Kurfürst vor kurzem sich einige Zeit in seinem Schlosse zu Oberdorf im Allgäu aufhielt, gieng der Vater eines solchen Zurückgewiesenen (von Dillingen) zu dem Kurfürsten, beklagte sich laut über Ungerechtigkeit, erbot seinen Sohn (einen guten Kopf, Namens Blum) zu jeder unpartheyischen Prüfung, und erlangte hier noch, durch ein Machtwort des Fürstbischoffs, die Aufnahme desselben (der sich nun freylich als Supernumerarius in Pfaffenhausen befindet — und, natürlich, eben so wenig zur Ehre als zum Vergnügen der H. H. und P. P. Examinanten!)

Dieses Verfahren der Jesuitenparthey gegen die Studenten in Dilligen scheint unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß eben dieselbe alle Professoren, die ihrem Plane nicht zusagten, soviel möglich entfernt, und die leeren Stellen mit Creaturen besetzt hat, auf denen zum Theil der Geist der Finsterniß siebenfach ruht, und die also gewiß den Kopf ihrer Schüler jedem Strahle der Aufklärung verschließen. Allein es sind Umstände vorhanden, welche das Verfahren wohl begreiflich machen, und die man sogar, obgleich mit einiger Abweichung, laut erzählet, z. B. es geschehe deswegen, um immer mehr Studenten nach Augsburg zu locken, das Ansehn der Exjesuiten zu erhöhen, und etwa mittelbar selbst zur Wiederherstellung des Ordens zu wirken; oder: es sey im Plane, die Universität zu Dillingen ganz und vollkommen den Exjesuiten von Augsburg zu übergeben, und darauf sollte das Lob und die Auszeichnung, welche man ihren Zöglingen angedeihen ließe, das Publikum vorbereiten.

Indeß, ein Hauptgrund ist dieser, weil das Licht zu Dillingen — eine schöne Reliquie jener bessern Lehrer, mit der Finsterniß noch immer im Kampfe begriffen ist, nicht selten den Sieg erringt, und zwar gerade die besten Köpfe, die edelsten Jünglinge gewinnt. Natürlich! — Hellere Begriffe, bessere Grundsätze, die noch wie einzelne schöne

Lichtfunken hin und wieder zerstreut sind, leben durch gegenseitige Mittheilung fort; die ehemal. bessern Lehrbücher, die man, ohne gar zu grosse Blössen zu geben, nicht geradezu ausrotten konnte, sind noch da und dort vorhanden, und werden von manchen um so mehr gesucht, je weniger das elende Zeug, was man jetzt wieder einführte, ihnen — zumal im Contraste mit dem Neuern, Bessern — geniessbar ist, z. B. eine sogen. Philosophie oder Moral, die vor 30, 40 J. herauskam (von Horwat, Antoine). Auch giebt es noch andere gute Bücher, Ueberreste aus jener glücklichern Zeit; und mancher wißbegierige Jüngling wagt es wohl gar, nach der Kenntniß von Büchern, die er auf diesem Wege — selbst durch Citationen — erhält, sich neue zu verschreiben. Zwar wurden in diesem Jahre einmal sehr strenge Nachsuchungen der Bücher wegen, bey mehrern (in der Stadt sowohl als im Alumnate) durch schnellen und gewaltsamen Einbruch angestellt; allein man fand nichts oder wenig von dem, was man — so eifrig suchte. Die Kinder des Lichtes waren auch weise! Gleichwohl entgiengen sie nicht ganz dem „Verdachte der Aufklärung"; und ein Verdacht dieser Art ist hier wohl bedeutend; welch' eine Zerrüttung könnte ein heller Kopf in der Pflanzschule des Obscurantismus anrichten, da, wie man weiß, das Licht natürlicher Weise, zumal bey jungen und offnen oder nicht ganz verstimmten Köpfen, ein solches Uebergewicht über die Finsterniß hat? Gewiß, es ist keine kleine Kunst, den Obscurationsplan consequent zu verfolgen, *) oder, um in der Sprache gewisser Herren zu reden, „die Diöcese zu reinigen," nämlich von allem Lichte zu reinigen: ein Ausdruck, der nur im Reiche der Finsterniß gültig ist. —

Dazu kommt noch ein merkwürdiger Umstand. Als in diesem Jahre der Hr. Dr. Sailer durch Dillingen reisete, und dann sich bey dem Grafen Fugger zu Glött einige Tage aufhielt, zogen die Studenten von Dillingen, den Tag

*) Unstreitig, er steht ja einem andern Plane gerade entgegen — dem Plane des Schöpfers, der uns vermöge der Anlagen und Kräfte, die Er unserm Wesen einpflanzte, zum Bessern — Vollkommnern so sichtbar bestimmt hat, und eben durch jene uns zu diesem so mächtig auffordert. Kein Wunder, wenn der Obscurantismus das Gesetzwidrige und Gottlose seiner Maaßregeln in jedem Zuge verräth!

Zug nach seiner Durchreise, mit Musik-Instrumenten hinaus nach Glött (2 St. von der Stadt) — es war ein schöner, ansehnlicher Zug, als sie dem Schlosse sich näherten; denn es waren alle Studenten aus der Stadt, von allen 4 Fakultäten der Universität, und sie giengen in der Ordnung, 3 Mann hoch — Bevor sie völlig herankamen, schickten sie Deputirte, von jeder Fakultät 2, an Hrn. S., die ihm anzeigten: „sie wären da, ihm ihre Freude über seine Gegenwart zu bezeugen, ihm zu Ehren hier öffentlich Musik zu machen" u. s. w.; und wie sehr nun auch der bescheidene Mann sich weigerte, wie kräftig er ihnen vorstellte, daß so etwas ihnen, ja ihm selbst schaden könnte! umsonst, die Freude und der Eifer der jungen Leute war dringend; und da der Herr Graf — einer der Edeln seines Standes — sie kräftig unterstützte, und ihnen geradezu seinen Schloßhof anbot: so mußte der würdige Mann stillschweigend zugeben, was er unter solchen Umständen nicht hindern konnte. — Es war sichtbar, wie sehr den H. Grafen es freuete, daß hier in seiner Herrschaft und in seinem Hause, dem gekränkten Verdienste eine so auffallende Ehre wiederfuhr! — Nun zogen sie ein, in eben der schönen Ordnung, in der sie herangekommen waren: die Musik begann, und der größte Theil der Studenten, alle, die nicht selbst mitmachten, stellten sich im Halbcirkel hinter dieselbe, indeß Hr. S. neben dem Grafen u. a. von oben aus den Fenstern zuhörte. Nachdem die Musik — wozu die Musensöhne das Beste, was in Dillingen war, ausgesucht hatten, und die sich wirklich recht gut ausnahm — wohl eine Stunde gedauert hatte, ließ der Hr. Graf alle, wie sie da waren, in seinen schönen, großen Garten vor dem Schlosse einladen, und mit Erfrischungen, mit Brod und Braunbier aus dem Schloßkeller bedienen. Er selbst gieng dann, neben H. Sailer, mit seiner zahlreichen Familie und einigen Gästen unter sie, und sprach, auf eine sehr humane Weise, mit mehrern; Hr. S. gieng unter ihnen umher, und sprach, wiewohl äußerst behutsam, bald da bald dort mit einem; aber es war rührend zu sehen, wie sich, sobald er wieder stand und einen anredete, ein Kreis um ihn schloß, und mit welcher Achtung, mit welcher Aufmerksamkeit und, zum Theile, mit welchem Ausdrucke der Verehrung, der Liebe und des Vertrauens die jungen Leute an dem Munde und den Blicken des verdienstvollen Prof. hiengen! — Jetzt, als schon der Abend sich näherte, zog der Hause nach Dillingen

gen zurück, laut und fröhlich; und da es ein heißer Tag war: so kehrten sie noch alle zu Dillingen in einem Wirthshause ein: sie waren munter, lustig; aber es geschah nicht die mindeste Unordnung, und um 11 Uhr war nicht einer mehr im Wirthshause; ein Umstand, der allgemein auffiel: „so viele junge Leute, so lustig und dabey so ordentlich! wahrhaftig, es ist, als ob der gute Geist des H. Prof. Sailers sie dießmal alle, selbst die rohern und leichtsinnigen, beseelt habe.“ Desto besser! denn es fehlt nicht an Spionen, welche einer und der andre aus dem Hause der Professoren (der Obscuranten) ingeheim abgeschickt hatte. — Uebrigens hatte von allen diesen Jünglingen keiner mehr den Hrn. Prof. S. gehört; denn er verlor seine Professur schon im J. 1794: was sie also zu diesem „Ehrenzug“ veranlaßte, war bloß der Nachklang seines Ruhms, das noch lebhafte, dankbare Andenken an seine Verdienste um die Universität, und der fortwirkende Saame des Guten, den er ausgestreut hatte.

Man kann sich nun vorstellen, welchen Eindruck dieser Vorfall auf die Obscurantenparthey, auf alle Finsterlinge und besonders auf die Häupter derselben, (in Augsb. u. Dill.) machen mußte. Freylich gebot die Politik, von der ganzen Sache öffentlich gar keine Notiz zu nehmen: nur bey einem und dem andern siegte die natürliche Schwachheit über die jesuitische Politik, und die Eigenliebe, die gereizte Empfindlichkeit eines Schneller, Müller — brach wohl unter 4 oder 6 Augen in ein bitteres Wort aus. Allein jetzt, bey dem Examen in Augsb., als die Dillinger so schimpflich zurückgewiesen wurden, hieß es im Publico laut: „Das war auch für den Zug nach Glött!“

Natürlich schärfte dieser Vorfall auch die Aufmerksamkeit gegen den H. Dr. Sailer. Als ohnlängst der Prediger an der Michaelskirche in München (H. Winkelhofer, ein Freund von S.) wegen Augenschwäche um die Erlaubniß ansuchte, zuweilen einen andern für sich predigen zu lassen, und zugleich, unter andern, auch S. vorschlug, wurde seine Bitte ohne weiteres gewährt. Allein, 6 Tage nachher kam noch ein Rescript: „S. soll von den Vorgeschlagenen ausgenommen seyn!“ So viel liegt der Jesuitenparthey daran, diesem Manne allen Einfluß abzuschneiden; solche Winkelzüge erlaubt sich dieselbe, und so mächtig ist sie noch!! Quousque tandem? —

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 36. 1799.

Chronik deutscher Universitäten.

(S. Intell. Bl. 1799. No. 34.)

Philosophische Ankündigungsschriften: 1) Versuch einer Anleitung zur Kunde einiger Haupttöchter und Mundarten der Germanischen oder deutschen Haupt- oder Muttersprache ausserhalb Deutschland, und der dahin gehörigen Sprachliteratur. Eine skizzirte Grundlage zum Gebrauch beym Unterricht in Vorlesungen, von *Frid. Gottlieb Canzler*, der Philosophie Doctor. Nebst einer Ankündigung seiner Vorlesungen für das Sommerhalbejahr 1799. Goett. mit Barmeierschen Schr. 8. 1½ B. Der Verf. gedenkt in halbjährigen Vorlesungen die Sprachkunde der Holländischen, Englischen, Schwedischen und Dänischen Sprache, verbunden, in so weit zu lehren, daß man die Einrichtungen derselben kennen lernen, und Schriften in denselben für sich lesen könne, wozu die angezeigte Schrift den Plan enthält. Die Sprachen sind in der eben angezeigten Ordnung so gestellt, wie eine die Erlernung der andern erleichtern kann. Bey jeder einzelnen a) geht eine Darstellung ihres Verhältnisses zu der deutschen Sprache, als Mutter, voraus; dann folgen b) Bemerkungen über die Haupteigenschaften dieser Sprache; c) Anzeigen der literarischen Quellen und Hülfsmittel, mit kritischen und erläuternden Anmerkungen; endlich d) das Grammatische derselben, nach seinem ganzen Umfange, nicht auf trockene Regeln eingeschränkt,

 sondern



sondern durch das Lesen ausgesuchter Bruchstücke aller Art und durch Sprachanalogie belebt. 2) Ueber die Bestimmung des Alters der Urkunden und Handschriften auf den Blick, und über die Mittheilung dieses Blickes. Von D. Carl Traug. Gottlob Schönemann. Göttingen, bey Rosenbusch. 8. 2 Bog. Bey noch so mannichfaltigen Abänderungen der Schriftarten giebt es drey Schriftperioden oder Zeiträume, innerhalb welcher eine gewisse Gattung des Römischen Charakters so allgemein war, daß sie an und für sich schon und ohne weiteres Kriterium der Urkunde ein bestimmtes Zeitalter anweisen kann, worüber der Diplomatiker allenfalls bloß seinem Blicke trauen darf. Diese großen Schriftperioden sind: a) das Zeitalter der eigentlichen oder Römischen Cursivschrift, deren völliges Aussterben der Verf. an das Ende des IXten Jahrh. setzt. Sie sey das Genus oder der Hauptstamm; aber die sogenannte Langobardische, Westgothische, Fränkische oder Merovingische und Angelsächsische Schrift gehören wie Schwestern zu einer Familie, und unterschieden sich bloß durch provincielle Eigenheiten. Es sey vergebliche Mühe, das Unterscheidende nicht vielmehr bloß in der Haltung und Verbindung der Schrift, als in einzelnen Buchstaben zu suchen. b) Die Minuskul oder kleine runde Römische Schrift, Romana minuta, Jahrh. X. bis Ende XII. Sie sey durch Carls des Gr. Bemühung für eine bessere und richtigere Schreibart entstanden; daher sie auch die Carolingische genannt werde; welcher Name aber nur für die Entstehungsperiode passe. Ihre charakteristischen Verschiedenheiten werden nach kleinern Zeiträumen angegeben, um mit Sicherheit oder großer Wahrscheinlichkeit das Jahrhundert zu errathen. In den Diplomen werde mehr Mannichfaltigkeit der Züge bemerket, als in den Handschriften. c) Die Epoche der scharfeckichten Minuskel oder der sogenannten Mönchsschrift, Jahrg. XIII. bis XVI. Der Uebergang zur neuen Schrift sey schon im 12ten Jahrh. vorbereitet worden; aber mit dem Anfange des 12ten Jahrh. zeige sie sich so allgemein, als ob es nie eine andere gegeben habe. Ihre Spielarten werden charakterisirt, aus welchen zuletzt unsere heutige im Schreiben gewöhnliche Cursiv entstand. Der Verf. wendet diese Bemerkungen an, um Regeln abzuleiten, wie man auf den Blick oder aus der bloßen Ansicht das Zeitalter einer Handschrift bestimmen könne. — Angehängt sind, als erläuternde Beyspiele, erstlich die diplomatische Beschreibung einer Hand-

Handschrift, nämlich Berengarii von Tours auf der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, die durch Lessing berühmt geworden ist; zweytens die Beschreibung eines Diploms, aus Schoepflini Alsatia diplomatica Tab. XVIII. zu Tom. I. p. 129. 3) Beschreibung der Luftpumpe des Hrn. James Little, als Einladung zu seinen Sommervorlesungen über Experimentalphysik, Astronomie, Geographie und Meteorologie, mit Anwendung der Königl. Instrumenten-Sammlungen, von D. *Jo. Christ. Dan. Wildt*, Assessor der Kön. Soc. d. Wissensch. u. Prof. d. Philos. Gött. 4. 1 Bogen.

Königl. Societät der Wissenschaften. Noch zum nächstvorhergehenden Jahre gehört: 12 Dec. die Vorlesung vom Hrn. Prof. Tychsen, de nummis Indicis, maxime in bibliotheca regia Gottingensi adservatis. Auch des Hrn. Prof. Wildt's Erklärung des von Hrn. Sömmering in der Retina entdeckten Lochs, nebst einer Kritik der Sömmeringschen Erklärung. G. A. 1799. Num 29. und 44. — Von dem gegenwärtigen Jahre: 2. März hielt Hr. HR. Heyne eine Vorlesung: Historiae scribendae inter Graecos primordia. G. A 1799. Num. 46. — 20. Apr. Elogium *Ge. Chph. Lichtenberg* in consessu Soc. reg. Scientiar. recitavit *Abr. Gotth. Kaestner*; und Elogium *Io. Chph. Gatterери*, Collegae et Sodalis desideratissimi, recitatum in consessu Societatis a *Chr. Gottlob Heyne*. Jedes besonders gedruckt 1 Bog. — 25. May las Hr. HR. Meiners eine Abhandlung vor: de circumcisionis origine et caussis. G. A. 1799. Num. 92.

Akademische Prämienvertheilung für die Studirenden. An des Königs Geburtstage 4. Jun. sind die Censuren über die eingelaufenen Preisschriften abgelesen, und neue Aufgaben für das folgende Jahr bekannt gemacht worden. Die Rede des Hrn. HR. Heyne ist unter folgendem Titel abgedruckt erschienen: Academiae G. A. Prorector — civium suorum, qui in certamine literario, in a. d. IV. Iun. 1799, Regis nostri indulgentissimi sollenne natalitium, indicto, — praemia reportarunt, nomina, simulque commentationum, quae ad certamen in a. d. 4. Iun. 1780 admitti vellent argumenta, ab Academiae Ordinibus proposita, promulgat. Goett. typis I. C. Dieterich. fol. 2½ Bogen.

In dem Eingange wird dem Vorurtheile begegnet, als beruhe das Schicksal der Staaten allein auf den Einsichten der Gelehrten, und als wenn Thronen durch sie ständen und fielen; sie selbst den Fürsten nichts, und die Fürsten ihnen alles zu danken hätten. Qua quidem asseveratione nihil esse poterat, aut magis inconsideratum aut vanum. Quam circumscripta enim sit ad regnorum fortunam, administrationem et rerum gerendarum consilia et rationes, literatorum prudentia et auctoritas: ipsa experientia edocti bene tenemus; quam multa enim in his ipsis recentissimis temporibus a viris literatis tam imprudenter, tam alieno tempore, tam parum consulto ac deliberato facta sunt, ut eos non tam desipuisse, quam insanisse dixeris! — Tum vero multae magnaeque res sunt, cum quibus reip. literariae salus ac prosperitas est coniuncta; pendet enim illa omnino a reipublicae universae incolumitate, neque, hac turbata, ipsa inconcussa manere potest: inter arma literarum praemia, fomenta ac nutrimenta esse sublata, tot nostris temporis luctuosis exemplis edocti sumus; verum et in ipsa pace, aliis reip. partibus bene constitutis, multa adhuc requiruntur, quibus efficiatur, vt literae conualescere, vigere ac florere possint: multarum rerum copiis, opum ac facultatum publicarum parte haud exigua, studiis ac curis innumeris, sapientia et prouidentia virorum summorum singulari opus est; tum vero nulla est reip. seu constitutae seu administratae pars, a qua literarum fortuna non mutuetur aliqua commoda aut accipiat damna; quae enim et quanta in literas bona aut mala proficisci solent ex religionibus, ex opinionibus publicis, ex artium, quaestuum, commerciorum indole ac statu! Die nähere Anwendung wird auf die Georg-Augustus-Universität gemacht, um dankbare Gesinnung gegen den König und die Regierung zu erwecken und zu unterhalten. Quae enim est academia, in qua, his ipsis temporibus, in his fortunae incertis, inter tot calamitates, casus, metus, suspiciones, facultatibus per ipsas temporum necessitates exhaustis, tot decora et ornamenta accesserint, tot vtilitates prouisae sint? Omnis generis apparatus literarios videmus non modo seruatos, verum et auctos nouisque accessionibus locupletatos, iisque seruandis loca idonea prouisa. Darauf folgt:

1. Die Censur der überreichten Preisschriften nach der Ordnung der Facultäten: 1) Die Theologische Aufgabe:

be: Succincte et ex certis rerum gestarum monumentis monstretur, religionis christianae quae vis fuerit in vitam, mores et animos hominum per tria priora saecula. Die Facultät hat drey Aufsätze erhalten. Der Preis ist Hrn. Ludw. Aug. Pätz, aus Ilfeld, zuerkannt worden. 2) Die Juristische Aufgabe: Quaenam sint legum poenalium propria interpretandi principia, et speciatim an extensiua interpretatio in iis locum habeat? Es sind sechs Abhandlungen übergeben worden. Die Facultät hat den Preis Hrn. Aug. Chr. Jordan, aus Göttingen, zuerkannt. 3) Die Medicinische Aufgabe: Quaenam sint vera, certa, euicta et obseruationibus declarata chemica corporum animalium ac vegetabilium elementa? Es ist nur eine Schrift übergeben worden, welche die Facultät preiswürdig fand. Der Verf. ist Hr. Joh. Ludw. Jordan, aus Göttingen. 4) Die Philosophischen Aufgaben: a) die ordentliche: Cum Graecorum et Romanorum notiones ethicae fuerint valde imperfectae, exstiterint tamen ciuitates, tempora et homines, quos praeclaras virtutes exseruisse negari haud possit; quaeritur: Quaenam in religionibus, hoc est, notionibus religiosis et institutis sacris, horum populorum, Graecorum et Romanorum, fuerint momenta moralia, quibus homines ad virtutes exserendas adduci potuerint? Es sind zwey Schriften überreicht worden. Der Verfasser der einen war Hr. Joh. Aug. Briegleb, aus Coburg, welcher den Preis erhalten hat; dem Verfasser der andern, Hrn. Karl Heinr. Parry, aus England, ist das Accessit zuerkannt worden. b) die außerordentliche: Quae sint Germaniae, antiquae et mediae, prouinciae, in quas Slauicae originis populi vel sponte immigrarunt, vel a Germanis victoribus fuerunt translati? Dieselbe Preisfrage war schon im vorigen Jahre aufgegeben worden. Es sind zwey Aufsätze übergeben worden. Obgleich die Facultät den Preis nicht zuerkannt hat, hat sie sich doch bewogen gefunden, den Verfasser eines dieser Aufsätze, der seinen Namen angegeben hat, rühmlich zu erwähnen: Hrn. Ge. Ludw. Winter, aus Baden-Durlach. 5) Die Homiletische Aufgabe: Von der unverletzlichen Gewalt der Obrigkeit. Es sind vier Predigten überreicht, und drey davon öffentlich gehalten worden. Den Preis erhielt Hr. Joh. Gottl. Krönig, aus Westphalen. Die Beurtheilung aller wird in einem besondern Programma des Hrn. D. Ammon's noch nachfolgen.

II. Neue Preisaufgaben für das nächstfolgende Jahr, bis zum 4. Jun. 1800, doch so, daß die Aufsätze vor Ausgang des Monats März an die Facultäten übergeben werden müssen: 1) Der Theologischen Facultät: Inquiratur in doctrinae de reditu Messiae ad iudicium gentium, originem, incrementum et nexum cum religione christiana. 2) Der Juristischen Facultät: Quaenam sint principia iuris ciuilis, publici et gentium circa comprehensionem, punitionem vel remissionem peregrinorum, qui in alieno territorio deliquerunt, praesertim ad requisitionem exterae gentis? 3) Der Medicinischen Facultät: Historia, indoles et curatio febris flauae Americanae succincte exponenda. 4) Die Philosophischen, und zwar: a) die ordentliche Aufgabe: Recensere vsus circuli et aliarum curuarum, in artibus mechanicis et architectura, quos animaduerterunt Graeci Geometrae et illis posteriores ante Cartesium. b) die außerordentliche: Declaranda est prudentia Senatus Romani in mittendis legatis ad exercitus, ad leges pacis dicendas et ad res prouinciarum regnorumque inspiciendas aut constituendas. 5) Die Homiletische: Wie wenig uns der Ursprung und die Verbreitung des Bösen auf Erden an der Weisheit und Heiligkeit Gottes irre machen dürfe.

Todesfälle und Beförderungen. Die Universität hat zwey ihrer vorzüglichsten Lehrer durch den Tod verloren. Hr. Ge. Christoph Lichtenberg, Hofr. und Prof. der Philosophie, starb am 25. Febr. d. J. an einer Lungenentzündung. Die Krankheit hatte ihn wenige Tage vorher, während seiner Vorlesungen über die Naturlehre, überfallen. Hr. Joh. Christoph Gatterer, Hofr. und Professor der Geschichte, ward, nach einer vieljährigen, schmerzhaften Krankheit, in der Nacht vom 4. zum 5. April, der Universität durch den Tod entrissen. Der Tod unterbrach ihn in dem gewöhnlichen Ferien-Collegio über die Diplomatik, das er bis auf wenige Tage vor seinem Ende fortgelesen hatte.

An des sel. Lichtenbergs Stelle ist Hr. Hofr. Joh. Tob. Mayer als Lehrer der Mathematik, Physik und Astronomie berufen worden.

Anzahl

Anzahl der Studirenden zu Göttingen, im Jahr 1799. — Ostern.

Michaelis 1798 war die ganze Anzahl der Studirenden zu Göttingen	681
Ostern 1799 bis zum 30. Apr. war die Anzahl	
der Abgegangenen	161
der Alten, welche da blieben . . .	520
der Neuangekommenen bis zum 30. April	173
Folglich ist die Totalsumme bis 30. Apr.	693

Das Verhältniß des vorigen Wintersemesters von Mich. 1798 an, zu dem gegenwärtigen Sommersemester Ost. bis Mich. 1799, ist, nach den verschiedenen Studien der Studirenden, folgendes:

	Michaelis 1798.	Ostern 1799.
Theologen,	114.	127
Juristen,	338.	340
Mediciner,	113.	108
Philosophen, Mathematiker, Philologen, Oekonomen, Freye Künste,	116.	123
	681.	693

Da nun mit dem Anfange dieses Sommersemesters 1799

Abgegangen . .	161
Angekommen . .	173

so hat sich die Anzahl der Studirenden bis zum 30. Apr. gegen die im abgewichenen Wintersemester vermehrt um 12.

* * *

Gelehrte Gesellschaften.

Die Churfürstlich Sächsische ökonomische Societät zu Leipzig hielt ihre gewöhnliche halbjährige Versammlung am 9ten Octbr. 1798. auf der Pleisenburg. Des Herrn Conferenzministers Grafen von Einsiedel Excellenz, als Director der Gesellschaft, eröffnete diese Sitzung, und hierauf wurden von dem beständigen Secretair, Hrn. Commissionsrath Riem,

 alle,

Lichtfunken hin und wieder zerstreut sind, leben durch gegenseitige Mittheilung fort; die ehemal. bessern Lehrbücher, die man, ohne gar zu große Blößen zu geben, nicht geradezu ausrotten konnte, sind noch da und dort vorhanden, und werden von manchen um so mehr gesucht, je weniger das elende Zeug, was man jetzt wieder einführte, ihnen — zumal im Contraste mit dem Neuern, Bessern — genießbar ist, z. B. eine sogen. Philosophie oder Moral, die vor 30, 40 J. herauskam (von Horwat, Antoine). Auch giebt es noch andere gute Bücher, Ueberreste aus jener glücklichern Zeit; und mancher wißbegierige Jüngling wagt es wohl gar, nach der Kenntniß von Büchern, die er auf diesem Wege — selbst durch Citationen — erhält, sich neue zu verschreiben. Zwar wurden in diesem Jahre einmal sehr strenge Nachsuchungen der Bücher wegen, bey mehrern (in der Stadt sowohl als im Alumnate) durch schnellen und gewaltsamen Einbruch angestellt; allein man fand nichts oder wenig von dem, was man — so eifrig suchte. Die Kinder des Lichtes waren auch weise! Gleichwohl entgiengen sie nicht ganz dem „Verdachte der Aufklärung"; und ein Verdacht dieser Art ist hier wohl bedeutend; welch' eine Zerrüttung könnte ein heller Kopf in der Pflanzschule des Obscurantismus anrichten, da, wie man weiß, das Licht natürlicher Weise, zumal bey jungen und offnen oder nicht ganz verstimmten Köpfen, ein solches Uebergewicht über die Finsterniß hat? Gewiß, es ist keine kleine Kunst, den Obscurationsplan consequent zu verfolgen, *) oder, um in der Sprache gewisser Herren zu reden, „die Diöcese zu reinigen," nämlich von allem Lichte zu reinigen: ein Ausdruck, der nur im Reiche der Finsterniß gültig ist. —

Dazu kommt noch ein merkwürdiger Umstand. Als in diesem Jahre der Hr. Dr. Sailer durch Dillingen reisete, und dann sich bey dem Grafen Fugger zu Glött einige Tage aufhielt, zogen die Studenten von Dillingen, den Tag

*) Unstreitig, er steht ja einem andern Plane gerade entgegen — dem Plane des Schöpfers, der uns vermöge der Anlagen und Kräfte, die Er unserm Wesen einpflanzte, zum Bessern — Vollkommnern so sichtbar bestimmt hat, und eben durch jene uns zu diesem so mächtig auffordert. Kein Wunder, wenn der Obscurantismus das Gesetzwidrige und — Gottlose seiner Maaßregeln in jedem Zuge verräth!
A. des Eins.



Zug nach seiner Durchreise, mit Musik-Instrumenten hinaus nach Glött (2 St. von der Stadt) — es war ein schöner, ansehnlicher Zug, als sie dem Schlosse sich näherten; denn es waren alle Studenten aus der Stadt, von allen 4 Fakultäten der Universität, und sie giengen in der Ordnung, 3 Mann hoch — Bevor sie völlig herankamen, schickten sie Deputirte, von jeder Fakultät 2, an Hrn. S., die ihm anzeigten: „sie wären da, ihm ihre Freude über seine Gegenwart zu bezeugen, ihm zu Ehren hier öffenlich Musik zu machen" u. s. w.; und wie sehr nun auch der bescheidene Mann sich weigerte, wie kräftig er ihnen vorstellte, daß so etwas ihnen, ja ihm selbst schaden könnte! umsonst, die Freude und der Eifer der jungen Leute war dringend; und da der Herr Graf — einer der Edeln seines Standes — sie kräftig unterstützte, und ihnen geradezu seinen Schloßhof anbot: so mußte der würdige Mann stillschweigend zugeben, was er unter solchen Umständen nicht hindern konnte. — Es war sichtbar, wie sehr den H. Grafen es freuete, daß hier in seiner Herrschaft und in seinem Hause, dem gekränkten Verdienste eine so auffallende Ehre wiederfuhr! — Nun zogen sie ein, in eben der schönen Ordnung, in der sie herangekommen waren: die Musik begann, und der größte Theil der Studenten, alle, die nicht selbst mitmachten, stellten sich im Halbcirkel hinter dieselbe, indeß Hr. S. neben dem Grafen u. a. von oben aus den Fenstern zuhörte. Nachdem die Musik — wozu die Musensöhne das Beste, was in Dillingen war, ausgesucht hatten, und die sich wirklich recht gut ausnahm — wohl eine Stunde gedauert hatte, ließ der Hr. Graf alle, wie sie da waren, in seinen schönen, großen Garten vor dem Schlosse einladen, und mit Erfrischungen, mit Brod und Braunbier aus dem Schloßkeller bedienen. Er selbst gieng dann, neben H. Sailer, mit seiner zahlreichen Familie und einigen Gästen unter sie, und sprach, auf eine sehr humane Weise, mit mehrern; Hr. S. gieng unter ihnen umher, und sprach, wiewohl äußerst behutsam, bald da bald dort mit einem; aber es war rührend zu sehen, wie sich, sobald er wieder stand und einen anredete, ein Kreis um ihn schloß, und mit welcher Achtung, mit welcher Aufmerksamkeit und, zum Theile, mit welchem Ausdrucke der Verehrung, der Liebe und des Vertrauens die jungen Leute an dem Munde und den Blicken des verdienstvollen Prof. hiengen! — Jetzt, als schon der Abend sich näherte, zog der Haufe nach Dillingen

gen zurück, laut und fröhlich; und da es ein heißer Tag war: so kehrten sie noch alle zu Dillingen in einem Wirthshause ein: sie waren munter, lustig; aber es geschah nicht die mindeste Unordnung, und um 11 Uhr war nicht einer mehr im Wirthshause; ein Umstand, der allgemein auffiel: „so viele junge Leute, so lustig und dabey so ordentlich! wahrhaftig, es ist, als ob der gute Geist des H. Prof. Sailers sie dießmal alle, selbst die rohern und leichtsinnigen, beseelt habe.“ Desto besser! denn es fehlt nicht an Spionen, welche einer und der andre aus dem Hause der Professoren (der Obscuranten) ingeheim abgeschickt hatte. — Uebrigens hatte von allen diesen Jünglingen keiner mehr den Hrn. Prof. S. gehört; denn er verlor seine Professur schon im J. 1794: was sie also zu diesem „Ehrenzug“ veranlaßte, war bloß der Nachklang seines Ruhms, das noch lebhafte, dankbare Andenken an seine Verdienste um die Universität, und der fortwirkende Saame des Guten, den er ausgestreut hatte.

Man kann sich nun vorstellen, welchen Eindruck dieser Vorfall auf die Obscurantenparthey, auf alle Finsterlinge und besonders auf die Häupter derselben, (in Augsb. u. Dill.) machen mußte. Freylich gebot die Politik, von der ganzen Sache öffentlich gar keine Notiz zu nehmen: nur bey einem und dem andern siegte die natürliche Schwachheit über die jesuitische Politik, und die Eigenliebe, die gereizte Empfindlichkeit eines Schneller, Müller — brach wohl unter 4 oder 6 Augen in ein bitteres Wort aus. Allein jetzt, bey dem Examen in Augsb., als die Dillinger so schimpflich zurückgewiesen wurden, hieß es im Publico laut: „das war auch für den Zug nach Glött!“

Natürlich schärfte dieser Vorfall auch die Aufmerksamkeit gegen den H. Dr. Sailer. Als ohnlängst der Prediger an der Michaelskirche in München (H. Winkelhofer, ein Freund von S.) wegen Augenschwäche um die Erlaubniß ansuchte, zuweilen einen andern für sich predigen zu lassen, und zugleich, unter andern, auch S. vorschlug, wurde seine Bitte ohne weiteres gewährt. Allein, 6 Tage nachher kam noch ein Rescript: „S. soll von den Vorgeschlagenen ausgenommen seyn!“ So viel liegt der Jesuitenparthey daran, diesem Manne allen Einfluß abzuschneiden; solche Winkelzüge erlaubt sich dieselbe, und so mächtig ist sie noch!! Quousque tandem? —

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 36. 1799.

Chronik deutscher Universitäten.

(S. Intell. Bl. 1799. No. 34.)

Philosophische Ankündigungsschriften: 1) Versuch einer Anleitung zur Kunde einiger Haupttöchter und Mundarten der Germanischen oder deutschen Haupt- oder Muttersprache ausserhalb Deutschland, und der dahin gehörigen Sprachliteratur. Eine skizzirte Grundlage zum Gebrauch beym Unterricht in Vorlesungen, von *Frid. Gottlieb Canzler*, der Philosophie Doctor. Nebst einer Ankündigung seiner Vorlesungen für das Sommerhalbejahr 1799. Goett. mit Barmeierschen Schr. 8. 1½ B. Der Verf. gedenkt in halbjährigen Vorlesungen die Sprachkunde der Holländischen, Englischen, Schwedischen und Dänischen Sprache, verbunden, in so weit zu lehren, daß man die Einrichtungen derselben kennen lernen, und Schriften in denselben für sich lesen könne, wozu die angezeigte Schrift den Plan enthält. Die Sprachen sind in der eben angezeigten Ordnung so gestellt, wie eine die Erlernung der andern erleichtern kann. Bey jeder einzelnen a) geht eine Darstellung ihres Verhältnisses zu der deutschen Sprache, als Mutter, voraus; dann folgen b) Bemerkungen über die Haupteigenschaften dieser Sprache; c) Anzeigen der literarischen Quellen und Hülfsmittel, mit kritischen und erläuternden Anmerkungen; endlich d) das Grammatische derselben, nach seinem ganzen Umfange, nicht auf trockene Regeln eingeschränkt,

sondern durch das Lesen ausgesuchter Bruchstücke aller Art und durch Sprachanalogie belebt. 2) Ueber die Bestimmung des Alters der Urkunden und Handschriften auf den Blick, und über die Mittheilung dieses Blickes. Von D. Carl Traug. Gottlob Schönemann. Göttingen, bey Rosenbusch. 8. 2 Bog. Bey noch so mannichfaltigen Abänderungen der Schriftarten giebt es drey Schriftperioden oder Zeiträume, innerhalb welcher eine gewisse Gattung des Römischen Charakters so allgemein war, daß sie an und für sich schon und ohne weiteres Kriterium der Urkunde ein bestimmtes Zeitalter anweisen kann, worüber der Diplomatiker allenfalls bloß seinem Blicke trauen darf. - Diese großen Schriftperioden sind: a) das Zeitalter der eigentlichen oder Römischen Cursivschrift, deren völliges Aussterben der Verf. an das Ende des IXten Jahrh. setzt. Sie sey das Genus oder der Hauptstamm; aber die sogenannte Langobardische, Westgothische, Fränkische oder Merovingische und Angelsächsische Schrift gehören wie Schwestern zu einer Familie, und unterschieden sich bloß durch provincielle Eigenheiten. Es sey vergebliche Mühe, das Unterscheidende nicht vielmehr bloß in der Haltung und Verbindung der Schrift, als in einzelnen Buchstaben zu suchen. b) Die Minuskul oder kleine runde Römische Schrift, Romana minuta, Jahrh. X. bis Ende XII. Sie sey durch Carls des Gr. Bemühung für eine bessere und richtigere Schreibart entstanden; daher sie auch die Carolingische genannt werde; welcher Name aber nur für die Entstehungsperiode passe. Ihre charakteristischen Verschiedenheiten werden nach kleinern Zeiträumen angegeben, um mit Sicherheit oder großer Wahrscheinlichkeit das Jahrhundert zu errathen. In den Diplomen werde mehr Mannichfaltigkeit der Züge bemerket, als in den Handschriften. c) Die Epoche der scharfeckichten Minuskel oder der sogenannten Mönchsschrift, Jahrg. XIII. bis XVI. Der Uebergang zur neuen Schrift sey schon im 12ten Jahrh. vorbereitet worden; aber mit dem Anfange des 12ten Jahrh. zeige sie sich so allgemein, als ob es nie eine andere gegeben habe. Ihre Spielarten werden charakterisirt, aus welchen zuletzt unsere heutige im Schreiben gewöhnliche Cursiv entstand. Der Verf. wendet diese Bemerkungen an, um Regeln abzuleiten, wie man auf den Blick oder aus der bloßen Ansicht das Zeitalter einer Handschrift bestimmen könne. — Angehängt sind, als erläuternde Beyspiele, erstlich die diplomatische Beschreibung einer

Hand-

Handschrift, nämlich Berengarii von Tours auf der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, die durch Lessing berühmt geworden ist; zweytens die Beschreibung eines Diploms, aus Schoepflini Alsatia diplomatica Tab. XVIII. zu Tom. I. p. 129. 3) Beschreibung der Luftpumpe des Hrn. James Little, als Einladung zu seinen Sommervorlesungen über Experimentalphysik, Astronomie, Geographie und Meteorologie, mit Anwendung der Königl. Instrumenten-Sammlungen, von D. *Jo. Christ. Dan. Wildt*, Assessor der Kön. Soc. d. Wissensch. u. Prof. d. Philos. Gotting. 1 Bogen.

Königl. Societät der Wissenschaften. Noch zum nächstvorhergehenden Jahre gehört: 1 20 Dec. die Vorlesung vom Hrn. Prof. Tychsen, de nummis Indicis, maxime in bibliotheca regia Gottingensi adservatis. Auch des Hrn. Prof. Wildt's Erklärung des von Hrn. Sömmering in der Retina entdeckten Loths, nebst einer Kritik der Sömmeringschen Erklärung. G. A. 1799. Num 29. und 44. — Von dem gegenwärtigen Jahre: 2. März hielt Hr. HR. Heyne eine Vorlesung: Historiae scribendae inter Graecos primordia. G. A 1799. Num. 46. — 20. Apr. Elogium *Ge. Chph. Lichtenberg* in consessu Soc. reg. Scientiar. recitavit *Abr. Gotth. Kaestner*; und Elogium *Io. Chph. Gatterer*, Collegae et Sodalis desideratissimi, recitatum in consessu Societatis a *Chr. Gottlob Heyne*. Jedes besonders gedruckt 1 Bog. — 25. May las Hr. HR. Meiners eine Abhandlung vor: de circumcisionis origine et caussis. G. A. 1799. Num. 92.

Akademische Prämienvertheilung für die Studirenden. An des Königs Geburtstage 4. Jun. sind die Censuren über die eingelaufenen Preisschriften abgelesen, und neue Aufgaben für das folgende Jahr bekannt gemacht worden. Die Rede des Hrn. HR. Heyne ist unter folgendem Titul abgedruckt erschienen: Academiae G. A. Prorector — civium suorum, qui in certamine literario, in a. d. IV. Iun. 1799, Regis nostri indulgentissimi sollenne natalitium, indicto, — praemia reportarunt, nomina, simulque commentationum, quae ad certamen in a. d. 4. Iun. 1780 admitti voluent argumenta, ab Academiae Ordinibus proposita, promulgat. Gott. typis I. C. Dieterich. fol. 2½ Bogen.

In dem Eingange wird dem Vorurtheile begegnet, als beruhe das Schicksal der Staaten allein auf den Einsichten der Gelehrten, und als wenn Thronen durch sie stünden und fielen; sie selbst den Fürsten nichts, und die Fürsten ihnen alles zu danken hätten. Qua quidem asseveratione nihil esse poterat, aut magis inconsideratum aut vanum. Quam circumscripta enim sit ad regnorum fortunam, administrationem et rerum gerendarum consilia et rationes, literatorum prudentia et auctoritas: ipsa experientia edocti bene tenemus; quam multa enim in his ipsis recentissimis temporibus a viris literatis tam imprudenter, tam alieno tempore, tam parum consulto ac deliberato facta sunt, ut eos non tam desipuisse, quam insanisse dixeris! — Tum vero multae magnaeque res sunt, cum quibus reip. literariae salus ac prosperitas est coniuncta; pendet enim illa omnino a reipublicae universae incolumitate, neque, hac turbata, ipsa inconcussa manere potest: inter arma literarum praemia, fomenta ac nutrimenta esse sublata, tot nostris temporis luctuosis exemplis edocti sumus; verum et in ipsa pace, aliis reip. partibus bene constitutis, multa adhuc requiruntur, quibus efficiatur, vt literae conualescere, vigere ac florere possint: multarum rerum copiis, opum ac facultatum publicarum parte haud exigua, studiis ac curis innumeris, sapientia et prouidentia virorum summorum singulari opus est; tum vero nulla est reip. seu constitutae seu administratae pars, a qua literarum fortuna non mutuetur aliqua commoda aut accipiat damna; quae enim et quanta in literas bona aut mala proficisci solent ex religionibus, ex opinionibus publicis, ex artium, quaestuum, commerciorum indole ac statu! Die nähere Anwendung wird auf die Georg-Augustus-Universität gemacht, um dankbare Gesinnung gegen den König und die Regierung zu erwecken und zu unterhalten. Quae enim est academia, in qua, his ipsis temporibus, in his fortunae incertis, inter tot calamitates, casus, metus, suspiciones, facultatibus per ipsas temporum necessitates exhaustis, tot decora et ornamenta accesserint, tot vtilitates prouisae sint? Omnis generis apparatus literarios videmus non modo seruatos, verum et auctos nouisque accessionibus locupletatos, iisque seruandis loca idonea prouisa. Darauf folgt:

1. Die Censur der überreichten Preisschriften nach der Ordnung der Facultäten: 1) Die Theologische Aufgabe:



be: Succincte et ex certis rerum gestarum monumentis monstretur, religionis christianae quae vis fuerit in vitam, mores et animos hominum per tria priora saecula. Die Facultät hat drey Aufsätze erhalten. Der Preis ist Hrn. Ludw. Aug. Pätz, aus Ilfeld, zuerkannt worden. 2) Die Juristische Aufgabe: Quaenam sint legum poenalium propria interpretandi principia, et speciatim an extensiua interpretatio in iis locum habeat? Es sind sechs Abhandlungen übergeben worden. Die Facultät hat den Preis Hrn. Aug. Chr. Jordan, aus Göttingen, zuerkannt. 3) Die Medicinische Aufgabe: Quaenam sint vera, certa, euicta et obseruationibus declarata chemica corporum animalium ac vegetabilium elementa? Es ist nur eine Schrift übergeben worden, welche die Facultät preiswürdig fand. Der Verf. ist Hr. Joh. Ludw. Jordan, aus Göttingen. 4) Die Philosophischen Aufgaben: a) die ordentliche: Cum Graecorum et Romanorum notiones ethicae fuerint valde imperfectae, extiterint tamen ciuitates, tempora et homines, quos praeclaras virtutes exseruisse negari haud possit; quaeritur: Quaenam in religionibus, hoc est, notionibus religiosis et institutis sacris, horum populorum, Graecorum et Romanorum, fuerint momenta moralia, quibus homines ad virtutes exserendas adduci potuerint? Es sind zwey Schriften überreicht worden. Der Verfasser der einen war Hr. Joh. Aug. Briegleb, aus Coburg, welcher den Preis erhalten hat; dem Verfasser der andern, Hrn. Karl Heinr. Parry, aus England, ist das Accessit zuerkannt worden. b) die außerordentliche: Quae sint Germaniae, antiquae et mediae, prouinciae, in quas Slauicae originis populi vel sponte immigrarunt, vel a Germanis victoribus fuerunt translati? Dieselbe Preisfrage war schon im vorigen Jahre aufgegeben worden. Es sind zwey Aufsätze übergeben worden. Obgleich die Facultät den Preis nicht zuerkannt hat, hat sie sich doch bewogen gefunden, den Verfasser eines dieser Aufsätze, der seinen Namen angegeben hat, rühmlich zu erwähnen: Hrn. Ge. Ludw. Winter, aus Baden-Durlach. 5) Die Homiletische Aufgabe: Von der unverletzlichen Gewalt der Obrigkeit. Es sind vier Predigten überreicht, und drey davon öffentlich gehalten worden. Den Preis erhielt Hr. Joh. Gottl. Krönig, aus Westphalen. Die Beurtheilung aller wird in einem besondern Programma des Hrn. D. Ammon's noch nachfolgen.

II. Neue Preisaufgaben für das nächstfolgende Jahr, bis zum 4. Jun. 1800, doch so, daß die Aufsätze vor Ausgang des Monats März an die Facultäten übergeben werden müssen: 1) Der Theologischen Facultät: Inquiratur in doctrinae de reditu Messiae ad iudicium gentium, originem, incrementum et nexum cum religione christiana. 2) Der Juristischen Facultät: Quaenam sint principia iuris ciuilis, publici et gentium circa comprehensionem, punitionem vel remissionem peregrinorum, qui in alieno territorio deliquerunt, praesertim ad requisitionem exterae gentis? 3) Der Medicinischen Facultät: Historia, indoles et curatio febris flauae Americanae succincte exponenda. 4) Die Philosophischen, und zwar: a) die ordentliche Aufgabe: Recensere vsus circuli et aliarum curuarum, in artibus mechanicis et architectura, quos animadverterunt Graeci Geometrae et illis posteriores ante Cartesium. b) die außerordentliche: Declaranda est prudentia Senatus Romani in mittendis legatis ad exercitus, ad leges pacis dicendas et ad res prouinciarum regnorumque inspiciendas aut constituendas. 5) Die Homiletische: Wie wenig uns der Ursprung und die Verbreitung des Bösen auf Erden an der Weisheit und Heiligkeit Gottes irre machen dürfe.

Todesfälle und Beförderungen. Die Universität hat zwey ihrer vorzüglichsten Lehrer durch den Tod verloren. Hr. Ge. Christoph Lichtenberg, Hofr. und Prof. der Philosophie, starb am 25. Febr. d. J. an einer Lungenentzündung. Die Krankheit hatte ihn wenige Tage vorher, während seiner Vorlesungen über die Naturlehre, überfallen. Hr. Joh. Christoph Gatterer, Hofr. und Professor der Geschichte, ward, nach einer vieljährigen, schmerzhaften Krankheit, in der Nacht vom 4. zum 5. April, der Universität durch den Tod entrissen. Der Tod unterbrach ihn in dem gewöhnlichen Ferien-Collegio über die Diplomatik, das er bis auf wenige Tage vor seinem Ende fortgelesen hatte.

An des sel. Lichtenbergs Stelle ist Hr. Hofr. Joh. Tob. Mayer als Lehrer der Mathematik, Physik und Astronomie berufen worden.

Anzahl

Anzahl der Studirenden zu Göttingen, im Jahr 1799. — Ostern.

Michaelis 1798 war die ganze Anzahl der Studirenden zu Göttingen	681
Ostern 1799 bis zum 30. Apr. war die Anzahl	
der Abgegangenen	161
der Alten, welche da blieben . . .	520
der Neuangekommenen bis zum 30. April	173
Folglich ist die Totalsumme bis 30. Apr.	693

Das Verhältniß des vorigen Wintersemesters von Mich. 1798 an, zu dem gegenwärtigen Sommersemester Ost. bis Mich. 1799, ist, nach den verschiedenen Studien der Studirenden, folgendes:

	Michaelis 1798.	Ostern 1799.
Theologen,	114.	127
Juristen,	338.	340
Mediciner,	113.	108
Philosophen, Mathematiker, Philologen, Oekonomen, Freye Künste,	116.	123
	681.	693

Da nun mit dem Anfange dieses Sommersemesters 1799

Abgegangen . .	161
Angekommen . .	173

so hat sich die Anzahl der Studirenden bis zum 30. Apr. gegen die im abgewichenen Wintersemester vermehrt um 12.

* * *

Gelehrte Gesellschaften.

Die Churfürstlich Sächsische ökonomische Societät zu Leipzig hielt ihre gewöhnliche halbjährige Versammlung am 9ten Octbr. 1798. auf der Pleisenburg. Des Herrn Conferenzministers Grafen von Einsiedel Excellenz, als Director der Gesellschaft, eröffnete diese Sitzung, und hierauf wurden von dem beständigen Secretair, Hrn. Commissionsrath Riem,

 alle,

alle, seit einem halben Jahre von der Hauptdeputation zum Abdruck bestimmten Verhandlungen vorgetragen. Zuerst erfolgte die Wahl neuer Mitglieder:

I. Zu ordentlichen:

1) Hr. Ernst Heinrich Graf von Hagen, auf Pottschappel, Churfürstl. Sächs. Geheimer Rath und Appellationsrath 2) Hr. Carl Anton Friedrich Graf von Hohenthal, Churfürstl. Sächs. Hof- und Justizienrath. 3) Hr. von Gersdorf, auf Wurschen, Churf. Sächs. Obristlieutnant. 4) Hr. Christian Wilhelm von Theler, auf Jehna, Churfürstl. Sächs. Appellationsrath. 5) Don Louis Chevalier D'Onis, Königl. Spanischer Chargé d'Affaires am Churfürstl. Sächs. Hofe. 6) Hr. Johann Gottlieb Günther, auf Hainichen, Churfürstl. Sächs. Finanzcommissair. 7) Hr. Carl August Heßler, Oekonom in Westpreußen.

II. Zu inländischen Ehrenmitgliedern:

1) Hr. Johann Georg Otto, Gräfl. Einsiedl. Secretair. 2) Hr. Gottfried Carl Ludwig Schmieder, Gräfl. Reußisch. Amtsinspector. 3) Hr. Carl Friedrich Buschendorf, privatisirender Gelehrter in Leipzig. 4) Hr. Johann Gottfried Lucas, Schullehrer in Nischwitz.

III. Zu ausländischen Ehrenmitgliedern:

1) Hr. Graf von Magnis, Erbherr der Herrschaften Prbrau und Eckersdorf, im Margrafthum Mähren und der Grafschaft Glatz. 2) Hr. Carl Otto von Löwenstern, auf Wollmarshof in Liefland, Ruß. Kaiserl. Rath und Oberconsistorialassessor. 3) Hr. Joh. Anton Arnold Möller, Kön. Preußl. Commissionsrath, Mitdirektor der ökonomischen Gesellschaft in der Grafschaft Mark, und Bürgermeister in Hamm. 4) Hr. Joh. Jacob Bellermann, Professor und beständiger Secretair der Churfürstl. Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt. 5) Herr Christian Ratzeburg. Professor der Kräuterkunde, der Medicinischen Materie, und der Apothekerkunst an der Kön. Preuß. Thierarzeneyschule in Berlin. 6) Hr. Valerian Aloysius Brera, Professor der praktischen Medicin zu Pavia.

via. 7) Hr. Franz Christian Lorenz Karsten, beständiger Secretair der Herzoglichen Mecklenb. Landwirthschaftsgesellschaft und Professor der Oekonomie zu Rostock. 8) Hr. Prosper Dallinger, Professor zu Ingolstadt. 9) Hr. Johann Valentin Sikler, Pastor in Klein-Fahnern. 10) Hr. Christoph Amadäus Löffler auf Kentelstein, Churf. Mainzischer Amtsrichter zu Bischofstein und Greifenstein, auch Advokat der Ober- und Niedergerichte des Eichfelds.

Von den eingegangenen Abhandlungen wurden sodann Auszüge und Nachrichten zur Mittheilung bestimmt, wovon hier Nachstehendes bekannt gemacht wird: In der Leipziger Provinzialversammlung hat Hr. Prof. D. Rößig, 1) in einem Aufsatze den Anbau der gemeinen Esche (Fraxinus excelsior Linn.) empfohlen, da sie zu vielen Arbeiten ein sehr brauchbares Nutzholz sey, härteres Holz als Erlen wäre, und im trockenen Boden doch schnell wachse; 2) Nachricht von dem nordamerikanischen Indig gegeben, zu dessen Erzeugung man sich um eine unserm Clima angemessene Pflanze zu bemühen habe. Eine solche liefere Nordamerika unter dem Namen: Indigofera Caroliniensis septentrionalis, aus welcher bereits der Pater Arasti zu Mayland einen vortrefflichen Indig erhalten. Bey dieser Gelegenheit brachte Hr. M. Hofmann in Erinnerung, daß Hr. Steuereinnehmer Vogel in Brehna bereits vor mehrern Jahren einen schönen Indig aus der Waidpflanze geliefert habe, der von mehreren gründlichen Färbern in Dresden untersucht, und sehr kaufwürdig befunden, ja selbst zum Kauf verlangt, so wie hiernächst im Leipz. Intell. Bl. S. 374. 1798. aufs neue erwähnt, und der dieses Jahr verfertigte von vorzüglicher Güte käuflich angeboten worden sey. Die Fortsetzung dieser Versuche ist sehr zu empfehlen. Hr. D. Schmiedlein übergab: Prüfung einiger Vorschläge, zur Ausrottung der kleinen Fichtenraupe. Die Prüfung ist sehr unterrichtend, da der Hr. Verfasser die vollständigste naturgeschichtliche Kenntniß besitzt. Hr. Professer Leonhardi hat ebenfalls eine ausführliche Abhandlung übergeben: Auf Erfahrung gegründeter Vorschlag, die Waldraupe, Nonne genannt, zu vertilgen, und ihrer zu starken Vermehrung für die Zukunft vorzubeugen, welche für die jetzigen Zeitumstände sehr wichtige Bemerkungen enthält. Hr. Kaufmann Klett der jüngere in Leipzig, hat die bereits im Jahr 1796 gemachten Versuche die Teichkolben-

wolle, (Typha latifolia Linn.) zu Handschuhen zu benutzen, fortgesetzt, und sie mit gutem Erfolg auch auf Strümpfe, u. d. gl. ausgedehnt, die Verfahrungsart auch der Societät mitgetheilet, und zugleich Proben von dergl. Fabrikaten übergeben, die beym Secretariat der Societät zum Vorzeigen aufbewahrt werden. Von Hrn. Finanzkommissair Günther auf Häynchen bey Borna, wurde die Beschreibung einer von ihm erfundenen neuen Art Nachrechen, nebst Modell, eingericht. Durch das Intell. Comtoir wurde die im Intell. Blatte Nr. 33 v. J. erwähnte Probe von Seilen aus Pferdehaaren einaesendet. Hr. Buschendorf überreichte einen Aufsatz über eine neue Vorrichtung, bey Pfahleinrammungen, welcher in den Anzeigen mit abgedruckt ist. Er enthält sehr wichtige Bemerkungen und Vorschläge, die Arbeit des Pfahleinrammens zu erleichtern. Hr. Bergrath Heun hat eine Beschreibung des bey Artern liegenden Erdkohlenlagers eingesendet, die ebenfalls in den Anzeigen abgedruckt ist.

Von der Wittenberg. Provinzialversammlung sind nachstehende Bemerkungen eingegangen: Um Schwämme auf Fußböden zu vertreiben, fand Herr Pastor Germershaußen zu Schlalach die Ausstreuung trockenen Sandes, und hierüber das Hin- und Herfahren mit einem glühenden Eisen sehr zuträglich, und Hr. Prof. Ebert zeigte an, daß er die Schwämme an Balken mit heißem Sande vertriebe. Vom Hr. Past. Germershausen erfolgten noch neue Beobachtungen über den Wachsthum der Acacien- und Platanusbäume. Ebenderselbe hat auch bemerkt, daß die Pappelbäume zu Bauholz anzuwenden seyen. Hr. Locator Riemschneider hatte die weitern Erfahrungen mitgetheilt, welchen Nutzen der Hordenschlag auf schlechten Sandäckern leistet. Hr. Collegienrath Oräus in Petersburg sande seine Art Düngerbereitung auf seinen Güthern ein, welche Beschreibung zu mehrerer Allgemeinwerdung den Anzeigen einverleibet ist. Durch Herrn Schullehrer Lucas zu Nischwitz wurde eine verbesserte Art des Kartoffel- und Kraut-Anhäufepflugs eingeschickt, wovon die Beschreibung abgedruckt ist, da dieser Pflug vorzüglich seinen Zweck erfüllt, und in den meisten Fällen die Hacke vertreten kann. Einen Rasenstechpflug hat der Hr. Cammerherr Graf von Malzan auf Lißa bey Breslau, im Modelle eingesendet, wovon nicht nur die Beschreibung, sondern

auch

auch eine Zeichnung in den Anzeigen enthalten ist. Hierauf folgt eine Nachricht von Herrn Pachter Heßler in Westpreußen über dessen Versuche, den Winterrübsenbau mit Kleebau zu vereinigen. Noch wird des Englischen Heckenweizens gedacht, wovon zwey Proben aus London eingegangen sind, mit denen an mehrern Orten Versuche angestellt, und der Erfolg künftig angezeigt werden soll. Endlich geschah noch der Aufgabe zu einer Preisschrift, über die Schädlichkeit des Streuharkens, Erwähnung.

Preisvertheilung der Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie zu Nürnberg.

Die Gesellschafft hat das Vergnügen gehabt, über ihre im vorigen Jahre ausgeschriebene Preisaufgabe:

„Welches sind die wirksamsten Mittel, um den Einwohnern kleinerer Staaten, besonders der Reichsstädte den nachtheiligen Hang zu ausländischen Produkten und Fabrikaten zu benehmen, und ihnen dagegen mehr Geschmack an deutschen, vorzüglich einheimischen einzuflößen, ohne Zwangsgesetze eintreten zu lassen, oder den freyen Handel zu beschränken?“ *) bis zum Ablauf des festgestellt gewesenen Termins neun Abhandlungen einlaufen zu sehen. Obwohl keine darunter der Erwartung der Gesellschaft ganz und vollkommen entsprochen hat: so haben sich doch die sämmtlichen Verfasser viele unverkennbare, und von der Gesellschaft, welche die Schwierigkeiten, womit sie bey der Beantwortung zu kämpfen haben würden, schon im voraussahe, mit Dank erkannte Mühe gegeben, sachdienliche, und, wenn es nur nicht am guten Willen fehlte, gar nicht unausführbare Vorschläge zu machen. Das meiste und beste davon vereinigte in sich die Schrift, die unter dem Motto: Nil desperandum est! der Gesellschaft zugeschickt wurde. In ihr sind voran die Ursachen, welche den Absatz ausländischer Produkte und Fabrikate so sehr begünstigen und befördern, am besten entwickelt, wodurch man bey der weitern Lektüre in die Lage gesetzt wird, den Nutzen und die Wichtigkeit der in der Abhandlung selbst vorgeschlagenen wirklich anwendbaren Mittel dagegen besser einzusehen. Der Verfasser ist dabey sehr detaillirt, und seine Darstellung eben so geschmackvoll, als gründlich und über-

*) Intell. Bl. v. J. 1798. S. 311.

zeu-

zeugend. Die Gesellschaft hat also dieser Schrift, in der am 20 May gehaltenen öffentlichen Sitzung den bestimmten Preis von zwölf Dukaten zuerkannt, und bey der Entsiegelung des Zettels den Namen gefunden: Gottfried Heinrich Scholl. A. M. und Pfarrer zu Haubersbron im Würtembergischen. Nach dieser zeichneten sich vorzüglich die zwey Schriften mit den Devisen: Concordia res parvae crescunt, und Extera vulgus amat, aus. Jene — durch die vorausgeschickte genaue Entwickelung und Zergliederung der aufgegebenen Preisfrage, und dann durch die neben andern praktischen Rathschlägen, (die im Ganzen einen Mann als Verfasser verrathen, der das Eigenthümliche kleiner Staaten mehrmals erwogen haben muß) empfohlene Commerzialverbindung kleiner Staaten unter einander, zum leichtern innern Betrieb ihrer Manufaktur und Fabrikwaaren; diese aber durch andere eigene und gründliche Bemerkungen sowohl als durch mitgetheilte schätzbare Resultate, einer weitläuftigen Lektüre über ähnliche und verwandte Gegenstände. Es erhielten daher diese Schriften, jene das erste, und die letzte das zweyte Accessit. Die Gesellschaft äußerte dabey den Wunsch, daß es den Verfassern gefällig seyn möchte, ihre Abhandlungen (die sie, so wie die 6 andern Concurrenten, zurück verlangen können) drucken zu lassen, sich ihr näher zu erkennen zu geben, und zu gestatten, daß ihre schätzbare Namen durch sie dem Publikum bekannt gemacht werden dürften. Nicht minder wünscht sie, daß der unbekannte Einsender jener Abhandlung, die mit dem Motto: was gesund und vollkommen und groß in der Welt, das danken wir der Natur und — nur der Natur!" bezeichnet und durchaus mit gründlichen und ganz philosophischen Reflexionen über die von ihm ausgehobene — nur der Absicht der Gesellschaft nicht ganz entsprechende allgemeine Frage: wie und wodurch wird ein Volk von der Vorliebe für ausländische Produkte befreyet: angefüllt ist, die treffliche Bearbeitung seines Stoffs, (die nur deßwegen mit dem Preise nicht gekrönt werden konnte, weil sie, wider den Wunsch der Gesellschaft, weniger praktisch war, und bey den in Vorschlag gebrachten Mitteln nicht auf allen Zwang Verzicht thut) den Patrioten nicht vorenthalten, vielmehr sich geneigt finden lassen möchte, sie dem Druck zu übergeben, und dadurch zur Erweckung eines größern Gemeingeistes in dieser wichtigen Angelegenheit unter denen, die seinen gelehrten Vortrag zu fassen vermögen, und als gebildete

Welt-

Weltbürger der ungebildeten Menge mit gutem Beyspiele vorzugehen Beruf haben, wohlthätig mit zu wirken.

* * *

Bücheranzeigen.

Medicinische Polizey für den Soldaten-Stand. Ein Lehr- und Lesebuch für den Soldaten, und jeden Freund dieses Standes. Unter diesem Titel wird Dr. Rothe, pract. Arzt, ein Buch herausgeben, welches die Grundsätze enthalten soll, nach welchen durch zweckmäßige allgemeine Verfügungen und Anstalten für die Gesundheit und Dauer der Soldaten gesorgt, und Gefahren, welche derselben drohen, möglichst abgewendet werden müssen. Wir haben zur Zeit noch kein Buch der Art. Und doch ist es Bedürfniß, und wird laut gewünscht, oft, aber vergeblich gesucht. Gegenwärtiger Zeitpunkt scheint der Herausgabe einer solchen Schrift der günstigste. Um es in recht viele Hände zu bringen, eröfnen wir Vorausbezahlung! Für ein Exemplar 12 Groschen. Wer das Seinige auf Schreibepapier wünscht, 16 Groschen. Bis zur Leipziger Michaelis-Messe, wird Vorausbezahlung angenommen. Da die Pränumeranten dem Werke vorgedruckt werden sollen, bitten wir um Beyfügung der deutlich geschriebenen Namen und Karaktere. Buchhandlungen genießen den gewöhnlichen Rabbat. Wer sonst Pränumeranten sammlet, erhält auf 10 Exemplare das 11 frey. In Leipzig wende man sich an die von Kleefeld'sche Buchhandlung. Briefe und Gelder erwarten wir postfrey. Görlitz in der Oberlausitz. Den 15. Juli.

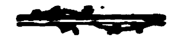
Die Expedition des Reichsanzeigers.

Vom Anzeiger sind 29 Stücke da. Wöchentlich 1 Bg. in 4. Jährl. 1 rthl. Pränumerat. Exempl. liefert in Leipzig die von Kleefeldsche Buchhandlung.

Nachricht.

Dr. J. C. Loders anatomische Tafeln. VI. Lieferung. Angiologie. 1s Heft. 4 rthlr. Sächs. Conv.

In letzter Ostermesse ist eine neue Lieferung von Hr. Hofrath Loders, zu Jena, Anatomischen Tafeln, wir ge-



gewöhnlich mit deutschem und lateinischem Texte, in unserm Verlage erschienen, welche den ersten Abschnitt der Adern- und zwar der Arterien-Lehre in 7 illuminirten Tafeln von Taf. 91 — 97. enthält. Da nun unsere vorletzte Lieferung dieses Werks die erste Abtheilung der Splanchnologie oder Eingeweidelehre von Taf. 52. bis 57. enthielt: so fehlen noch 33 Tafeln oder Taf. 58. bis 90. zwischen diesen beyden Lieferungen. Diese gehören sämmtlich noch zur Splanchnologie, deren 3 letzte Lieferungen sie ausmachen werden, und sind keineswegs ein Defect des Werks; sondern, um die Vollendung des Ganzen nach Möglichkeit zu beschleunigen, mit Vorsatze einstweilen übersprungen worden, weil die 33 Tafeln fast lauter neue Zeichnungen nach splanchnologischen Präparaten und Cadavern, und also eine längere Zeit erfordern. Um also das dringende Verlangen der Liebhaber und Besitzer der ersten Theile, so viel möglich zu befriedigen, traf der Herr Verfasser diese Einrichtung, und gieng gleich zu der Adernlehre über. Diese sowohl als die Nervenlehre werden wir nun ununterbrochen und so schnell als möglich fortliefern; die 3 noch ausgesetzten Lieferungen der Eingeweidelehre aber im Fortgange des Werks mit ergänzen, so wie ein Heft davon fertig wird. Mehrere Tafeln davon liegen schon fertig da. Durch diese Einrichtung kann also kein Defect entstehen, und wir werden von nun an immer bey jeder neuen Lieferung eine vollständige Uebersicht geben, wie weit nun dieß wichtige Werk fortgerückt ist.

Weimar den 24. Juny 1799.

F. S. privil. Industrie-Comptoir
zu Weimar.

Charte des Mittelländischen Meeres, nach den neuesten astronomischen Ortsbestimmungen berichtiget und neu entworfen, auf der Sternwarte Seeberg bey Gotha.

Diese neue, so eben in unserm Verlage erschienene schöne und äusserst richtige Kabinets-Charte, welche 28 Zoll lang und 14. Zoll hoch ist, wird jedem Liebhaber der Geographie sowohl, als jedem Zeitungs-Leser sehr willkommen seyn, um den grossen Schauplatz des Krieges, den das Mittell. Meer

Meer anjetzt zeigt, ganz übersehen zu können. Sie kostet 18 gr. Sächs. oder 1 Fl. 24 Xr. Reichs Courrant.

Weimar, den 24 Juny 1799.

F. S. privil. Industrie Comptoir
zu Weimar.

Frankreich im Jahr 1799, 6tes St. Inhalt: 1) Ueber Beaumarchis, von P. Ph. Gudin, S. 99. 2) Beschuldigungen gegen den General Championet, aus der kleinen Schrift eines Ungenannten, 102. 3) Zwey Aktenstücke aus dem 6 Jahr der französischen Republik, 107. 4) Die ersten Schritte der Opposition. Eine merkwürdige Discussion über die Preßfreyheit. In der Sitzung des Raths der fünfhundert vom 9 Prairial, 114. 5) Verbell im Rathe der Alten. In der Sitzung vom 9ten Prairial, 125. 6) Auszug aus einer merkwürdigen kleinen Schrift von Boulay (da la Mearthe) 135. 7) Das Manifest der Faktionen, aus dem Redakteur, 144. 8) Das Museum der Künste und das Museum der Antiken, 154. 9) Merkwürdigkeiten aus den neuesten Sitzungen verschiedener Gelehrten Gesellschaften, 157. 10) Verſplitterungen (Dilapidations) 161. 11) Ueber die Preßfreyheit, von Mercier, 165. 12) Einige Worte zur Beherzigung an die Verfechter der Preßfreyheit von Röderer, 168. 13) Auszug aus einer von Chalmel im Rathe der 500 vertheilten Schrift über die gegenwärtigen Zeitumstände, 170. 14) Der Repräsentant Bailleul in seiner Blöße dargestellt. Von dem Repräsentanten Briot, 174. 15) Ueber die Begebenheiten in den letzten Tagen des Prairials, 179. 16) Schicksale Pichegrüs, Barthelemy's und einiger andern Deportirten seit dem 18. Fructidor. Von Ramel — — 183. 17) Hymne à l'Hymen, 191. Zur Beylage die Musik dazu fürs Klavier.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Bücherverbote in Chursachsen im Jahre 1798 und 1799.

Briefe über die Vorzüge kleiner Staaten, mit besonderer Rücksicht auf die geistliche und Reichsständische Länder-Verfassung. Germanien, 1798. 8.

Ueber

Ueber die alten Riesen, ein Anhang zum vorstehendem.

Amors Experimental-physikalisches Taschenbuch, mit 15 illum. Kupf. und einem Landchärtchen. gr. 12.

Dämonion, oder das Reich der Tugend und des Lasters.

Chamäleon, oder das Thier mit allen Farben. Eine Fortsetzung des neuen grauen Ungeheuers.

Satyrische Blätter, 2 Theile; oder Satyrischer Almanach, 2r Jahrgang. Hohnstadt. 1799. 8.

Ein Wort für die braven Gemeinen des Chursächs. Kriegsheeres. Altenburg, bey Richter. 1799. 8.

Lehren der Vernunft, und der christlichen Religion, über Bestimmung der natürlichen Rechte der Menschheit. Eine Predigt aus den Büchern der Weisheit. 2 — 12.

Kritik des neuen Dresdner Gesangbuchs. Straßburg. (Camburg.) 1799. 8.

Verbrechen der deutschen Kayser, aus dem Französischen des Prudhomme. Altona. 1798. 8.

Ankauf der von Johann Reinhold Forster nachgelassenen Bibliothek. Der König von Preußen hat diese, vorzüglich an englischen und naturhistorischen Werken, reiche Bibliothek, deren bisher befürchtete Zerstreuung ein wahrer Verlust für die Literatur gewesen seyn würde, von der Wittwe des berühmten Besitzers, für achttausend Reichsthaler gekauft, und es soll dieselbe mit der großen Königlichen Bibliothek zu Berlin vereiniget werden.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 37. 1799.

Gelehrte Gesellschaften.

Die K. K. medicinisch-chirurgische Josephs-Akademie zu Wien machte in dem Jahre 1798 zwey Fragen, aus dem Gebiete der praktischen Heilkunst, zum öffentlichen Gegenstande einer ordentlichen und außerordentlichen Preisaufgabe, und setzte auf die Beantwortung der ersten zwey Preise, eine goldene Medaille von 100 Guld. und eine zweyte von 60 Gulden; auf die Beantwortung der letztern aber, eine goldene Medaille von 200 Gulden am Werthe. Der Gegenstand der ordentlichen Preisfrage betraf die Bestimmung des Werthes der Trepanation bey Schädelverletzungen, nach allen möglichen Beziehungen; die Untersuchung des Brandes nach seinen verschiedenen Arten, Ursachen und Heilmethoden machte den Inhalt der außerordentlichen Preisfrage aus. *) Die Wichtigkeit des Gegenstandes, die getheilten Meinungen der Schriftsteller, das Unbestimmte der als Norm aufgestellten Lehrsätze, und die vortheilhafte Gelegenheit, welche ein langer und blutiger Krieg zur Erforschung der Wahrheit, und zur Berichtigung der streitigen Punkte darbietet, dieß sind die Bestimmungsgründe, welche die Akademie in ihrer Wahl leiteten, und mit Grund zu großen Erwartungen berechtigten. Der Erfolg hat diese Er-

*) Siehe hierüber umständlicher unser vorjähriges Intelligenzblatt Seite 50 und 58.

Erwartungen gerechtfertigt. Die Ablesung und vorläufige Würdigung der vom In- und Auslande eingelaufenen Concurrenzfähigen Preisschriften, beschäfftigte die Akademie durch mehrere Sitzungen, bis endlich zum Votiren geschritten werden konnte, wo sich denn alle Stimmen der Beysitzer in nachstehendem Beschlusse vereinigten. Unter den Schriften der ordentlichen Preisaufgabe wurde die Abhandlung mit dem Motto: Quantum animus meminisse horret, luctuque refugit, incipiam, für die erste beste; die Abhandlung mit dem Denkspruche: Veritatis ac litterarum amore ductus, für die zweyte beste erkannt, und jene daher mit dem ersten, diese mit dem zweyten Preise gekrönt. Bey Entsiegelung der Billette, zeigte sich, daß die erstere Herrn Louvrier, K. K. Stabs-Feldarzt bey der Italienischen Armee, die letztere, Hrn. Mursinna, Königl. Preußisch. General-Chirurgen und ersten Professor der Chirurgie in Berlin, zum Verfasser hat. Von den Abhandlungen der außerordentlichen Preisaufgabe, hat die mit dem Denkspruche: In medicina nil frugi possumus assequi, nisi vera rerum naturae cognitione, quae in eo cernitur, quod praesidio multis, nemini nocet, den Preis davon getragen. Ihr Verfasser ist Hr. Doktor Neumann, Churfürstl. Sächsischer Amtsphysikus zu Colditz. Außerdem verdienen noch zwey Abhandlungen, welche die K. K. Bataillons-Feldärzte Kühn, von Klebeck Infanterie, und Hartmann, von Lascy Infanterie, eingesendet haben, eine ehrenvolle Erwähnung. Um einen so rühmlichen Fleiß nicht unbelohnt zu lassen, hat die Akademie jeden Verfasser mit der großen Akademischen Denkmünze beschenkt. Auch hat die Akademie den Verfassern der 3 gekrönten Preisschriften, durch ihren Secretär das Diplom eines korrespondirenden Mitgliedes zustellen lassen, um Ihnen einen öffentlichen Beweis ihrer Achtung zu geben. Die Abhandlungen selbst werden nächstens zum Druck befördert werden.

* * *

Bücheranzeigen.

Allgemeines Repertorium der Literatur für die Jahre 1791 — 1795.

Wir haben unsrer Ankündigung und unserm Versprechen zufolge in so eben vergangener Oster-Messe von dem Allgemei-

meinen Repertorio der Literatur für die Jahre 1791 — 1795. des I. Bandes Erste Abtheilung, nebst Herschels Portrait dem Publikum wirklich geliefert, und hoffen dadurch bewiesen zu haben, daß es in seiner Erwartung nicht getäuscht worden sey. Diese erste Abtheilung enthält: I. die Literatur der Wissenschaftskunde; II. die Literatur der Philologie; III. die Literatur der Theologie; IV. die Literatur der Rechtsgelahrheit; V. die Literatur der Arzneykunde. Die zweyte Abtheilung des I. Bandes, welche noch vor Johannistag geliefert wird, enthält ferner: VI. die Literatur der Philosophie; VII. die Literatur der Pädagogik; VIII. die Literatur der Staatswissenschaft; IX. die Literatur der Kriegswissenschaft.

Da wir nun den Verlag des allgemeinen Repertoriums der Literatur, gewiß mehr aus Eifer für die Literatur, und um ein so wichtiges und allen Gelehrten unentbehrliches Werk nicht wieder ins Stecken gerathen zu lassen, als um eine lucrative Speculation zu machen, von der Expedition der A. L. Zeitung übernommen haben: so werden wir das Unsrige gewiß thun, die Erwartung des literarischen Publikums schnell und gut zu befriedigen. Wir dürfen dagegen aber wohl auch bitten und erwarten, daß das verehrte Publikum uns gleichfalls entgegen komme, und auch seiner Seits unterstütze. In dieser gewissen Zuversicht zeigen wir hierdurch nochmals an:

1) Daß dieß zweyte Quinquennium des Allg. Repertorii, eben so wie das erste, aus drey Quartbänden bestehen, und ohngefähr 10 bis 11 Alphabete stark werde.

2) Daß wir, da dieß Werk in zwey Druckereyen gedruckt wird, und
   a) des I. Bandes 1ste Abtheilung bereits zur Oster-Messe geliefert worden ist, und die 2te Abtheilung nun auch bald nachfolgt.
   b) den II. Band zur Michaelis-Messe 1799.
   c) den III. Band zu Ende dieses Jahres

   gewiß zu liefern gedenken; und, um häufige Verwirrungen zu vermeiden, nur einerley Ausgabe, nämlich auf gutes Druckpapier machen.

Als eine Zierde des Werks haben wir das sehr ähnlich und gut gestochene Portrait des großen astronomischen Entdeckers Hrn. Herschel der ersten Lieferung beygefügt.



3) Daß wir den Ladenpreis des ganzen Werks, der freylich im Jahre 1790 von der Exped. der A. L. Z. auf 8 Rthlr. Sächs. Crrt. gesetzt wurde, und wobey sie beträchtl. Schaden litte, in dieser und mehr andern Rücksichten auf zehn Rthlr. Sächs. Crrt. setzen müssen. Wir schlagen aber dabey zugleich, um den Besitzern des ersten Repertorii die Anschaffung dieses zweyten zu erleichtern,

4) den nämlichen Weg der Pränumeration ein, der beym ersten Statt fand, und auf jeden Band, so lange der Druck desselben dauert, also:

a) auf den I. Band bis Joh. d. J.
b) auf den II. Band bis Michael. d. J.
c) auf den III. Band bis Ende d. J.

zwey Rthlr. sechszehn Groschen Sächs. Crrt. Pränumeration an; welche sich aber schließt, sobald der fragliche Band fertig und geliefert ist, mit welcher Lieferung er in seinen Ladenpreis zu 3 Rthlr. 8 gr. Sächs. eintritt. Wir wünschen daher, daß alle Liebhaber sich dieses beträchtl. Vortheils der Pränumeration, welche noch dieses ganze Jahr dauert, bedienen, und sich das A. Repertorium lieber zu Acht Rthlr. als zu Zehn Rthlr. anschaffen möchten.

5) Haben wir auch dem Wunsche vieler Gelehrten nachgegeben, und werden eine gewisse Anzahl Exemplare der ganzen Auflage in folgende 9 wissenschaftliche Hauptabtheilungen, wie schon beym ersten A. Repertorio geschah, zerlegen, nämlich:

a) Die theolog. Literatur von 1791 — 1795.
b) Die juristische und staatswissenschaftl. Literatur von 1791 — 1795.
c) Die medicin. nebst Physik, Chemie und Naturgeschichte von 1791 — 1795.
d) Die philosophisch-pädadogische von 1791 — 1795.
e) Die mathematische, nebst Kriegswissenschaft, Oekonomie, Technologie und Handelswissenschaft von 1791 — 1795.
f) Die historisch-geographische Literatur von 1791 — 1795.
g) Die philologisch-belletristische, von 1791 — 1795.

h) Die

h) Die Literatur der Wissenschaftskunde, Allg. Literärgeschichte und vermischter Schriften von 1791—1795.

i) Das allg. alphabetische Verzeichniß der von 1791—1795 erschienenen in- und ausländischer Schriften, mit ihrem Ladenpreise, und Hrn. Herschels Portrait:

und jedem Liebhaber also die Literatur seines eigenen Fachs der Wissenschaften, auf Verlangen, überlassen können. Die Preise dieser einzelnen Abtheilungen können wir jetzt noch nicht bestimmen, und werden sie bey der Lieferung des II. Bandes des A. Repertorii anzeigen.

6) Da wir dem verehrten Publiko nunmehr mit Gewißheit versichern können, daß das Allgem. Repertorium der Literatur von einem Quinquennio zum andern richtig fortgesetzt wird, und kein Gelehrter nun mehr befürchten darf, sich statt eines fortgehenden, unentbehrlichen Leitfadens durch das ungeheure Labyrinth der Literatur und des Bücherwesens, ein bloßes Fragment zu kaufen; viele Gelehrte und öffentliche Bibliotheken aber ihren Entschlüß, sich das A. Repert. anzuschaffen, nur bis zu der Gewißheit, daß es für die Folge richtig fortgesetzt werde, verschoben haben: so zeigen wir diesen hierdurch an, daß Sie noch von dem Ersten Repertorio sowohl complette Exemplare zu 8 Rthlr. Sächs. Crrt. Ladenpreis mit 25 pr. Cnt. Rabbat, oder zu 6 Rthlr. Netto, als auch von den oben No. 6. angeführten 9 wissenschaftlichen Abtheilungen, um die bekannten bisherigen Preise davon haben, und von uns verschreiben können. Wir liefern Alles bis Leipzig, Nürnberg und Frankfurt a. M. frey.

7) Alle Liebhaber können sich mit ihren Bestellungen und Pränumerationen entweder an Ihre vorigen Collecteurs, durch welche sie das erste Repertorium erhielten, und welchen wir noch eine billige Provision accordiren, oder direct an uns hieher, oder auch an den Hrn. Hofcommissarius Fiedler in Jena, in frankirten Briefen, wenden. Sie erhalten, sobald uns die Pränumeration eingeht, einen gedruckten und von uns eigenhändig unterschriebenen Pränumerations-Schein, gegen welchen

Ihnen

Ihnen jeder Band bey seiner Erscheinung ohne weitere Nachzahlung, abgeliefert wird.
Weimar im May 1799.

Fürstl. Sächs. privil. Industrie-Comptoir
zu Weimar.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Bücherverbote zu Wien, im December 1798. Januar und Februar 1799.

Deutsche Schriften.

Abentheuer und Fahrten des Bürgers und Barbiers Sebastian Schnapps, ein komischer Roman aus den neuesten Zeiten. Leipzig. 1798. 8.

Adelstan jovialisch-politische Reise durch Italien während Buonapartes Feldzügen. Mainz. 1798. 8.

Adonis der gute Neger, eine wahre Anekdote aus dem Französischen des Picquenard. Gotha. 1799. 8.

Aegypten in hist. geogr. Hinsicht, mit einer Karte und Kupfern. Berlin und Leipzig. 1799. 8.

Alla-Moddin. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen. Berlin. 1798. 8.

Almanach (Satyrischer) aufs Jahr 1799. Herausgegeben von Janus Eremita. Hohnstadt. 1799. 8.

oder:

Blätter (Satyrische). Herausgegeben von Janus Eremita. 2r Theil. Hohnstadt. 1799. 8.

Von Alpen (H. S.) öffentlicher von allen Menschen und Christen zu beherzigender Unterricht, über die Religion, die öffentliche Gottesverehrung, und den geistlichen Lehr- und Predigerstand. Frankfurt a. M. 1798.

Ammon (D. Chr. F.) Anleitung zur Kanzel-Beredsamkeit. Göttingen. 1799. 8.

Anekdoten-Freund (der) eine Sammlung von kleinen Erzählungen und Schwänken, 1s Heft. Berlin. 1798. 8.

Antihypochondriakus (der jüngere), 52. Portiönchen. Lindenstadt. 1798. 8.

Apo-



Apologie für die unterdrückte Judenschaft in Deutschland. An den Congreß zu Rastadt gerichtet. No. II. 1798. 8.
Archiv (Berlinisches) Nov. 1798. 8.
Archiv — guter und böser Einfälle, auch einige hochernsthafte Gedanken, und Herzensworte. Herausgegeben von einer Gesellschaft gelehrter Leute. Probestück so gut wie ein Jahrgang. 1798.
Arzt (der) für Freudenmädchen und ihre Kunden, ein neues Noth- und Hülfsbüchlein. Bremen, 1799. 8.
Auszug (gedrängter) aus der allgemeinen Welt-Geschichte, in 12 Zeiträumen einzig und allein für Landschulen, von C. G. K. Breslau. 1798. 8.
Becker (Bürger J. N.) Wetzel seit seines Aufenthalts in Sondershausen. Erfurt. 1799. 8.
Beschreibung des jetzigen Krieges mit den Franzosen, beschrieben von Baron O'Cahill. 1r Theil. Frankf. und Leipzig. 1798. 8.
Beyer (J. A. G.) Museum für Prediger. 2 Bandes 2 St. Leipzig. 1798. 8.
Beytrag zur Geschichte der Frohne, oder Scharwerk in Bayern. Frankf. a. M. 1798. 8.
Bibel-Commentar zum Handgebrauch für Prediger, Schullehrer und Layen, nach den jetzigen Interpretationsgrundsätzen ausgearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrten, 1r Bd. Altenburg. 1798. 8.
Bibliothek, kleine, für die Jugend, 2s Bdch. Stuttgard. 1799. 12. oder: Worte eines Greises an seinen Sohn. Stuttgard. 12.
Bildergallerie (neue) für junge Söhne und Töchter. 6r Band. Berlin. 1799. 8.
Bindseil (D. C. H.) Dramatische Versuche. 1s Bändchen. Dortmund. 1798. 8.
Blätter (Englische). 8 Bandes 3. und 4. Heft. 8.
Brenckenhof, Paradoxa, größtentheils militairischen Inhalts. 3. Aufl. Leipzig. 1798. 8.
Cäsar (J.) oder der Sturz der römischen Republick, ein Pendant zum Fall der französischen Monarchie. 2r Theil. Magdeburg. 1799. 8.
Das ist ein Buch zum Todlachen, Halle. 8. oder: Fortsetzung des Anekdotenbuchs. Nr. 16. 8.
Dohna (Albert Reichsburggraf zu) der Feldzug der Preußen gegen die Franzosen in den Niederlanden im Jahre 1793. 2r Band. Stendal. 1798. 8.

Eckardt-

Eckardtshaußen, Gott ist die reinste Liebe, mein Gebet und meine Betrachtung. In allen Sprachen und Auflagen.
Ehestands-Almanach für das Jahr 1799. Regensburg. 1799. 8.
Ehegatte, der ermordete, sein eigener Richter, wahre Begebenheit unsers Zeitalters. Ein merkwürdiger Beytrag zur Geschichte des menschlichen Herzens. Prag und Leipzig. 1799.
Entwurf der allgemeinen Helvetischen Staatsverfassung. Zürich. 8.
Erschaffung (die) der Welt, und der Sündenfall, ein Schauspiel in 3 Aufzügen. 1800. 8.
Europens politische Lage und Staatsinteresse. 8s und 9s Heft. 1798. 8.
Forster (D. J. H.) Charakter, Sitten und Religion einiger merkwürdiger Völker, ein Ostermeßgeschenk für Kinder. Halle. 8.
Frankreich im Jahr 1798. 7s und 10s St. Altona. 8.
Freudenkranz (der) ein Neuhjahrsangebinde aufs Jahr 1798. von Gedichten, Spielen, Tänzen, Charaden und kleinen Aufsätzen. Halle. 12.
Friedrich (J. F.) die philosophische Religion als die älteste gründlich erwiesen, und begreiflich gemacht, sammt einem Anhang, ob Christus Gott sey? Leipzig. 1798 8.
Fritz der Schwabe und seine Basen, ein komischer Roman von Fr. Jünger. 1s und 2s St. Leipzig. 1798. 8.
Fürstentochter (die) 2r Theil. Erfurt. 1799. 8.

(Die Fortsetzung folgt.)

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 38. 1799.

Dienstveränderungen und Beförderungen.

Der Churfürst von Sachsen hat seinen Conferenzminister und wirklichen geheimen Rath, Hrn. Friedrich Ludwig von Wurmb, unter Beybehaltung seiner zeitherigen Ministerialstelle im geheimen Conseil, zum Cabinetsminister ernannt.

Hr. D. Karl Friedrich Curtius, Privatdocent der Rechtswissenschaft zu Leipzig, ist zum Churfürstlichen Appellationsrathe zu Dresden ernannt worden.

Die durch Borzens Tod erledigte Lehrstelle der Mathematik zu Leipzig erhält der bekannte Mathematiker, Hr. Moritz von Prasse.

Hr. Superintendent Johann Gottfried am Ende, zu Liebenwerda, erhielt die Superintendur zu Neustadt an der Orla.

Hr. Johann Heinrich Adolph Schneider, zeither Candidat des Predigtamts und Schulcollege zu Torgau, ist zum Pfarrsubstitut zu Kleinwangen unter der Superintendur Torgau befördert worden. Er ist Verf. einer Uebersetzung von Morus Dogmatik.

Der zeitherige Diakonus zu Zschaitz im Stift Wurzen im Meißnischen Kreise, Hr. Gottlob Heinrich Schreyer, Verf. einer kurzen Einleitung in die christliche Glaubens- und Sittenlehre, zum Oberpfarrer daselbst.

Der Adjunctus der philosophischen Facultät und Baccalaureus der theologischen Facultät, Hr. M. von Zobel, zu Wittenberg, zum Pfarrer zu Wiederau bey Liebenwerda.

Hr. M. Johann Christian Hofmann, Verfasser der Versuche und Erfahrungen für Künstler, ist zum Inspector der Salzwerke zu Kötschau bey Leipzig ernannt worden.

Der zeitherige Souslieutenant bey dem Churfürstlichen Husarenregimente, Hr. Seyffert von Tennecker, hat die gesuchte Entlassung mit Pension erhalten, und privatisirt, um sich ganz seinen schriftstellerischen Unternehmungen zu widmen, zu Leipzig.

* * *

Gelehrte Gesellschaften.

In der öffentlichen Versammlung der mineralogischen Societät zu Jena, am 26. May 1799, wurde 1) von Hrn. Bodo aus Ungarn bewiesen: daß keinem Naturkörper alle Organisation abgesprochen werden könne; die Eintheilung derselben, in organische und nicht organische, folglich unzuläßig sey; 2) vom Hrn. Secretär Stark die, vom Hrn. Rector Mihalik zu Dopschau in Ungarn, eingesandte Abhandlung: Ob die Mineralogie ohne Chemie als Wissenschaft bestehen könne? vorgelesen; 3) vom Hrn. Doctor Bonzel vorgeschlagen: daß verschiedene bisher unter einerley Namen aufgeführte Mineralien, vermöge ihrer eigenthümlichen Unterschiede, inskünftige in den Systemen zu trennen, und mit eigenen Namen zu belegen seyen; z. B. der rothe Zeolith aus Faßa in Tyrol, zum Unterschiede von dem wahren Isländischen, mit dem Namen Fassait, der aus Thum im Sächs. Erzgebirge mit dem Namen Oisanit u. s. w.; und 4) von dem Hrn. Director der mineralogischen Societät, Hrn. Professor Lenz, mehrere Ehren-Correspondirende und ordentliche Mitglieder aufgenommen; als hiesige Ehrenmitglieder namentlich, Hr. geh. Kirchenrath Griesbach und Hr. Prof. Schelling.

In der gleichfalls öffentlichen Versammlung dieser Societät, am 21. Julius d. J., hielt 1) der Director derselben, Hr. Prof. Lenz, eine Vorlesung über Parischen Marmor; 2) ent-

2) entwickelte der Hr. Prof. Fischer eine Bildungstheorie des Erdkörpers aus der Entstehung der Mineralien; 3) lieferte der Hr. Secretär Stark eine ausführliche Beschreibung aller Opalarten, und 4) versuchte Hr. Bodo aus Ungarn, die Mineralogie wissenschaftlich zu begründen.

Am 14ten May 1799 hielt die Gesellschaft naturforschender Freunde Westphalens zu Brockhausen bey Unna, ihre gewöhnliche Sitzung, in welcher 1) der Director derselben, Hr. Kriegs- und Domainenrath Meyer, die eingesandten naturhistorischen Abhandlungen bekannt machte; 2) mehrere resp. Mitglieder neue physikalische Beobachtungen mittheilten; 3) das ordentliche Mitglied, Hr. Joh. Friedr. Fuchs, Secretär bey der mineralogischen Societät in Jena, zu der unter dem Directorium des Hrn. Professor Lenz in Jena errichteten Deputation der naturforschenden Gesellschaft Westphalens als Secretair vorgeschlagen und bestätigt; und 4) der Hr. Regierungsrath von Wildungen in Marburg, einstimmig zu ordentlichen Mitgliedern erwählt wurden.

* * *

Bücheranzeigen.

Thomas Pennants allgemeine Uebersicht der vierfüßigen Thiere. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und vielen Zusätzen versehen von Johann Mathias Bechstein. 1r Band, 4. mit 34 Kupfertafeln. (4 Rthlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Kr. Reichsgeld.)

Wir haben in vergangener Ostermesse, ohne weitere Ankündigung, den 1sten Band dieses wichtigen Werks, welches Naturforscher schon aus seinen beyden vorhergehenden Engl. Ausgaben kennen, geliefert; und werden den zweyten, der das Ganze schließt, zur Michaelmesse nachliefern.

Diese Uebersetzung ist nach der dritten weit vollständigern Engl. Ausgabe gemacht; welche nicht den Titel: Synopsis of Quadrupeds, sondern History of Quadrupeds (Naturgeschichte der vierf. Thiere) führt. Da nun dieß Werk mit dem vom Hrn. M. R. Bechstein auch übersetzten Lathamschen

schen Werke über die Vögel (Synopsis of Birds) einerley Bearbeitung und Zweck hat: so ist auch der Titel: Allgemeine Uebersicht (Synopsis) beybehalten worden. In dieser Uebersetzung aber sind nicht allein alle seit 1793 neu entdeckte vierfüßige Thiere hinzugekommen; sondern es ist auch alles fehlende Gemeinnützige des Originals ergänzt, so wie das Irrige berichtiget worden. Von Zeit zu Zeit wird auch Hr. B. R. Bechstein alle neue Entdeckungen in der Lehre der Quadrupeden in Supplementen nachliefern, und dieß Werk dadurch zu einem zweckmäßigen und vollständigen Repertorium der vierfüßigen Thiere machen.

Um dieß Werk nicht unnöthig zu vertheuern, sind alle in dem Schreberschen Werke über die Säugthiere schon befindlichen richtigen Abbildungen bey dieser Uebersetzung als überflüßig weggelassen; hingegen weit mehrere und vorzüglich der Natur getreuere Abbildungen, und folglich Alles, was das Schrebersche Werk entweder gar nicht, oder doch nicht richtig hat, geliefert worden. Eine kleine Vergleichung mit dem Engl. Originale wird den Kenner sogleich überzeugen, daß die Uebersetzung gar große und wesentliche Vorzüge vor jenem erhalten habe.

Dieß Werk ist übrigens nicht bloß für Naturforscher von Profession bestimmt; sondern auch für Leser aus allen gebildeten Ständen, die naturhistorische Kenntnisse zu erlangen wünschen, für Theologen, Juristen, Mediciner, Cameralisten, Pädagogen, Soldaten, Kaufleute und cultivirte Frauenzimmer. Ohne großen Kosten- und Zeitaufwand, ohne weitläuftige gelehrte Vorbereitung kann sich hier der Naturfreund eine allgemeine Uebersicht aller vierfüßigen Thiere verschaffen, sie nicht bloß kennen lernen, sondern auch das Merkwürdigste von ihrer Lebensart, von ihrem Nutzen und Schaden, den sie für die Haushaltung der Natur sowohl, als für den Menschen haben, erfahren; und dieß alles mit einer musterhaften Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze, und in einer Ordnung, die wenigstens allen den neuern Versuchen über die Klassifikation der Säugthiere gleichkommt, wenn sie dieselben nicht noch übertrifft.

Der erste Band hat 34 gut gestochene und auf schönes Schweizer Velinpapier abgedruckte schwarze Kupfer (da das Engl. Original auch bloß schwarze hat); der zweyte Band bekommt noch 20 Kupfer. Im Juni 1799.

F. S. privil. Industriecomptoir zu Weimar.

Bücher

Bücheranzeigen.

Zweyte Auflage der Hallerschen Physiologie; umgearbeitet von Leveling.

Meine in den Jahren 1795 und 1796 in der Waltherschen Buchhandlung zu Erlangen herausgekommene Umarbeitung des Hallerischen Grundrisses der Physiologie, welche in zwey Theilen besteht, hat sich nun gänzlich vergriffen, und bereits wird durch die nämliche Buchhandlung eine zweyte Auflage besorgt. Die kurze Zeit, in welcher die erste Auflage abgesetzt wurde, und die Universitäten, auf welchen nach diesem Handbuche von bewährten Physiologen Vorlesungen gehalten werden, sind, glaube ich, Belege genug für die Würde dieses Werkes, und zeigen deutlich an, daß Hallers Physiologie immer noch ihren Werth behauptet. Auch diese zweyte Auflage kommt unter meiner Revision heraus, und ich habe mich bemüht, das Mangelhafte der ersten Ausgabe, wie es in kritischen Blättern von ächten und unbefangenen Recensenten angegeben wurde, nicht nur zu verbessern; sondern auch das seither Neue in dieser Wissenschaft überall nach Möglichkeit an seinem gehörigen Orte einzuschalten, worüber die dieser zweyten Auflage beykommende Vorrede die näheren Aufschlüsse geben wird.

Ingolstadt den 17. Jul. 1799.

Dr. H. M. von Leveling,

Churfürstl. wirkl. Rath und O. O. Lehrer der Medicin 2c.

Von Seiten der Verlagshandlung wird bey dieser zweyten Auflage eben so, wie bey der ersten, für das Aeußere des Werks gesorgt werden.

Walthersche Kunst- und Buchhandlung.

Berlin, in der Paulischen Buchhandlung: Lacépède's Naturgeschichte der Fische, als Fortsetzung von Büffons Naturgeschichte; aus dem Französischen von Ph. Loos. 1ster Band. 1ste Abtheilung. gr. 8. 518 Seiten und 9 Kupfer.

Die Naturgeschichte der Fische gehört noch mit in Büffons Plan, und sollte seine allgemeine Naturgeschichte, die er gemeinschaftlich mit Daubenton, Lacepede und Montbeliard herausgegeben, beschließen. Die Geschichte der weißblütigen Thiere und der Pflanzen hatte er noch in seinem letzten Jahre von diesem Plane ausgeschlossen. Lacepede, sein eifrigster Mitarbeiter, erhielt von ihm den Auftrag, die Geschichte der Fische zu bearbeiten, zugleich mit den vorräthigen Materialien. Er benutzte sie, und zog bey seiner Arbeit die zahlreichen, vielleicht einzigen Hülfsmittel zu Rathe, die ihm das große National-Museum der Naturgeschichte zu Paris darbot. Außerdem hat er bey dieser Arbeit die besten Werke der ältern und neuern Schriftsteller, besonders die eines Bloch, Linne, Gmelin, Forskäel, Klein, Daubenton, Bomare u. a. m. zum Grunde gelegt, wozu noch verschiedene Manuscripte und Zeichnungen gerechnet werden müssen, welche in dem Museum der Naturgeschichte aufbewahrt werden, und mehrere andre, die ihm von reisenden Naturforschern mitgetheilt worden. In der dreyzehn Bogen starken Einleitung über die Naturgeschichte der Fische wirft der Verfasser einen allgemeinen Ueberblick auf die Oekonomie der Natur überhaupt und die des Thierreichs und der Fische insbesondere. Dieser Aufsatz fällt hin und wieder ins Dichterische, und wird dadurch um so anziehender für Leser, die Büffons und Lacepede's hinreißenden Styl zu schätzen wissen. Wir können uns hier nicht mit den besondern Meinungen des Verfassers beschäftigen; sondern begnügen uns, den Inhalt des gegenwärtigen ersten Bandes 1ster Abtheilung darzustellen. Er theilt zuerst die ganze Klasse der Fische in zwey Unterklassen ab, nämlich in Knorpel- und Knochenfische, und jede dieser Unterklassen zerfällt wieder in vier Abtheilungen, die sich auf die Gegenwart oder die Abwesenheit eines äußern Kiemendeckels oder einer Kiemenhaut gründen. Jede Abtheilung enthält vier Ordnungen, welche mit denjenigen übereinstimmen, welche Linne für die eigentlichen Fische angenommen hat. Jede dieser Ordnungen ist mit einem einfachen, bestimmten Charakter bezeichnet. Auf diese Art entstehen in der ganzen Klasse der Fische acht Abtheilungen und zwey und dreißig Ordnungen. Jede Abtheilung gründet sich aber auf die Gegenwart oder Abwesenheit derselben äußern Theile; auch sind die vier Hauptkennzeichen, welche die vier Ordnungen jeder Abtheilung trennen,

in

in allen acht Abtheilungen derselben, woraus denn der doppelte Vortheil einer regelmäßigen Eintheilung und einer geringern Anzahl Kennzeichen entsteht, so daß man den ganzen Plan mit einem Blick übersehen, und mit allen seinen einzelnen Theilchen leicht fassen kann. Endlich findet man an der Spitze der Geschichte jedes Geschlechts eine Tabelle der zu demselben gehörigen Gattungen, und der Verfasser verspricht, das Werk mit einer vollständigen methodischen Tabelle aller Abtheilungen, Ordnungen, Geschlechter und Gattungen zu beschließen, deren letztere er über tausend annimmt. Manche Ordnungen enthalten Gattungen, die bisher noch nirgends beschrieben worden. Dahin gehören z. B. in diesem ersten Bande unter dem Rochengeschlecht der Chinesische, Thouin-Cuttier- und Manatia-Roche. Der Verfasser hat nach den Beyspiele verschiedener Nordischer Naturforscher, diesen neubeobachteten Gattungen Namen von berühmten Gelehrten, vorzüglich Naturforschern, beygelegt. Die Kennzeichen der Unterklassen, Abtheilungen, Ordnungen, Geschlechter und Untergeschlechter sind erst nach vorhergegangener Untersuchung einer großen Anzahl dieser Gattungen, und nach Vergleichung mehrerer Individuen von verschiedenem Geschlecht und Alter angenommen worden. Der Uebersetzer hat sich bemüht, sein Original treu und redlich darzustellen, ohne sich auf die verschiedenen Systeme und Meinungen anderer Naturforscher über diesen oder jenen Punkt einzulassen, weil dadurch die Anmerkungen dem Text gleich geworden wären, oder ihn an Stärke übertroffen hätten. Das ganze Werk, welches als eine natürliche Fortsetzung der Büffonschen Naturgeschichte zu betrachten, wird in drey Bänden, ein jeder Band in 2 Abtheilungen, bestehen. Die zweyte Abtheilung ist bereits auch fertig, und enthält 16 Kupfer. Beyde Abtheilungen kosten auf Druckpapier mit schwarzen Kupfern Prän. Preis 2 Thlr., ord. 2 Thlr. 20 Gr.; auf Schreibpap. 2 Thlr. 16 Gr., ord. 3 Thlr. 8 Gr.; mit illuminirten Kupfern 3 Thlr. 14 Gr., ord. 4 Thlr. 20 Gr. Der Inhalt der zweyten Abtheilung wird nächstens auch angezeigt werden.

Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften ꝛc. der Residenzstadt Berlin, seit den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1786.

 Fünf-

Fünfter Theil, 2 Bände in 8. 2 Rthlr. 4 gr. — Das Ganze, alle 5 Theile, kostet 7 Rthlr. 8 gr.

Von diesem mit Beurtheilungskraft und Patriotismus in gedrängter Kürze verfaßten und mit instruktiven Registern versehenen wichtigen topographisch-historisch-statistischen Werke ist nunmehr der fünfte Theil, zu gewiß nicht geringer Zufriedenheit seiner patriotischen Leser, erschienen. Sein literarischer Werth steht demjenigen seiner Vorgänger um nichts nach, und sein Interesse ist vielmehr noch anziehender geworden. Zeigten uns erstere bloß das Entstehen und das allmählige Wachsthum dieser berühmten Stadt zugleich mit der allmähligen Entwickelung unsers Staatskörpers: so läßt ihn uns dieser in seinem schönsten Flor bewundernd anstaunen. Wie unendlich mannichfaltig sind nicht die verschiedenen Nüanzen und Farbenmischungen eines so großen Gemäldes! Dieser fünfte Theil enthält die Regierungsperiode eines Friedrichs des Zweyten, dem Sein Zeitalter allgemein den Beynamen des Großen, des Einzigen giebt, und dessen unverlöschbares Andenken sein liebenswürdiger Nachfolger, bey dessen Anblick man den Monarchen vergißt, mit jugendlicher Kraft in uns weckt; Ihn, Seinen geliebten Ahnherrn, dessen Geist noch jetzt als Genius auf Preußen ruht, uns im Gefolge aller jener würdigen Männer, die Ihn umgaben, und noch jetzt am Staatsruder sitzen, in unser Gedächtniß zurück zu rufen, welch eine geistreiche Lektüre muß das für uns seyn! ja, so wie wir unter Ihm Preußens Größe und Ruhm steigen sehn, muß gewiß der lebhaftigste und feurigste Wunsch in uns entstehen: „daß Preußen noch lange solche Regenten haben möge!" Ja, wie willkommen muß es nicht einem jeden, sich von jeher durch ausgebreitete Lektüre auszeichnenden Berliner seyn, hier die Geschichte seiner Aeltern, Großältern, u. s. w. — ihre Schicksale und Begegnisse, mit einverwebt zu finden, und, indem er sich mit der Geschichte des Flors dieser merkwürdigen Stadt unterhält, denjenigen seiner eigenen Familie zugleich mit wachsen und befestigt zu sehen. Gewiß ein in dieser Hinsicht vorzüglich zu empfehlendes Handbuch, daß einem jeden, dem es um eine angenehm unterhaltende und belehrende Lektüre dieser Art zu thun ist, ganz vorzüglich anempfohlen zu werden verdient. S.

Ver-

Vermischte Nachrichten.

Von folgenden Büchern sind neue, zum Theil nur wenig veränderte Auflagen erschienen:

Alles in der Natur lebt, nichts ist ganz todt, von J. F. Jacobi, 4te vermehrte Ausg. Leipz. Sommer. 1799. 8. (8 gr.)

Dr. J. G. Marezoll's Andachtsbuch für das weibl. Geschlecht. Leipzig, Göschen. N. A. 2 Thle. 1798. 8.

Communionbuch für aufgeklärte Christen von J. C. Thiess, 3te verm. Aufl. Leipzig u. Gera, Heinsius. 1798. 8. (12 gr.)

Sonntagsabende, ein Andachtsbuch von Th. F. Tiede. 2te Aufl. Breslau, Korn d. ä. 1799. 8. (1 th. 8 gr.)

Reden am Traualtar und bey Särgen und Gräbern, nebst Anhang einiger Reden zum Gedächtniß hoher Personen. 3te Aufl. Stendal, Franz u. Große. 1798. 8. (16 gr.)

Kleine christl. Kirchen- und Reformationsgeschichte, nebst der Augsburgischen Confession, von Dr. G. F. Seiler. 3te verbess. Aufl. Erlangen, Bibelanstalt. 1797. 8. (1 gr.)

Beytrag über Verbrechen und Strafen, von Theod. Hippel, Verf. der Lebensläufe in aufsteigender Linie. 2te unveränd. Aufl. Königsberg, Nicolovius. 1797. 8. (Nur der ehemalige Titel: Nachricht, die von K—sche Untersuchung betr. [s. N. a. d. B. X. 2.] ist verändert und der Name des Vf. beygesetzt.)

J. Clarke's Beobachtungen über die Krankheiten auf langen Reisen nach heißen Gegenden, und besonders über die Krankheiten, die in Ostindien herrschen. 2te Ausg. Kopenhagen u. Leipzig, Schubothe. 1798. 8. (18 gr.)

Heinecke Umriß der Geburtshülfe, zum Gebrauche der Hebammen im Bernischen. 2te Aufl. Leipzig, Rabenhorst. 1798. 8. (12 gr.) (Bloß der Verlagsänderung wegen.)

Recepte und Curarten mit theoret. prakt. Anmerk. von Dr. E. Ant. Nicolai. 3te Aufl. 1r B. 1 — 2r. Th. Jena, Cröcker. 1798. 8. (2 th. 12 gr.)

J. C. *Reil* memorabilium clinic. med. pr. F. I. Ed. alt. Halle, Curt. 1798. gr. 8. (12 gr.)

Beweis, daß das Walzen eine Hauptquelle der Schwäche des Körpers und des Geistes unserer gegenwärtigen Generation sey, von Sal. Jac. Wolf. 2te Aufl. Halle, Hendel. 1799. 8. (5 gr.)



Bücherverbote zu Wien, im December 1798. Januar und Februar 1799.

Gauner (der) John und seine Genossen. Ein komischer Roman. Frankfurt und Leipzig. 1798. 8.

Geist des neuern Kriegs-Systems aus den Grundsätzen einer Basis der Operationen, auch für Layen der Kriegskunst faßlich vorgetragen von einem ehemaligen Preußischen Offizier. Hamburg. 1799. 8.

Gemälde (histor.) in Erzählung merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter, und berüchtigter Menschen. 3r Band 1e verm. und verb. Aufl. Leipzig. 1799. 8.

Gemälde (neuestes) von Lissabon. Leipzig. 1799. 8.

Genius (der) der Zeit von A. Hennings. August und December. 1798. 8.

Geschichte der Reformation. Rom, Wittenberg und Genf. 1796. 8.

Geschichte des Feldzuges 1796 in Deutschland und Italien. Aus dem Engl. übersetzt von A. G. L. Lentin. Göttingen. 1798. 8.

Geschichte (zur kritischen) des Rastadter Friedens, von einem unpartheyischen Beobachter. Braunschw. 1798. 8.

Göbel (J.) Corriza der Franke von Sevennengebirge, aus dem Archive des Tempelordens. 1. 2. Th. Berlin. 1799. 8.

Hänlein, Paulus und Gabler, neues theologisches Journal, Jahrg. 1798. 11s St. oder 12r Bd. 5s Stück. oder:

Gabler (D. J. Ch.) neuestes theolog. Journal. 1r Band 5s St. Nürnberg. 1798. 8.

Hencke, Archiv für die neueste Kirchengeschichte. 6r Band 2s Stück. Weimar. 1798. 8.

Heydenreich (K. H.) kleine Monatsschrift für Freunde der Religion, und Feinde des Aberglaubens. 1. 2. Stück. Leipzig. 1798. 8.

Huber (D.) etwas von meinem Lebenslauf, und etwas von meiner Muße auf der Festung. Stuttgardt. 1798. 8.

Ich und mein Vetter, oder zwanzig Kapitel über geistliches Wesen und Unwesen. Erfurt. 1798. 8.

Jean Pauls Fata und Werke vor und in Nürnberg, 1. u. 2s Bändchen. Gera. 1798. 8. oder:

Palingenesien von Jean Paul. Zwey Bändchen. Leipzig und Gera. 1798. 8.

Journal für Prediger. 35 Bdes 3s u. 4s St. Halle. 1798. oder:

oder:

Journal (neues) für Prediger. 15. Bandes 3s u. 4s Stück. Halle. 1798. 8.

Journal zur Aufklärung über die Rechte und Pflichten des Menschen und Bürgers, 1r Band 1s Stück. Herborn u. Hadamar. 8.

Journal (neues militairisches). 17 und 18s Stück, oder 9r Band. Hannover. 1798. 8.

oder:

Denkwürdigkeiten (militairische) unserer Zeiten. 2ter Band. Hannover. 1798. 8.

Journal (philosoph.); herausgegeben von Fichte und Niethammer. Jahrg. 1798. 1s Heft. Jena und Leipz. 1798. 8.

Jünglinge (an) und Mädchen, ein Beytrag zur Sittenlehre und Erziehungskunde. Breslau. 1797. 8.

Julius, Seitenstück zu dem Guido von Sohnsdom. Von demselben Verfasser. 2r Theil. Freyburg 1798. 8.

Kalender (historisch-genealog.) oder Jahrbuch der merkwürdigsten neuen Weltbegebenheiten für 1799. Leipzig.

Kalender (histor. genealogischer) auf das Jahr 1799. Enthaltend die Geschichte Italiens. Braunschw. 12.

Kalender (chiromantischer) auf d. J. 1799. Alexandrien. 12.

oder:

Chiromantie, oder Wahrsagerkunst aus den Händen. Aus dem Engl. London 1799. 12.

Kant (Imm.) der Streit der Facultäten in drey Abschnitten. Königsberg. 1798. 8.

Klauhold (K. A.) Bild eines vollkommenen Richters, oder Vorschläge zu einer vernünftigen Verwaltung des Richteramts. Gießen. 1798. 8.

Klio, (neue) eine Monatsschrift für die Franz. Zeitgeschichte 1797. Nov. und Decembr. 1797. 8.

Langbein, (F. A. G.) neue Schwänke. Ronneburg 1799. 8.

Lavater (J. C.) an das Direktorium der französischen Republik. Schweiz. 1798. 8.

Lebensbuch des vollendeten 18ten Jahrhunderts, ein deutsches Volksbuch. 1r Heft. Glatz. 8.

Lebensscenen aus dem 18ten Jahrhundert. Vom Verfasser des Isenflamm. 1s Bändchen. Berlin 1799. 8.

Liederbuch (allgemeines) des deutschen Nationalgesanges, 4 Theile. Altona. 1798. 8.

Ludwig

Reis-

Reliquien für Staatenwohl und Völkerglück; 1ste Lieferung. Germanien. 1798. 8.
Reubel (B.) an den Bürger J. C. Lavater, Pfarrer in Zürich. Aus dem Französischen mit Anmerkungen. 1798. 8.
Rochefoucault Liancurt (de la) Reisen in den Jahren 1795 96 und 97. durch alle an der See gelegene Staaten der Nordamerikanischen Republik. Aus der französischen Handschrift übersetzt. 1r Band. Hamburg 1799. 8.
Röschens Geheimnisse, von dem Verfasser des Guido von Sohnsdom. 1r Band. Pirna 1798. 8.

Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage in dem 46sten Bande der N. A. D. Bibl. Schriften recensirt worden sind.

Anmerk. Die römischen Zahlen zeigen die Hefte, die arabischen die Seiten, und die eingeklammerten arab. Zahlzeichen die Anzahl der Schriften an, welche von demselben Verleger auf derselben Seite vorkommen.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

